image
not
available

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
900000089711

P 34.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweite Band

auf das Jahr 1854.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.
(W. Fr. Kästner.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 3. Juli 1854.

Copenhagen

Schluß der Anzeige: »Bundehesh liber Pehlvicus e vetustissimo codice Havniensi descripsit, duas inscriptiones regis Saporis primi adjecit N. L. Westergaard.«

Jede einzelne schlechte Handlung wurde zweimal gezählt; dann freute sich der schlechte Ahriman nicht wegen der Furcht vor dem reinen Menschen. Als Ǵah *) Darvand (ein Genosse Ahrimans) in Knechtschaft kam 3000 Jahre, sprach er zu Ahriman: Auf! wir wollen die Welt bekriegen u. s. w. (Wiederholung des eben Gesagten). Der böse Geist erhob sich aus diesem Zustande des Gestürztseins wegen des reinen Menschen, und sagte Beifall **) dem Ǵah Darvand: Auf! wohlan erheben wir uns! Denn ich will in diesem Krieg

*) G'ahi im Avesta.

**) 8, 20: סות. וד גאה י דרונד דראית סות eigentlich Nutzen, scheint hier den Sinn von „Beifall" zu haben; vielleicht ist auch anders zu lesen.

viel Gift *) über reine Menschen und arbeitende Rinder ausgießen; durch meine Handlungen soll ihnen kein Leben sein; das Licht **) will ich vernichten, das Wasser verderben, die Bäume verderben, das Feuer Ormuzds verderben, die ganze Schöpfung des Ormuzd verderben; dann zählte er alle diese schlechten Thaten zweimal. Ahriman freute sich, sprang hervor ***) aus seinem Zustand des Geschlagenseins und küßte das Haupt Ǵah's; [und dieses nennt man die Unreinigkeit der Menstruation; durch Ǵah wurde sie offenbar]; er sprach zu Ǵah: Hier gebe ich dir die Wahl (des Körpers). Es sprach Ǵah zum bösen Geist, gib mir böser Geist ****) — eine Froschgestalt. Da zeigte er ihm einen jungen Menschen von fünfzehn Jahren; Ǵah brachte ihn an irgend einen Ort. Darauf ging der böse Geist mit den Dews gegen die Lichter; er sah den Himmel; der Neid brachte hervor die Gelüste des Quälens; aus dem Zwischenraum des Himmels (und der Erde) allein war er weg †); dann sprang er einer Schlange

*) 9, 1: וריש im Zend vis Flüssigkeit, sanskr. visha Gift, lat. virus; davon ist wahrscheinlich das Verbum בירשנתן Pârsi bēsauldan verderben, quälen abzuleiten und heißt demnach eigentlich vergiften.

**) 9, 3: כגאמן von den Pârsen mit Auslassung des anlautenden n falsch gadman gelesen, ganz das chald. נְגַהּ Glanz.

***) 9,7: פנאיג֗ גצת; man vgl. جستن springen.

****) 9, 11. Vor וזג־כרף Froschkörper steht ein etwas schwer verständliches Wort; es ist כרף צתון רדכי zu lesen und bedeutet vielleicht „ Körper von Säulendicke".

†) 9, 15. 16: מן אכדרוי אצמאן אי אירק בנא

gleich vom Himmel unter die Erde; im Monat Fravartin am Tage Ormuzd zog er aus nach Mittag; als er den Himmel sah, brach er (Ahriman) zusammen; er fürchtete sich wie das Schaf vor dem Wolfe. Er kam in das Wasser und verfügte sich*) unter die Erde; dann diese Mitte der Erde verwirrend drang er ein; darauf kam er in den Baum**); dann in den Stier, dann in Gajomart, dann kam er ins Feuer; nun drang er einer Fliege ähnlich***) in alle Geschöpfe; dann machte er die Welt im Mittag am verwundetsten****) (schwächsten), wie in der Nacht dem Dunkel gleich; dann goß die Erde Kharpaçter's aus, sie sind lauter Gift, wie Schlangenarten, Frösche; es brannte die Decke (Bedeckung der Erde, Gras, Bäume ꝛc.) weg, nicht blieb sie; dann goß er Wasser auf den Baum und augenblicklich verdorrte er. — — Vor †) seinem Kommen (des Ahriman) zu Gajomart brachte Ormuzd

יקנדמדנאת. אי אירק heißt wörtlich dieser eine, dieses eine = er allein.

*) 9, 19: ויכרת eig. bewerkstelligen, hervorbringen.

**) 9, 20. Unter diesem Baum ist der Urbaum zu verstehen, den nach Kap. 9 S. 19, 7 ff. Amerdat in das Wasser des Taschter legte; als Taschter dieses Wasser auf die Erde regnen ließ, entstanden dadurch die zahllosen Bäume.

***) 10, 2: מגרס אנמאנאק. מגרס = مگس Fliege; אנמ' wird häufig Substantiven angehängt in dem Sinn von „gleich, ähnlich."

****) 10, 3: ארצתתום Superl. vom Partic. ארצת = خستة verwundet.

†) 10, 14: רויך eine Adverbialbildung von روی Antlitz, also eig. angesichts, auf die Zeit übertragen vor, ehe.

Digitized by Google

über*) dem Gajomart Khei**) hervor; Ormuzd schuf dieses Khei zu einem Menschen vom Körper eines Jünglings von 15 Jahren von gewaltigem Lichtglanz. Als Gajomart aus Khei hervorging, sah er die Welt (in) Finsterniß, wie Nacht und die Erde wie von Kharpacters zerfressen; nicht blieb eine Bedeckung. Der Himmel war in seinem Kreise, Sonne und Mond in der Bahn. In der Welt ist nach dem Sagen der Mazenderanischen Dews mit den Planeten zu kämpfen***). — — Als der böse Geist, der feindliche, ankam, war die Zeit von Gajomart's Leben und Herrschaft auf 30 Jahre geschaffen [nach der Ankunft des Feindes lebte er 30 Jahre]. Da sprach Gajomart: Wann der Feind gekommen ist, so entstehen alle Menschen aus meinem Samen und von dem Tage an (werden es) Viele, wann er Kampf und Streit macht****). Darauf kam er ins Feuer, worein er Rauch und Finsterniß mischte. Mit vielen Dews stürmte er gegen den Himmel und die Planeten wurden gemischt (verwirrt) und alle Geschöpfe, und diese je einzeln †). Als Feuer

*) 10, 14: מרם über hat hier den Sinn von wegen, um — willen.

**) Nach der Tradition Name eines fabelhaften Wassers.

***) 10, 20—11, 1: גהאן מן דראישן י מאזינדראן כואשן רותמן אהתראן שידאן. Zu כואשן vgl. كوشيدن.

****) 11, 8.9: מן יומירוש אמת כאר וכניזק נאגתד. כניזק ist wohl so viel als כארִיזאר Streit, Krieg von der W. kere, kun machen. Der Sinn ist: viele Menschen werden meinem Samen entsprossen, wann Ahriman die Welt bekriegt (um ihn nämlich zu vertreiben).

†) 11, 12: אירק יות. אכין אירק יות eig. eines wieviel, d. i. wie viel einzeln, was einzeln = jedes einzelne. Oft wird אירק weggelassen und dann

an allen und an je einzelnen Orten sich erhob und 90 Tage und Nächte die himmlischen Izeds mit dem bösen Geist und der Schaar der Dews in der Welt im Kampf gewesen waren, warfen sie ihn in den Dusakh (Hölle), bis er der Feind nirgends mehr kämpfen kann. — Der Dusakh ist dort in der Mitte der Erde; der böse Geist durchbrach die Erde und drang da ein. Alles in der Welt kehrte er von der Wurzel aus ins Gegentheil um und bekämpfte es; und das obere und das untere gemischt kam zum Vorschein *).

Da der Raum es nicht gestattet den Inhalt der übrigen Kapitel näher anzugeben, so schließe ich hier damit noch einige Irrthümer zu berichtigen, die in der Schreibung von Huzûreschwörtern in meiner Anzeige von Bullers lexicon Persico-latinum gemacht worden sind.

S. 262 ist für דסתאנמנד ד פדרוגבר zu lesen: סותאומנד י פירוגבר d. i. der Nützliche, Siegreiche.

S. 265 n. für אצאנש אצאוש identisch mit dem neupers. آسان leicht, bequem.

S. 271 ist die Uebersetzung einer Stelle der Huzûreschübersetzung (S. 2, 1) sehr zweifelhaft; sicher ist sie mir bis jetzt indeß noch nicht verständlich.

hat ירת, das indeß in diesem Fall meistens doppelt gesetzt wird, allein die Bedeutung einzeln; im Pârsi haben wir daraus gaȝ in der gleichen Bedeutung.

*) 11, 18–20: אמאק־צתאי פון תרינש ורתשניך: אמדמאר ואמכואששן ורארא וסרות גומיזנה פיתק: יהוונת
תרין verwandt mit zend tarô verkehrt. ורתש' von ורתיתן = گرديدن.

S. 273 ist für אמש אמר und תנגשנך תנגדאן zu lesen.

Tübingen Dr. M. Haug.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel 1854. **Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Erster Band. A — Biermolke.** XCII und 1824 Columnen in klein Folio.

Ein Buch, welches in den Händen Aller ist, die an dem Fortgang deutscher Wissenschaft und Litteratur überhaupt Antheil nehmen, das nicht bloß für die lebende Generation geschrieben, sondern auch unsern Nachkommen noch lange, ohne Zweifel so lange es überhaupt eine deutsche Sprache geben wird, ein Schatz und eine Fundgrube mannichfachster Belehrung sein wird, bedarf keiner Hervorhebung oder Anempfehlung, am wenigsten an die Kreise, in welche diese Blätter zu gelangen pflegen, und von einem solchen, der sich nur zu der großen Anzahl derer rechnen darf, die aus den einzelnen Lieferungen, die nun zu einem ersten Band vereinigt vorliegen, immer aufs neue Anregung und Erfrischung und Förderung auch für scheinbar entfernte Beschäftigungen und Interessen gewonnen haben. Aber unsere Anzeigen würden sich selbst einen Schmuck entgehen lassen, wenn sie an einem solchen Erzeugniß deutscher Wissenschaft theilnahmlos vorübergehen wollten, sie würden vielleicht eine Pflicht versäumen, wenn sie nicht dieses großartige Werk, das ein rechtes Lebenswerk heißen kann von Männern, welche so lange auch hier zugleich für den Ruhm der Universität und für den Fortgang und die Ehre aller vaterländischen Studien gearbeitet haben, wenig-

Digitized by Google

stens mit einem Wort begrüßen wollten; und da andere Berufenere gezögert es zu thun, so habe ich lieber in den leeren Platz eintreten als ihn aufs Ungewisse hin offen lassen wollen.

Freilich erinnert gerade das Deutsche Wörterbuch noch einmal schmerzlich an den Schlag, der unsere Universität betraf, da die beiden trefflichen Männer mit den Freunden von ihr scheiden mußten. Es war seit lange bekannt und die Vorrede erzählt es, daß dieses auch in die Lebensverhältnisse der eng verbundenen Brüder tief eingreifende Ereigniß den ersten Anlaß gab zu dem Plan der Arbeit, deren Anfang jetzt ausgeführt vor uns liegt. Muß man dem gegenüber nicht zu der Aeußerung gedrängt werden, daß dergestalt eine höhere Hand auch das in so vieler Beziehung Schmerzliche zum Segen gewandt hat, haben nicht wir hier vornehmlich Grund zu sagen, daß wir in dem was nun dem ganzen Vaterland gegeben ist auch einen Ersatz finden wollen für das was Göttingen verloren hat und was wiederzugewinnen die Umstände verwehrten, als für andere Verluste die beste Sühne durch die Rückkehr der Entfernten geboten ward? Es ist freilich gewiß genug, daß wenn nicht dieses große Unternehmen jetzt die volle und ungetheilte Kraft beider Grimm in Anspruch nähme, sie uns dafür aus den reich aufgespeicherten Schätzen andere nicht minder willkommene Gaben mittheilen würden; es werden vielleicht selbst Manche bedauern, daß nun die Umarbeitung und Vollendung der Grammatik zurücksteht, Rechtsalterthümer und Mythologie statt in neuen Bearbeitungen nur in wiederholten Abdrücken erscheinen, der einleitende und erläuternde Band zu den Weisthümern fehlt, um des in Aussicht gestellten Buchs über deutsche Sitten und

Gebräuche als Ergänzung in der Reihe bahnbrechender Arbeiten Jacobs über die verschiedenen Seiten des deutschen Lebens gar nicht zu gedenken, daß Wilhelm nicht, wie er wünschte, die schönen Untersuchungen über die Heldensage und das Mährchen fortführen oder den vorliegenden klassischen Ausgaben mitteldeutscher Schriftsteller andere, die lange vorbereitet sind, anreihen kann. Ich muß mich aber auf die Seite derer stellen, welche das alles beklagen, aber doch, wenn eben nur eins für jetzt möglich war, das Gegebene noch höher anschlagen, und ihm in aller Weise auch über das Gebiet der eigentlichen Wissenschaft hinaus die größte Bedeutung beilegen. Wie weit auch die Arbeiten der Grimm im Lauf der Jahre unmittelbar oder doch mittelbar in die verschiedenen Kreise der Nation eingedrungen sind, in dem Maße ein Gemeingut aller Gebildeten konnten sie doch nicht werden, wie dieses Wörterbuch es kann und soll. Und wie viel auch seit den Zeiten der Fremdherrschaft her durch alle die Jahre wechselnder Hoffnungen und Täuschungen hindurch die Werke und Worte jener Männer dazu beigetragen haben, neben der Kenntniß auch die Liebe heimischer Sprache, Litteratur, Sitte und Rechtes zu vermehren und zu beleben, in diesem Werk legen sie noch einmal die reichste Fülle ihres Wissens zugleich mit der innigsten und gemüthvollsten Auffassung aller Verhältnisse, die nur in der Sprache überhaupt ihren Ausdruck finden, dar. In der That nicht um lexikalische oder grammatische Verdienste im gewöhnlichen Sinn handelt es sich hier. Anderes haben die Verf. im Auge gehabt, und in anderem Sinne ist auch, im richtigen Verständniß ihrer Absicht, von der weit überwiegenden Mehrheit die Gabe aufgenommen worden.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.

Den 6. Juli 1854.

Leipzig

Schluß der Anzeige: »Deutsches Wörterbuch von J. Grimm und Wilh. Grimm. Erster Bd.«

„Fände, sagt Jacob Grimm, in einer Vorrede, wie nur er sie schreiben kann, bei den Leuten die einfache Kost der heimischen Sprache Eingang, so könnte das Wörterbuch zum Hausbedarf, und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen werden. Warum sollte sich nicht der Vater ein paar Wörter ausheben und sie Abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigne anfrischen? Die Mutter würde gern zuhören. Frauen mit ihrem gesunden Mutterwitz und im Gedächtniß gute Sprüche bewahrend, tragen oft wahre Begierde ihr unverdorbnes Sprachgefühl zu üben, vor die Kisten und Kasten zu treten, aus denen wie gefaltete Leinwand lautere Wörter ihnen entgegenquellen: ein Wort, ein Reim führt dann auf andere, und sie kehren öfter zurück und heben den Deckel von neuem. Man darf nur nicht die fesselnde Gewalt eines nachhaltigen Füll-

Digitized by Google

horns, wie man das Wörterbuch zu nennen pflegt, und den Dienst, den es thut, vergleichen mit dem ärmlichen eines dürren Handlexikons, das ein paarmal im Jahr aus dem Staub unter der Bank hervorgelangt wird, um den Streit zu schlichten, welche von zwei schlechten Schreibungen den Vorzug verdiene oder die steife Verdeutschung eines geläufigen fremden Ausdrucks aufzutreiben."

Man kann zweifelhaft sein, ob man es gerechten Stolz oder edle Bescheidenheit nennen soll, welche sich in solchen Worten ausspricht. Jeder der sie lies't, erinnert sich, daß dieselben Männer, deren Bücher nicht aus unseren Händen kommen, auch dem zartesten Kindesalter schon die gesunde Kost bereitet haben, an der es sich immer aufs neue erfreut und stärkt.

Und voran stehen die Worte: „Das Wörterbuch insgemein führt so schweren Stof mit sich, daß die Gelehrtesten bei manchem verstummen oder doch nicht rechten Bescheid wissen." Wohl mögen Manche gerade dies für überflüssiges oder selbst störendes Beiwerk halten. Doch sehe ich nicht ein, warum wir Gelehrten und unter uns die, welche speciellen Sprachstudien obliegen, das entbehren sollen, was Jacob Grimm hier nach wiederholten Erwägungen und immer noch fortgeführten Forschungen über den Ursprung und den Zusammenhang unserer Sprache und ihrer einzelnen Bestandtheile mit anderen darbietet. „Auf zahllosen Stufen dürfen auch die andern Leser bei Seite lassen, was ihres Vermögens nicht ist, in ihren Gesichtskreis nicht fällt oder was selbst sie abstößt". Wilhelm in seinem Theile, glaube ich vorauszusehen, wird dessen weniger geben. In der Reihe der großen Arbeiten des älteren Bruders, scheint mir, wenn man die früheren und

Digitized by Google

späteren Bücher oder Auflagen desselben Buches zusammenstellt, vor Allem eine Verschiedenheit bemerkbar. Während jene sich mehr ausschließlich auf dem germanischen Gebiete hielten, dies freilich im weitesten Umfang genommen, ist nachher immer mehr der Standpunkt einer vergleichenden Betrachtung der germanischen und aller verwandten, indogermanischen oder arischen, Verhältnisse an die Stelle getreten. Ich sage offen, daß, wie reichen Gewinn dies in vieler Beziehung auch gebracht hat, ich das andere vorziehen muß. Bei aller Uebereinstimmung verwandter Völker in Sprache, Götterglauben, Recht und Sitte, liegt doch gerade auf diesen Gebieten die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen und will in ihrer Besonderheit bestimmt und scharf aufgefaßt werden. Die Vergleichung hat ein Recht, aber ein höheres die Unterscheidung: von jener mag ausgegangen, zu dieser soll stets zurückgekehrt werden, und ich möchte zweifeln, ob das immer in genügendem Maße geschehen ist. Aber auch um deswillen gerade freut mich, daß nun noch einmal die ganze Kraft einer Leistung zugewandt wird, die eben ganz und durchaus dem deutschen Volk im engern Sinne angehört, die den Verf. aus den Urzeiten weg, da die Völker noch mehr in ungeschiedenem Gemeinbesitz ihrer geistigen Güter waren, wieder dahin führt, wo unsere Nation sich in aller Weise von entfernteren und näheren Verwandten gesondert, nicht bloß überhaupt eine selbständige Wirthschaft, sondern eben die begonnen hat, in welcher, bei allen Veränderungen, die sie erfahren haben mag, wir uns doch noch jetzt befinden. Daß aber bei der genauen und in alle Einzelheiten eingehenden Darlegung ihrer gegenwärtigen Reichthümer zugleich ein Blick geworfen

Digitized by Google

wird auf die Entstehung derselben und auf den Gang, den die Ausbildung derselben Verhältnisse anderswo genommen hat, wird jeder nur als dankenswertheste Zugabe mit Freuden entgegennehmen.

Es sind auch andere Wünsche und Ansichten in Beziehung auf das Wörterbuch laut geworden, wohlwollende, aber auch unverständige, ja entschieden feindselige. Die Vorrede nimmt direct und indirect manchen Bezug darauf; indem sie das beobachtete Verfahren darlegt, die Grundsätze der Arbeit entwickelt, rechtfertigt sie sie zugleich gegen allerlei Anfechtung. Ich will das hier nicht wiederholen, sondern jeden, der die ganze treffliche Auseinandersetzung noch nicht gelesen hat, auf diese selbst verweisen. Damit ist nicht gesagt, daß man in allen Einzelheiten gleicher Meinung ist, nicht auch selber dies oder jenes ganz gerne auch noch anders gesehen hätte. Aber wenn irgendwo, so ist wahrhaftig bei einer solchen mit so viel Aufopferung unternommenen Arbeit die Individualität des Schriftstellers in ihrem Recht, wenn sie auch persönlichen Neigungen ein gewisses Feld gestattet; vor Allem aber darf er verlangen, daß man nicht um einzelner vermeinter oder sei es auch wirklicher Unvollkommenheiten willen den Werth des Ganzen verkenne und schulmeisterlich herabsetze.

Solche Unvollkommenheiten, bei jeder Arbeit und besonders einer so umfassenden wie sie hier vorliegt, nie zu vermeiden, haben ihren Grund zum Theil darin, daß es von vorne herein als unmöglich erscheinen mußte, den Stoff, d. h. die Fülle des deutschen Sprachschatzes von dem Ende des 15ten Jahrhunderts bis zur Gegenwart, mit eigenen Kräften herbeizuschaffen. Dafür sollte gleich nach dem er-

Digitized by Google

sten Plane fremde Hülfe thätig sein, und ist es auch, wie nun des Näheren berichtet wird, gewesen, doch wie es zu geschehen pflegt in ungleichem Maße. Bei solchen von fremder Hand wenn auch nach éinem Plan doch nicht in éinem Geist gesammelten Materialien ließen sich einzelne Irrthümer nimmermehr vermeiden. Manches blieb auch bei der Theilung der Vorarbeit wohl zufällig zur Seite liegen, auf das man dann erst später wieder aufmerksam wurde. Stete Nachsammlung war deshalb nöthig und ist auch in den späteren Lieferungen schon mehrfach zu bemerken. Daß an eine Ausschöpfung des ganz unermeßlich reichen Schachtes deutscher Sprache in den letzten Jahrhunderten auch so nicht gedacht werden konnte, versteht sich für jeden Verständigen von selbst. Und das um so weniger, da es hier in keiner Weise auf eine Auswahl nach Grundsätzen einer angenommenen Correctheit oder Classicität abgesehen war, sondern vielmehr volles Gewicht darauf gelegt ward, auch die volksthümlichen, oft gerade vorzugsweise ursprünglichen Ausdrucks- und Redeweisen zu sammeln, seltenere mit Unrecht in Abgang gekommene Worte wieder in das Bewußtsein und damit auch in den Gebrauch der Gegenwart zurückzuführen.

In letzterer Beziehung wird das Wörterbuch gewiß einen sehr erheblichen Einfluß äußern. Manche seiner Leser werden sich schon dabei ertappt haben, daß sie ein Wort oder eine Phrase verwenden, die ihnen früher fremd waren, nun aber unvermerkt Eingang in den von ihnen benutzten Sprachschatz gefunden haben. Andere mögen auch mit Bewußtsein sich Ausdrücke angeeignet haben, deren Kraft oder Lebendigkeit sie gewann. Darin liegt wohl auch eine Gefahr. Un-

sere so schon etwas buntscheckige moderne Sprache kann durch Wiedereinführung veralteter Worte leicht noch immer mehr überladen und ausstaffirt werden. Doch das nur bei ungeschicktem Gebrauch. Und jedenfalls wird der Vortheil überwiegen. Wie es nach der Periode nüchterner Verständigkeit in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein unzweifelhafter Vortheil war, daß Klopstock, Voß und Andere der Sprache wieder Kraft und sinnliche Lebendigkeit gaben auch dadurch, daß sie aus dem reichen Born der älteren und der provinciellen Sprache schöpften, so kann jetzt nach einer Zeit flatterhafter Eleganz und zugleich abstracter Ausdrucksweise in der Litteratur eine Erinnerung an die lebensvollen und zugleich natürlichen aber kernigen Wendungen der Vorfahren nur heilsam sein. Grimms eigene Prosa zeigt am besten was sich so gewinnen läßt. Ich möchte nicht Alles gut heißen, was er da hervorgezogen oder nach Analogie gewagt hat; aber wie ganz anders fließt der Strom der Rede hier einher als wir es bei wissenschaftlichen Büchern lange gewohnt waren, deren tüchtiger Inhalt oft im lotterichsten Gewande geboten ward, das mit fremden Flicken behangen, einen völligen Mangel zeigte an Gefühl für Sauberkeit und Angemessenheit der Erscheinung.

Grimm bemerkt, daß er eifrig besonders den Worten einzelner Stände, die mit den ältesten Lebensverhältnissen der Völker zusammenhängen, der Hirten, Jäger, Vogelsteller, Fischer nachgegangen sei; er hebt zugleich hervor, daß das Schifferleben ihm deshalb weniger Ausbeute habe liefern können, weil es sich in Deutschland nur da, wo niederdeutsche Sprache ursprünglich herrschend ist, reicher entfaltet hat; aus dem Niederdeutschen und Niederländischen seien die jetzt üblichen Ausdrücke

Digitized by Google

der Schifffahrt entlehnt. Dem wird Niemand widersprechen; ich verstehe aber nicht, was er meint, wenn er hinzufügt, daß „unsere frühere Zeit manche abweichende eigene besessen haben wird". Hochdeutsche Stämme des deutschen Volks bewohnten ja niemals die Küsten des Meeres, und es scheint deshalb nur natürlich, daß auch früher wie jetzt von den Stammgenossen an der See die Worte entlehnt wurden, welche sich auf die ihnen und nur ihnen übliche Lebensweise bezogen. Gewiß wird früher wie jetzt die hochdeutsche Zunge die Fähigkeit gehabt und geübt haben, Worte des Niederdeutschen mit der Veränderung, die das Verhältniß der beiden Dialekte zu einander forderte, sich anzueignen. Natürlich fehlen im Wörterbuch aber auch so nicht die jetzt gebräuchlich gewordenen Bezeichnungen, namentlich die nicht, in denen sich die Interessen der Schifffahrt und des Handels begegnen. Wohl aber ist es mir, dem Sohn der Küste, vorgekommen, als erkenne man hier in dem Verf. manchmal den Binnenländer, der jene Dinge mehr von Hörensagen oder aus Büchern als aus dem Leben selber kennt.

Aber ich will mich nicht in kleine Bemerkungen verlieren, wie sie Andere vorgebracht haben, und die, wie viele man ihrer auch vorbringen möchte, vor dem Großartigen der wirklichen Leistung ganz verschwinden. Ich begreife auch vollkommen, daß den Verf. in rüstig fortschreitender Arbeit wenig an einzelnen Nachträgen oder Nachbesserungen zu dem Vollendeten, viel aber an kräftiger Mitwirkung für das weite Gebiet des noch zu Bewältigenden gelegen ist. Jene sind verhältnißmäßig leicht zu gewinnen, wenn das Werk in seinem Hauptbau zum Abschluß gebracht ist.

Daß dazu den beiden trefflichen Männern das Leben gefristet und ungeschwächte rüstige Kraft erhalten bleiben möge, ist der Wunsch Aller, die mit Theilnahme und Bewunderung dem Beginn und Fortgang dieser Arbeit zusehen. In diesem Bande hat nur Jacob die Feder geführt; er hat zunächst die Buchstaben A—C übernommen, und da hier B noch nicht vollendet ist — ungern doch sieht man den Band so mitten in einer Reihe von Zusammensetzungen abbrechen —, so wird seine Arbeit bis tief in den zweiten hineinreichen, um dann eine Zeitlang von der Wilhelms abgelöst zu werden. Denn so in die Buchstaben haben sich die Verf. getheilt, gewiß zu nicht geringer Förderung des Ganzen, wogegen der kleine Gewinn, den die Durchprüfung jeden Artikels durch Beide gehabt haben könnte, ganz in den Hintergrund zurücktritt. Zu dem letzten wäre vielleicht Anlaß oder doch die Möglichkeit gewesen, wenn sie als Jünglinge oder in der ersten Manneskraft zu dem Werk gekommen wären; nun da sie erst im späteren Lebensalter, wo Andere anfangen mit der Zeit hauszuhalten und an den Abschluß früher begonnener Arbeiten denken, muthig Hand an den gewaltigen Bau eines Schatzhauses unserer Sprache legen, war offenbar nur jenes zu rechtfertigen. Aufrichtig und liebenswürdig wie immer, wo die zarten Verhältnisse des Zusammenlebens und Zusammenarbeitens der beiden Brüder von ihnen selbst zur Sprache gebracht worden sind, spricht sich Jacob in der Vorrede auch hierüber aus.

Es hätte großen Reiz an seiner Hand das ganze weite Gebiet von interessanten Erörterungen über die verschiedenartigsten Gegenstände und Fragen, welche sich an die Ausführung dieses Werkes anschließen, zu durchwandern, oder an einzelnen Ar-

Digitized by Google

tikeln nachzuweisen, wie hier nicht bloß Wörter, sondern mit den Wörtern mannichfache Gedanken, sinnige Redeweisen, kernige Sprüche, dazu Bemerkungen voll feinen Sprachgefühls und zugleich voll inniger Liebe zu allem Vaterländischen uns geboten werden. Aber weder das Eine noch das Andere scheint hier am Orte oder irgend erforderlich.

Ebenso überflüssig dürfte es sein, erst noch besonders auf das lange Verzeichniß der Werke hinzuweisen, welche zunächst dem Wörterbuch den Stoff geliefert haben. Es ist ganz wahr, wenn die Vorrede bemerkt, daß ein solches, bei dem an sich unermeßlichen Umfang deutscher Litteratur, fast zur Kritik und zum Mäkeln, warum eben die und warum andere nicht herbeigezogen wurden, herausfordert; allein auch gewiß, daß leichtfertiger Krittelei eben solche stattliche Rüstung schon imponirend entgegentritt. Wir sehen auch, daß keineswegs, wie es früher hieß, mit Göthe abgeschlossen wird, sondern die späteren Geschlechter, selbst die Mitlebenden, nicht eben ganz geringe Berücksichtigung gefunden haben. Daß hier die getroffene Auswahl am meisten Anfechtungen ausgesetzt sein wird, liegt wohl auf der Hand. Den Grimm ist aber wohl zuzutrauen, daß sie zu unterscheiden wissen, wo sich wirkliches Sprachgefühl oder schöpferisches Talent und wo sich kecke und willkürliche Wörterbildung zeigt. Ich habe mir nicht versagen können, die Lebenden unter den aufgeführten Autoren zusammenzustellen: die Einreihung in diesen Kreis ist auch ein litterarischer Verdienstorden, wie diese hie und da wohl dem einen ertheilt, ohne damit einen anderen, zufällig ferner stehenden, weniger in den Kreis der eigenen Arbeiten hineingreifenden, zurücksetzen zu wol-

Digitized by Google

len. Es sind Albrecht (Gewere), Arndt, Auerbach, Bettine, Bluntschli, Carus, Dahlmann, Eichendorf, Gervinus, Gotthelf, Klaus Groth, Gutzkow, Heine, Alexander von Humboldt, Ranke, Rückert, Schelling, Scherenberg, Stüve, Uhland, Varnhagen; Andere werden als Herausgeber oder Bearbeiter älterer Denkmäler genannt. Liebig erhält in der Vorrede das Lob, daß in seinem Munde die Chemie sprachgewaltig werde. Wenn eins scheint mir die Theologie, die Kanzelberedtsamkeit zurückgesetzt.

Der Schluß der Vorrede aber sei auch der Schluß dieser Anzeige: „Deutsche geliebte Landsleute, welches Reiches, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgethane Halle eurer angestammten uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt an ihr. Noch reicht sie über den Rhein in den Elsaß bis nach Lothringen, über die Eider tief in Schleswig-Holstein, am Ostseegestade hin nach Riga und Reval, jenseit der Karpathen in Siebenbürgens altdakisches Gebiet. Auch zu euch, ihr ausgewanderten Deutschen, über das salzige Meer gelangen wird das Buch und euch wehmüthige, liebliche Gedanken an die Heimatsprache eingeben oder befestigen, mit der ihr zugleich unsere und euere Dichter hinüberzieht, wie die englischen und spanischen in Amerika ewig fortleben“. G. W.

Hannover

bei C. Rümpler 1854. **Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen. Beitrag zur Sagenforschung von Oskar Schade.** VIII und 132 S. in Octav.

Man würde dem Verf. dieser höchst interessan-

Digitized by Google

ten Schrift Unrecht thun, wenn man meinte, er hätte bei seinen gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen keine andere Absicht gehabt, als die Ungeschichtlichkeit der Ursulasage, an welcher nicht allein der Jesuit H. Crombach (Ursula vindicata. Colon. 1647 fol.) vor zweihundert Jahren zum Ritter von der traurigsten Gestalt geworden ist, sondern welche auch noch im Jahre 1837 durch ein 1600jähriges Jubiläum in Cöln öffentlich verherrlicht wurde, zu beweisen. Allerdings liefert der Verf. auch diesen Beweis von neuem; sein eigenthümliches Verdienst besteht aber darin, daß er das längst feststehende negative Resultat auch positiv ergänzt, indem er die Ursulasage mythologisch interpretirt, den eigentlichen Gehalt und Sinn derselben nachweis't und in der gefeierten Heiligen nichts mehr und nichts weniger als eine echt germanische Göttin erkennen lehrt. So hat der Verf. die Wahrheit der von Jacob Grimm zuerst ausgesprochenen und mit vielen einzelnen Belegen erläuterten Behauptung: daß in den Legenden der mittelalterlichen Kirche sehr viel Heidenthum verborgen sei, an einem eclatanten Beispiele erwiesen. Der leitende Gedanke der geistreichen Arbeit gehört also dem Meister auf dem Gebiete des deutschen Alterthums, welchem deshalb die Schrift auch zugeeignet ist; dem Verf. aber gebührt das Verdienst, eine der reichsten und angesehensten Legenden in allen wesentlichen Zügen von der Schminke gereinigt zu haben, welche ein beim Volke beliebtes Götterbild unanstößig machen sollte.

Die Schrift zerfällt in zwei Haupttheile: der erste, negative (S. 1—68) zeigt, daß die Erzählung von der heiligen Ursula eine historische Auffassung nicht zuläßt, sondern Sage ist; der zweite, positive Theil (S. 68 ff.) weist dann den Zusam-

menhang dieser Sage mit dem alten heidnischen Götterglauben und Cultus nach.

Vier Reihen von Zeugnissen führt uns der Vf. vor. Die ältesten und bedeutendsten Martyrologien im neunten und im Anfange des zehnten Jahrhunderts wissen überall nichts von den 11000 Jungfrauen, an deren Spitze Ursula in der Legende erscheint. Es findet sich nur bei Usuardus, (um 875) zum 20. October die Bemerkung: civitate Coloniae passio sanctarum virginum Marthae et Saulae cum aliis pluribus. Aber das Martyrium der Ursula und ihres Jungfrauenheeres wird auf den 21. October gesetzt. — Im neunten, zehnten und den folgenden Jahrhunderten gibt es ferner einige Zeugen, welche von einer ecclesia sanctarum virginum in Cöln reden, ohne eine Zahl und ohne Namen anzugeben. Die dritte Gruppe von Zeugnissen gibt bestimmte Namen, nicht aber eine große Zahl. Usuard, der hier wieder zuerst anzuführen ist, nennt die Martha und Saula nebst mehreren andern. Dieselbe Angabe macht ein Calendar, welches wahrscheinlich dem 10. Jahrhundert angehört, und zwar zum 21sten October, also zu dem spätern Ursulatage. Im 11. Jahrhundert werden der Martha und Saula noch die Paula, Brittola und Ursula beigefügt. Um dieselbe Zeit nennt ein anderer Zeuge acht Namen; noch Andere kennen elf Namen, einmal steht Ursula an der Spitze. Endlich, im 12. Jahrhundert, werden auch in einer Chronik zwölf jungfräuliche Blutzeugen genannt. Zu beachten ist bei allen diesen Angaben, daß in den längern Namensverzeichnissen die kürzern regelmäßig enthalten sind, und daß die Ursula nur einmal an der Spitze steht (S. 16 fl.). In der vierten Gruppe (S. 17) stehen die Zeugen, welche die Zahl der

Digitized by Google

erschlagenen Jungfrauen auf Tausende erhöht haben. Hier kömmt vor Allen Wandalbert (um 854) in Betracht, welcher zum 21. October sagt:

Tunc numerosa simul Rheni per littora fulgent
Christo virgineis erecta trophaea maniplis
Agrippinae urbi, quarum furor impius olim
Milia mactavit ductricibus inclyta sanctis.

Gieseler (Lehrb. der K.=Gesch. II, 2. S. 458) und Rettberg (K.=Gesch. Deutschlands I, S. 114) haben die Authentie dieser Verse verdächtigt, ohne einen andern Grund, als den, daß jene Angabe unwahrscheinlich sei zu einer Zeit, in welcher andere Martyrologen entweder nichts von der bezeichneten Sage wissen oder wenigstens nicht von Tausenden, sondern von wenigen, namentlich aufgeführten Jungfrauen reden. Der Verf. hält den Verdachtsgrund nicht für ausreichend, so lange nicht Handschriften ohne jene Verse nachgewiesen sind. Ihm ist das Zeugniß des Wandalbert sogar willkommen, weil es den Uebergang zu den Zeugen macht, welche nun bestimmter 11000 Jungfrauen zählen. Hieher gehört zunächst ein Essensches Calendar noch aus dem 9. Jahrhundert, welches zum 21. October sagt: sancti Hilarionis sanctarumque virginum XI milium. Aehnliche Angaben finden sich im 10., 11. und 12. Jahrhundert. Wohl zu merken ist aber bei allen diesen Zeugen, welche von Tausenden und zwar geradezu von 11000 Märtyrern reden, daß sie nie einen Namen, auch nicht die Ursula, nennen (S.23).

Der Verf. kommt nun (S. 24 ff.) auf die Versuche, welche man die Zahl 11000 zu erklären gemacht hat. Er mißbilligt sie alle, auch die Vermuthung Gieselers, daß die Angabe XI milia virginum auf einem Mißverständniß von XI M. V., d. h. XI martyres virgines, beruhen möge, und

die minder wahrscheinliche, von einem katholischen Gelehrten (Floß) ausgesprochene Ansicht, daß die ursprüngliche Angabe gewesen sein möge: undecim et milia virg.

Es folgt (S. 27 ff.) die Darstellung der Ursulalegende in ihrer vollendeten Gestalt, wie dieselbe vom Anfange des 12. Jahrhunderts an in schriftlichen Documenten auftritt und durch einen fast unglaublichen Betrug der damaligen Geistlichkeit beglaubigt und in Curs gesetzt ist. Drei Hauptzeugen dürfen wir hier hervorheben: Siegebertus Gemblacensis (um 1110), welcher die Ursula als Tochter eines britannischen Königs Nothus aufführt und erzählt, daß sie mit ihren 11000 Begleiterinnen vor Cöln von den Hunnen im Jahre 453 erschlagen sei; zweitens die gleichfalls aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts stammende Recension der Ursulalegende, wie sie bei Surius zum 21. October steht und im katholischen Cultus gültig ist — im Jahre 238 sollen nach derselben die Jungfrauen von den Hunnen getödtet sein —; endlich gibt Galfredus Monumetensis (vor 1150) eine dritte Version, nach welcher Ursula, Tochter des britannischen Königs Dionotus oder Deonotus, im Jahre 382 von den Hunnen und Picten vor Cöln mit ihrem jungfräulichen Heere, welches aber nicht nur 11000 adlige, sondern auch 60000 Jungfrauen ex infima gente enthielt, getödtet sein soll (S. 27. 29. 37). Erwähnt mag noch werden, daß der Vater der Ursula in der Legenda aurea den Namen Maurus führt.

Ihrem Hauptinhalte nach ist die Legende diese: Ursula, die schöne und fromme Tochter des Königs Deonotus, war Christo verlobt; aber ein mächtiger Heidenfürst begehrte sie zur Gattin für

Digitized by Google

seinen Sohn. In ihrer Noth erhielt Ursula die göttliche Weisung, eine Frist von drei Jahren zu begehren und in dieser Zeit mit zehn edlen Jungfrauen, deren jede wie sie selbst tausend Jungfrauen zur Begleitung haben solle, in elf Schiffen nautische Uebungen vorzunehmen. Dies geschah. Als die drei Jahre um waren, erhob sich auf das Gebet der Jungfrauen ein Wind, welcher die elf Schiffe an die Küste des Festlandes trieb. Nach einer neuen Offenbarung schiffte das Jungfrauenheer nach Cöln und weiter nach Basel. Von hier ging es zu Fuß nach Rom und zu Fuß nach Basel zurück. Da fanden sie ihre Schiffe wieder, fuhren nach Cöln und wurden hier von den Hunnen erschlagen. Alsbald aber erschienen den Hunnen so viele Reihen überirdischer Krieger, als Jungfrauen ermordet waren, und trieben die Feinde in die Flucht. Da begruben die Bürger von Cöln die Leichen der 11000 Jungfrauen, und die Ruhestätte ihrer Gebeine wurde so heilig, daß Niemand nachher gewagt hat, daselbst einen Leichnam zu begraben.

Den Beweis, daß alle diese Angaben ungeschichtlich sind, wolle der Leser bei dem Verf. selbst nachsehen. Die Erzählung trägt den Stempel der Ungeschichtlichkeit und in manchen Theilen der Ungereimtheit zur Schau. Den schlagendsten Beweis für die geschichtliche Unwahrheit der ganzen Composition lieferte eigentlich die Geistlichkeit von Cöln und der Nachbarschaft durch die ungeheuern Anstrengungen, welche das ganze 12. Jahrhundert lang gemacht wurden, um das Unglaubliche und Unsinnige glaublich zu machen und die verlautenden Bedenken zu beschwichtigen. Man holte die Beweise vom Himmel; man führte eine Komödie auf, in welcher die heiligen Jungfrauen selbst die

Digitized by Google

Hauptrolle spielten, indem sie in den genauesten Revelationen über die minutiösesten Dinge unermüdlich Aufschluß gaben. Sie gestanden mitunter selbst, daß sie noch in ihrer himmlischen Glorie sich über Manches wunderten, das ihnen auf Erden begegnet war, z. B. daß sie alle ohne irgend eine Gefährde die Fußreise von Basel nach Rom und zurück gemacht hätten; sie seien über die Alpen mehr geflogen als gegangen. Wenn aber so die verherrlichten Jungfrauen selbst ihre Erlebnisse auf Erden nicht begreifen konnten, wie durfte dann ein Sterblicher von der Verwunderung zum Zweifel fortschreiten?

Auch von diesen Revelationen, welche besonders der Schönauischen Nonne Elisabeth zu Theil wurden, wollen wir nichts weiter mittheilen, obwohl die Angaben des Verfs, welcher weit mehr als Gieseler darbieten durfte, höchst interessant sind. Wir müssen noch Raum behalten, um die mythologische Erläuterung der Ursulalegende einigermaßen wiederzugeben. Hier ist freilich kaum mehr, als eine Angabe des vom Verf. gewonnenen Resultates möglich, weil die überzeugende Kraft der einzelnen Beweise in der ausführlichen Erklärung und Vergleichung einer großen Zahl von einzelnen, aber zu einem deutlichen Gesammtbilde sich gestaltenden Zügen liegt.

Der ganze zweite Theil der anzuzeigenden Schrift ruht auf der Voraussetzung, deren volle Berechtigung auch aus kirchengeschichtlichen Documenten sich ergibt, daß, wie J. Grimm gesagt und bewiesen hat, die Kirche selbst ein Zusammenfließen von Heidnischem und Christlichem öfters nicht hindern konnte oder wollte.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 8. Juli 1854.

Hannover

Schluß der Anzeige: »Die Sage von der h. Ursula u. den elftausend Jungfr. v. O. Schade.«

„An die behaltenen deutschen Benennungen schlossen sich behaltene Gewohnheiten. Neue christliche Feste, zumal von Heiligen, wurden mit gutem Bedacht auf heidnische Feiertage gelegt. Kirchen pflegten gerade da aufzusteigen, wo der heidnische Gott oder sein heiliger Baum gestürzt worden war, das Volk trat seine alten Wege nach der gewohnten Stätte. Heidnische Berge und Quellen schufen den Namen um nach Kirchenheiligen ꝛc." (S. 69). So erscheint auch in der heiligen Ursula und ihrer Schaar ein altes Götterbild, dasjenige, welches Tacitus unter dem Namen der Isis aufführt und von welchem er berichtet, daß es ein signum in modum liburnae figuratum gehabt habe (Germ. 9). Diese „Isis" ist nämlich „jene von unsern heidnischen Vätern verehrte Göttin, die unter verschiedenen Namen je nach räumlicher und zeitlicher Verschiedenheit als Nerthus, Holda, Berchta, Nehalennia ꝛc., ja auch als Hellia gefeiert ward, nur in Namen und Eigenschaften verschie-

Digitized by Google

den, dem Wesen nach aber ein und dieselbe milde, gnädige, Frieden und Frucht bringende, Alles erschaffende und erhaltende, Segen, Liebe und Ehe spendende, aber auch alles begrabende mütterliche Gottheit" (S. 73), die **Terra mater** (S. 99. 113. **Tac. Germ.** 40), die Fru Gode (S. 79), die Frau Ursel oder Urschel (S. 109 ff.), oder wie sonst die Göttin genannt wurde, als deren Segen man die Früchte der Erde wie des Wassers und die Kinder betrachtete. Allerdings nahm die glänzende Göttin des heidnischen Glaubens im christlichen Volksbewußtsein häufig eine hexenartige Gestalt an; aber sie erscheint auch noch immer als die „weiße Frau", und in einer langen Reihe der eigenthümlichsten Benennungen, Gebräuche und anderer Zeichen verräth sich fortwährend die ursprüngliche, einheitliche Vorstellung. Die heilige Ursula der Legende ist niemand anders als die kanonisirte Frau Ursel, deren Gedächtniß noch heute fortdauert. Die Schifffahrt der Heiligen und ihres Jungfrauenheeres ist die christliche Umbildung des heidnischen **navigium Isidis**; die Flotte der elf Fahrzeuge und die Pilgerfahrt nach Rom deutet auf die **terrea navis** und auf die lustigen Umzüge hin, welche man noch im späteren Mittelalter mit solchen Landschiffen veranstaltete.

Mögen diese Bruchstücke genügen, um die scharfsinnige Untersuchung des Verf. einigermaßen zu charakterisiren und die höchst interessante Schrift zu empfehlen. Der Verf. ist geneigt, irgend einen historischen Grund in der Ursulasage, deren vollendete Fassung er schon ins achte Jahrhundert setzt (S. 132), anzuerkennen, selbst daß bei Cöln wirklich einige Jungfrauen von den Hunnen erschlagen seien; hierüber aber will er, wegen mangelnder Documente, nicht zuversichtlich urtheilen. Ungelöst bleibt eigentlich nur die Frage, wie die Tradition

Digitized by Google

gerade auf elftausend Jungfrauen verfallen sei. Ein Heer von Jungfrauen gehört auch zu dem mythologischen Kern; die Zahl elf wird doch wohl durch die Gieselersche Vermuthung erklärt werden müssen. Dr. Fr. Düsterdieck.

Braunschweig

Apud C. A. Schwetschke et Filium (M. Bruhn) 1854. Corpus Reformatorum post C. G. Bretschneiderum edidit H. E. Bindseil Ph. Dr. Bibliothecae Reg. Acad. Frideric. Halensis cum Vitenb. consociatae Praefectus secundarius. Vol. XXI. Ph. Melanthonis Opera quae supersunt omnia Vol. XXI. XX u. 1106 S. in Quart.

Der vorliegende in zwei Abtheilungen erschienene XXI. Band des Corpus Reformatorum, dessen Herausgabe seit des Begründers Tode Bindseil übernommen hat, verdient nicht bloß deshalb eine besondere Anzeige, weil mit ihm eine neue Reihe der Schriften Melanchthons, die dritte, die dogmatischen Schriften enthaltend, beginnt, sondern vor Allem deswegen, weil diese neue Reihe sogleich mit der bedeutendsten aller dogmatischen Schriften des großen Meisters beginnt. Es enthält nämlich die »Loci communes theologici«, die Luther als »librum invictum, non solum immortalitate, sed et canone ecclesiastico dignum« bezeichnete. Der Band möchte also leicht der bedeutendste des ganzen Corpus Reformatorum, so weit es Melanchthons Schriften umfaßt, werden, und um so wichtiger ist derselbe, je mehr es bisher an einer irgend genügenden kritischen Ausgabe der verschiedenen Bearbeitungen des mit der evangelischen Kirche aufwachsenden in ihre erste Geschichte tief verflochtenen Werkes fehlte. Hatte doch Augusti, der allein in der neueren Zeit die älteste Ausgabe wieder abdrucken ließ, nicht einmal eine

Digitized by Google

Originalausgabe, sondern den von Hermann von der Hardt (in der Historia literaria Reformationis etc. Francof. et Lipsiae 1717) veranstalteten Abdruck mit all' seinen Fehlern zum Grunde gelegt. Die vorliegende Ausgabe gibt zum ersten Mal das vollständige Material, zum Theil noch ganz ungedruckte Sachen wie die älteste Gestalt der Loci nach Melanchthons Vorlesungen.

Eine derartige Ausgabe der Loci hatte bei der Menge des zu bewältigenden Materials, der vielen zerstreuten Ausgaben des Buches, den mannichfachen Umarbeitungen und Aenderungen, die dasselbe erfahren hat, große Schwierigkeiten, die noch durch die trotz der genauen Arbeiten über die Geschichte des Buchs, welche Strobel, Feuerlein, Augusti u. A. geliefert haben, über manche Punkte seiner Geschichte, besonders seiner Anfänge, herrschende Dunkelheit um ein Bedeutendes vermehrt wurden. Ursprünglich hatte M. Rödiger die Ausgabe zu besorgen übernommen, und dieselbe auch bereits in einer kleinen Schrift »de Ph. Melanthonis Locis communibus theologicis propediem in Corp. Ref. edendis« (Halis 1829) angekündigt und vorbereitet, wie denn auch schon Vieles von ihm gesammelt (auch die »Lucubratiuncula Ph. M.« besaß er schon) und vorgearbeitet war. Nach Rödigers Tode sind diese Vorarbeiten dem Herausgeber mitgetheilt und von ihm benutzt worden. Die Ausgabe zerfällt in vier Theile, deren erster die Loci theologici in der ältesten Gestalt vor der Herausgabe durch Melanchthon mittheilt, während die drei folgenden, die drei hauptsächlichen Bearbeitungen des Werks durch Melanchthon selbst umfassen. In jedem Abschnitte sind dann der Ausgabe der betreffenden Gestalt der Loci Prolegomenen vorausgeschickt, welche

Digitized by Google

auf diese Weise eine fortlaufende Geschichte des Werks und seiner Ausgaben geben.

Die Anfänge des Werks lagen bisher in einem noch nicht völlig erhellten Dunkel. Die älteste bekannte Ausgabe war die doppelte Wittenberger von 1521 (die eine in Octav, die andere in Quart), doch glaubten Manche aus der Zuschrift an Tilem. Plettner entnehmen zu müssen, daß dieser Ausgabe noch eine andere älteste müsse vorausgegangen sein, während Andere die betreffenden Worte der Zuschrift nur auf eine handschriftliche Gestalt der Loci beziehen zu müssen glaubten. Beides möchte jedoch nicht richtig sein, sondern vielmehr, wie auch der Herausgeber annimmt, die Worte dahin zu verstehen sein, daß ohne die Genehmigung Melanchthons nach den Dictaten der Vorlesungen über den Römerbrief eine Ausgabe veranstaltet, jedoch von dem Autor noch unterdrückt wurde. Diese älteste also nie herausgegebene Gestalt der Loci (»lucubratiuncula in hoc tantum parata ut Paulinae disputationis argumentum καὶ ἔλεγχον quam pinguissime iis indicaret quos privatim docebamus«, bezeichnet sie Melanchthon) konnte man nun geneigt sein in einer von Kohl in dem seltenen anonym erschienenen Buche: „Gesammelter Briefwechsel über die in den gelehrten Geschichten annoch streitige Frage: Ob vor der Ausgabe der Locorum theol. P. M's vom Jahr 1521 eine andere von ihm vielleicht unterdrückte vorhergegangen ist? nebst dem Original-Abdruck derjenigen Schrift, welche eben dieselbe von M. unterdrückte Lucubratiuncula zu sein gemuthmaßet wird ꝛc. (Hamburg 1752)“ nach einem eigenhändig von Melanchthon geschriebenen Exemplar herausgegebenen Gestalt der Loci zu sehen, die Strobel und Friedemann wieder haben abdrucken lassen, jener als „Erster Entwurf von Me-

lanchthons Locis", dieser als »prima adumbratio locorum theol.« (Wittenb. 1823). Dennoch müßte es schon aus einer Vergleichung mit dem was Melanchthon in der Zuschrift an Tilem. Plettner über die Lucubratiuncula sagt, zweifelhaft werden, ob jene eben genannte Schrift als solche anzusehen sei, durch Vergleichung der jetzt wirklich aufgefundenen echten Lucubratiuncula zeigt sich klar, daß sie es nicht ist, sondern vielmehr nur »Obeliscos« enthält, wie Melanchthon diese Arbeit in einem Briefe an J. Hessus vom 17. April 1520 bezeichnet, die er zu seinem, nicht zum Gebrauch der Zuhörer schrieb. Die, wie die Zuschrift der editio princeps zeigt, für die Zuhörer geschriebene Lucubratiuncula hat Rödiger in der Bibliothek zu Gotha in einem nach Melanthons Dictaten von einem Zuhörer Ende 1520 oder Anfang 1521 geschriebenen Manuscript wieder aufgefunden. Mit Benutzung der Arbeit Rödiger's, der sie unter Zufügung eines vollständigen kritischen Apparats schon für den Druck bearbeitet hatte, hat sie der Herausgeber unter fortlaufender Angabe der Abweichungen der Ed. princ. S. 11—48 abdrucken lassen. Dann folgt S. 49—59 jene oben erwähnte zuerst von Kohl herausgegebene »Theologica Institutio Ph. Mel. in Epistolam ad Romanos« nach dem Text des vorhin bezeichneten Buches: „Gesammelter Briefwechsel ꝛc." Durch beide Schriften erhalten wir nun einen so genauen Einblick in das Werden des Buches, wie er bisher nicht möglich war. Wir haben nun sowohl dasjenige vor uns was Melanchthon zum eigenen Gebrauch aufsetzte, als was er in den Vorlesungen, aus denen das Compendium entstand, dictirte, und können so die Anfänge der Schrift verfolgen, wobei ohne Frage die hier zum ersten Male herausgegebene Lucubratiuncula von noch

Digitized by Google

weit größerer Wichtigkeit ist, als die schon früher bekannte zum eigenen Gebrauch aufgesetzte Institutio, weil sie der Edit. princ. bei weitem näher steht als diese.

Dem Abdruck der Edit. princ., welche der Herausgeber nun auf die Vorarbeiten folgen läßt, werden zuerst weitere Prolegomenen über die Ausgaben der ersten Klasse voraufgeschickt (S. 59—82). Der Herausgeber zählt 17 Ausgaben auf, die er, eine ausgenommen, in Händen gehabt hat (drei sonst wohl aufgeführte, die Ed. Hegenoviensis a. 1523, Lipsiensis a. 1525, Wittebergensis a. 1526 bezeichnet er als zweifelhaft), und ordnet sie S. 71 nach ihrer gegenseitigen Abhängigkeit so, daß wir sogleich einen raschen Ueberblick über sämmtliche Ausgaben dieser Klasse gewinnen. Von Melanchthon selbst besorgt sind nur drei, die beiden Wittenberger von 1521, eine Quart- und eine Octav-Ausgabe, welche, obwohl sie im Texte durchaus nicht von einander abweichen, doch in Aeußerlichkeiten besonders in der Schreibart und der Zeilenabtheilung so verschieden sind, daß sie nicht wie es wohl geschehen ist als eine Ausgabe betrachtet werden können, und eine Wittenberg 1522 unter dem Titel »Theologicae Hypotyposes recognitae ab auctore« erschienene Octav-Ausgabe, die an vielen Stellen geändert ist. Bei dem folgenden Abdruck der Edit. princ. S. 81—227 ist die Octavausgabe von 1521 so zu Grunde gelegt, daß nur die Abkürzungen voll ausgedrückt, die offenbaren Druckfehler verbessert und in einigen Stücken eine gleichmäßigere Schreibweise eingeführt ist. Damit hat dann der Herausgeber auf Grund einer noch umfassenderen Arbeit Rödiger's die andere Ausgabe von 1521, die vom Melanchthon selbst durchgesehene d. J. 1522 und die Baseler von 1521, die übrigens nur ein Ab-

Digitized by Google

druck der Wittenberger ist, verglichen und unter dem Texte die Abweichungen der beiden erst genannten sämmtlich, der letzteren zum Theil angeführt.

Die zweite Klasse umfaßt die Ausgaben von 1535—1541. Dem Textesabdruck gehen hier aber nicht bloß einleitende Prolegomena (S. 229—252) über die Ausgaben dieser Zeit, deren der Herausgeber 14 kennt, sondern auch der Abdruck eines Manuscripts der Loci, wie sie Melanchthon 1533 in Vorlesungen gab, von Bugenhagen geschrieben, vorauf (S. 232—332), eine höchst werthvolle Mittheilung, da Melanchthon selbst in einem Briefe an Banz vom Juli 1533 von diesen Vorlesungen sagt: »Praelego nunc iterum locos communes, ut novam editionem atque emendatiorem adornem«. Wir gewinnen so auch eine bisher nicht mögliche Einsicht in die Entwickelung des Buches während dieses zweiten Stadiums. Der Abdruck selbst ist (S. 333—560) nach der ältesten Ausgabe dieser Klasse, der Wittenberger von 1535, besorgt und zwar so, daß die Abweichungen in Worten, welche sich in den andern Ausgaben finden, unter dem Texte bemerkt sind, die Zusätze jedoch mit kleineren Lettern unter Bezeichnung der Ausgabe, in welcher sie sich finden, in den Text aufgenommen.

Endlich die dritte Klasse umfaßt die Ausgaben, welche Melanchthon von 1543—1559 besorgte. Ueber das Jahr, wann die Loci in dieser Gestalt zuerst erschienen, ist Streit. Der Herausgeber entscheidet in den Prolegomenen (S. 561—602) dahin, daß der Druck 1543 begonnen habe, das Buch selbst aber erst 1544 erschienen sei. Als älteste Ausgabe sieht er die an, welche Strobel für die zweite hielt. Sie führt den Titel: Loci | Theologici re|cens reco|gniti. | Autore Phi-

lip. | Melanthone | Witebergae | Anno 1543, hat aber zum Schluß die Angabe »ex officina Petri Seitz Anno 1544.« Im Ganzen zählt er 44 Ausgaben auf, von denen 34 einzeln erschienen, 10 in Sammelwerken, nämlich 8 im Corp. Doctr. Christ. 2 in den Gesammtausgaben der Opp. Mel. Während der Herausgeber aber bei den beiden ersten Klassen dem Abdrucke jedesmal die älteste Ausgabe der Klasse zu Grunde gelegt hat, schlägt er hier ein anderes Verfahren ein, was gewiß nur zu billigen ist. Er läßt nämlich hier die letzte Ausgabe abdrucken, welche Melanchthon selbst besorgte, die Leipziger von 1559, und gibt dazu die Abweichungen der übrigen Ausgaben, deren Rödiger 22 verglichen hat, eine Arbeit, welche der Herausgeber hier benutzte.

So liegt denn das dogmatische Hauptwerk Melanchthons in allen seinen Gestalten vor uns, so daß wir seine Geschichte vom ersten stillen Werden vor seinem öffentlichen Erscheinen bis zu seiner letzten Gestalt, in der es der Autor hinterließ, verfolgen können, eine nicht bloß für die Entwickelungsgeschichte des protestantischen Lehrbegriffs, sondern für die Geschichte der Reformation wie für die Dogmatik höchst werthvolle Arbeit, für die dem Herausgeber großer Dank gebührt, ein Dank, der freilich, ohne daß dadurch des jetzigen Herausgebers Verdienste geschmälert würden, zum großen Theile auch dem schon verstorbenen Rödiger zukommt, von dem ein großer Theil der Arbeit herrührt. Der beste Dank würde ohne Frage wohl der sein, wenn es nun, wozu ja schon Beiträge vorhanden sind, Jemand unternähme auf Grund dieser Ausgabe eine innere Geschichte des ersten Lehrbuches unserer Kirche und seiner Entwickelung zu schreiben, die freilich wohl zu einer Entwickelungsgeschichte des Autors selbst werden würde. Lic. Uhlhorn.

Digitized by Google

Leipzig

Verlag von Otto Wigand 1853. Geschichte der religiösen Bewegung der neuern Zeit. Vom Prediger Dr. Ferdinand Kampe. Zweiter Band. 249 S. in Octav.

Nachdem die deutsch-katholische Partei durch das Leipziger Concil eine feste Richtung erhalten hatte, war Ronge nicht müssig, durch Rundreisen für die weitere Verbreitung derselben thätig zu sein. Am meisten Beifall fand er im südwestlichen Deutschlande. In Stuttgart wurde Ronge nebst seinem Gehülfen Dowiat in eine Versammlung von Frauen geladen, wo eine derselben eine Anrede hielt und sagte, auch an sie Frauen sei der Ruf ergangen am großen Werke mitzuwirken, und nicht vergebens sollten sie sie gerufen haben. Im kleinen Kreise und bei den Kleinen wollten sie wirken, daß Christi Geist, so hoch und erhaben, wie klar und wohlthuend dem Herzen bald überall sich kundthue, frei von Symbolwesen und menschlichen Satzungen. Beide antworteten, daß es der Beruf der Frauen sei, selbstthätig mitzuwirken am Werke der Freiheit, welche ja auch die ihre sei. In Heidelberg saß an der Tafelrunde an Ronges Seite der greise Kirchenrath und Prof. der Theologie Dr Paulus, hocherfreut die praktischen Früchte seines Lebens zu erblicken; in Mannheim hatte Ronge mit Bassermann, v. Itzstein, Dr Fr. Hecker und Matthy über Bedeutung und Charakter der Bewegung Unterhaltungen, daß die religiöse Reformation der politischen vorausgehen müsse. Zu der in Mannheim gebildeten Gemeinde trat auch der Protestant Gust. v. Struve nebst seiner Gattin, mit der Erklärung, das Evangelium und den Protestantismus sich inniger zu verbinden, um bessere evangelische Protestanten sein zu können, als die traurigen Verhältnisse der sog. evang. Kirche ihres

Digitized by Google

Landes es ihnen gestatteten. Am 4. Oct. 1845 zog Ronge nach Frankfurt. Nie hat ein Kaiser in dieser Stadt einen Triumph gleicher Art gefeiert. Es war ja der Cultus der Freiheit, den aus eigenem innern Drange das Volk beging! Tausende und abermals Tausende jubelten auf Straßen und Plätzen ihr Hosianna. Oft mußte der Wagen, in welchem Ronge fuhr, anhalten, weil er nicht im Stande war, durch die sich drängenden Massen Bahn zu brechen. Aus den Fenstern wallten Fahnen, Frauen winkten mit Tüchern Willkommen, Blumen und Kränze, von allen Seiten geworfen, belasteten den Wagen, und immer mehr erdröhnte die Kaiserstadt vom Hurrahrufe des Volkes. Zu öftern Malen mußte Ronge aus dem Wagen zum Volke reden, welches mit lautem Jubelgeschrei antwortete. Es bildeten sich gegen 200 deutschkatholische Gemeinden in Schlesien, Sachsen, Posen, Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburg und preußisch Sachsen, Schwarzburg-Sondershausen und Weimar, Mecklenburg, Hamburg und Altona, Bremen, Rheinland und Westphalen, der hombergischen Herrschaft Meisenheim, dem oldenburgischen Enclave Birkenfeld, der baierischen Rheinpfalz, in Nassau, Frankfurt a. M., Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Baden, Würtemberg. Dazu wird bemerkt, Locomotive und Eisenbahn, ohne welche die so erstaunlich rasche Ausbreitung und Gestaltung den Gemeinden unmöglich gewesen wäre, hätten damals jene supernaturale Beförderungsweise, über welche uns u. A. Apostelgesch. VIII, 39. 40 unterrichte, ersetzt. Unerwartet sinkt Verf., welcher sich gewöhnlich in den höhern Sphären des geistigen Lebens bewegt, in niedrige Trivialität herab. Außerdem daß der pantheistische Idealismus einer Richtung der Zeit entsprach, brachte er in den Cultus der Deutschkatholiken ein ge-

Digitized by Google

müth- und seelenvolles Element, was seine anziehende Kraft nicht wirkungslos ließ. — Ueberall trat der Staat der neuen Religionsgesellschaft entgegen. Eine Verordnung in Kurhessen besagte, eine Secte, die sich nach den Grundsätzen des sog. Leipz. Concils bekenne, könne nicht geduldet werden; die evangelischen Pfarrer dürften ihnen keine Beihülfe leisten, sie dürften keine Privatversammlungen halten, und nur die Hausandacht bleibe ihnen unbenommen. In Preußen erging der Befehl, daß Ronge's Wirken auf Schlesien beschränkt sein solle. Im Königr. Sachsen wurde Ronge bei seiner Anwesenheit zu Dresden eine Ministerialverfügung mitgetheilt, daß er außer am Sonntage keinen Gottesdienst leiten und keine actus ministeriales vollziehen dürfe. Weiter verbot das Ministerium die Zulassung nichtsächsischer Prediger und knüpfte die Abhaltung einer jeden gottesdienstlichen Feier an die specielle Erlaubniß der Kreisdirection. In Kurhessen, Rheinbaiern, Baden schritt die Policei gegen die gottesdienstlichen Versammlungen der Deutschkatholiken ein. Das preuß. Toleranzedict vom 30. März 1847 wurde in seiner Anwendung auf die Deutschkatholiken zweifelhaft, weil der Staat je länger desto weniger eine religiöse Gesellschaft in ihnen anerkennen wollte. — Wurde der Staat einerseits immer schwieriger, so fühlte sich die junge Gemeinde durch verschiedene in ihrer Mitte auftauchende Richtungen in ihrer Entwickelung gehemmt und gestört, was aber Alles zuletzt nur dazu diente, ihren pantheistisch-idealistischen Geist zu concentriren und zu fanatisiren. Es traten Spaltungen in einzelnen Gemeinden ein, wie zu Hamburg, wo ein Theil derselben die Predigt des Evangeliums, nicht der junghegelschen Philosophie verlangte, zu Worms, wo ein Theil positiv Katholisches festhalten wollte, und darüber zwei Ge-

meinden, die eine der Besitzenden und die andere der Proletarier, entstanden. In Posen, Ost- und Westpreußen fand das Schneidemühler Bekenntniß Eingang. Am bedeutendsten war eine Spaltung, welche in der deutsch-katholischen Muttergemeinde zu Breslau ausbrach. Ronge wußte anfangs selbst nicht, wie fern ihm diejenigen Männer standen, die eine kirchliche Reform auf katholischem Grunde und Boden beabsichtigten. Als er in Constanz war, richtete er unter dem 17. Oct. 1845 ein Schreiben an Wessenberg, der ihm jedoch in seiner Antwort nur sein doppeltes Befremden eröffnete, einmal, wie er von der Stiftung einer Secte, die keinen Verband mehr mit der Kirche habe, eine Reform der Kirche erwarten, und wie er sodann von ihm erwarten könne, daß er einem Unterfangen, wie das seinige sich jetzt darstelle, beistimmen werde. Diese Antwort hatte Ronge nicht erwartet; sie stieß ihn heftig vor den Kopf. Nun erhob sich in Breslau selbst ein Mann derselben Tendenz, der Wessenberg, wenn schon nicht an öffentlicher Stellung, doch an litterarischem Rufe gleichkam, und dieser wollte thatsächlich in die Sache eingreifen und Ronge aus seiner Position heraustreiben. Dr. theol. Anton Theiner war dieser Mann, römisch-katholischer Pfarrer zu Hundsfeld, früher Prof. der Theol. zu Breslau, muthmaßlicher Verf. der bekannten 1826 erschienenen Schrift: „Die katholische Kirche Schlesiens“, sodann Verf. einer Abhandlung über die pseudo-isidorischen Decretalen und (nebst seinem Bruder Augustin) eines ausführlichen Werkes über den Cölibat. Er veröffentlichte eine Schrift in zwei Heften über „reformatorische Bestrebungen“ und erklärte, daß er sich den Mitgliedern der christ- (nicht deutsch-) katholischen Kirche beizähle, und es fortan Aufgabe seines Lebens sein werde, die Bestrebungen derselben

Digitized by Google

für Herstellung eines reinen und lebendigen Christenthums freudig zu fördern. Die deutschen Bischöfe hätten bis jetzt ihre Stellung verkannt, und es könnte bei dieser Lage der Verhältnisse nicht anders kommen, als es gekommen sei, daß die Gemeinden selbst für Reinigung der Kirche sich aussprächen; nur sei das Leipziger Concil in der Negation in dogmatischer wie in ritueller Beziehung zu weit gegangen, um die Menge katholischer Christen befriedigen zu können. Nachdem er eine Liturgie (abgedruckt in dem Werke über den christlichen Cultus von Alt) veröffentlicht hatte, ging sein Bestreben darauf, Prediger an der Breslauer Gemeinde zu werden, bei welchem Bestreben ihm jedoch der berühmte Naturforscher und Prof. Nees v. Esenbeck in den Weg trat, der für die Autorität Ronge's eintrat. Theiner ist Gelehrter, von der Natur des Volksmannes hat er nichts; er hat sich wieder mit der kathol. Kirche ausgesöhnt, und den frühern Weg wieder betreten, auf dem Wege der Wissenschaft eine Reform der kathol. Kirche anbahnen zu helfen. In Berlin agitirte ein Emissär des Londoner evangel. (ökumenischen) Bundestages zur Gründung eines Vereines aller wahren Jünger Jesu, der Prof. Smith an Kings-College in London, und bewirkte wenigstens bei einem Theile der dortigen Gemeinde Annahme eines dem anglikanisch-hochkirchlichen ähnlichen Bekenntnisses und einer der preußischen Agende ähnlichen Liturgie; allein dieses Alles wollte nicht verfangen, sondern die Philosophie des Geistes bildete die Macht der Zeit, und steuerte auf ein anderes Ziel los, als auf die Bildung einer Kirche.— Es wird richtig bemerkt, daß zwischen der deutschkatholischen und der freien Gemeinde kein innerer und wesentlicher, sondern nur der äußere Unterschied Statt finde, daß jene auf katholischem, diese auf protestantischem Boden erwachsen ist, diese einem Staatskirchenthume, und jene der Hierarchie entgegentritt. Nur ist die Frage, welche die freie Gemeinde zu lösen hat, eine schwierigere, da

Digitized by

ganz besonders der Protestantismus in Deutschland dem Staate seine Existenz in einem vorzüglichen Grade verdankt, und daraus ein sehr begründeter Zweifel entstehen muß, ob derselbe, sofern seine Verbindung mit dem Staate gänzlich gelöst wird, wenigstens bis jetzt eines selbständigen Bestehens fähig sei. Durch die kirchliche Union der getrennten protestantischen Confessionen, welche von dem preuß. Staate ausging, sollte durch die Macht einer christl. Wissenschaft der Zwiespalt dieser Confessionen allmälig ausgeglichen und der Grund zu einem lebendigen positiven evangelischen Kirchenthume gelegt werden. Die Zeit war für diesen Schritt reif und die Sache nahm im Ganzen einen gedeihlichen Fortgang, so daß sich dem preuß. Staate die frohe Aussicht eröffnete, für sein inneres Leben eine positive Grundlage zu gewinnen, die ihm so sehr noth that. Da kleidete sich die Hegelsche Philosophie mit Formen der Orthodoxie, um sich in die Kirche einzuschleichen, sich des religiösen Bewußtseins zu bemächtigen, und durch ihren Geist die demselben lästigen kirchlichen Formen zu sprengen. Das preuß. Ministerium hatte anfangs der Hegelschen Philosophie gerade das Gegentheil zugetraut, und erschrak nicht wenig, als es seine Täuschung gewahr wurde, ließ sich aber dadurch zu einem Extreme verleiten, wodurch nicht nur der Entwickelungsgang des preuß. Staates aufgehalten, sondern der Staat selbst einer bedenklichen Krisis entgegengeführt wurde. Statt daß die Hegelsche Philosophie einen Geist verbreitete, welcher den Buchstaben des kirchlichen Symbols und der heil. Schrift als hemmende Schranke wegwarf, sollte nun durch eine Staatstheologie, welche in Preußen seit dem Ministerium Wöllner unbekannt gewesen war, mittelst des Buchstabens des kirchlichen Symbols und der Schrift der Geist niedergehalten werden. Die Hegelsche Philosophie herrschte an den preuß. Universitäten, der Kantische Rationalismus war an denselben noch vielfach vertreten, und die kirchliche Richtung fand nur in der Schleiermacherschen Theologie eine Stütze. Da der Staat bei dieser Lage der Sache die Orthodoxie mit Nachdruck handhabte, so blieb ein nachdrücklicher Widerstand dagegen nicht aus, welcher von Protesten zur Bildung separirter Gemeinden fortschritt. Landprediger Uhlich in Pömmelte bei Schönebeck in Preußisch-Sachsen erließ im Frühjahre 1841 an seine Amtsgenossen ein Schreiben, worin er dieselben zu einer Versammlung in dem Herrnhuter Flecken Gnadau aufforderte. Die Versammlung fand Statt, und es wurde darauf das Recht der freien Entwickelung als Zweck dieser und ähnlicher abzuhaltender Versammlungen festgesetzt. Auf der Versammlung zu Kö-

Digitized by Google

then 1844 sprach der Prediger an der Neumarktskirche zu Halle G. A. Wislicenus über die Frage: ob Schrift? ob Geist? und beantwortete dieselbe dahin, daß nicht die Schrift Autorität sei, sondern der uns selbst inwohnende lebendige Geist der Wahrheit. Die an diesen Versammlungen Theilnehmenden hießen protestantische Freunde, auch Lichtfreunde. Daran schlossen sich die mit vielen Namen unterzeichneten 1845 veröffentlichten Proteste von Berlin, Königsberg, Danzig an. Am 22. Aug. dieses Jahres richtete der Magistrat von Berlin, am 23. Sept. der Magistrat von Breslau ein Gesuch um Freiheit der Lehre in der evangelischen Kirche an den König. Auch die Schleiermachersche Partei veröffentlichte 1845 einen Protest wider eine Partei in der evangelischen Kirche, der das kirchliche Symbol zum Papst geworden sei, und Neander gab „Worte des Friedens unter den Gegensätzen" heraus. Wislicenus wurde 1846 „wegen grober Verletzung der für Liturgie und Lehre in der evangelischen Kirche bestehenden Ordnung seines Amtes entsetzt, worauf sich unter seiner Leitung eine freie Gemeinde zu Halle bildete. Dr Jul. Rupp, Divisionsprediger zu Königsberg, wurde wegen einer gegen den Eingang des Athanasianums gerichteten Predigt 1845 seines Amtes entsetzt, worauf sich 1846 zu Königsberg eine freie Gemeinde bildete, und ihn zu ihrem Geistlichen annahm. Eduard Baltzer, Diakonus zu Delitzsch, 1845 als Pfarrer an der St. Nicolaikirche zu Nordhausen von Magistrat und Bürgerschaft berufen, verschmähte den Gebrauch des apostol. Symbols, und sah sich deshalb 1847 zur Niederlegung seines Amtes genöthigt, worauf sich eine freie Gemeinde unter seiner Leitung zu Nordhausen bildete. Uhlich 1845 als zweiter Prediger der Katharinenkirche in Magdeburg berufen, predigte zu Ostern 1847 von dem Scheintode Jesu, wodurch er in eine Untersuchung verwickelt wurde, bei der man ihm mehr als 88 Irrlehren vorwarf, und die seine Suspension zur Folge hatte. Uhlich gab indessen sein Amt freiwillig auf, und trat an die Spitze der freien Gemeinde, die unter seiner Leitung zu Magdeburg sich organisirte. Als Rupp als Deputirter auf der Generalversammlung des Gustav-Adolphvereins zu Berlin 1846 erschien, wurde er von den Berathungen ausgeschlossen, wodurch dieser Verein die freien Gemeinden als nicht zur evang. Kirche gehörig öffentlich erklärte. Auf sich selbst zurückgewiesen wäre allerdings das preuß. Toleranzedict v. 30. März 1847 ihrer weitern Ausbreitung günstig gewesen, allein der negative Geist, welcher die freie Gemeinde durchdringt, war nicht geeignet, in ihr das Bestreben sich zu erweitern zu wecken. Holzhausen.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 10. Juli 1854.

Berlin

bei Veit u. Comp. 1853. Geschichte der Juden vom Untergang des jüdischen Staates bis zum Abschluß des Talmud. Von Dr. H. Grätz. XVI u. 564 S. in Octav.

Der hier genannte Gegenstand stellt dem heutigen Geschichtschreiber zwei Vorbedingungen, welche zu erfüllen nicht leicht ist. Einmal muß er den wegen seines Umfanges, seiner Sprache und seiner Anordnung sehr schwer zu gebrauchenden Thalmud mit den ihm verwandten Schriften richtig und vollständig zu erschöpfen wissen: eine ungeheure Ausgabe, an welche einige der größten christlichen Gelehrten des 17. Jahrhunderts fast ihr ganzes Leben setzten, während die neuern sie mehr den jüdischen wieder überlassen haben. Zweitens aber muß er, um eine Zeit richtig zu beschreiben, in welcher sich die beiden Religionen vollständig und für immer trennten, über diesem Zwiespalte stehen und sich von vorne an die geistige Freiheit errungen haben, welche dem Geschichtschreiber zwar

überall nothwendig, nirgends aber auch in ihrer höchsten Bedeutung und Kraft so unentbehrlich ist wie hier. Und wohl sollte man meinen, wir seien in unsern Tagen von den Zeiten und den Leidenschaften ebenso wie vom Schauplatze jener Geschichte so weit entfernt, daß wir über sie ganz ruhig urtheilen und ihre wahren Lehren uns merken könnten, wenn nur nicht gerade in der neuesten Zeit wieder so viele falsche Unruhe und schädliche Leidenschaft nicht sowohl in dem Volke zunächst als vielmehr unter den Gelehrten und Bücherschreibern angefacht und unterhalten würde.

Der ersten dieser beiden Bedingungen genügt nun der Verf. des vorstehenden Werkes bis zu einer aller Anerkennung werthen Stufe, wie von ihm als einem jüngern jüdischen Gelehrten kaum etwas Anderes zu erwarten war. Es sind noch nicht viele Jahrzehende, seitdem jüdische Gelehrte die von den bedeutenden christlichen Gelehrten des 17. Jahrh.s angefangene schwere Arbeit aufzunehmen angefangen haben: indessen drängen sich jetzt die Versuche diesen Stein zu heben, und wir werden es gerne sehen, wenn diese Gelehrten in dem was ihnen zunächst zukommt, ihre Pflicht thun und zugleich auch einen weiteren Nutzen für die allgemeine Wissenschaft stiften. Vieles und sehr Wichtiges ist hier noch zu leisten: wir erwähnen beispielsweise nur Folgendes. Die Geschichte der Juden in den oben angegebenen Jahrhunderten ist nur noch die Geschichte einer sich in verschiedenen Schulen zu erhalten bemüheten Lehre und Lebensart: nur wenige kriegerische Bewegungen und Aufstände zittern dem bis in den Grund zertrümmerten Volksleben noch nach, und die letzten stets schwächer werdenden Zuckungen öffentlichen Lebens zeigen nur noch dies ganz klar, daß Alles

Digitized by Google

was man Volk, Reich oder Staat nennen mag hier unwiederbringlich verloren ist. Haben wir also hier nur noch die Geschichte einer Schule und Religionspartei, daher auch insbesondre eines sich aus früheren bessern Zeiten erhaltenden und zugleich sich fortbildenden Schriftthumes: so leuchtet ein, daß Alles was Schrift und Bücher betrifft, in dieser Geschichte desto größere Wichtigkeit hat, und man sich darüber hier vor Allem feste Vorstellungen bilden muß. Was sollen wir aber meinen, wenn die Mischna nach S. 244 gegen Ende des 2ten, der Thalmud nach S. 442. 555 im 5ten Jahrh. zwar „gesammelt und redigirt", aber durchaus noch nicht „niedergeschrieben" wurden? ein Werk solchen ungeheuern Umfanges, solcher unendlichen Menge von lose an einander gereiheten und doch geordneten („redigirten") Namen, Lehrsätzen und Ueberkommnissen mit so verschiedener Sprache wäre, gerade da man es sammelte und „redigirte", wiederum nur für das Gedächtniß verfertigt und lange Zeiten hindurch wieder nur im Gedächtnisse erhalten? wo findet sich irgend eine geschichtliche Aehnlichkeit zu solchem Vorgange? und wozu hätte denn die Sammlung und Anordnung überhaupt gedient? Und sogar die Mischna sollte erst mit dem Thalmud, das Textbuch erst mit dem Meere von Anmerkungen dazu niedergeschrieben sein? Wenn aber die Mischna so spät erst niedergeschrieben ist, so müßte ja auch das Seder Olam, welches mit ihr in der Sprache und im Geiste die größte Aehnlichkeit zeigt, erst ebenso spät niedergeschrieben sein, obwohl der Verf. dieses nach S. 218 richtig aus der Mitte des zweiten Jahrh.s ableitet und es seinem ganzen Inhalte nach unmöglich für das bloße Gedächtniß verfertigt wurde. Ist aber das Seder Olam noch

Digitized by Google

vor dem Ende des zweiten Jahrh.s geschrieben, warum nicht auch die Mischna wenigstens im Ganzen und abgesehen von einigen vielleicht späteren Zusätzen? Wir sehen, eine Litteraturgeschichte und damit vielleicht gerade der递haupttheil der Geschichte dieser Jahrhunderte ist erst noch künftig näher zu begründen; sowie der Verf. S. 461 auch über der Entstehung der Massora den dichten Schleier hangen bleiben läßt, der ihre Geschichte bis jetzt bedeckt.

Bei der großen Schwierigkeit, welche hier jedem Forscher auf allen seinen Schritten begegnet, müssen wir indessen solche Mängel geringer anschlagen, und können von weiteren Bemühungen in der Zukunft leicht ihre Ergänzung hoffen. Anders ist es, wenn wir auf die zweite der oben bemerkten Bedingungen sehen. Der Verf. zeigt sich in diesem Werke durchaus nur als ein Jude der neuesten Art, wie diese in Deutschland infolge aller seiner jetzigen Zustände möglich und wirklich ist. Die äußerste Verachtung und Verdächtigung des Christenthums tritt in diesem Buche hervor, wie sie nur irgend ein Jude jemals in gedruckter Schrift leicht äußern kann; und zwar nicht dieses oder jenes, sondern alles Christenthumes von seinem Anfange an; während der Verf. alles Jüdische vertheidigt und entschuldigt, auch am Thalmude kaum einige kleinere Gebrechen entdecken kann. Hiemit ist schon gesagt, daß der Verf. gerade als Geschichtschreiber am wenigsten seine Pflicht erfüllt. Auch kann, da Alles ohne Ausnahme von diesem Geiste durchzogen ist, gar nicht unsre Aufgabe sein, ihm in die Einzelnheiten zu folgen: lehrreich kann nur sein, etwas näher zu erkennen, wie der Verf. als wissenschaftlicher Mann und als Geschichtschreiber auf einen solchen Abweg ge-

Digitized by Google

rathen mochte. Und dieses zu erkennen ist nicht so schwer. Wir können in vieler Hinsicht ganz zufrieden sein, daß der Verf., welcher ja in dieser Richtung zu unserer Zeit nicht allein steht, alles Trübe und Feindselige was er irgend finden konnte frei ausspricht: nur durch die freie Erklärung kann sich das Trübe, wenn es einmal so übermächtig geworden ist, selbst wieder auflösen, und zum Glücke haben wir ja zunächst nur mit Buchstaben und Worten und gedruckten Gedanken zu schaffen. Auch wünschen wir die Freiheit der Aeußerung in solchen Druckwerken keineswegs beengt, und freuen uns, daß kein Jude irgendwo jetzt in Deutschland über Druck und Verfolgung auch nach dieser Seite hin klagen kann. Allein die Wissenschaft darf darüber nicht im Zweifel bleiben, woher eine solche sich für wissenschaftlich und richtig ausgebende Ansicht wirklich komme.

Es ist aber für den Kenner leicht zu sehen, daß der Verf. diese seine Grundansicht, welche wie ein schwarzer Faden seine Erzählung durchzieht, nicht aus eigner Untersuchung und Erkenntniß geschöpft hat, sondern sie bloß einer neuesten theologischen Schule nachspricht, welche sich der Freiheit und der Wissenschaft rühmt, in der That aber weder diese noch jene hat; und das Auffallende, aber auch aus dem Geiste unsrer Zeit in Deutschland leicht Erklärliche dabei ist nur, daß eine christliche Theologenschule so in der Aechtung des Christenthumes einer jüdischen Richtung begegnet, um von dieser mit inniger Freude und lautem Beifalle aufgenommen zu werden. Der Verf. hat jedoch dabei das Eine nicht bedacht, daß die wichtigsten Annahmen und Sätze dieser Schule, durch welche das neuere Schwaben eine traurige Berühmtheit erreicht hat, von dem Unterz. bereits auf eine so

rein wissenschaftliche Weise völlig widerlegt sind, daß er, um nicht umsonst zu arbeiten, nun erst gegen diese sich richten müßte, ob es ihm vielleicht gelänge auch so noch die seiner Verachtung des Christenthumes so willkommnen schwäbischen Ansichten festzuhalten. Indessen thun wir wohl gut, die einzige Erkenntniß etwas näher ins Auge zu fassen, womit er selbst jene ihm so lieb gewordenen Ansichten auch seinerseits weiter gestützt und vermehrt zu haben meint.

Da nämlich jener Schule die Ansicht von einem sehr späten Alter der vier Evangelien ein erster Grundsatz ist, worauf sie unendlich viel Anderes und noch weit Wichtigeres aufzubauen sich anstrengt: so meint der Verf. von seiner thalmudisch-rabbinischen Wissenschaft aus eine neue mächtige Stütze desselben aufgefunden zu haben. Es dreht sich zwar dabei Alles nur um ein Wörtchen, aber auch solche Kleinigkeiten können allerdings sehr gewichtig und entscheidend werden. Bekanntlich wird Christus nach allen vier Evangelien von seinen Zeitgenossen oft *ῥαββὶ* oder *ῥαββουνί* angeredet, und dieser Name kommt auch sonst dort vor: der Verf. behauptet S. 74. 500, ein solcher Ehrenname für einen angesehenen Lehrer komme erst seit der Zerstörung Jerusalems geschichtlich vor, und etwa Rabbi Jochanan ben Zakkái, ein berühmter Lehrer seiner Zeit und Stifter der Schule von Jabneh, sei der erste gewesen, welcher ihn getragen; die Evangelien seien also auch deshalb erst im 2ten Jahrhunderte n. Ch. um 130—160 geschrieben oder vielmehr „erdichtet", ganz wie die oben erwähnte neue christliche Theologenschule dies aus andern Gründen schon eingesehen habe. Dies ist nun wieder ein Beweis, recht geeignet die große Menge der Unkundigen irre zu führen und viel-

Digitized by Google

leicht eine Zeitlang Aufsehen zu machen. Um ihn zu vervollständigen, hätte der Verf. jedoch sogleich noch weiter beachten und beweisen müssen, daß auch der etwa gleichbedeutende Ehrenname Abba erst nach der Zerstörung Jerusalems aufgekommen sei: denn auch auf diesen wird ja unstreitig in dem Ausspruche Matth. 23, 9 angespielt. Nun aber ziemt es sich doch, daß man, soll ein Beweis ernstlich aufgestellt werden, sich näher um die Grundlagen desselben bekümmere, damit man nicht statt der Wahrheit den bloßen Schein erhasche. Will man also hier nicht bei dem ersten täuschenden Scheine stehen bleiben, so verhält sich die ganze Sache nach den Rücksichten, worauf es hier ankommt, folgendermaßen. Betrachten wir die jetzt erhaltenen Schriften, in welchen der Name *ῥαββί* vorkommt, an sich, so haben sich allerdings keine älteren Schriften hebräischer oder aramäischer Sprache mit diesem Namen erhalten als solche, die erst nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben sind: das Seder Olam (rabba), welches ihn kennt, und die diesem (wie oben berührt) etwa gleichzeitige Mishna. Allein dieser Umstand allein kann hier näher betrachtet nichts beweisen: denn man muß doch zugleich fragen, woher es komme, daß nach den im Kanon A. Ts erhaltenen Büchern jetzt durchaus gar kein hebräisches oder aramäisches Buch erhalten sei bis mit dem Seder Olam r. im 2ten Jahrh. n. Ch. eine ganz neue Reihe derselben beginnt. Die Ursache davon kann nur in der gewaltigen Zerstörung liegen, welche zugleich mit der Zerstörung Jerusalems auch das gesammte jüdische Schriftthum und die ganze Bildung der Zeit traf. Nur die längst heilig gewordenen Schriften tauchten aus diesem Alles mit sich fortreißendem Strudel als unzerstörbar wieder

Digitized by Google

empor: alle übrigen Schriften verschlang der furchtbare Strom; oder wenn sich vielleicht außer den h. Büchern hie und da noch ein anderes erhalten hatte, so ward auch dies bald wieder vergessen, da man unter den Aengsten dieser Zeit genug zu thun hatte nur die h. Bücher zu erhalten, und das ganze Leben der schwachen Ueberbleibsel des Volkes rein von diesen aus einen völlig neuen Anfang suchen mußte. Was außer den alttestamentlichen Büchern diese allgemeine Zerstörung überlebte, erhielt sich nur bei den Christen jener Zeit; etwas auch zuerst bei Hellenisten wie Fl. Josephus, nur daß die Bildung und das Schriftthum dieser schon als des römisch-griechisch-christlichen Geistes verdächtig unter den Neujuden ebenfalls bald völlig versank und unterging, soviel davon sich nicht vermittelst des Christenthumes erhielt. Alles dies gewährt auch an sich eine höchst denkwürdige geschichtliche Erscheinung, welche der Verf. des vorliegenden Werkes nach dem Zeitraume, welchen es umfaßt, wohl näher hätte betrachten müssen, während er von ihr ganz schweigt. Es kann uns also gar nicht auffallen, daß solche Namen wie Rabbi oder Abba in keinem jetzt erhaltenen hebräisch-aramäischen Buche vor dem 2. Jahrh. n. Ch. sich finden: während sie doch in diesen sich sogleich so allgemein und als längst feststehend zeigen, daß wir auch danach keineswegs meinen könnten, sie seien überhaupt erst nach der Zerstörung Jerusalems aufgekommen.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. Stück.

Den 13. Juli 1854.

Berlin

Schluß der Anzeige: „Geschichte der Juden vom Untergang des jüdischen Staates bis zum Abschluß des Talmud. Von Dr. H. Grätz."

Die griechischen Bücher des N. Ts müssen danach fast von selbst die einzigen sein, aus denen wir jetzt etwas näher erkennen können, wie die gelehrte Bildung und Sprache der Juden in den letzten Zeiten vor der Zerstörung Jerusalems sich im wirklichen Leben gestaltet hatte; denn weder die Apokryphen des A. Ts noch Philon und Josephus kommen hierauf so bestimmt und so absichtlich zu reden. Betrachten wir aber die Sache an sich, so sieht man nicht, warum denn diese Namen plötzlich erst nach der Zerstörung Jerusalems entstanden sein sollen: da seitdem die bloße Schule und Gelehrsamkeit der einzige feste Kreis wurde, um welchen sich die Ueberbleibsel des alten Volkes noch sammelten, so versteht sich zwar, daß diese Namen nun noch eine besondre Wichtigkeit empfingen und vielleicht nun erst ähnlich

Digitized by Google

wie unsre Doctortitel feierlichst ertheilt wurden: allein nicht die Namen selbst waren damals neu. Ein dem Abba entsprechender Name findet sich sehr früh schon im A. T.; der Name Rabbi ist mehr aramäisch, aber dieses herrschte ja längst vor der Zerstörung Jerusaleins. Wenn aber die wenigen großen Gelehrten aus der Zeit vor der Zerstörung, von welchen man nachher noch manches Einzelne wußte, wie Shemaja, Abtalion, Hillel, Shammái, in der Mishna gewöhnlich nicht solche Doctortitel vor ihren Namen führen, so geschieht das eben nur ihrer hinreichend großen Berühmtheit wegen; wie es auch jetzt keinem Deutschen einfällt von Dr Luther, Dr Leibniz ꝛc. zu reden, wenn man die bekannten alten Männer meint. Und etwas Anderes als dies hat schwerlich auch der Gaôn R. Sherira, auf den sich der Verf. beruft, über diese Verhältnisse sagen wollen: obgleich ein Gaon überhaupt zu spät ist, um über dies Alles mit hinreichender geschichtlicher Einsicht zu reden. Ja das ganze rabbinische Wesen, welches dann nach der Zerstörung Jerusalems sich nur von einem neuen Ansatze aus weiter bildet, war aller Geschichte zufolge schon vorher da, also doch auch wohl mit dem Namen Rabbi selbst; und indem der Verf. sogleich vom J. 70 n. Ch. an den Quellen zufolge von lauter Rabbi's und Abba's redet, bezeugt er sogar wider Willen, daß diese Namen mit den damals noch lebenden Gelehrten selbst in die Zeit vor der Zerstörung zurückgehen. Dies mag zur Widerlegung vorläufig genügen, da sich hier übrigens noch Vieles sagen läßt.

H. E.

Hannover

In der Hahnschen Hofbuchhandlung 1852. Ur=

Digitized by Google

kundenbuch des historischen Vereins für Niedersachsen. Heft II. Die Urkunden des Stifts Walkenried Abth. I. Auch mit dem besondern Titel: Die Urkunden des Stifts Walkenried aus den Originalen des Herzogl. Braunschw. Archivs zu Wolfenbüttel und sonstigen Quellen für den histor. Verein f. Niedersachsen zusammengestellt. Abth. I bis 1300. XXVIII u. 406 S. in Octav.

Nachdem der historische Verein für Niedersachsen im Jahre 1846 das 1. Heft seines Urkundenbuches: Urkunden der Bischöfe von Hildesheim (VI u. 90 S., enthaltend 55 Urkunden von 1125 bis 1353, mit Anmerkungen und Orts- und Personenregistern) hat erscheinen lassen, beschenkt derselbe uns mit der ersten Abtheilung des reichen und höchst interessanten Walkenrieder Urkundenbuchs, welche erste Abtheilung 689 Urkunden aus dem 12. und 13. Jahrhundert enthält, zum Theil vollständig, meistens in Auszügen. Die Wichtigkeit des Unternehmens, namentlich für Topographie und Genealogie, wird noch mehr hervortreten, wenn am Schlusse die versprochenen Anmerkungen und besonders durch die Güte und den Fleiß des Reichsfreiherrn Jul. Grote zu Schauen *) sorgfältig und mit Sachkenntniß ausgearbeitete Orts- und Personenregister, wie solche das erste Heft der Hildesheimer Urkunden bereits schmücken, hinzugekommen sein werden. Ueber das Verfahren bei der Bearbeitung des Werks und über dessen Einrichtung berichtet in einem Vorwort der Ausschuß des historischen Vereines. Derselbe läßt uns auch die baldige Erscheinung der zweiten Ab-

*) Dem wir schon das Osterwiecker Stadbuch von 1353 (Osterw. 1850) und Urkundl. Beiträge zur Gesch. des Königr. Hannover und Hztb. Braunschweig 1243—1579) (Wernig. 1852) verdanken.

Digitized by Google

theilung (Urkunden bis 1500) hoffen, worauf dann eine dritte und letzte Abtheilung Auszüge aus den wichtigern Documenten der spätern Zeit liefern soll. Bei weitem die meisten Urkunden sind entnommen aus dem herzogl. Landesarchiv zu Wolfenbüttel, in welches dieselben erst 1843 von Hannover gelangten. Mit thätigem Eifer förderten das Unternehmen zunächst der Vorsteher des Wolfenbüttler Archivs der Herr Obergerichtspräsident Hettling und der Herr Archivregistrator Ehlers, welcher die schönen und getreuen Abschriften besorgte. Nachdem der Prof. Förstemann in Nordhausen sich im Drange andrer Arbeiten genöthigt sah, die begonnene Redaction des Walkenrieder Urkundenbuches aufzugeben, übernahm dieselbe der Hr Subconrector Dr Grotefend in Hannover, und der Reichsfreiherr Grote zu Schauen wird mit diesem ferner, auch durch hinzugefügte belehrende Anmerkungen und Ausarbeitung der nothwendigen Register den Dank aller Alterthumsfreunde verdienen.

Die Einleitung von dem Hrn Obergerichtspräsidenten Hettling S. VII—XXIV gibt schätzbare Nachweisungen über die Geschichte der ehemaligen Reichsabtei Walkenried und deren sehr ansehnlichen Besitz, wobei auch das vorsichtige Verfahren zur Sicherung der Erwerbungen in rechtlicher Hinsicht beleuchtet wird. — Das Stiftsarchiv hatte im J. 1437 der Prior Dringenberg geordnet und ein Verzeichniß (Registrum) von 1382 Originalurkunden in 29 Abtheilungen aufgenommen. Beim Ausbruch des Bauernkrieges 1525, in welchem Walkenried hart mitgenommen und die herrliche Klosterkirche zum Theil zerstört wurde, ließ der Abt Paulus die Urkunden des Stifts nach Lüneburg bringen, von wo dieselben 1535 unversehrt

Digitized by Google

nach Walkenried zurückgekommen sein sollen. Nicht lange darauf ließ der Abt Johannes Holtegel die Urkunden in drei Kisten nach Göttingen schaffen. Als sie von hier 1571 zurückkamen, sollen einige hundert derselben gefehlt haben. Im Jahre 1581 wurde auf Befehl der Vormünder des Grafen von Honstein das Walkenrieder Stiftsarchiv auf das Schloß Lohra gebracht, von wo der Graf von Schwarzburg, nachdem 1593 mit dem Grafen Ernst, Besitzer von Lohra und Klettenberg, der Mannsstamm der Grafen von Honstein abgegangen war, da die Schwarzburger nicht unbegründete Ansprüche an die Erbschaft hatten, dasselbe nach Rudolstadt abführen ließ. „Dort soll bei einer Feuersbrunst eine Lade, welche Zinsregister und verschiedene Urkunden enthielt, verloren gegangen sein" *). Das Uebrige wurde nach einem Vergleiche vom 27. Jul. 1654 an die herzoglich-braunschweig. Abgeordneten abgeliefert, und zunächst nach Osterode, von da 1659 nach Celle, darauf in das königl. Archiv zu Hannover gebracht, endlich 1843 nach Wolfenbüttel. Hier sind jetzt 896 Originalurkunden, davon 813 aus der Zeit 1134—1473, fast alle wohl erhalten und meistens mit unverletzten Siegeln. Das Fehlende ergänzt und ersetzt zum Theil 1) ein bis 1333 reichendes, doch nicht vollständiges Copialbuch, 2) ein Diplomatarium von Walkenried in der königl.

*) Doch scheint ein nicht unansehnlicher Theil des Walkenrieder Archivs sich noch jetzt in dem fürstl. schwarzburg. Gesammtarchiv zu Rudolstadt zu befinden, z. B. ein aus 7 Foliobänden bestehendes Copialbuch (s. Hesse, Gesch. des Schlosses Rothenburg S. 30), ferner die Originalurkunde K. Lothars von 1132, die in unserem Urkundenbuche unter Nr. 2 nicht nach dem Originale gegeben ist (s. das. S. 33), das Original von Nr. 435 (s. das. S. 45) u. v. a. m.

Digitized by Google

Bibliothek zu Hannover aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, 3) das Verzeichniß des Priors Dringenberg vom J. 1437. — Bedeutendes, wahrscheinlich auch zahlreiche Nachträge zu dieser 1. Abth. des Urkundenbuchs, wird das Archiv zu Rudolstadt liefern können. — Die ältern Abdrücke Walkenrieder Urkunden bei Eckstorm und Leuckfeld sind sehr mangelhaft; auch das handschriftliche Werk über Walkenried von dem Archivar J. H. Hoffmann (jetzt in der königl. Bibliothek zu Hannover, die Hauptquelle für Leuckfeld) enthält verhältnißmäßig wenig Urkunden.

Es mögen hier nun noch einige Bemerkungen und kleine Berichtigungen und Nachträge zu dem übrigens sehr preiswürdigen Werke stehen. Den Urkunden ist S. XXV — XXVIII vorausgeschickt ein Verzeichniß der Walkenrieder Aebte in 2 Columnen, 1) nach dem Urkundenbuche des Stifts, 2) nach Eckstorm und Leuckfeld. Den Todestag des ersten Abts Heinrich setzt Leuckfeld allerdings, wie hier angegeben ist, auf den 2. März; derselbe beruft sich aber dabei auf Eckstorm, und bei diesem steht 6. Cal. Mart. (24. Febr. 1178. Leuckfeld scheint irrig 6. Non. statt 6. Cal. gelesen zu haben *). — Die Urkundenabdrücke sind nur zum Theil mit den Inhalt bezeichnenden Ueberschriften versehn. Daß viele Urkunden nur im Auszuge gegeben sind, ist ganz zweckmäßig: über die Auswahl und über das Mehr oder Weniger in den Auszügen werden die Urtheile von einander abweichen; denn dem Einen erscheint wesentlich, was einem Andern entbehrlich oder unnütz ist. In das Einzelne wollen wir hier nicht tiefer eingehn. Die Zeugen, wenigstens in den Urkunden dieser ersten

*) Wenn nicht bei Hoffmann 6. Non. steht, und Leuckfeld daher die vielleicht richtigere Angabe genommen hat.

Digitized by Google

Abtheilung, hätten vielleicht nicht meistentheils, sondern jedesmal sämmtlich angegeben werden sollen. Die Genauigkeit der Abdrücke ist im Allgemeinen sehr zu loben. Bloße Druckfehler, wenn nicht Schreibfehler, scheinen zu sein: S. 27 in Nr. 26 Hartmannus de Harugen (statt Heringen), auch Hartugus und Walugus, wo ein Strich über dem u ausgefallen sein mag, — S. 33, Nr. 31 Ervinus de Radenleg (Radenberg?), — S. 229, Nr. 339 Lampertus de Hegeren (Heringen?) *). In der Urkunde 549, S. 349 ist statt Bruno Pickarii wahrscheinlich zu lesen Picerarii oder Pikerarii. Von der folgenden Urk. 550 befindet sich das Original im Stadtarchiv zu Nordhausen. Die Urk. 109, S. 91 steht auch im Chron. montis sereni ad a. 1220. — Die Zeugen in dem Urkundenauszuge Nr. 8, S. 11 stimmen nicht ganz überein mit denen in dem Abdrucke derselben Urkunde bei Hesse (Gesch. der Rothenb. S. 34), wo namentlich nach dem Propste von Fritzlar noch ein Cantor und Propst von Mainz genannt wird. — Die Urk. Nr. 32 (ohne Datum), S. 33 ist mit Unrecht gesetzt „um 1190", und dieselbe ist viel später zu setzen, nämlich um 1270; denn einen Canonicus S. Crucis in Nordhausen gibt es nicht vor 1220, und um 1270 (1267—85?) war wieder ein Ditmar Abt zu Walkenried. — In der Urk. (von 1266) Nr. 375, S. 246 ist der erste Zeuge genannt Hermannus cantor . . . eccl. S. Crucis, aber eine andre Abschrift dieser Urk. aus dem Walkenrieder Copial-

*) Auch wenn in dem Originale selbst stände Hegeren, könnte es doch ein Fehler sein statt Heringen. Die Namen besonders der weniger bekannten Personen oder Orte wurden von den Schreibern, wenn sie undeutlich ausgesprochen waren, nicht selten falsch aufgefaßt und geschrieben.

Digitized by Google

buche in Rudolstadt hat dafür Thetmarus cantor rc., und dieser Name ist ohne Zweifel der richtige, denn der Cantor S. Cruc. zu Nordhausen Ditmar kommt auch 1263 und 1278 vor (Nr. 355. 449). — Die Urk. des K. Heinrich (VII.) Nr. 148, S. 109 ist wohl weder aus dem Jahre 1226, noch aus dem J. 1225 (so wenig als die 2 Urkunden bei Böhmer, Reg. Heinr. 87. 89), sondern aus dem Jahre 1223, wo der junge König vom Jul. bis zum Ende des Sept. in Nordhausen war, und hier einen Hoftag hielt. Die Jahrzahl MCCXXIII konnte leicht MCCXXVI gelesen werden, wenn die 2 ersten Striche in III schräge und nach unten convergirend gestellt waren. — Die Widersprüche in der Urk. des Ks. Otto IV. Nr. 85, S. 73 lassen sich heben, und die Verdächtigung derselben (s. Schultes II, 501 und Böhmer Reg. Otto IV., 185) läßt sich zurückweisen, wenn man annimmt: Otto kam, noch als König, etwa am 21. Mai 1209 von Braunschweig über Walkenried nach Nordhausen, und während damals die in der Urkunde Genannten sich bei ihm befanden, wurde hier die Uebertragung der Advocatur des Dorfes Rode bei Nordhausen an das Stift Walkenried verhandelt (actum), beschlossen und aufgezeichnet (eingetragen, registrirt); die Ausfertigung und Vollziehung der Urkunde wurde durch die plötzliche Abreise des Königs von Nordhausen nach Würzburg und darauf nach Italien verhindert und mußte aufgeschoben werden, und erst lange nachher wurde, wahrscheinlich auf das Betreiben des Abts und Convents von Walkenried, die Urkunde nach dem in Nordhausen gemachten Entwurfe, mit Angabe der Theilnehmer und Zeugen von 1209 in ihre jetzige Form gebracht, und das geschah im Jahre 1215, wenn

gitized by Google

die Zahl MCCXV im Originale richtig ist, also zu einer Zeit, wo die in der Urk. angegebenen Personen wenigstens zum Theil es nicht mehr mit Otto, sondern mit K. Friedrich II. hielten, und sich selbst in dessen Umgebung befanden. Gern möchte ich freilich lesen MCCXII *), doch das Original entscheidet. Das regni anno primo ist später jedenfalls falsch so ergänzt. Wenn die in dem Nr. 85 mitgetheilten Auszuge gegebenen Worte der Zeitbestimmung ganz so im Original stehen, so hat Böhmer irrig imp. 1. (nicht regni primi). Nochmalige genaue Untersuchung des Originales wäre zu wünschen, und dabei auch nachzusehn, ob in der Jahrzahl am Ende wirklich V deutlich steht, nicht etwa II.

Zu den Urkunden, von welchen Auszüge aufgenommen werden konnten, gehört die Bulle des Papsts Honorius in dem Chron. montis sereni ad a. 1224 (ed. Eckstein p. 167), ferner eine Urk. des Grafen Heinrich von Honstein **) vom J. 1249 (Hesse, Gesch. d. Rothenb. S. 42), eine Urk. des Grafen Gebhard von Wernigerode, seines Sohnes Konrad und seines Enkels Friedrich vom J. 1260, betreffend die Verleihung der Advocatie über die Kirche zu Schauen an Abt und Convent von Walkenried, und eine Urk. vom 4. Febr. 1253, die ich nach dem ehemals in dem Archiv des Stifts S. Crucis zu Nordhausen befindlichen Originale hier mittheilen will. Frater

*) 1212 feierte Kf. Otto sein Beilager mit Beatrix in Nordhausen und hier könnte damals die Urkunde für das benachbarte Walkenried in der vorliegenden etwas unvollkommenen Gestalt, mit Lücken für die Jahre imperii und regni, ausgefertigt sein.

**) Welche auch in die Monum. rer. Ilfeld. gehört hätte, da die Verhandlung zu Ilfeld Statt gefunden hat.

B. divina miseracione dictus abbas in Walkenred Universis hanc litteram inspecturis assiduas orationes in domino. Notum esse volumus tam presentibus quam futuris, quod nos accepto mandato domini serenissimi Rom. regis Gill.*) ad Capitulum canonicorum Northusen. accessimus assumpto nobiscum confratre nostro Conr. dicto de Megdeborg, et respeximus privilegia ecclesie sue de gra. Rom. imperatorum sibi concessa**), que firma, integra et inviolata invenimus, et expresse inscriptum in hiis, quod parrochia beati Nicolai in foro eiusdem civitatis ad prebendarum eorumdem canonicorum subsidium et aucmentum pertinet pleno iure, super eo presentem litteram in perpetuum testimonium sigillo nostro fecimus communiri. Dat. Anno gro. MCC Quinquagesimo III pridie nonas febr.

Noch bemerke ich zu dem wichtigen Huisburger Berichte Nr. 1, daß der vornehme Thüringer Volkmar, welcher um 1118 in das Kloster Huisburg eintrat, und dessen Gemahlin Adelheid die Stifterin des Klosters Walkenried wurde, ohne Zweifel derselbe ist, welcher als Folmarus de Walkenreit am 12. Jun. 1085 zu Quedlinburg im Gefolge des Kaisers Heinrich IV. erscheint, in einer freilich etwas verdächtigen Urkunde im Chron. Gozec. ap. Pertz XII, 147, ferner derselbe Volkmar, welchen 1106 mit dem Grafen Werinher König Heinrich V. an seinen Vater den abgesetzten Ks. Heinrich IV. sendete, um die königlichen Insignien von demselben zu holen (»Rex autem, deposito patre, cum principibus Mogontiam re-

*) König Wilhelm, damals in Braunschweig anwesend.
**) Die Urk. von Friedrich II. 1220. 27. Jul. und 1223. 11. März, und von Heinrich (VII.) 1223. 22. Sept.

Digitized by Google

vertitur, et propter regalia Werinherum comitem et nequissimum Volcmarum, qui fuit consiliarius patris et omnium scelerum conscius, Hamerstein misit,« Annalista Saxo ap. Pertz VIII, 742), endlich derselbe Folcmarus, welcher im Jahre 1111, im Anfange des Februar, zu Rom mit dem Kanzler Albert und den Grafen Hermann, Friedrich und Gottfried dem Papste für den mit dem Heere sich nähernden König Heinrich V. schwor, daß dieser und die deutschen Fürsten den nächsten Donnerstag dem Papste schwören und Geißeln geben würden wegen des geschlossenen Vergleichs (Annales Romani ap. Pertz VII, 473). Dieser Volkmar hatte also eine bedeutende Stellung am Hofe Heinrichs IV. und Heinrichs V., und um so eher erkannte er im höhern Alter, daß Alles eitel ist. Vielleicht war er auch bei dem Könige in Ungnade gefallen, oder er fühlte Gewissensbisse über seine Vergehungen und seine Untreue (gegen Ks. Heinrich IV., auch wohl gegen die Kirche), und wollte nun im Kloster büßen, worauf auch seine Gemahlin durch Gründung des Klosters Walkenried sich und ihrem fromm gewordenen Gemahle eine Stufe in den Himmel baute.

Die vorliegende erste Abtheilung der Walkenrieder Klosterbriefe gibt auf S. 1—382 im Ganzen 603 Urkunden*), wovon c. 46 in das 12te Jahrhundert, die andern in das 13te gehören. Daran schließt sich S. 383—402 ein Nachtrag von 86 Nummern (J. 1220 — 1297) aus den

*) Nr. 536, S. 341 steht doppelt, vor zwei verschiedenen Urkunden, dagegen ist Nr. 73 nur ein Auszug von Nr. 72, S. 67 f. — Nr. 374, das Dorf Merbach wird jetzt Mörbach genannt, nicht Marbach. Nr. 430 Besenrode heißt jetzt Bösenrode.

Digitized by Google

Regesten des Priors Dringenberg, die nach den Walkenrieder Originalen angefertigt sind. S. 403—406 folgen sehr dankenswerthe Zusätze und Berichtigungen. Es ist nun unser eifriger Wunsch, daß die verheißene zweite Abtheilung des Werkes (vielleicht von Rudolstadt her bereichert) und darauf der Schluß bald erscheinen möge. Es ist ein schönes und eines historischen Vereins vollkommen würdiges Unternehmen, wofür die verehrten Mitglieder des Ausschusses dieses Vereins und die Männer, welche uneigennützig ihre Zeit und Kraft dieser Arbeit widmen, den wärmsten Dank Aller verdienen, welche eine solche Arbeit zu schätzen und zu nützen wissen. E. G. F.

Wien

bei Tendler u. Compagnie. Handbuch der Statistik des österreichischen Kaiserstaates von Joseph Hain Ministerial-Sekretär ꝛc. in 2 Bänden (I. 1852; II. 1853). 509 und 763 S. in gr. Oct.

Der Verf. des vorliegenden Werkes hat sich dadurch um die Kunde des österreichischen Kaiserstaates in zweifacher Weise verdient gemacht. Er sichtete und gruppirte nämlich bei dessen Anlage ein statistisches Material, an dessen Compilation er als Beamter des statistischen Bureau's früher selbstthätig Theil genommen hatte und wußte, durch diese seine amtliche Stellung und durch die Beihülfe seines Chefs, des rühmlich bekannten Freiherrn Carl Czörmig von Czenhausen begünstiget, die verläßlichsten und gehaltvollsten Quellen zu Rathe zu ziehen. Demzufolge hat sein Buch auch Anspruch für eine Fundgrube schätzbarer statistischer Notizen zu gelten. — Was jedoch die demselben gestellte Aufgabe und das Detail ihrer

Digitized by Google

Ausführung betrifft: so tragen wir aus sohin zu erörternden Gründen Bedenken, seiner Auffassung und Darstellungsweise durchweg beizupflichten. —

Ihm ist — seinen eigenen S. 13 ausgesprochenen Worten zufolge — die Statistik „diejenige Erfahrungswissenschaft, welche die Gesetze ermittelt nach denen die in Zahlen ausdrückbaren gesellschaftlichen und staatlichen Erscheinungen erfolgen." — Nebenbei bezeichnet er die Physik und Astronomie als die „leitenden Sterne", welche der Statistiker sich vorleuchten lassen müsse, soll sein wissenschaftliches Wirken ein heilsames, dem Wesen der von ihm gepflogenen Disciplin entsprechendes sein. — Abgesehen nun davon, daß — wie er selbst S. XI des Vorworts anerkennt — obige Aufgabe eine solche ist, deren Lösung selbst dem geübtesten Statistiker dermalen zahlreiche nicht zu überwindende Schwierigkeiten bietet und daher besser einer späteren Zeit vorbehalten bleibt: stimmt auch der dem Buche vorgesetzte Titel damit nur theilweise überein. — Unter einem „Handbuche für Statistik" versteht nämlich der gewöhnliche Sprachgebrauch — und dieser ist doch wohl allein zu berücksichtigen, wo es sich um Benennungen vor dem Forum der Oeffentlichkeit handelt — systematisch gegliederte und übersichtlich geordnete Sammelwerke über Gegenstände von social-politischer Bedeutung, wozu der Stoff nach gewissen, dessen Grundhaltigkeit verbürgenden Regeln beigeschafft worden. — Der vom Verf. adoptirte Begriff der Statistik dagegen gehört zu den Erzeugnissen eines abstracten Doctrinarismus, die erst allmälig und nicht ohne Widerstreit volksthümlich zu werden hoffen dürfen. — Da er sich nun beim Beginn der Ausarbeitung des Werkes diesen modernen Begriff vor Augen hielt, leistete er

Digitized by Google

theilweise mehr als die Aufschrift des Buchs eigentlich besagt. Gesetzt aber auch es sei die von ihm angewandte Definition der Statistik probehältig: so ist der Titel gleichfalls nicht im völligen Einklange mit dem thatsächlich Dargebotenen. — Denn der gesammte zweite Theil enthält nicht eine einzige Reflexion im Sinne der dieser Definition zu Grunde liegenden „mathematisch-physikalischen Methode". — Das Buch leistet also — von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet — weniger als seine Bezeichnung verspricht, und macht auf den ersten mehr oberflächlichen Anblick hin den unerquicklichen Eindruck eines Gemengsels von trockenen Daten und halbgelungenen Versuchen, daraus „physikalische Gesetze" zu deduciren. — Der Verf. scheint indessen die Unzulänglichkeit seiner Kräfte zur vollständigen Ausführung des von ihm gehegten Planes selbst gefühlt und die, einzelnen Partien des von ihm behandelten Stoffes innewohnende, absolute Unfähigkeit, mit Nutzen also tractirt zu werden, gar wohl erkannt zu haben. — Eine Stelle des Vorwortes deutet hierauf unverkennbar hin. — Darum wollen wir auch von concreten Formfehlern der beanstandeten Art sofort absehen und zur Beurtheilung der meritorischen Qualität des Buches übergehen.

Die gerügte Ueberspanntheit seiner Tendenz ist, wenn schon an sich beklagenswerth, doch weit davon entfernt, der Schätzbarkeit seines Gehaltes Abbruch zu thun.

Schon die Eingangs gemachten theoretischen Bemerkungen über das Gebiet, über die Aufgabe und über die Methode der Statistik sind von hohem Interesse und verrathen einen überaus hellen und strebsamen Geist. — Der Verf. bemüht sich darin durch Beispiele, die er der Bevölke-

Digitized by Google

rungsstatistik des österreichischen Kaiserstaates entnimmt, nachzuweisen, wie richtig die bereits von französischen Gelehrten aufgestellte Behauptung sei: daß die moralischen, wie die physischen Erscheinungen nach bestimmten Gesetzen vor sich gehen. — „Sowie das allgemeine Gravitationsgesetz den einzelnen Körpern eines Sonnensystems bestimmte Bahnen vorzeichnet und ihnen einen Mittelpunkt der Bewegung zuweiset; ebenso muß auch in der Gesellschaft und im Staate eine Gesetzmäßigkeit bestehen, welche den Einzelerscheinungen bestimmte Bahnen vorschreibt und es muß für diese einen gemeinsamen Mittelpunkt der Bewegung geben." — In diese Worte faßt er S. 21 das Ergebniß seiner Forschungen zusammen. Dem Vorwurfe, als negirte er damit die Freiheit der menschlichen Willensäußerung sucht er S. 22 durch folgendes Raisonnement zu begegnen: „Der Statistiker anerkennt ja eben den freien Willen als wirkende Ursache (Kraft) und sucht unter Beachtung von dessen Intensität und Richtung die Resultate der freien Willensäußerung sämmtlicher in Betracht gezogener Individuen und der übrigen, die fragliche Erscheinung erzeugenden Ursachen (Kräfte). Diese Resultate — das Endergebniß — bezieht sich auf etwas Ideelles, das man den mittleren Menschen nennt und hat auf das einzelne Individuum gar keine Anwendung. Der mittlere Mensch repräsentirt die Gesammtheit der Thätigkeitsäußerung (und der sonstigen Beziehungen) einer bestimmten Anzahl von Individuen und ist in der Statistik ein Resultat der Rechnung, aus welchem sich Folgerungen ergeben, die eben nur auf die Gesammtheit passen. Dieser kommt daher die sich darstellende Gesetzmäßigkeit zu, nicht dem Einzelnen." Mag auch die Wort-

Digitized by Google

fügung in den vorstehenden Sätzen Manches zu wünschen übrig lassen und den Schein sophistischer Bestrebungen erzeugen: so ist doch der Sinn der Worte ein kaum mit Erfolg zu bestreitender. Aus dem Umstande, daß z. B. im Durchschnitte der Jahre 1826 bis 1840 von 10,000 Untergebenen der österr. Militär-Jurisdiction jährlich 161 gemeine Verbrechen und 121 Militär-Verbrechen begangen wurden und die Summe der von selber innerhalb des angeführten Zeitraums von 5 zu 5 Jahren wirklich begangenen Verbrechen um diese Mittelzahlen mit einer Differenz von nicht mehr als 7 oscillirt, folgt in der That noch keineswegs, daß gerade der Peter oder der Paul, der sich unter den überwiesenen Delinquenten befindet, auch „naturnothwendig" sich darunter befinden muß. — Dasselbe gesetzmäßige Resultat würde sich ergeben haben, wenn statt des Peters oder des Pauls einer aus ihren unbescholtenen Commilitonen eines verbrecherischen Beginnens überwiesen worden wäre. Daß aber Letzteres nicht der Fall gewesen, sondern vielmehr einer der Erstgenannten zum Verbrecher geworden, beweis't eben, daß — freilich innerhalb gewisser Grenzen — die Persönlichkeit des Einzelnen als solche wirksam und somit auch in Gemäßheit des kirchlichen Dogmas zurechnungsfähig ist. — Da übrigens hier nicht der Ort zu metaphysischen Erörterungen ist, so lassen wir die angeregte Streitfrage bei Seite und verfolgen des Weiteren die Theorie des Vfs, durch deren sorgfältige Auseinandersetzung das Buch auch ein allgemein-wissenschaftliches Interesse gewinnt.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 15. Juli 1854.

Wien

Schluß der Anzeige: „Handbuch der Statistik des österreichischen Kaiserstaates von J. Hain.“

Der S. 23 Artikel 8 geltend gemachte Unterschied zwischen Statistik und politischer Arithmetik (die sich nach des Verfs Meinung zu einander verhalten, wie die Geodäsie sich zur Geometrie verhält) scheint darauf hinzudeuten, daß der Verf. — wie wir dies schon oben erwähnten — mit sich selbst bezüglich der Tragweite seines Trachtens nicht ganz im Klaren war. — An sich genommen aber ist das dort Gesagte tadellos, wie denn das Buch überhaupt eine solche Fülle geistreicher Ideen enthält, daß die meisten Mängel desselben sich zunächst aus dieser schwer zu bewältigenden Ueberschwänglichkeit erklären. — Eine Art mathematisirender Manie ist allerdings nebenbei auch im Spiele; allein diese mag füglich dem Bildungsgange des Verfs — er diente, bevor er kaiserlicher Beamter wurde, etliche Jahre lang als Officier in dem trefflich geschulten österr. Bombar-

dier-Corps — zu Gute gehalten werden. — So erklärt sich die sonderbar klingende Behauptung im Art. 9: „man könne nur in Folge der Unmöglichkeit die betreffende Erscheinung unter gleichen Umständen zu beobachten oder auf dieselben Umstände zurückzuführen nicht sagen, A habe n mal so viel Muth wie B, M leiste als Schriftsteller m mal so viel wie N ꝛc.! Dagegen trägt die im Artikel 10 gelieferte Auseinandersetzung dessen, was dem Statistiker zu thun obliege, das Gepräge jener Ueberschwänglichkeit, die den Verf. in seinem Streben nach Vollkommenheit häufig beirrte. — Es heißt dort (S. 24): „Man (d. i. der Statistiker in thesi) sammelt die Beobachtungen, unterzieht sie einer strengen Prüfung und faßt die gleichartigen als ein Ganzes zusammen, zerlegt sie in ihre einfachen Bestandtheile, um die durch die gesammelten Zahlen vertretene Erscheinung allseitig und gründlich kennen zu lernen und sucht deshalb auch die Ursachen zu erforschen, welche darauf Einfluß nehmen. Erst nach diesen Vorbereitungen kann das Materiale gesichtet, geordnet und zweckentsprechend aus den zusammengehörigen Bestandtheilen, in welche es aufgelöst werden mußte, zusammengesetzt werden. Man schreitet schließlich zur Lösung der eigentlichen Aufgabe, welche nur durch die Berechnung von Mittelzahlen und mit Hülfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung erwirkt werden kann, spricht die gefundene statistische Thatsache aus, erläutert sie, führt die Beschränkungen ausdrücklich auf, denen sie allenfalls unterliegt und schließt die Folgerungen bei, welche sich daraus ergeben oder kurz, man discutirt die gefundene statistische Thatsache.“ Welcher bedächtige Leser dieser Stelle wollte nicht dem Verf. ein Quousque tandem! entgegenrufen!

Digitized by Google

Wenn in der That nur derjenige sich rühmen darf, ein echter und rechter Statistiker zu sein, der die Geläufigkeit besitzt, dem vorstehenden Recepte nachzuleben: so möchte es wohl übel stehen um die Pflege der Statistik. Die strebsamsten Kräfte würden sammt und sonders erliegen, wie der Vf. selbst der Riesenaufgabe erlegen ist, die er sich edelmüthiger Weise gestellt hatte. Non omnia possumus omnes. Arbeitstheilung thut im wissenschaftlichen Betriebe ebenso noth wie im mechanischen. Uebrigens reihen sich die einzelnen Winke und Rathschläge, welche er in Absicht auf die Anleitung zu statistischen Ausarbeitungen in den Artikeln 11 bis 34 ertheilt, den tüchtigsten Doctrinen dieser Art zweifelsohne an.

Wir bedauern aus Mangel an Gelegenheit darauf nicht näher eingehen und insbesondere das über die Gesetzmäßigkeit der statistischen Erscheinungen und die Ermittlung solcher durch Anwendung der sogenannten Wahrscheinlichkeitsrechnung (S. 32 bis 92) Gesagte hier nicht nach Gebühr würdigen zu können. — Obgleich eine Nachbildung der Bernoulli'schen Populationistik däucht es uns der Glanzpunkt des ganzen Werkes und zeugt von eigener praktischer Erfahrung. — Darum sei es auch Allen, die mit statistischen Arbeiten sich befassen, zur Beherzigung empfohlen. — Es gilt dies nicht minder von der im Artikel 35 (S. 92 bis 98) versuchten Versinnlichung dessen, was man unter der graphischen Methode zu verstehen hat. — Sie ist ebenso exact wie instructiv. — Nach diesen der Theorie der Statistik angehörigen Bemerkungen schreitet der Verf. zur special-statistischen Darstellung des österreichischen Kaiserstaates. — Die Hauptrubriken, nach welchen er das in reicher Fülle ihm zu Gebote gestandene Mate-

rial gruppirt sind: der Boden (I. Abschnitt), die Bevölkerung (II. Abschn.), die Landwirthschaft (III. Abschn.), der Bergbau (IV. Abschn.), die Industrie (V. Abschn.), die Verkehrsmittel (VI. Absch.), die Schifffahrtsbewegung und der Seehandel der österr. Seehäfen (VII. Absch.), der Handel (VIII. Absch.), die geistige Cultur (IX. Absch.), das Gesundheits- und Armenwesen, die Wohlthätigkeits-, Versorgungs- und Versicherungs-Anstalten (X. Absch.) und die Statistik der Verbrechen und Vergehen (XI. Absch.). Diesen Abschnitten sendet er S. 101 bis 139 eine Einleitung voran, welche (im 1sten Art.) von der geographischen Lage, (im 2ten Art.) von den Grenzen, (im 3ten Art.) von dem Flächenraum, (im 4ten Art.) von der politischen Eintheilung, (im 5ten Art.) von der Grundmacht und (im 6ten Art.) von dem allmäligen Anwachse der Monarchie handelt.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, einen Auszug aus dem statistischen Materiale zu verfassen, das unter den bezeichneten Rubriken sich aufgehäuft vorfindet.

Ebenso wenig kann es uns beifallen, den Verf. kleinlicher Additionsfehler, die noch dazu häufig ihrem Ursprunge nach Druckfehler sein mögen, öffentlich zu zeihen. Wie reichhaltig das Buch an interessanten Notizen ist, erhellt aus dem Umfange des Inhaltsverzeichnisses, das 13 Octavseiten füllt. Beispielsweise heben wir folgende Daten hervor:

S. 290 werden als Resultate documentirter Betrachtungen über die Bewegung der österr. Bevölkerung angeführt: daß das (numerische) Uebergewicht des weiblichen Geschlechtes über das männliche nach zwei Richtungen abnehme, nämlich von Norden nach Süden und von Westen nach Osten und daß bei dem romanischen Volksstamme

(im Südosten der Monarchie) das Gleichgewicht beider Geschlechter am deutlichsten hervortrete.

S. 341 wird auf Grund des gleichen Verfahrens bemerkt: daß die Trauungsziffer in der Monarchie in der entgegengesetzten Richtung (von Osten gegen Westen und von Süden nach Norden) abnimmt. Im Artikel 83 (S. 347) wird nachzuweisen gesucht, daß während das Religionsbekenntniß als solches (wie im vorhergehenden Artikel gezeigt wird) keinen wesentlichen Einfluß auf die Größe der Trauungsziffer ausübt, die Nationalität immerhin einigen, hie und da (wie z. B. in Tirol und in Böhmen) wohl gar bedeutenden Einfluß hierauf hat. — S. 387 wird die Wahrnehmung ausgesprochen: daß die Geburtsziffer in derselben Richtung abnimmt wie die Trauungsziffer; S. 388: daß sie in größeren Städten bedeutender ist als in den ländlichen Districten; S. 390, daß die Nationalität zwar Einfluß darauf übt, dieser jedoch meist durch andere Einwirkungen von höherer Intensität in den Hintergrund gedrängt wird.

S. 405 wird die Thatsache constatirt: daß die Ueberzahl der ehelich geborenen Knaben (im Verhältnisse zu den geboren werdenden Mädchen) größer ist als jene der unehelich Geborenen, und daß von den todt geborenen Kindern ungleich mehr dem männlichen Geschlechte angehören als dies unter den Lebendgeborenen der Fall.

S. 432 wird der Einfluß der Nationalität auf die Größe der Sterblichkeitsziffer vermerkt; S. 438 die erfreuliche Thatsache geltend gemacht, daß die Zahl der an Blattern Verstorbenen nicht nur an sich gering, sondern auch fast überall zugleich in Abnahme begriffen sei.

S. 454 findet sich das mit Recht wichtig ge-

nannte Gesetz verzeichnet: daß in den Alpenländern eine größere Anzahl lebend Geborener als im Süden und Osten der Monarchie das Alter erreicht, wo der Mensch in der Regel ein nützliches Mitglied des Staates und der Gesellschaft entweder schon geworden ist oder doch zu werden beginnt 2c.

Wir wissen dem Verf. Dank für die Constatirung so bedeutsamer Naturgesetze, obgleich wir uns mit der Veröffentlichung derselben in einem „Handbuche der Statistik“ unmöglich einverstanden erklären können. — Auch meinen wir es möchte, wenn schon deren Publication aus persönlichen Motiven dort erfolgen mußte, der Wissenschaft, die mit der Constatirung solcher Gesetze sich befaßt, förderlicher gewesen sein, sie sammt den dazu führenden Berechnungen in einem separaten Anhange und mit jeweiliger Voransetzung der zu erprobenden These zu publiciren.

An dem Inhalte des zweiten Bandes, der die Abschnitte III bis einschließlich IX enthält, ist vor Allem die Umsicht und Sachkenntniß zu loben, womit er bearbeitet ist. — Wer das Material, welches zur extensiven Vergrößerung des Buches auf Kosten der Verläßlichkeit seines Inhalts verwendbar gewesen wäre, auch nur einigermaßen kennt, muß staunen über die Solidität, womit der Verf. der ihm nahe gelegenen Versuchung, dies zu thun, widerstanden hat. — Je mehr er aber in Bezug auf die Sortirung des von ihm benutzten Materials wählerisch zu Werke gegangen, um so größeres Vertrauen und um so größere Achtung verdient sein Buch. — Er verstand es insbesondere eine Klippe glücklich zu umschiffen, an der schon Mancher gescheitert hat und vielleicht

Digitized by Google

noch künftighin Mancher scheitern wird, dafern nicht die hie und da gegebenen Warnungszeichen rechtortig Beachtung finden. Diese Klippe ist das Vertrauen in die Verläßlichkeit der vorhandenen älteren Kataster, die durch bruchstückweise Mittheilung (in Andre's Zahlenstatistik, im Kremer'schen Werke über die österr. Grundsteuer, in Bolie's Bearbeitung des tirolischen Compilations-Werkes und in verschiedenen topographischen Monographien) zum Theile schon in weiteren Kreisen bekannt geworden sind und in mannichfacher Beziehung Aufschlüsse geben. Was jedoch von diesen Aufschlüssen zu halten ist, mag aus Folgendem entnommen werden.

Als im Jahre 1752 Böhmen im Auftrage der Kaiserin Maria Theresia neuerlich vermessen und die Ertragsfähigkeit der einzelnen Grundstücke ermittelt werden sollte bereiste — wie eine Chronik der Stadt Kommotau erzählt — der Prälat des Klosters Töpl in Begleitung Mehrerer aus dem Grafen- und Ritterstande zu Wagen das Land und ließ sich von Zeit zu Zeit aus der Ackerkrumme eines Grundstücks eine Hand voll Erde reichen, um die Güte des Bodens zu bestimmen. War er mit dieser Procedur zu Ende gekommen, so setzte sich sein Reisewagen wieder in Bewegung, und erst nach Zurücklegung einer ziemlichen Strecke Weges wiederholte sich dasselbe Verfahren. Auf solche Weise wurde das gesammte culturfähige Land katastrirt und bonitirt. Aehnliches geschah in Tirol in den 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo die Katastrirungs-Commissäre, weit entfernt die Grundstücke trigonometrisch vermessen zu lassen, vielmehr mit dem Abschreiten derselben seitens Einheimischer und mit der Notirung der von selben gezählten Schritte oder gar nur des bloßen

Digitized by Google

Augenmaßes sich begnügten. — Der Verf. des vorliegenden Buches verschmähte es — wie gesagt — von also zu Stande gebrachten Notizen über das Substrat der Landescultur zu irgend welchem Zwecke Gebrauch zu machen und gewährleistete dadurch selbst die Ehrenhaftigkeit seines litterarischen Wirkens. — Diese reelle Haltung wiegt auch manchen kleinen Defect, der sich gegen das Ende des zweiten Bandes zeigt, vollends auf und macht das Werk gerade zu dem, als was wir es oben bezeichnet haben: zu einer Fundgrube schätzbarer Notizen. Wir nehmen keinen Anstand, es überhaupt den besten Erzeugnissen seines Genre's in Oesterreich sowohl wie außer Oesterreich beizuzählen, und glauben, was Oesterreich anbelangt, diesen Ausspruch nicht besser motiviren zu können, als indem wir schließlich eine litterarhistorische Skizze von den früheren Leistungen auf dem Gebiete der dortigen Statistik geben. — Schon der bisherige Mangel einer derartigen Uebersicht rechtfertiget dieses Beginnen. Die ersten Versuche, statistisches Material zu sammeln, gingen von den Landesfürsten aus. So wissen wir aus dem „Tiroler Adler" betitelten, handschriftlichen Werke des Kanzlers Burglechner, daß Herzog Friedrich von Tirol im Jahre 1427 eine „Bereittung", d. i. Verzeichnung der ihm zugehörigen „aignen Leüth" vornehmen ließ. Auch erfolgten frühzeitig schon Volkszählungen zum Behufe der Ermittlung des Standes der waffenfähigen Mannschaft. — Kataster entstanden in Tirol bereits unter Kaiser Maximilian I. im Jahre 1511; in Oesterreich ob und unter der Enns, in Steiermark, Kärnthen und Krain so wie im Görzischen 1543; in Böhmen 1654; in Mähren 1659 u. s. w. Die erste General-Enquête im

Digitized by

Bereiche der österreichischen Erblande ordnete Kaiser Leopold I. mit Mandat vom 22. Februar 1666 an, indem er das unter Einem constituirte Commercium = Collegium beauftragte: Nachrichten über „den Zustand und über die Beschaffenheit des Handels und Wandels, über die Ursachen derer Auff = und Abnehmens“ und dergl. einzuziehen. — Bald darauf schrieb der kaiserliche Commerzien=Rath Dr Joh. Joachim Becher, wie sein Biograph Dr Urb. Gottfr. Buchern berichtet, das erste statistische Compendium über Oesterreich, das jedoch nie in den Buchhandel gekommen, sondern als eine wider des Kaisers Willen ausgearbeitete Schrift schon im Keime unterdrückt worden zu sein scheint. Gleichzeitig reflectirte Konring bei seinen statistischen Vorlesungen an der Universität zu Helmstädt und Bose (dessen Vorlesungen Schubart 1676 drucken ließ) an der Universität zu Jena auf die statistisch merkwürdigen Verhältnisse von Oesterreich. Der solchen Reflexionen zu Grunde zu legende Stoff war jedoch zu kärglich und beschränkt, als daß von besagten Gelehrten, die noch überdies den Quellen ferne weilten, hierin Namhaftes hätte geleistet werden können. Dieser Mangel an Material währte bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Einzelne Erhebungen, wie z. B. die im J. 1704 allgemein angeordnete „Pferdt = Annotation“ halfen demselben nur theilweise ab und nützten der Wissenschaft um so weniger, als ihre Resultate aufs Strengste geheim gehalten wurden.

Erst in den Jahren 1749, 1756, 1762 und 1766 ergingen an die landesfürstlichen Behörden in Böhmen, Mähren und Nieder = Oesterreich sogenannte „Hofrescripte“, womit die jährliche Ver=

fassung von „Manufactur=Tabellen“ nach beige=fügten Formularen anbefohlen wurde. Durch Hofdecret vom 23. Januar 1775 wurde diese Obliegenheit der Behörden auch auf die jährliche Anfertigung von „Commerz=Tabellen“ ausge=dehnt. Letztere enthielten übrigens bis zum Jahre 1798 bloß eine Darstellung des Activhandels. In dem genannten Jahre wurden neue Formu=lare ausgegeben, deren Rubriken auch auf die Darstellung des Passivhandels berechnet waren und sofort von den Bankalbehörden auszufüllen waren.

Auch in Ungarn, dessen geometrische Ausmes=sung laut den kosmographischen Nachrichten auf das Jahr 1748 (Wien 1750. S. 72) durch den Oberstwachtmeister Samuel Mikovini im Jahre 1731 begonnen hatte, erging an die sogenannten „Jurisdictionen“ im J. 1781 der Auftrag, jähr=lich Verzeichnisse der in ihren Bezirken vorfindli=chen Fabriken unter Beifügung des im Vergleiche mit dem nächstvorhergehenden Jahre sich ergeben=den Zuwachses oder ihrer etwaigen Abnahme den Central=Regierungsbehörden einzusenden, welchem Auftrage durch a. h. Resolutionen und durch ver=schiedene Circulare in den Jahren 1792 bis 1816 dahin erweitert ward, daß auch der Handelsver=kehr darein aufgenommen werden sollte.

Auf Grund dieser officiellen Berichte entwarf vom J. 1782 an der Hofrath der Centralbuch=haltung, v. Puchberg, detaillirte „Staats=In=ventarien“, die jedoch keineswegs publicirt, son=dern fürs geheime Cabinet des Kaisers zurückbe=halten wurden. Nur einzelne Daten gelangten daraus zur Kenntniß des Göttinger Professors Schlözer, der selbe sofort in seinen „Staats=Anzeigen“ oder in seinem „Briefwechsel“ zu ver=

öffentlichen sich beeilte. Aus dieser Quelle schöpften mehr oder minder auch die übrigen Schriftsteller über österr. Statistik zu Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich Rohrer, Rieger, Schwartner und Liechtenstern; so wie im Beginne des laufenden Jahrhunderts Biesinger, Zizius, Greelmann und Demian. Der letztgenannte Schriftsteller hatte außerdem Gelegenheit, in seiner amtlichen Stellung die Acten des im J. 1804 gegründeten Special-Bureau's für Statistik der österreich. Militärgrenze bei seinen Elaborationen zu benutzen. Unter den ausländischen Schriftstellern war Prof. Meusel zu Erlangen im J. 1792 der erste, welcher dem österr. Staate in seinem damals erschienenen Lehrbuche der Statistik einen eigenen Abschnitt widmete. — An den österreichischen Universitäten wurde die Statistik zuerst von dem im J. 1763 zum Lehrer der politischen Wissenschaften an der Wiener Universität ernannten Prof. v. Sonnenfels in Verbindung mit der politischen Gesetzeskunde gelehrt. Seinem Beispiele folgten auch die Professoren desselben Fachs an den übrigen österr. Universitäten und an mehreren Lyceen. — Besonders aber nahm sich der Nachfolger des Professors Sonnenfels, de Lucca, dieses Lehrgegenstandes an und verwendete fast das ganze zweite Semester zum Vortrage desselben, zumal seit Kaiser Franz II. (unterm 10. November 1794) eine eigene Lehrkanzel für „Staatskunde" systemisirt und ihm verliehen hatte. Vordem war das Lehramt der Staatskunde an der Wiener Universität mit dem der „politischen Wissenschaften" in der Person des Professors Watteroth vereiniget; 1794 aber wurde es anläßlich der gedachten Systemisirung davon separirt. — Die gleiche Bewandtniß hatte es mit diesem Lehr-

amte an den Universitäten zu Prag und zu Freiburg. An jenen zu Innsbruck und zu Lemberg blieben beide Lehrämter vereinigt und sind es noch dermalen an den Universitäten zu Innsbruck, Olmütz und Gratz. — Alle Professoren des mehrgenannten Lehrfachs sahen sich damals angewiesen entweder im Privatwege über statistische Verhältnisse Nachrichten einzuziehen oder die wenigen vorhandenen Compendien rücksichtslos auszubeuten und Jahr für Jahr dasselbe zu tradiren. — Denn auf Seite der Regierung ging Datenmangel mit Geheimnißvollthun Hand in Hand. — Endlich gelang es dem Freiherrn Jos. Max von Liechtenstern, der schon im J. 1786 den Plan einer zu gründenden „cosmographischen Gesellschaft" entworfen und kurze Zeit über auch zur Ausführung gebracht hatte, den Kaiser Franz zur Bildung eines eigenen statistischen Büreau's unter der Leitung eines Staats- und Conferenz-Rathes zu bewegen, nachdem bereits Rohrer in Nro 50 der Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat vom Jahre 1808 (S. 336) unter Verweisung auf das von Kreug geleitete preußische Bureau den Antrag darauf gestellt hatte. — Laut a. h. Entschließung vom 10. April 1819 bildete dasselbe ein Departement des Staatsraths und erstattete seine Berichte und Vorträge unmittelbar an den Kaiser. — Später wurde dieses Bureau dem General-Rechnungs-Directorium einverleibt und der Oberleitung des um die österreichische Statistik hochverdienten Freiherrn von Metzburg unterstellt. Die politische Nutzbarkeit eines derartigen Institutes hatte sich besonders bei Gelegenheit des Wiener Congresses im Jahre 1815 bemerkbar gemacht, wo Oesterreich auf Grund theils

Digitized by Google

irriger, theils mangelhafter statistischer Vorlagen einerseits 146,142 Seelen weniger überantwortet bekam, als ihm von Rechtswegen gebührten, während es andererseits eine Provinz mit 39,500 Seelen zugerechnet erhielt, die nur auf dem Papier existirte: ein ungarisches Dalmatien nämlich. (Siehe Vaterländische Blätter für den österr. Kaiserstaat Jahrgang 1817 Nro 7).

Im Anfang der 40er Jahre fand auch die Räthlichkeit zeitweiser Publicationen des aufgestapelten Materials Anerkennung und Geltung. — Es begannen die seither viel benutzten Tafeln für Statistik zu erscheinen, welchen des Professors Springer Lehrbuch der österreichischen Statistik, eine im Verhältnisse zu den äußeren Bedingungen ihres Erscheinens treffliche Arbeit, und das oben angezeigte Buch als Resultate der veranstalteten Enquètes sich anschließen. Wir glauben diese historische Skizze nicht zweckentsprechender schließen zu können, als mit dem Wunsche: es möge mit den vorerwähnten Veröffentlichungen des statistischen Bureau's, um dessen Organisation und Wirksamkeit in neuester Zeit der Freiherr Carl Czörnig von Czernhausen sich unbestreitbare Verdienste gesammelt hat, zu des Volkes Belehrung und zum Frommen jeglicher Wissenschaft ohne Unterbrechung und ohne Einschränkung fortgefahren werden.

Die Berücksichtigung dessen, was in Oesterreich auf dem Gebiete der Provincialstatistik von Staffler, Hiezinger, Schwoy, Fényes, Ponsikl und Anderen geleistet worden, würde uns hier zu weit geführt haben und unterblieb daher mit Absicht.

Wien. Dr. H. J. Biderman.

Digitized by Google

Göttingen

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung, 1854. Die drei johanneischen Briefe. Mit einem vollständigen theologischen Commentare von Dr. Fr. Düsterdieck. Zweiten Bandes erste Lieferung. 342 S. in Octav.

Ich hatte bei dem Erscheinen des ersten Bandes, welcher außer einer umfassenden Einleitung in den ersten Brief den Commentar über 1 Joh. I, 1 bis II, 28 enthält, gehofft, daß ich den zweiten Band sogleich vollständig vorlegen und so das vollendete Ganze zu einer freundlichen Aufnahme dem theologischen Publicum würde empfehlen können; aber die inzwischen eingetretene Aenderung meiner amtlichen Wirksamkeit hat mich bestimmt, fürs Erste nur die erste Lieferung des zweiten Bandes, in welcher der Commentar über den ersten johanneischen Brief bis Kap. V, V. 5 geführt ist, herauszugeben. Diese Fortsetzung des Werkes ist durchaus in dem ursprünglichen Sinne abgefaßt. Wenn auch einigen Lesern die Anlage des Ganzen zu weitläufig erschienen ist, so habe ich doch fortwährend mich bestrebt, das exegetische Material möglichst vollständig vorzulegen, übersichtlich zu ordnen, richtig zu beurtheilen und zu benutzen und so vor den Augen des Lesers den exegetischen Proceß bis zu dem schließlichen Resultate methodisch darzustellen. Ein solcher Versuch, der natürlich nur bei einem kürzern Buche der heiligen Schrift Statt finden kann, ist ohne Zweifel der Mühe werth. Mögen billige Richter finden, daß meine Leistung hinter meiner Aufgabe nicht zu weit zurückbleibt!

Auf die schwierigen Stellen des apostolischen Schreibens habe ich besondere Mühe verwandt.

Digitized by Google

Dies wird man z. B. bei III, 19 ff. deutlich merken. Ueberall aber wird der Leser hoffentlich die Spuren der Liebe und Treue finden, mit welcher gearbeitet zu haben ich mir bewußt bin. Die zweite Lieferung, welche den zweiten Band und damit das ganze Werk beschließen wird, soll sobald als möglich erscheinen.

Dr. Fr. Düsterdieck.

Leipzig

Bei Teubner 1853. Auli Gellii Noctium Atticarum libri XX. Ex recensione Martini Hertz. Vol. alterum. X u. 324 S. in Oct.

Ich freue mich das bald nach dem ersten im vorigen Jahrgange dieser Anzeigen (Stück 197, Seite 1974) angezeigten Volumen erschienene Vol. alterum hiermit kurz anzeigen zu können. Was ich dort von dem ersten Theil dieser Ausgabe gesagt habe, gilt auch von diesem zweiten, welcher nach der Varietas lectionis Gronovianae von Buch X bis XX den Text von Lib. X bis XX enthält und darauf die in der Vorrede zu Vol. I, p. VI versprochenen Indices folgen läßt. Diese verdienen aber eine besondere Erwähnung. Es sind deren drei und zwar 1) Index auctorum von S. 255—269. 2) Index monumentorum legum librorum et scriptorum incertorum von S. 270—273 und 3) Index rerum; der letzte ist von Herrn Stud. Th. Vogel aus Plauen angefertigt. Man ersieht schon aus dem großen Raum, den diese Register einnehmen (70 Seiten), daß sie sehr vollständig sein müssen, was auch bei einem Auctor, wie Gellius, nothwendig der Fall sein muß. Ich hatte gleichfalls bei meiner Ausgabe besondere Sorgfalt auf

die Anfertigung der Register verwendet und nehmen sie darin den Raum von 90 Seiten in Großoctav ein. Der Herausgeber der Leipziger Stereotypausgabe bei Tauchnitz 1835 hat dieselben genau nachdrucken zu lassen für gut befunden. Die Ausführlichkeit der Indices in der Ausgabe des Herrn Hertz veranlaßt mich noch einmal den Wunsch auszudrücken, daß derselbe nicht noch eine größere Ausgabe des Gellius erscheinen lassen möge mit Text, Commentar und Indices, die der Käufer, welcher sich die vorliegende kleine Ausgabe schon angeschafft hat, nicht gern noch einmal wird mitkaufen wollen. Ich möchte glauben, daß der Commentar, separat gedruckt, leicht mehr Absatz finden wird, wenn er, bei Weglassung des Textes und der Indices, um einen geringern Preis wird verkauft werden können. — Noch möchte es nicht überflüssig sein, hier auf ein etwas verstecktes Verzeichniß von einigen Druckfehlern des Vol. prius aufmerksam zu machen, die auf S. X des Vol. alter. am Ende der Seite angegeben sind. Uebrigens ist die Ausgabe sehr correct und empfiehlt sich auch dadurch.

Lion.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 17. Juli 1854.

Venedig

Pietro Naratovich Tipografo Editore 1853. Storia documentata di Venezia, di S. Romanin, Socio del Veneto Ateneo e dell' imperiale Accademia di Padova. Tomo I. VII u. 264 S. in Octav.

Das vorliegende Werk zeichnet sich auf manche Weise sehr vortheilhaft vor den früheren Bearbeitungen der venetianischen Geschichte aus, und entspricht namentlich dieser erste Band des auf 8 Bände berechneten Ganzen um so mehr einem wahren Bedürfniß, als jene mit Ausnahme des einzigen Filiasi diese älteren Zeiten sehr dürftig behandelten und fast sämmtlich ohne Prüfung einander abschrieben. Vor Allem ließen die im Ausland verbreitetsten Werke von Laugier und Daru ausnehmend viel zu wünschen übrig und selbst das sonst mit Fleiß und Umsicht, wenn auch sehr trocken, geschriebene von Lebret, welches unserm Verf. ganz unbekannt geblieben zu sein scheint, läßt für diese Zeiten eine eingehende Kritik durch-

weg vermissen. Mit jenem Zeitraum beschäftigten sich allerdings ex professo zumal 2 Arbeiten von bedeutendem Ruf; allein die ältere von Bernard Giustiniani (1471) enthält auch eben nur die ersten Versuche einer Kritik, wozu den Mann seine klassischen Beschäftigungen antrieben, während er seinem Zeitalter zu Liebe eben durch die livianische Behandlung mancher Sagen mit allerlei klassischem Schmuck und eingefügten Reden denselben eine ungemeine Beliebtheit und einen Glauben zu verschaffen wußte, den sie ohne das wohl schwerlich so lange behauptet hätten. Wenn nun auch das neuere Werk von Filiasi wahrhaft klassisch zu nennen ist und eine wahre Fundgrube der trefflichsten Notizen über altvenetianische Geschichte und Zustände, so gehörte es doch noch einer Periode an, wo die Verfassung des mittelalterlichen Italiens überhaupt noch nicht in dem Maße, wie es nachher geschah, ein Gegenstand gründlicher und anhaltender Untersuchungen geworden war; anderntheils hatte die jahrhundertlange, jedem Venetianer mit der Muttermilch gleichsam mitgetheilte Staatstradition noch so viel Gewalt über ihn, daß er, der noch den Fall Venedigs sah, sich nicht ganz davon los machen konnte. Erst nach diesem Fall scheint eine unbefangene kritische Darstellung der venetianischen Geschichte von einem Venetianer möglich geworden zu sein; sie ist uns in dem vorliegenden Werke gegeben, welches sich bemüht, das Ganze der venetianischen Geschichte, nach gründlichen Forschungen in den ursprünglichsten Quellen mit Benutzung aller ihm bekannten Chroniken und Documente, namentlich auch der bisher nur sehr im Allgemeinen benutzten Vertragsinstrumente des Cod. Trevisanus zu erzählen; eine Arbeit, welche

Digitized by Google

für die ältere Periode schon allein um deswegen nothwendig geworden war, weil die neu aufgefundenen altinatischen Chroniken (in T. VIII des Archivio stor. Italiano) zum Theil die ursprüngliche Gestalt so vieler Traditionen entdecken ließen, welche nachher mannichfach verunstaltet oder auch nur wörtlich copirt seit Dandolo's Zeit so vielen Popularchroniken und späteren oratorischen Machwerken den Stoff darboten; wie diese für den vorliegenden Band zum erstenmal benutzt sind, wird die neu entdeckte Chronik des Martin da Canale in den folgenden zum erstenmal zur Bearbeitung der Geschichte des 13ten saec. verwandt werden; aus ihr hat der Verf. bereits in diesem Bande schätzbare Beiträge zur Geschichte der Marienfeste gegeben. Daneben zeichnet den Verf. unter den italiänischen Gelehrten eine ziemlich genaue Kenntniß der deutschen historischen Litteratur aus, welche selbst dem jetzigen ersten Historiker des italiänischen Mittelalters, Troya, gänzlich abgeht; er kennt die Werke von Leo und Savigny im Original, welche ich sonst bei Italiänern fast nur in französischer Uebersetzung citirt gefunden habe, ist mit den Monumenten von Pertz, den Kaiser- und Papstregesten von Böhmer und Jaffe bekannt rc.; nur die neuesten Forschungen über italiänische Verfassungsgeschichte von Hegel (Italienische Städteverfassung, Leipz. 1847) und von Flegler (Das Reich der Longobarden in Italien, Leipz. 1851) kennt er nicht; und doch würden sie ihm gewiß für seine Darstellung der venetianischen Zustände von großem Nutzen gewesen sein, da sich die Verfassung von Venedig weit mehr, als man früher geglaubt hat, sich derjenigen des übrigen, zumal des byzantinischen Italiens analog entwickelte, was zuerst Leo hervorhob, und auch der

Digitized by Google

Verf. nicht verkannt, sondern vielfach noch weiter durchgeführt hat, so weit seine Kenntnisse von dieser Verfassung reichten. — Die sehr wichtige Abhandlung von Flegler scheint aber bis jetzt überhaupt auch in Deutschland kaum bekannt zu sein; wahrscheinlich wegen der unscheinbaren Form eines öffentlichen Vortrags mit Noten; möchte es dem Verf. bald gefallen, was er dort oft kaum angedeutet, in ein ausführliches Werk zu verarbeiten, da er jedenfalls der tüchtigste Vertreter der romanistischen Ansicht unter Allen ist, welche bis jetzt dafür aufgetreten sind.

Es mag in Italien beliebt sein, wie dort schon im 15ten Jahrh. die politischen discorsi, den alten Römern nachgebildet, eine unausbleibliche Zugabe der Geschichtswerke wurden, dieselben auch noch jetzt durch eine Reihe oratorischer Darstellungen auszuschmücken; ich habe dergleichen bei Moyse und andern Schriftstellern oft bemerkt an Stellen, wo sie gänzlich überflüssig waren; auch unser Werk hat sie in einem sehr eminenten Grade. Wir erfahren da in langer Breite, wie die Gothen von den Hunnen vertrieben wurden und von den kaiserlichen Ministern getäuscht, den brausenden Hörnern derselben bei Adrianopel, denen der barritus der Hunnen antwortet bei sengender Sonnenhitze; von den Hunnen wird die bekannte Schilderung von Jornandes sehr malerisch beigefügt; über die Saracenen erfahren wir, daß sie Pferde und Kameele bis zum Uebermaß lieben, noch dieselbe patriarchalische Regierungsweise und räuberischen Geist, wie sonst besitzen; eine Skizze über das Leben Muhammeds wird uns nicht erspart; diese geht so weit, daß der Verf. beim Jahr 856 die höchst unangemessene Conjectur macht, Ludwig II. habe bei seiner Ankunft in Venedig da-

mals neben einem Bunde gegen die Saracenen auch einen solchen gegen die Normannen abschließen wollen, während diese doch vor dem 11ten Jahrh. mit Italien in gar keine Berührung kamen; bloß, um beliebter Weise auch von ihnen eine Schilderung zu geben und die bekannte pathetische Geschichte von Karls M. Trauer über ihre seinen Nachfolgern drohenden Einfälle anzuführen*). Gegen das Ende sind solche Episoden kürzer gehalten und an manchen Stellen ganz hinweggelassen, wo sich, wie z. B. beim Ungarnzuge, dem Sturze Berengars II. sehr einladende Gelegenheiten dazu darboten. An andern Punkten, wo sie sehr an ihrer Stelle gewesen wären, fehlen sie dagegen, zumal in der Geschichte des venetianischen Continents, wo die Treue der Opiterojiner gegen Cäsar, die tapfere Vertheidigung von Venedigs geistlicher und zum Theil weltlicher Mutterstadt Aquileja gegen Maximin, Julian und selbst die freilich zum Theil schon sagenhafte gegen Attila entweder gar nicht erwähnt oder kaum mit einem Wort angedeutet ist. Die Geschichte der Veneter von der Zerstörung des weströmischen Reichs geht bei dem Verf. überhaupt über eine allgemeine Zeichnung der venetianischen Zustände nicht hinaus, was allerdings streng genommen auch wohl hinreicht; er sucht aus dem, was wir über Venetier wissen, allein dasjenige hervor, was auch auf die Bewohner der Insel anwendbar ist, oder sie allein angeht, indem er sie mit Recht

*) Bei einer solchen Episode ist S. 20 durch einen Flüchtigkeitsfehler die Erklärung von Cicero lib. 2. de officiis, wonach er die Bitte der Transpadaner um das römische Bürgerrecht dem römischen Staate nicht heilsam erklärt, als Grund des Bundesgenossenkriegs (90—88) hingestellt.

zum großen Theil auch im Alterthum dort angesiedelt findet und die bekannte Stelle von Martial über Altinum, die Beschreibung des Landes bei Strabo, wonach z. B. Ravenna und Altinum so gut Lagunenstädte waren, wie das spätere Venedig, die von Herodian, dem Itin. Antonini und Procop angeführte Straße innerhalb der lidi mit Barken zum Uebersetzen über die einschneidenden Meerarme ꝛc. urgirt. Die bei Ughelli Ital. sacra V. p. 1362 angeführte torcellanische Inschrift über eine Schenkung von Gärten an das Municipium und eine andere an das Colleg der centon. zu einem Lanzenschmause ist vom Verf. nicht weiter angeführt; sie bezieht sich jedenfalls auf Altinum, dessen Trümmer noch Jahrhunderte lang zu Bauten in Torcelio verwandt wurden, und würde zur Bestätigung der Stelle des Martial dienen.

Um auf das Einzelne überzugehen, so werde ich nur diejenigen Punkte hervorheben, bei welchen der Verf. wirklich neue Ansichten uns gegeben hat; eine sorgfältige Prüfung derselben ist um so mehr nothwendig, als kaum irgend eine andere Geschichte so vielen Controversen unterworfen ist, als die ältere von Venedig, woran sich populäre Tradition, rhetorische Ausmalung und zum Theil böswilliger Betrug, letzterer freilich hier nur in Schmiedung weniger falschen Documente versucht haben. In einigen Punkten von geringerer Wichtigkeit ist es dem kritischen Sinn unseres Vfs gelungen, unbedingt richtige Ergebnisse zu gewinnen, so in der Datirung des 2ten Loharianischen Diploms für Venedig von 845 statt 843, wofür auch die Indiction spricht; in der Eliminirung eines Dogen Domin. Tribunus, welcher in einem chiozzotischen Diplom für Peter Trib. verschrieben ward, wie der Name seines Nachfolgers An-

Digitized by Google

gelus für Ursus, während die Datirung desselben a. 8 Constantin und der Inhalt dessen Echtheit außer Zweifel stellt; der Darstellung der Unmöglichkeit der traditionellen Ankunft Benedicts III. in Venedig ꝛc.; in den wichtigern Punkten muß ich mich dagegen gegen seine Ansichten und Angaben vielfach erklären. Verfehlt ist vor Allem, daß er noch immer viel zu sehr den Angaben der Popularchroniken traut; auch die Auctorität der »migliori croniche«, wie er sie nennt, des Barbaro, Savina und selbst des von Foscarini so gerühmten Nicolo Zeno, als im 16ten Jahrh. lebend kann für diese ganz alten Zustände nur ein sehr secundäres Gewicht haben; nach den mir durch mancherlei Citate daraus bekannten Stellen scheinen sie bloß die altinatischen Chroniken in etwas bessere Ordnung und bessern Stil gebracht zu haben, so weit sie die vorliegende Periode behandeln; einige Zusätze dazu beruhen auf ganz willkürlicher Abstraction oder sehr jungen phantastischen Volkstraditionen seit dem Ende des 13ten Jahrh., so z. B. die Schiffbauer, welche Felix Corniculo von Slavonien, Istrien, Apulien einladet, die Stellen, welche der Verf. S. 76 aus Cron. Barb. und Savina citirt, wo das Volk 466 in Grado die Tribunen wählt und Mehreres, was ich unten noch anführen werde. Dagegen möchte eine Tradition von Hülfsleistung der Venetianer bei der Bezwingung von Garda unter dem Dogen Petr. Trandonicus, für welche der Verf. venetianische und veronesische, allerdings spätere Chroniken citirt, weil Garda schon damals, wo es Graf Bernard von Verona in Besitz hatte (cf. Ugh. IV, 961 mit Mur. Antq. II, 508), als nach Benzo noch im Anfang des 11. Jahrh. befestigtes Castell der veronesischen Grafen war; ein Zug der Vero=

nesen gegen ihren Grafen könnte schon damals, wo uns die Capitularien Ludwigs II. ein Bild sehr zerrissener Zustände geben, nicht viel Auffallendes haben, zumal am Ende des Jahrh. in Modena, (Tiraboschi I. p. 66. 68 append.) Conspirationen der Bürger erwiesen sind, um dem Bischof vor Gericht keinerlei Hülfe zu leisten. Da Venedig 856 bei Ludwigs II. Ankunft mit diesem in den freundlichsten Verhältnissen stand, wäre der Zug dann jedenfalls später zu setzen, wenn nicht etwa die Ingenieure den Veronesen auf eigne Hand zuzogen. — Für die Ableitung des Namens der Giudecaca von den Juden entscheidet sich der Vf. in einer Note hinter S. 150, indem er die Documente für die in Constantinopel befindliche Giudeca citirt. Ich muß mich um so mehr dieser Ansicht anschließen, als das Dasein vieler Juden in Venedig bei ihrer allgemeinen Verbreitung in den Landen des Mittelmeers*) ganz gewiß ist; der Handel nach dem Trevisanischen, den die Venetianer durch Verträge so eifrig zu wahren wußten, ward nach einem Privileg (Ugh. V, 499) von Otto M. durch Christen und Juden betrieben, welche nach Urkunde (Meichelbeck I, 177) damals sogar von dortigen Bischöfen Land zu Libell erhielten. Eben die Art des damals in Venedig betriebenen, in christlichen Augen immer mit einem gewissen Makel versehenen Verkehrs mit Saracenen und heidnischen Slaven, vor Allem der Sclavenhandel und Schacher mit saracenischen Piraten um dasjenige, was sie aus christlichen Landen geraubt hatten, paßte am besten für die Juden.

*) Auch in Salerno wird a. 1004 und 1011 eine Judaica erwähnt, wo die Besitzungen benannter Juden angegeben werden.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. Stück.

Den 20. Juli 1854.

Venedig

Fortsetzung der Anzeige: »Storia documentata di Venezia, di S. Romanin. Tomo I.«

In Betreff des Ursprungs der Veneter tritt der Verf. auch meiner Ansicht nach mit Grund der Ableitung derselben aus Paphlagonien bei; er citirt die syrische Wurzel hanida = peregrinator, und den Stamm ven, *βαίνω*, um die Bedeutung des Worts zu finden, unterwirft die betreffenden Stellen, besonders von Strabo, einer genauen Prüfung und findet dann die paphlagonische Auswanderung durch Illyrien, wo die herodoteischen Heneter mit einer in den venetianischen Inseln noch im 10. Jahrh. bestehenden Sitte ihre Hochzeiten veranstalteten, mit Grund so natürlich, daß, da zumal auch die ganz ungemeine Vorliebe für edle Rosse in Venetien und Paphlagonien analog war, die Identität beider Nationen schwerlich bestritten werden kann. Auf ihre Nachbarschaft mit den Kimmeriern am Halys und die Sage von der gemeinsamen Auswanderung nach

Europa ist hingewiesen, aber nicht mit dem Nachdruck, den die Sache verdient, welche manche Erscheinungen erklären würde. Gewiß hat dieses einst in Kleinasien, wie später an gleicher Stelle die Galater mächtige Volk einen großen Theil der leukosyrischen Bevölkerung jener Gegenden mit sich geführt, von denen sich dann einzelne Abtheilungen unterwegs niederließen, andere die Kimmerier bis zu den fernsten Zügen begleiteten, so daß die Veneter in Gallien und zwar in einem Punkte, welcher jetzt noch kymrisch ist, von eben diesem Zuge herrühren mögen; die Culte und Sitten beider Völker mischten sich natürlich auf das Mannichfaltigste, wie denn der Verf. den Belenusdienst im italischen und gallischen Veneterlande nachgewiesen hat. Da auch die Belgier nach Niebuhr (Vorlesungen über alte Länderkunde S. 619 2c.) für Kymren zu halten sind, so möchte das dortige Volk der Bataver um so mehr an Palavium erinnern, als die Lage in einem von Flußmündungen zerschnittenen Terrain dieselbe ist. — Eben aus jener Vermischung mit den Kymren ließe sich dann auch wohl die von Polybius bemerkte Aehnlichkeit mit den Galliern in Kleidung und Sitten ableiten, welche der Verf. mit dem Witz abfertigt, daß die Franzosen von jeher Herrn der Mode gewesen, indem bekanntlich eine Aehnlichkeit zwischen dem gallischen und kymrischen Stamm in mancher Hinsicht Statt fand, wogegen die Sprache, schon unter diesen sehr abweichend, bei den Venetern, als ursprünglich meist hemetischem, an die Kymmerier nur angeschlossenem Volksstamm, dessen Dialekt nach den Beweisen des Verfs, noch bis in die neueste Zeit orientalische Anklänge beibehielt, noch mehr abweichen mußte. Die Schilderung der venetianischen Sitten, auch

Digitized by Google

mit manchen Reliquien asiatischer Eigenthümlichkeit bis ins tiefe Mittelalter hinein, ist interessant, und jedenfalls beachtungswerth. Wenn in den Festspielen der Juno zu Ehren des über Cleonymus errungenen Sieges ein Vorspiel der so beliebten regatte gesehen wird, ist dies immerhin eine geistreiche Conjectur. Nothwendig hätte zur Ergänzung des über Handel, Verkehrsstraßen ꝛc. Mitgetheilten der Handel von Aquileja über Noreja und Nauportus in die Donaulandschaften angeführt werden müssen, der später von den Venetianern nur fortgesetzt wurde; auch damals wurden die von Aquileja dahin gebrachten italischen Producte nach Aquileja selbst gewiß zum großen Theil von den Seeleuten der Laguneninseln geführt. — Ueber die Purpurfärbereien in Grado habe ich an den citirten Stellen nichts finden können; doch werden solche in Aquileja von Plinius allerdings erwähnt.

Der kurze Abriß der Geschichte der einzelnen Inseln schadet insofern dem einheitlichen Zusammenhang des Ganzen, als damit viel Stoff hinweggenommen wird, welcher eben nicht hier, beim Schluß des römischen Reichs, sondern im Anfang des 7ten Jahrhunderts zu benutzen gewesen wäre, um die Grundlage des neuen venetianischen Staatsgebäudes, das sich zunächst auf den einzelnen Inseln darstellte und erst späterhin in bestimmten Hauptorten concentrirte, auseinanderzusetzen. Sehr erfreulich war mir, daß der Verf. von der Staatstradition der ursprünglichen Consularregierung, wie der Gründung der Kirche S. Jacob von Rialto, wie der Stadt selbst 421 25. Mz, welche seit Dandolos Zeit in den meisten venetianischen Geschichten, zuletzt noch in derjenigen von Daru figurirten, sich losgemacht hat. Er ist verständig

genug, die Falschheit des vorgeblichen Diploms darüber einzusehen, hat Sinn für die Auffassung der Sage, welche (schon Marin Sanuto weist darauf hin) den 25. März als Tag der Incarnation und Weltschöpfung bei den Griechen, zum Gründungstag von Venedig setzte, wie er dann auch sonst z. B. bei der Prophezeiung des Engels von S. Marcus, daß dessen Gebeine dort ruhen würden, das Sagenhafte der Tradition wohl zu würdigen weiß und selbst die Ankunft des Evangelisten in Aquileja, was für einen Venetianer viel sagen will, als zweifelhaft hinstellt. Er weiß sich gleichwohl von den Fesseln jener Traditionen nicht so los zu machen, daß er sie nicht verständig zu deuten suchen sollte. Alles dieses ist aber reine Erdichtung, die in der älteren Volkssage gar keine Grundlage hatte; in den altinatischen Chroniken, wie bei Sagornin steht kein Wort davon; erst Martin da Canale (a. 1270) hat die ganz nackte Angabe, daß Venedig 421 gegründet sei. Gewiß würde man durch die Vergleichung einiger ungedruckten Chroniken die allmälige Ausbildung des Betrugs entdecken können, so des von Dandulus mitunter citirten Paulinus von Nola (1324) und des venetianischen Erzbischofs von Palermo Jordan de Curte*), dessen chronicon rerum in orbe gestarum bis 1320 geht, wie vor Allem der paduanischen Chroniken, zumal des Genealogen Zambone de Favavoschi am carraresischen Hofe um 1330, der den meisten Anlaß hatte, paduanische Familien durch dies venetianische Consulat zu verherrlichen, wie die cronica Pappapva, welche nach Vettor Sandi I, 39 Grundlage vieler späteren Sagen geworden ist; so daß sich die Hauptsache

*) Nach Assemâni Kalend. univers. Cod. 1960 lat. Vatic. befindlich.

Digitized by Google

bei Dandulus schon findet *). Die astrologischen Träumereien, welche bekanntlich schon im 13ten Jahrh. bei den Ezzelinen ꝛc. ꝛc. schon so überhand genommen hatten, ließen natürlich einen Geburtstag Venedigs mit günstigem Horoskop wünschen, welches nach Foscarini (stor. d. lett. Venez. pag. 275) von allen venetianischen Chroniken seit 1400 verzeichnet steht, und schon die Worte von Dandolo: initia felicis urbis Rivoalti deuten darauf hin. Hierzu kam der gewaltige Stolz der Venetianer auf den Frieden von 1177, welcher nebst den vielen Fabeln für die Art der Ankunft von Alexander III., der von ihm dem Dogen gegebenen Insignien, Indulgenzen für die Kirchen ꝛc., gewiß auch diejenige über die Gründung der Jacobskirche 421 hervorrief, um zu zeigen: Wie damals Venedig sich von allen Ketzereien der arianischen Gothen und andern Barbaren fern erhalten, den orthodoxen Flüchtlingen Asyl geworden war und ihnen dort eine Kirche gegründet hatte, so habe es auch diesmal vor der Nachstellung des schismatischen Kaisers dem orthodoxen Papste eine Zuflucht gewährt und ihm zum endlichen Siege verholfen, wozu es durch seine Gründung gewissermaßen prädestinirt gewesen sei, weshalb dann auch

*) Es wäre in dieser Beziehung wohl der Mühe werth, nachzuforschen, ob sich in Padua oder Venedig einige Werke finden, welche Scardeoni anführt, da er von den berühmten Grammatikern von Padua handelt; als des Poeten Joh. bono Andreade über den Ursprung paduanischer Familien und über den Ursprung der Stadt bis 1334, welches Werk freilich schon Scardeon nur aus Xiccus Polentonus citirt; dann die origines und agnationes paduanischer Familien von Giov. Basejo, und vorzüglich noch das elegante carmen von Castellano de Bassano über den Frieden von Venedig unter Alexander III., welches Scard. sehr lesenswerth nennt.

Digitized by Google

S. Marcus von Anfang an dieser Ort vom Engel als Ruhestätte für seine Reliquien verkündet ward (ähnliche Züge finden wir freilich auch anderswo, z. B. bei S. Nicolo von Bari). — Die vielen Streitigkeiten mit Padua über Flußmündungen ꝛc. z. B. 1143 und nachher unter den Ezzelinen, von welchen sich Spuren schon in Lib. VIII der altinatischen Chroniken finden, mochten dann zu der Abstraction jener Consuln, deren Namen die oben citirten Genealogen willkürlich erfanden, durch die Paduaner führen, die durch deren Sendung ihre uranfängliche Herrschaft über die Lagunen beweisen wollten, was die Venetianer gläubig annahmen, weil man in den Zeiten nach Attila doch eine freie Tribunenwahl statuirte, wodurch die paduanischen Consuln ihnen rechtlich von keinem Nachtheil sein konnten. Als Blondus und Bernard Giustiniani kritische Bedenken äußerten, wurden die falschen Documente darüber geschmiedet, von denen die Spuren erst in Schriftstellern des 16ten Jahrh. vorkommen (zuerst des Natalis Regia von 1503, dann das von Nic. Crasso in den Not. zu Gianotti citirte Document, das dem Sinn nach mit dem von Daru aus den Notizen des Abts Fulgentius von S. Mich. de Murano angeführten, ganz gleich ist.

Der Verf. hält diese Traditionen für ursprünglich und sucht ihnen daher einen geschichtlichen Gehalt zu retten. Er bemerkt, da die Inseln natürlicherweise früher den respectiven Territorien des Continents angehörten, so sei sehr möglich, daß diese Städte sie durch Beamte regieren lassen; diese würden die bemerkten Consuln sein, eigentlich Tribunen, aber von den Verfassern der Popularchroniken Consuln nach Sitte der damaligen Communen genannt. Er citirt dafür aus

Digitized by Google

Furlanetti's Inscrizioni di Padua einen Tribunus militum e populo in einer paduanischen Inschrift; die Paduaner möchten in ihren Comitien diesen Tribun zur Administrirung der paduanischen Häfen in den Lagunen gewählt haben; jene Consuln möchten dessen Nachfolger gewesen sein. Hätte er in jenem Werk nur ein wenig weiter gelesen, so würde er in Furlanetti's Erklärung dazu gefunden haben, daß das »e populo« die Wahl durch das römische Volk in den diesem im Anfang zugewiesenen Provinzen im Gegensatz der kaiserlichen bedeute. — Eben das andere Beispiel, welches er für solche Hafentribunen ganz passend aus Rutilius Numatianus von dem im Hafen von Pisa befindlichen Tribun anführt, hätte ihn eines Anderen belehren sollen; dieser hatte als Commiliton des Rutilius mit ihm unter dem mag. officiorum gedient, also einer seiner scholae Palatinae angehört und besorgte nun in Pisa die Evectionen; war also lediglich Regierungsbeamter, wie wir auch in der gothischen Zeit comites, vicarii portus bei Cassiodor angegeben finden. Die neueste Ansicht über die cassiodorischen Tribunen in obigem Werke von Flegler (S. 35—37) scheint für den Augenblick sehr viel für sich zu haben, indem er »maritimorum« als Genitiv von maritimi und diese für die alte Zunft der navicularii erklärt, welche seit undenklicher Zeit sich in Padua gebildet haben möge, welcher diejenigen der andern venetischen Küstenstädte sich angeschlossen hätten; da die navicularii alle als Corporation einer leitenden Vorsteherschaft unterworfen und von den Lasten der Curie exempt gewesen, so sei hieraus zu erklären, wie eine gegliederte Organisation die Bewohner des venetianischen Küstenstrichs schon seit dem Beginn näherer Nachrichten von ihnen

in Cassiodors Brief vereint finden lasse; aus diesem Brief gehe zumal noch ihre fiscalische Stellung hervor, wie sie den navicularii überhaupt eigen gewesen sei. Diese Hypothese scheint auch deshalb sehr angemessen, weil die dort angeführten Beispiele der navicularii in Spanien, der afrikanischen Küste 2c. zeigen, wie dieselbe durch viele Stadtgebiete hindurch ganz vom städtischen Territorialverband unabhängig eine besondere Corporation bilden konnten, wie diejenigen, an welche jener Brief gerichtet ist, jedenfalls erscheinen. — Auf der andern Seite muß es doch seltsam erscheinen, daß unter den sehr reichhaltigen paduanischen Inschriften diese Corporation nirgends erwähnt wird, daß ferner bei Cassiodor in den Formularen für sämmtliche Reichsbeamten gerade diese tribuni fehlen; während dort beim Comes annonae von Rom ausdrücklich angegeben ist, daß er die Aufsicht über die Corporationen der pistores und suarii, über welche letztere früher ein besonderer Tribun in der notitia dignitatum gesetzt erschien, zugleich führen solle, fehlen solche Angaben ganz bei Ravenna, obwohl Rom damals an Wichtigkeit weit hinter dem durch Venetien versorgten Ravenna zurückstand und auch in Rom kommt doch jetzt auch ein Tribun dieser Corporationen nachweisbar mehr vor. Die Navicularier, welche überhaupt erst seit Aurelian als eine mit dem damaligen Kastenwesen Hand in Hand gehende Corporation nachweisbar vorkommen, waren überhaupt nur bestimmte mit fiscalischen Besorgungen, zumal Getreidetransport beauftragte und deshalb privilegirte Genossenschaften, welche durchaus nicht überall anzunehmen sind, wo man sie nicht nachweisen kann. Ich glaube nach dem von Flegler darüber Bemerkten auch, daß die früher vielleicht in manchen einzel-

Digitized by Google

nen Collegien zerstreuten Seefahrer der einzelnen Städte, seitdem das weströmische Reich in Ravenna seinen Sitz genommen, in eine solche Naviculatierzunft verschmolzen sein mögen, weshalb in jenen paduanischen Inschriften nichts darüber zu finden ist. Die Zunft empfing gewiß jedoch jene Tribunen als militärische Vorsteher erst in den letzten Zeiten des gothischen Reichs (Cassiodors Brief ist vom Jahr 538). Entweder unmittelbar vorher nach Analogie des in den Formeln erwähnten tribunatus provinciarum, und lag dann die dringendste Veranlassung in dem Verlust der übrigen Provinzen, aus welchen Ravenna seinen Proviant bezog, außer Istrien, wie im Verlust der dalmatischen Flotte; gewiß rechnete man vornehmlich auf die Treue der venetianischen Seeleute zur Vertheidigung von Ravenna, worin man sich freilich getäuscht sah, da sowohl zu Belisars als Narses Zeit gerade auf diesem Wege den Griechen die endliche Bezwingung der Gothen durch den Verrath der Lagunenbewohner möglich gemacht wurde. Oder es könnte auch allerdings jene Einsetzung einige Jahrzehnte früher angenommen werden, da selbst unter Theoderich das Verhältniß mit dem byzantinischen Hofe oft gespannt genug war und ein Angriff auf Ravenna durch eine griechische Flotte gerade in diesen Inseln einen sehr gelegenen Stützpunkt finden mochte; die Tribunen konnten dann in den Formeln eben unter den dort allgemein angeführten tribuni provinciarum schon begriffen sein, welche eben von Hegel (im oben citirten Werk S. 123. 124) als Prioren als militärische Vorsteher erwiesen sind; wie denn maritimorum viel natürlicher als Genitiv von maritima anzunehmen ist; maritimi für navicularii möchte schwer-

lich zu finden sein *); sie standen dann gewiß in militärischer Hinsicht unter dem dux litoris, als welcher (Cass. X, 23. 25) Cassiodor selbst erscheint, so lange ein solcher bei außerordentlichen Gefahren vorhanden war. Ich war eine Zeitlang der Ansicht, daß das ganze venetianische Tribunat bei Cassiodor lediglich der in dessen Briefen vorkommenden neuerrichteten Dromonenflotte seine Entstehung verdanke, änderte aber meine Ansicht, da ich nur Spuren ihrer Stationirung in Ostiglia und ihrer Fahrten im Po fand, wo sie zum Transport fiscalischer Bezüge nach Ravenna verwandt wurden (cf. Cass. Lib. V. ep. 15—18). Doch möchte gerade der letztere Umstand wieder darauf schließen lassen, daß mindestens für die Poschifffahrt noch keine geregelte Corporation der navicularii bestand, wonach dann die der venetischen Seeprovinz gewiß erst durch die Ostgothen hervorgerufen oder etwa nach gänzlichem Erlöschen in den Stürmen zu Odoacers ꝛc. Zeit erneuert sein wird. Die Tribunen wären dann als der militia palatina aggregirt zu denken und für die fiscalischen Leistungen unter der Aufsicht des magister officiorum, wie jener vom Verf. citirte Tribun im pisanischen Hafen. Daß sie vom Hofe gewiß aus der Mitte der Bewohner selbst gewählt wurden, scheint mir daraus hervorzugehn, daß sie sich sofort den Byzantinern bei deren Ankunft anschlossen, was Gothen wohl nicht so leicht gethan hätten; zumal die Anrede bei Cassiodor auch an die Tribunen selbst gerichtet wird, »qui saepe percurritis spatia infinita, vestrae habitationes« etc., was darauf schließen läßt, daß sie von Anfang an einen Theil der Bevölkerung dort bildeten; eine Wahl durch die Seeleute

*) Dagegen werden die navicularii bei Cassiodor ausdrücklich so genannt Lib. 2, 1; V. 5.

Digitized by Google

selbst entspricht zu wenig der von den Gothen adoptirten römischen Beamtenhierarchie, wonach sämmtliche Beamten, auch die verschiedenen Arten der Tribunen ihre Bestallung lediglich durch den Hof empfingen, als daß ich mich zu deren Annahme verstehen könnte.

Es erscheint auf diese Weise die nachher in ganz Italien herrschende Verfassung der Bürgergarden durch die eigenthümlichen Verhältnisse zumal der Lage Venedigs schon gewissermaßen zur ostgothischen Zeit dort ausgebildet; der Ausdruck der Formel des Provincialtribunats: »quoniam partem judicis habent priores« weis't noch zum Ueberfluß darauf hin, daß die Tribunen die Richter der Inseln schon damals waren. Der Verf. hat über die spätere italiänische Militärverfassung aus Leo's Geschichte gute Notizen; ein genaueres Studium der Urkunden bei Marini und Fantuzzi würde ihm noch ganz andere Aufschlüsse gegeben und ihn vor der Vermengung der verschiedenen Zeitalter bewahrt haben, wonach sich S. 72 und 73 des Werks die Correctoren und praesides der constantinischen Verfassung mit den Decurionen, welche auch häufig mit dem Titel der Consuln geziert seien, die Duces für das Militär und die Tribunen, denen oft als dativi auch richterliche Functionen überwiesen seien, alle als gleichzeitig zusammengestellt finden, indeß in Wirklichkeit die immer mehr an Ansehn abnehmenden Curialen und ihre magistratus zwischen 625 und 640 im römischen und longobardischen Reiche gänzlich erloschen, die Duces und resp. die Tribunen alle auch civile Auctorität über die militärisch-organisirte Bürgerschaft erhielten, und das jetzt obrigkeitlich sorgfältig geregelte Notariatswesen die früheren gesta municipalia ersetzte; erst dann konnte von

Digitized by Google

jenen tribuni et dalivi die Rede sein, so wie der Consultitel häufiger ward, nicht bei den Decurionen, die gar nicht mehr existirten, sondern bei irgend angesehenen Personen, denen er zur Auszeichnung gegeben ward. In Venedig findet sich jene Organisation allerdings schon im cassiodorischen Brief, aber doch mehr, als diejenige eines namentlich zu fiscalischen Leistungen dienstpflichtigen Verbandes unter militärischen Vorstehern, als einer wirklichen Miliz, wie die des 7ten und 8ten Jahrh. in den byzantinischen Thematen allerdings war; das beweis't die daneben noch aus eigentlichen Truppen bestehende Besatzung in Grado, welche die vom Verf. aus Filiasi citirte Inschrift anführt, von welcher Besatzung Einzelne zum Mosaikpflaster in S. Euphemia beitragen; die in dieser Inschrift genannten caligarius und notarius können gewiß nicht damals als in Reich und Glied mitdienend angesehen werden, während wir in späteren Jahrhunderten z. B. die Werke an der Engelsburg unter Leo IV (Marini pap. dipl. p. 79) von der Miliz, d. i. damals einfach der Gesammtheit gewisser Orte im Ganzen gebaut finden. Ueber das Schicksal dieser Tribunate unter den Oströmern ist mit Bestimmtheit etwas gar nicht auszumachen, vor Allem nicht, ob die venetianischen Inseln als solche allein einen bestimmten Provincialverband bildeten, oder etwa mit Istrien verbunden wurden, wie denn Venetien und Istrien noch unter den römischen Kaisern dieselbe Provinz gewesen waren. Das Tribunat über die venetianischen Seeleute scheint in alter Weise mindestens der Sache, vielleicht auch dem Namen nach, schon aus dem Grunde erhalten sein zu müssen, weil Ravenna Hauptstadt auch des byzantinischen Italiens blieb und vor Allem nach

Digitized by Google

dem Verluste des venetianischen Continents und der Polandschaften an die Longobarden, die Versorgung desselben aus Istrien über Venetien um so nothwendiger geworden war; Venetien auch zudem als militärischer Punkt die ganze Aufmerksamkeit des byzantinischen Hofes erregte, da sein Besitz die Longobarden vom adriatischen Meere gänzlich ausschloß und sie den etwaigen Angriffen in ihre Flanken von der See aus fortwährend aussetzte; daher eben auch jene Besatzung in Grado. Ob man es hier mit der durch die pragmatische Sanction Justinians festgesetzten entschiedenen Trennung der bürgerlichen und militärischen Behörden so genau nahm, daß man Tribunen der Seeleute als bürgerlicher, nur zu fiscalischem Dienst und im Nothfall zur Vertheidigung organisirten Zunft, und Tribunen der Besatzung in Grado, die vielleicht noch an andern Orten existirte, von einander getrennt hielt, darüber wissen wir nichts; ich möchte diese unnütze Weitläuftigkeit gegenüber dem stets lauernden Feinde nicht annehmen; schon unter Gregor M. (cf. Hegel S. 182) sind Militärtribunen an manchen Orten durchaus die einzige Obrigkeit. Im 7ten Jahrh. halte ich es für so gut als ausgemacht, daß das nach dem Verlust von Padua den Longobarden allein übrige Opitergium den Sitz der Regierung für ganz Venetien bildete, wie denn auch gerade hier ein mag. mil. Gregorius von Paul Diaconus erwähnt wird, dessen Verrath später die Zerstörung der Stadt durch Grimoald herbeiführte; Opitergium war in diesem Umkreis die e i n z i g e w i r k l i c h e Stadt, welche sich unter Byzanz gegen die Longobarden behauptet hatte, und in dem von dort aus gegründeten Heraclea war der Sitz des Dogen, nachdem, als Rotharis Opitergium genommen, längere

Zeit gar keine einheitliche Verwaltung existirt zu haben, sondern Alles den Tribunen der einzelnen Inseln überlassen gewesen zu sein scheint. Schon längst aber muß damals, wie im ganzen übrigen Italien die völlige Ausbildung der militärischen Verfassung durch gänzliche Verschmelzung der etwa noch bestehenden, nicht zu den arabischen Kriegen abberufenen Besatzungen mit den sonstigen Bewohnern und deren Einreihung in die neuen Milizen geschehen sein. Wären wir nicht so arm an ältern venetianischen Documenten, würden wir vielleicht in jedem Inseltribunat die ganze Ausstattung des byzantinischen Numerus mit allen militärischen Würdenträgern finden, wie sie Documente des 8ten Jahrh. (Fantuzzi IV, 162 II, 1 2c.) im Ravennatischen zeigen; vielleicht beschränkte sich jedoch auch hier das Ganze auf die tribuni majores und minores und die von ihnen deputirten milites judicii der altinatischen Chroniken, wie wir ganz entsprechend in der Romagna und Istrien unter den duces und magistri militum die tribuni und domestici, wie lociservatores finden; letztere in ähnlicher Art von jenen deputirt, wie später die vicarii und sculdais 2c. in der fränkischen Verfassung unter Zuziehung des Volks gewählt vorkommen. Wenn nach der auch vom Verf. citirten istrischen Urkunde von 806 das Volk frei die Tribunen 2c. wählte und der Kaiser Ludwig ihnen dies Wahlrecht bestätigte; so hat schon Hegel auf § 12 von Justinians pragmatischer Sanction hingewiesen, welcher die Wahl der Provincialrichter durch Bischöfe und Primaten einer jeden Provinz verordnet, wobei nur die Bestallungsbriefe durch die competente kaiserliche Behörde ihnen einzuhändigen waren, welche damit also ein gewisses Aufsichts- oder Bestätigungsrecht

Digitized by Google

übte; dies ward bei der vollendeten Militärverfassung unter Heraclius natürlich auf die neuen militärischen Würden übertragen und nur diejenige des dux und mag. mil. findet sich (bei Anastas. und im lib. diurnus) vor und nach dem Beginn des 8ten Jahrh. vom Exarchen übertragen, bis man sich eben gegen dessen Auctorität empörte. Die venetianische Verfassung ist durchaus nur aus der allgemeinen italiänischen Verfassungsgeschichte zu erklären; was die venetianischen Chroniken darüber angeben, ist reine Abstraction a priori, wie sich die Sachen wohl verhalten haben könnten ohne historische Grundlage, und selbst die altinatischen Chroniken, auf welche unser Verf., wie auf ein Evangelium baut, enthalten nur die älteste Quelle der Sagen, schätzenswerther als alle andern Popularchroniken zusammengenommen, aber doch schon mit der allergrößten Confusion, z. B. von der Ueberwanderung der Torcellanen aus Altinum, nachdem Aquileja zerstört ist (also von Attila), wo der Tribun Annius das Volk ansiedelt und Statuten gibt rc., mit sofortiger Bestätigung von Obelerius und Beatus duces (S. 57); so S. 93, wie zu Karls M. Zeit Krieg zwischen dem Herzog Paulucius und andern Venetikern entstand, da tribunus und miles in Treviso bis Padua Gardocus gewesen (jedenfalls derselbe Gardolicus S. 96, dem der Bau von Grado nach Zerstörung von Aquileja durch Attila zugeschrieben wird), im Castell Auxolum und Oderzo aber Egidius Gallus mit seinem Sohn Enea princeps (jedenfalls Nachklang der Trojaner, die in der Geschichte eine große Rolle spielen) bis zur Grenze Pannoniens regierte, et quod ipsis a Tributo quod recipiebant, Tribunos appellabantur (also gänzliches Mißverkennen der militärischen Stellung der

damaligen Tribunen, wenn man nicht etwa eine Reminiscenz an die altfiscalischen Leistungen herausinterpretiren will, über welche die cassiodorischen Tribunen zu wachen hatten; sie sind nur über Zustände und Verfassung ihrer Zeit, Unterscheidung der Stände, Vertheilung und Lasten des Grundeigenthums ꝛc. verständig benutzt eine sehr schätzbare Quelle. — Die in den späteren Chroniken so vielfach variirenden Angaben über die Zahl der Tribunen sind nur aus der Zahl der 12 Hauptinseln beim Chron. Sagorn., und der Zahl der Bisthümer, der eine Tribun wahrscheinlich aus einer etwaigen Variante eines Exemplars des cassiodorischen Briefs abstrahirt und vom Verf. weislich nicht aufgenommen; aber auch die Stelle not. 4, p. 79, welche er aus der Cron. Savina (16. Jahrh.) gibt, ist nur eine Abstraction, um die trib. majores und minores zu erklären. Den hier angegebenen Titel: »Noi tribuni delle isole marittime preposti dall' università di quelle«, hat Savina gewiß in keiner alten echten Urkunde gefunden, ebensowenig wird auf die Citation desselben Titels in der gleichzeitigen Cron. Barbaro das Geringste zu geben sein; dergleichen Phantasien haben am Ende keinen andern Werth, als die vielen attilanischen Sagen, mit denen sich alle Chroniken auch noch damals in bunter Mischung beschäftigen; wenn auch eine bessere Grundlage bei Barbaro und Savina vorhanden ist, so ist doch jene Angabe geradezu eine Lüge, die sich den Schein geben will, gelesen zu haben, was sie nicht gelesen hat. —

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 22. Juli 1854.

Venedig

Fortsetzung der Anzeige: »Storia documentata di Venezia, di S. Romanin. Tomo I.«

Mit dem bisher Angeführten erledigt sich von selbst die vom Verf. verständig und unbefangen behandelte Frage in Betreff der venetianischen Autonomie, in welcher ich seinen Resultaten im Allgemeinen nur beistimmen kann. Mit Recht weis't er darauf hin, wie Cassiodor im Grunde an die andern ihm untergeordneten Behörden nicht anders schreibe, als an jene Tribunen der Ton zwischen Bitte und Befehl, welchen Flegler allerdings mit Recht darin findet und aus der schon selbständigen Haltung der Corporation erklären will, ist wohl einfacher schon daraus zu deuten, daß in dieser Zeit, wo fast alle Provinzen schon abgefallen waren, der kleine noch treu gebliebene Rest eine sehr schonende Behandlung erforderte. Daß der Verf. die Nachrichten der altinatischen Chronik über Narses und Longinus, welche nachher Bernard Giustiniani Gelegenheit zu einem

sehr schönen **discorso** boten und aus ihm eine unausbleibliche Zugabe der meisten venetianischen Chroniken bildeten, für wahr annimmt, ist mir bei dessen sonst sehr tüchtiger Kritik sehr wunderbar; die Abfassung gerade dieses Buchs der Chronik, welche deren Herausgeber für älter als das 10te Jahrh., gehört offenbar nach dem ganzen theologischen Schwall über die Simonie erst dem Zeitalter Gregor's VII. an, und ist so confus, wie möglich, geschrieben, wo der Herzog, Tribunen, Narses, Longinus in bunter Reihe durcheinander geworfen werden, vielleicht bei Gelegenheit der Einweihung der Marcuskirche 1071 verfaßt, da die Gründung der Kirchen S. Theodori und Gerniniani, an der Stelle der späteren Marcuskirche durch Narses, der von Heraclius geschenkte Sitz des S. Marcus und die Vergleichung des Patriarchats Aquileja (dessen Fortsetzung das venetianische Grado war) mit Rom die Faden sind, an denen die ganze Geschichte fortläuft. Von Allem, was das Buch enthält, ist nichts glaublich, als die dadurch bezeugte damalige Tradition über den Bau jener Kirchen; da Narses Frömmigkeit durch Evagrius bezeugt ist, wonach er ohne Gebet zu S. Maria nie ins Treffen ging und er hier gerade einen sehr gefährlichen Marsch durch die Lagunen bestanden hatte, ist sehr wohl annehmbar, daß er dort diese Kirchen zu bauen gelobt, und deren Bau ausgeführt, wie wir denn gerade im 6ten Jahrh. noch in Ravenna durch Justinians Veranstaltung mehrere der prächtigsten Kirchen ausgeführt sehen. Die ganze übrige Geschichte von Narses' Rückzug mit der Gothenbeute nach Venedig, als Longinus kam, und was noch sonst in den oft ganz unverständlich construirten Sätzen gesagt sein soll, ist gänzlich ersonnen; in jener

Rede an Longinus, welche der Verf. hieraus als wahres Factum annimmt, werden aber, so weit ich mindestens den Sinn errathen kann, nicht die Venetianer von den Paduanern verklagt, sondern sie verklagen vielmehr die Paduaner, indem sie erklären, daß die Städte des Continents durch einstige Gründung von Seiten ihrer Vorfahren eigentlich ihnen angehörten, was ich erst bei Dandulus in das Gegentheil verkehrt finde. — Die Natur der Sache brachte es schon mit sich, daß die Unterordnung von Venedig unter Byzanz keine so völlige sein konnte, als etwa in den asiatischen und thracischen Provinzen; wie denn im ganzen byzantinischen Italien die hohen geistlichen Würdenträger in Rom, Ravenna, Grado, Neapel rc. und der einheimische Adel, dem durch jene pragmatische Sanction mit den Bischöfen die Wahl der Provincialbehörden überlassen war, bald eine immer größere, durch die militärische Verfassung, welche das byzantinische Reich aus Noth zur Selbstvertheidigung hatte bewilligen müssen, gekräftigte autonomische Stellung bekamen, und zwar beide vor Allem durch ökonomische Interessen schon innigst verbunden, weil der Adel großentheils aus Familien bestehend, die aus dem longobardischen Italien geflüchtet waren, seine Subsistenz hauptsächlich durch Emphyteusen aus dem überreichen Kirchengut zog, wovon schon Gregors M. Briefe Beispiele liefern. Venedig, dessen Kräfte durch die bei Gelegenheit der attilanischen Zerstörung von Aquileja, bei den Kämpfen mit den letzten weströmischen Kaisern, dem Kriege zwischen Theoderich und Odoacer, dem gothischen Kriege gewiß auch mannichfach vom Festlande geflohenen, jedenfalls zum Theil auch reichen Bewohner an Menschen, und, was die Hauptsache ist, an Kapitalien, sehr zuge-

nommen hatten, welches im gothischen Krieg als äußerst wichtige militärische Position 2mal den Ausschlag gegeben und nun unter Byzanz das Exarchat allein zu Lande mit dem byzantinischen Reiche verknüpfte, mußte zumal bald eine große selbständige Bedeutung gewinnen; man konnte hier nicht unbedingt gebieten, da jeder leicht durch Flucht auf longobardisches Gebiet sich der Verfolgung entziehen konnte, jede harte Maßregel sofortigen Abfall zu den Longobarden herbeigeführt hätte und die heraclianische Verfassung den Einwohnern zur Behauptung jeglichen Anspruchs die Waffen selbst in die Hände lieferte. Vorzüglich ist dann noch in Anschlag zu bringen, wie durch die seit dem Einfall der Longobarden eigentlich erst recht zahlreichen Einwanderungen, wohl vornehmlich zur Zeit Alboin's und der 36 Herzoge, dann zu derjenigen des Rotharis, dessen Kriege auch hier auf die zerstörendste Weise geführt wurden, eine gewissermaßen ganz neue Bevölkerung sich über die Inseln verbreitete, so daß viele Chronisten in ihr die ersten Bewohner derselben zu finden glaubten; natürlich war es, daß zumal die angesehenen Familien aus altrömischen Municipien mit ihren mitgebrachten Reichthümern, indem sie dieselben auf Handel und Schifffahrt verwandten, bald über die andern das Uebergewicht erlangten, zu Tribunen meist allein gewählt wurden und endlich das ursprünglich nur einjährige *) Tribunat sehr bald in ihren Familien erblich machten, weshalb dann die altinatischen Chroniken so viele Familien als tribuni antiquiores et potentes anführen. Es herrschte

*) Daß es wenigstens in der Romagna noch im 9ten Jahrh. nicht auf Zeitlebens gegeben ward, beweisen die Ausdrücke dudum tribunus und extribunus noch im Anfang dieses Jahrh. bei Fantuzzi S. 16.

Digitized by Google

in diesem Allen, da man in Byzanz diese Gegenden allein als Colonien, welche die Herrschaft des dortigen Meeres sicherten, als vorgeschobene Angriffs- und Vertheidigungsposten ansehn konnte, mehr die factische Gewalt der Dinge; zumal, seitdem nach Einnahme von Oderzo durch Rotharis kein mag. mil. an der Spitze des Ganzen stand, sondern nur einzelne Tribunen an der Spitze der Hauptinseln, richtete man sich dort ein, wie es jede Insel ihrem Privatinteresse am zuträglichsten finden mochte, und ließ das nachher durch den Exarchen wohl sanctioniren, der es thun mußte, wenn er sich nicht der Gefahr des Abfalls zu den Longobarden aussetzen wollte. Die geflüchteten Bischöfe des Festlandes, welche auf den Inseln ihre Diöcesen bekamen, gaben dann der Absonderung der ihnen unterworfenen Inselkreise, (deren Verbindung seit der ostgothischen Zeit von Anfang an eine rein administrative gewesen war, während jede Insel doch ihre besonderen Tribunen behalten hatte), einen ganz besondern Halt; zudem setzten die Einwohner aus den verschiedenen Municipien hier gewiß dieselben Eifersüchteleien fort, die Italien so sehr eigenthümlich sind, daß sie sich in der ganzen Geschichte des Mittelalters bis auf die neuesten Zeiten fortgesponnen haben; so entwickelte sich hier wieder ein stark sonderndes Element, welches am meisten dadurch hervortritt, daß jeder Inselkreis später seine ganz eigenthümliche Sage hatte, welche wir eben in den altinatischen Chroniken verzeichnet finden. Ein gemeinsames Band war allerdings da, und zwar als religiös der stärksten Natur; das Patriarchat Grado gegenüber dem schismatischen Aquileja, vom feindlichen Volksstamm der Longobarden gegründet, während es die orthodoxe vom Papst autorisirte Fortsetzung des al-

Digitized by Google

ten Aquileja zu sein behauptete und in den Genuß von dessen Gütern und Rechten im byzantinischen Italien eingetreten war (cf. Fantuzzi T. VI. p. 263), freilich gegen Aquileja selbst ohnmächtig, dessen Plünderungen es sich mehrmals preisgegeben sah, für seine Kirchenprovinz aber ein um so stärkeres Band, als es eben ein religiöses war und zugleich, wie schon oben auch von Rom und Ravenna erwähnt ist, durch das reiche hier ausdrücklich von den altinatischen Chroniken und in Istrien durch die Urkunde von 806 bezeugte Gut, welches es wohl zum Theil schon früher bekommen hatte, zum Theil vom byzantinischen Fiscus oder den Einwohnern zu seiner nothwendigen Ausstattung zugestanden erhielt, auch mit den ökonomischen Interessen der dasselbe bauenden oder an das Patriarchat zinsenden Bewohner in die vielfachste Berührung kam. Dieses Band und der Einfluß des Patriarchen dadurch war stärker, als das lockere der Volksversammlung von Heraclea, von welcher wir freilich nur durch die Sage Kunde haben, deren Dasein mir aber schon durch die Analogie der istrischen consessus in dem berühmten placitum von 806 *) außer Zweifel gestellt scheint.

Eben das Patriarchat von Grado soll nun nach der Tradition den Haupteinfluß auf die Wahl des Dogen gehabt haben, hauptsächlich um die Einheit der Vertheidigung gegen die Einfälle der Patriarchen von Aquileja und Herzoge von Friaul zu bewirken, welche unter den steten Streitigkeiten der Tribunen so oft mit großem Erfolg geschehen waren. — Unser Verf. notirt selbst das Schwanken der Chroniken über die Zeit dieser Wahl und neigt sich am Ende für die Ansicht des Chron. Sagorn. von 712, da dort dieselbe mit Luitprand

*) Ugh. Ital. sacra ed. Colesti T. V p. 1097 ꝛc.

und Anastasius II. gleichgesetzt werde. Ich glaube, daß Joh. diacon., der sie schrieb, diese Angabe wohl nur dem Datum des gewiß zu seiner Zeit noch vorhandenen Vergleichs mit Luitprand entnahm, welcher allerdings damals geschlossen ist; dies hindert jedoch nicht, daß die Regierung des Herzogs ganz gut schon in früherer Zeit ihren Anfang genommen haben kann, und der Katalog der Dogen hinter dem chron. Sag., welcher jedenfalls einer der ältesten ist, ergibt, rückwärts gerechnet, das Jahr 697, sobald man die 8 Jahre in Anschlag bringt, worin Johann Mitregent seines Vaters Mauritius war. Es stimmen dazu die Zeitumstände insofern ganz wohl, als eben die Versöhnung des schismatischen Aquileja und seiner Suffraganen mit der römischen Kirche erfolgt war und jenes sich nun um so mehr berechtigt halten mochte, die alten Metropolitanrechte und Güter zurückzufordern, in einem Streit, der sich Jahrhunderte hinzog, und dessen wechselnde Geschichte der Verf. mit Recht als wesentlichen Theil der venetianischen Geschichte ausführlich dargestellt hat. Daneben war aber doch schon jetzt der erste Beginn der nationalen italiänischen Opposition gegen Byzanz, eingetreten in dem bekannten bei Anastasius V Sergii gemeldeten Aufstande der Milizen des Ravennatischen und der Pentapolis zur Rettung des Papstes Zacharias, welcher um 708 den förmlichen Abfall der Ravennaten im Gefolge hatte, wobei das Nächste, was sie thaten, um sich von Byzanz unabhängig zu erklären, eben die Constituirung eines besondern Dux war. Nichts liegt also näher, als daß auch der venetianischen Dogenwahl ein gleiches Bestreben nach völliger Autonomie zum Grunde lag, und möchte die auch vom Verf. angedeutete Tradition, welche Rava-

gero und Nicolo Zeno nach freilich völlig ersonnenen, aber doch bona fide von ihnen für wahr angenommenen Documenten melden, — daß man eine feierliche Gesandtschaft an den Papst geschickt, um dessen Zustimmung einzuholen, immer insofern eine gewisse Wahrheit haben, als der Papst wirklich das eigentliche Haupt der italiänischen Opposition schon im monotheletischen Streit gewesen war und es im Verlaufe des Bilderstreits immer mehr ward; wie denn auch den Exarchen seit dieser Zeit immer nur für Momente durch Benutzung der einheimischen Factionen und die Eifersucht der Longobarden die Behauptung einer unsichern Auctorität gelang. Der neugewählte Dux handelt sofort auch selbständig; auf eigene Hand schließt er seine Tractate mit Luitprand; die Installationsformel bei Dandulus »tribunos et judices instituendi« etc., beweist wohl wenigstens so viel, daß die vom Volk gewählten Tribunen ihre Bestallungsformel (Codicill der pragmatischen Sanction) nun von ihm bekamen, also von ihm bestätigt wurden, wie früher vom Exarchen oder vielleicht den istrischen Behörden s. u.; das Domanialgut, welches der byzantinische Hof dort etwa noch gehabt haben mochte, die Leistungen an die byzantinischen missi, welche wahrscheinlich früher hier, wie in Istrien noch das ganze 8e Jahrh. hindurch die herrschaftlichen Gebühren einnahmen, so wie ein Theil des früher von den Tribunen Bezogenen, mußten natürlich dem Herzoge zufallen. Was bei Navagero als dessen ursprüngliche Dotation angegeben ist, ist jedenfalls nur Tradition über den Dogenbesitz einige Jahrh. später, wo er durch Confiscation, durch Bezwingung widerspenstiger Inseltribunen sehr vermehrt war, außer den Staatssteuern, worüber unser Verf. bei

Digitized by Google

Gelegenheit der Quittung von P. Candiano's IV. Wittwe Waldrade sehr interessante Angaben hat; wozu dann seit dem 10. Jahrh. eine tractatenmäßig geregelte Hülfe der unterworfenen istrischen und dalmatischen Orte bei Seezügen kam. — Der griechische Hof, dem wegen Venedigs militärischer Stellung und weil es schon damals und in der Folge immer mehr hauptsächlich den griechischen Verkehr mit dem Abendlande vermittelte, an Venedigs Freundschaft ungemein viel lag, fand sich dann bald in die Sache, da man sich in Venedig, um von den griechischen Häfen nicht ausgeschlossen zu werden und im Nothfall eine Stütze gegen die Longobarden zu haben, zur Anerkennung einer gewissen kaiserlichen Oberhoheit entschloß, etwa wie die fränkischen Könige gern den Consulntitel vom Kaiser annahmen und Venedig auf Requisition seine Flotte den Griechen zu Hülfe schickte*), wie noch das ganze 9te und 10te Jahrh. zur Bekriegung der Saracenen und einmal (806) auch der Franken geschah; was der Vf. über dies Verhältniß sagt, kann von dieser Zeit an nur als richtig angenommen werden; die verschiedenen Ausdrücke in Chroniken und Verträgen laufen auf nichts weiter hinaus, als ein allgemeines Bundesverhältniß zu Gunsten, und mit Wahrung des höheren Ranges von Byzanz. — Rücksichtlich der Würde des mag. mil. Marcellus, welcher nach Dandulus neben dem Dogen Paulucius den Vertrag mit Luitprand abschloß, mag noch darauf hingewiesen werden, daß wir 2 mag. mil. an der Spitze der Istrier bei Anfertigung ihres Steueredicts finden, ganz ebenso auch in Amalfi, dessen Verfassungsentwicklung derjenigen von Venedig ziemlich analog

*) Wesentlich dasselbe Verhältniß bestand in Neapel cf. Joh. Diac. p. 311 bei Mur Scr. I. P. II.

Digitized by Google

war, öfters 2 Präfecturen, ehe dort mit dem Ende des 9ten Jahrh. ein Dux an die Spitze trat.

Da wir nun wohl mit einigem Grunde vermuthen können, daß, nachdem Oderzo longobardisch geworden, die griechischen Kaiser, so weit ihre Auctorität sich noch auf Venetier erstreckten, es ihren Behörden für Istrien untergeordnet hatten, da eine unmittelbare Unterordnung der einzelnen Tribunate unter den Exarchen aller Analogie der sonst sehr wohl gegliederten byzantinischen Verfassung widerstreiten würde und Venetien mit Istrien dieselbe Kirchenprovinz bildete, so erscheint die Verfassung von Venedig nach der ersten Gründung des Ducats als eine Nachbildung der früheren ihm und Istrien gemeinsamen Verfassung, nur daß dem Dux hier einerseits Autonomie und anderseits bei weitem höherer Rang und Gewalt als dem mag. mil. zugekommen sein muß, dessen Auctorität als keine selbstbestimmende, sondern nur beschränkende und bestätigende sich zeigt. Wie sonst dem Exarchen immer der Assessor als berathende Behörde zur Seite stand, mochte in einer wohl etwas mehr selbständigen Stellung der dem dux zugegebenen mag. mil. einen Theil der Gewalt bekommen, vielleicht auch einen bestimmten Theil des Territoriums unter seiner besondern Verwaltung haben, wie noch bei Constantin Porph. de themat. p. 47 ein Theil der Provinz unter ἡγέμονες, ein Theil unter κονσιλιάριοι steht. — Wäre nicht die venetianische Tradition von Anfang an so durchaus dagegen, so möchte ich mich versucht fühlen, selbst das Fortbestehn der Würde des mag. mil. in Oderzo in Heraclea, dessen von Heraclius so begünstigter und nach ihm benannter Colonie, anzunehmen, einer Colonie, offenbar gegründet, um die Stellung des alten Oderzo als

befestigter Punkt im Feindesland und Wahrerin der byzantinischen Herrschaft über das adriatische Meer einzunehmen; dem dortigen mag. mil. wäre dann der dux nur als höhere Behörde von den Tribunen beigefügt, und die Annahme einer Unterordnung unter Istrien für diese Zeiten fände dann natürlich nicht Statt. — Wir finden ferner auch in dem kleinen, allerdings durch Salzhandel schon früh bedeutenden Comacchio (Mur. Antiq. II, 23) um 715 oder 730 einen mag. mil., welcher mit 2 comites (militärischen Behörden in kleineren Orten, den venetianischen Tribunen entsprechend) einen Vertrag mit Luitprand über den Salzzoll am Po abschließt; auch hier waren also 2 militärische Würdenträger dem Oberhaupt zur Controlle beigegeben, wie in Venedig nach allen Chroniken unter Dom. Monegario, nachdem die Controlle durch den mag. mil. schon bei Paulutins Tode dadurch hinweggefallen war, daß der bisherige mag. mil. sich selbst zum Dux emporgeschwungen und nun keinen mag. mil. mehr neben sich duldete, weshalb die schrankenlose Gewalt zu den Uebergriffen führen mochte, welche erst Ursus Tödtung und dann die Substituirung der einjährigen mag. mil. für die Herzoge zur Folge hatten, bis man sich zur neuen Restitution des Ducats entschloß, wie man es in Comacchio und wahrscheinlich auch in andern Theilen der Romagna vorfand, welche gleich selbständig wie Venedig (das zeigt eben jener Vertrag von Com. mit Luitprand) ihre Angelegenheiten geordnet hatten und als Republiken ihr Oberhaupt nicht ununumschränkt walten ließen, wie es auch in Venedig unter Paulutius nicht geschehen war. Die Ansicht des Vfs, daß die mag. mil. nur die militärischen Angelegenheiten geleitet, entspringt nur

Digitized by Google

einem Mißverkennen der damaligen italiänischen Verfassung, in welcher eben die militärischen Behörden Alles leiteten, allerdings mit ihren Schreiberbureaux, den chartularii 2c. 2c., welche aber, wie am deutlichsten das Beispiel des **Demetrius tribunus**, Schreibers des herzoglichen Privilegs über S. Ilario zeigt, nach Art der alten Officiere selbst militärisch eingerichtet waren. — Die große Verwirrung der innern Zustände, welche zu steten Revolutionen zwischen den Inseln führte, lag weniger in den Formen, als in der Natur der Sache, dem Wetteifern des Adels von Heraclea und Malamocco sowie der von dort aus wahrscheinlich erst im Laufe des 8ten Jahrh. gegründeten Colonien **Equiliae** und Rialto um den Besitz des Ducats und seiner einträglichen Güter; diese Inseln zerstörten durch ihre steten Streitigkeiten einander schon früh selbst, so daß alle ihre Bedeutung dem einzigen Rialto zu Gute kam, indeß Torcello, welches von solchem Zwist sich fern hielt, noch im 9ten Jahrh. ein sehr ansehnliches Bisthum und Tribunat bildete, und noch von **Const. Porph.**, den auch der Verf. hierfür citirt, **magnum emporium** genannt wird. **Equiliae** verdankte, so weit man aus den altinatischen Sagen schließen kann, der **secessio** eines Theil des mit dem Ducalregiment unzufriedenen Adels seinen Ursprung und richtete nun mit Malamocco vereint seine Bestrebungen gegen die Macht der alten Hauptstadt, bis beide erst die Abschaffung des Ducats, dann bei dessen Wiederherstellung die Verlegung des Regierungssitzes nach Malamocco durchsetzten. Die Tödtung des Paulutius Dux (**Chron. Altin. p. 83**) möchte ich lieber mit derjenigen von Ursus für verwechselt halten; daß von der Familie nur ein Kleriker, Vater von 2 Söhnen übrig geblieben,

Digitized by Google

was bei dieser Annahme mit dem nachherigen Vorkommen von Theodat. Ursus als Doge streiten würde, ist ganz legendenartig und nichts darauf zu geben; wir finden später ganz dieselbe Geschichte auf sehr unsicherer Grundlage bei dem Zuge der Venetianer gegen Emanuel von dem Geschlechte der Giustiniani angegeben. — Die altinatische Chronik knüpft an jene Tödtung sofort das Ueberwandern der Familien von Equiliae und Heraclea nach Rialto. Rialto aber war damals unter dem Bisthum, gewiß also auch unter dem Tribunatsbezirk von Malamocco (cf. Dand. l. VI. c. 12 p. 16); und erhielt dann vorzüglich gewiß durch diese Einwanderung, welche die Malamoccenser, deren Hauptort jedenfalls so viele Menschen nicht fassen konnte, in ihren Bezirk leiteten, bald eine solche Bedeutung, daß dort schon im Beginn der Regierung des Papstes Hadrian I. ein eigenes Bisthum errichtet ward. Da aber nun eben von Heraclea und wegen der zum Handel günstigen Lage gewiß auch von Equiliae die angesehensten Familien dahin übergesiedelt waren, so begann der alte Streit nun in anderer Weise zwischen diesen heracleotischen und den, sei es mit übergewanderten, oder zurückgebliebenen equilianischen Familien, wie denen von Malamocco, in mannichfacher Art wiederaufzuleben. — Offenbar ist der Egidius Gaulus, welcher in den altinatischen Chroniken eine so große Rolle spielt, der Gaulus, welcher über Theodat. Ursus die Regierung an sich riß; wenn er dort mit Obelerius zusammengestellt wird, ein Egidius Gaulus als Vater und Gaulus als Bruder des Obelerius unterschieden werden, von welchen authentische Chroniken nichts wissen, so ist dies eben nur der Sage zuzuschreiben, welche keine andere Herzoge

überhaupt kennt, als Obelerius mit seinem Bruder Beatus und Paulutius (andere kommen in den altinatischen Chroniken gar nicht vor, natürlich das 5te Buch ausgenommen, welches nur zufällig hineingekommen ist und wirkliche Staatsannalen des 12ten Jahrh. enthält). Daß die Familie des Gaulus, nach der altin. Chronik Anführer der Equilienser beim Kampf mit Heraclea, diesen Sagen gemäß mit dem steten Tribunat von Equiliae und andern dort angegebenen Renten und Gütern abgefunden sein mag, als der Sitz des Ducats nach Malamocco verlegt wurde, scheint mir, weil den Verhältnissen angemessen, sehr wahrscheinlich; während man zunächst bei Herstellung des Ducats auf Theodat Ursus seine Wahl gerichtet, obgleich er aus Heraclea war, weil er als Sohn eines kriegstüchtigen mit Byzanz befreundeten Vaters dessen Allen gleicherwünschte Eigenschaften und Verbindungen geerbt hatte. Nichts natürlicher aber, daß bald Gaulus, auf sein Ansehn und Reichthümer stolz, über ihn das Ducat an sich riß, daß er bald von Domin. Monegarius aus Malamocco, welche Insel endlich selbst die Früchte ihres Sieges ernten wollte, entthront wurde, bis nach kurzer Zeit der im malamoccensischen Tribunatsbezirk angesiedelte Adel von Heraclea so mächtig geworden war, um in Mauritius einen Mann an die Spitze der Regierung zu stellen, dem es durch Ableitung der innern Zwietracht auf äußere Angelegenheiten und einen ganz ungewöhnlichen Schwung des Handels gelang, eine Periode innerer Ruhe und großen Wohlstandes herbeizuführen. Wie die Erhebung von Rialto zum besondern Bisthum und damit wohl auch besondern Tribunat hauptsächlich dem Interesse des dort angesiedelten heracleotischen Adels ent-

Digitized by Google

sprach, so ward eben die Partei von Malamocco durch die Einsetzung des Sohns des dortigen Tribuns zum Bischof gewonnen; alle Parteien schienen äußerlich beruhigt, so daß man sich selbst die angebahnte Erblichkeit des Ducats ruhig gefallen lassen zu wollen schien, als die Zwistigkeiten des Dogen Johann mit dem Patriarchen von Grado, die gar nicht ausbleiben konnten, seitdem derselbe durch die fränkische Eroberung von Istrien zugleich fränkischer und venetianischer Metropolit geworden war, dem Tribun von Malamocco Gelegenheit boten, durch die Begünstigung der alten, jetzt von den Franken unterstützten Faction seiner Insel selbst das Herzogthum zu erwerben. Von welch unsicherem Bestande seine Herrschaft war, wie er, um sich zu behaupten, bald den Franken, bald den Griechen schmeicheln und beide betrügen mußte, wie das gänzliche Ueberwiegen des griechischen Einflusses ihn zuletzt ganz vertrieb, und seine weiteren tragischen Schicksale sind vom Verf. mit lichtvoller Klarheit aus oft sehr verwirrten und zum Theil widersprechenden Quellen auseinandergesetzt. Der letzte Kampf mit Pipin bei Albiola als solcher ist mit richtiger Anerkennung der spätern Legenden (schon seit dem letzten Buche der altin. Chronik) aus den Berichten des Constantin Porph. mit Hinzuziehung der gleichzeitigen fränkischen Annalen dargestellt. Constantin hatte offenbar von Venetianern an seinem Hofe darüber gehört, wie auch seine andern Nachrichten über Venedig, welche sich vor seinen sonst sehr confusen Angaben über Italien sehr vortheilhaft auszeichnen, derselben Quelle entstammen. Auch Chron. Sagorn. hat S. 24 nur einfach, Pipin habe von Albiola aus nicht weiter vordringen können. Das 6monatliche Verweilen desselben in Albiola bei Constantin gehört

Digitized by Google

jedoch gewiß schon der Sage an; ein Verharren auf einem vorgestreckten kleinen lido mit einer so bedeutenden Kriegsmacht so lange Zeit hindurch, ist für jenes Zeitalter ganz undenkbar; zudem berichten die fränkischen Annalen, wie Pipin nach Unterwerfung von Venetien, und Annahme der Ergebung der Herzoge der Flotte nach Dalmatien geschickt, wo das Erscheinen der Flotte des Dux Paul v. Cephalenia seinem weitern Vordringen Grenzen setzte; schon im Oct. ward aber der Friede mit der griechischen Gesandtschaft im Innern Deutschlands den Präliminarien nach abgeschlossen, welche doch Zeit bedurfte, um dahin zu gelangen. Da nun auch Joh. diac., nur 40 Jahre nach Constantin schreibend, nur einen einmaligen Angriff Pipins erwähnt, so scheint diese Angabe jedenfalls vorgezogen werden zu müssen. Pipin, welcher in seinem Ehrgeiz gern auch die Herrschaft über das adriatische Meer erworben hätte, welche er im tyrrhenischen durch die in Genua und Pisa lagernden Flotten schon besaß, mußte darauf bedacht sein, sich mit seiner neugebauten, noch ungeübten Flotte bald möglichst im Besitz von Dalmatien zu setzen, ehe die an Zahl und Lenksamkeit der Schiffe gewiß weit überlegene griechische Flotte in den dalmatischen Gewässern erschien; die Unterwerfung der fränkisch gesinnten Herzoge und die Einnahme der am Rande des Festlandes liegenden Orte, nebst Chiozza, Brondola konnte ihm fürs Erste ganz wohl als Unterwerfung von Venetien gelten und als solche auch von den fränkischen Annalen angesehen werden, wenn auch die Inseln im Centrum der Lagunen dem Angriff bei Albiola widerstanden; er achtete dies fürs Erste nicht, sondern zog schnell nach Dalmatien weiter, um dort den Griechen zuvorzukommen.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 24. Juli 1854.

Venedig

Fortsetzung der Anzeige: »Storia documentata di Venezia, di S. Romanin.« Tomo I.«

Indem ihm dies nicht gelang, die Griechen überhaupt in diesen Kämpfen siegten, Karl M. sich zu den wesentlichsten Concessionen verstand (vermuthlich hauptsächlich, um am Abend seines Lebens, nach dem Verluste seiner tüchtigsten Söhne, dem Nachfolger nicht weitaus sehende Kämpfe mit der einzigen, ihm ebenbürtigen christlichen Macht zu hinterlassen) kam dann diejenige Faction in Venedig wieder zur Herrschaft, welche das griechische Interesse früher am eifrigsten vertreten, die des in Rialto angesiedelten heracleotischen Adels. Es würde den Verhältnissen sehr entsprechen, wenn man die aus Localitäten hergenommene Conjectur von Nic. Zeno an der vom Verf. citirten Stelle, für gewiß annehmen könnte, wonach die Participatier früher das Tribunat von Rialto inne gehabt; doch muß ich gestehen, daß das dort Angegebene für mich keinen überzeugenden Beweis liefert. Die sehr

Digitized by Google

werthvolle Beschreibung der dafür citirten Localität beweis't am Ende doch nur, daß hier dieselben ihre Familienwohnung hatten, welche sie auf die bezeichnete Weise zu verschanzen bei den öftern Aufständen im Volk hinlänglich veranlaßt waren, zumal sie, so oft im Besitze des Ducats, solchen Aufständen am meisten bloßgegeben waren; die Häuser der großen Familien, welche Nicolo Zeno in ihrer Nähe anführt, waren gewiß in ähnlicher Weise eingerichtet; daß diese in ihrer Nähe sich anbauten, ist einfach daraus zu erklären, daß wie Nic. Zeno selbst sagt, diese Gegend den Mittelpunkt des Verkehrs bildete. Immerhin spricht jedoch für diese Ansicht, daß es sehr natürlich war, daß, wie früher das siegende Malamocco, so jetzt Rialto seinen Tribun an die Spitze der Regierung gestellt haben wird. — Das letzte Aufflammen der Opposition von Malamocco war denn jener verunglückte Zug des Obelerius unter Justinian Partic., welcher nach völlig glaubhaften Berichten schon im chron. Sag. (830) dessen Enthauptung und die Zerstörung von Malamocco zur Folge hatte; der Bonus, Tribun von Malamocco bei der Translation S. Marci 829 ist der letzte, von dem wir wissen; es ward von nun an so unbedeutend, wie die meisten kleinen Orte des Gebiets. — Nur für eine einfache Recapitulation des zur Zeit von Ursus Tod Geschehenen kann ich die Nachricht des Chron. Altin. über eine nochmalige Zerstörung von Heraclea unter Obelurius*) durch Volksbeschluß wegen innerer Zwistigkeiten halten; schon Dandulus scheint dies eingesehen zu haben, indem er die Sagen der Zerstörung von

*) Eigentlich hat diese Chronik nur die einzige unter Obelerius, der aber offenbar falsch angesetzt ist, und die späteren Chroniken nahmen das für Wahrheit.

Heraclea durch Volksbeschluß und durch Pipin nebeneinanderstellt; der Ort selbst mit den Landbauern, Hirten rc. welche nach der Ueberwanderung des Adels nach Rialto dort noch wohnen mochten, ist gewiß von Pipin zerstört; die Gründung von Cittanuova an dessen Stelle durch Angelus Partic. war einerseits ein Werk der Pietät dieses Dogen gegen den Ort, welchem seine Familie ihren Ursprung verdankte, andrerseits zum Schutze des wichtigen trevisanischen Handels nothwendig. — Jedenfalls war das Ducat durch diese wechselvollen innern Kämpfe nun erst fest gegründet, die Macht der Einzeltribunate gebrochen, viel Land confiscirt und manche Leistungen an die Tribunen dem Dogen zugefallen; das Patriarchat von Grado (worauf schon Leo hingedeutet) war durch Entziehung der istrischen Provinzen im Concil von Mantua zwar ärmer geworden, hatte aber dadurch nun als rein venetianisches Patriarchat nicht mehr die Gefährlichkeit für die Existenz des ganzen Staats, zumal der herrschenden Familie, die es noch in Fortunatus-Händen gezeigt und ward auch wegen der physischen Mittel der Fortexistenz gänzlich von den Dogen abhängig, zu deren Gunsten nach Chr. Altin. bereits ein ansehnlicher Theil seiner Einkünfte bei der Einmischung des Patriarchen in die Inselkämpfe confiscirt worden war; die Dogen ließen es dann diese Abhängigkeit schwer genug fühlen, wie die Decrete des 11ten Jahrh. beweisen, wodurch der ganz verarmten Kirche einigermaßen wieder aufgeholfen werden sollte. Eine solche Concentration der Macht in den Händen des immer doch in allen wesentlichen Schlüssen von der Volksversammlung abhängigen, also immer doch republikanischen Vorstehers, war dann aber allerdings für die Führung der Republik in-

Digitized by Google

mitten den vielen äußern Gefahren von Slaven, Saracenen und Ungarn nothwendig, wie bei der gegenseitigen Eifersucht des griechischen und des fränkisch-italischen Reichs. Bei der Behandlung dieser Verhältnisse benahm sich die Republik mit großer Gewandtheit, Umsicht und Muth und erstarkte immer mehr, wie der Verf. sehr befriedigend dargestellt hat. —

Was die translatio S. Marci betrifft, so halte auch ich sie für unbestritten; die angezeigten Umstände sind völlig zeitgemäß, das Testament von Justinian Partic. stimmt zudem als gleichzeitiges Zeugniß für den Bau der Kapelle dieses Heiligen, und wenn es in den Versen auf den Tod der B. Hathumodis von Gandersheim heißt (Mitte des 9ten Jahrh.), daß der Körper S. Marci noch in Alexandrien ruhe, so mochte wohl so weit ins Innere von Deutschland der Ruf jener Translation sich noch nicht verbreitet haben. — Der unter den primicerii der Pallastkapelle (späterhin von S. Marco) als der erste aufgeführte Demetrius tribunus, welcher 819 das Privileg über S. Mario unterschrieb, kommt in einer noch nie meines Wissens für venetianische Geschichte benutzten Urkunde bei Fantuzzi II, p. 5 vor, a. Theophili 4, ian. ind. = 833, wo Justinian Partic. einen Theil eines Libellguts, welches er im Gebiet von Gavello in den Polesinna von der ravennatischen Kirche erhalten hatte, an den kaiserlichen vassus Bruning cedirt; die Karte ist durch Demetrius tribunus geschrieben. Dies könnte der Angabe der transl. bei Baronius, wonach Staurakios, der Priester, welcher in Alexandrien den Körper bewachte, von Justinian Partic. zum primic. der Kapelle ernannt war, zu widersprechen scheinen, bestätigt sie aber vielmehr; da der Titel primic. capellae 833

Demetrius nicht mehr gegeben wird, wird er das Primiceriat abgegeben, das Kanzleramt behalten haben. Ueber jene Cession ward 838 zu Gunsten der ravennatischen Kirchen von kaiserlichen und päpstlichen missi erst in Gavello, dann in Ravenna Gericht gehalten und wegen Nichtbeobachtung der gehörigen Formen und mangelnden Einwilligung jener Kirche, derselben das cedirte Land zugesprochen. Wahrscheinlich ward damals von den Kaiserlichen missi für Lothar der Vergleich mit Venedig abgeschlossen, welcher, im Vertrag von 840 erwähnt, vom Verf. offenbar viel zu früh 823 angenommen wird; von einem 17jährigen Kampf müßten sich Spuren erhalten haben, indeß hier offenbar auf einen ganz frischen Bruch und kurzen Zwist, wahrscheinlich von 839 hingewiesen ist, wozu die Verhältnisse der Slaven, welche noch unter Ludwig II., wenn auch schwankend und lose die fränkische Oberhoheit anerkannten, oder auch geheime Aufreizungen von Lothars Vater und Brüdern, die etwa denselben durch eine Diversion in Italien vom Rhein abzuziehen suchten, den Anlaß bieten konnten.

Der Verf. hätte der schlechten Chronik von Comacchio von Ferro nicht nachschreiben sollen, daß Marinus, der dortige Graf unter Johann VIII. Sohn von Otto von Este gewesen, welcher gar nicht existirt hat; die estensische Familie war damals mit Bestimmtheit nur durch den Grafen Siegfried von Piacenza vertreten*). Marinus gehört augenscheinlich dem berühmten Geschlechte der Supponiden an, wovon Suppo, Maurinus Sohn, als Graf von Brescia und Herzog von Spoleto a. 875 vorkommt; Maurin ist jedenfalls = Marin

*) Er ist Zeuge beim Testament der Kaiserin Angelbérge 877 Mz. bei Campi St. eccl. di Piacenza I. p. 461. 462.

(bei Mur. Antqq. II. 36 im Missatgericht in Cremona, Graf von Bergamo, 844 im Rom mit Ludw. II. (Anast. vita Sergii); von seinem Sohne Marin, jenem Grafen von Comacchio, stammen dann die Grafen von Ferrara ab, von welchen Guarin, der dort 970 Graf war in einem Placitum bei Atto (stor. di Parma I, 361) noch abwechselnd Marin und Martin genannt wird (welche Namen gleich galten, wie die bekannte Verwechslung der Papstnamen Marin und Martin zeigt), der gewisse Stammvater der Adelardi und Torelli, worüber Frizzi (stor. di Ferrara 1 u. 2) die Beweise liefert.

In der Geschichte des Petrus Urseolus I. hält sich der Verf. mit Recht an den einfachen treuen Bericht des fast gleichzeitigen Joh. diacon.; die spätere Legende von ihm bei Mab. Acta Sanct. enthält offenbare Unrichtigkeiten; wie sie denn schon Pet. Urseolus I. den Titel des Herzogs von Dalmatien und Croatien führen läßt, welchen erst der zweite annahm, und nicht genug rhetorischen Schwulst aufbieten und Geschichten erfinden kann, wonach ihr Held aus allen Gefahren siegreich in den Hafen des Klosters gelockt und dort festgehalten wird, auch daß der Vater seinen beiden Söhnen Joh. und Pet. vor seinem Weggang die Regierung übergibt, ist mit Pet. II. verwechselt, der Joh. zum Mitregenten annahm. Der Bericht von Pet. Damiani dagegen, daß Petr. sein Haus neben dem Dogenpallast zum Verbrennen beim Aufruhr gegen Pet. Candianus hergegeben, damit das Feuer von dort diesen Pallast erreiche, scheint mir dagegen wohl schwerlich einen Zweifel zu verdienen, da Petr. Dam., dem Camaldulesenorden angehörig, von Romuald, welcher den Herzog bei seiner Flucht begleitete und diese wohl eigentlich hauptsächlich veranlaßte, gewiß die genauesten

Digitized by Google

Nachrichten haben konnte. Auch konnten wohl nur Gewissensbisse hierüber, so wie das Bewußtsein, an der Spitze einer Faction zu stehen, welche durch die damals begangenen Gräuel tödtlich mit der Gegenfaction gebrochen hatte, wodurch, wie auch Joh. diac. andeutet, der Herzog in steter Lebensgefahr war, diesen bestimmen, einem Posten zu entsagen, welchen er so ruhmvoll bekleidete und welcher ihm eine unter den damaligen Verhältnissen selbst europäisch wichtige Stellung bot. Auf den Zusammenhang des öftern Dogenwechsels in Venedig in dieser Zeit mit dem Obsiegen und Unterliegen der bairischen Opposition gegen Otto II. hat Giesebrecht in den Jahrbüchern des deutschen Reichs hingewiesen; jedenfalls waltete hier auch ein Zusammenhang mit byzantinischen Intriguen ob, welche die Urseoli gegen die Candiani begünstigten, um bei etwaigen Seeunternehmungen Ottos II. ihm den Beistand der venetianischen Flotten zu verschließen; schon die vom Verf. aus dem Cod. Trevis. mitgetheilte Notiz von Zimiszes Gesandtschaft 971, wonach man alle von den Venetianern ausgesandten Schiffe, welche den Saracenen Eisen und Nutzholz zugeführt, ohne Weiteres weggenommen, weis't auf ein feindseliges Verhältniß zu Pet. Candiano hin, und die Revolution gegen ihn von 976 ward um so gewisser bereits von den Griechen angeschürt, als der deutsche Hof sie so übel aufnahm und so schwer sich versöhnen ließ. Die späteren Bestrebungen Ottos II. durch die Caloprini Venedig in seine Gewalt zu bekommen, sind aus dem natürlichen Gefühl zu erklären, wie sehr ihm der Mangel einer Flotte bei seinem calabrischen Feldzuge geschadet. Wenn dagegen Peter Urseolus II. mit Otto III. enge Freundschaft hielt, so war Otto III. von den

Griechen ganz umgarnt und ein wahrer Anbeter byzantinischer Sitten; der Doge zu derselben Zeit auch mit dem griechischen Hofe in freundlichstem Verkehr, dem Regentenhause selbst verschwägert; und es konnte nur seinem eigenen Interesse entsprechen, beide Kaiser sich befreundet zu erhalten.

Wahrscheinlich wird der Verf. im 2ten Theil seines Werks noch eine ausführliche Uebersicht über den venetianischen Handel geben wollen, wozu sehr gute Vorarbeiten in den Werken von Marin, Mutinelli und Filiasi vorhanden sind; was er zerstreut in seinem Werk darüber vorbringt, gewährt kein anschauliches Bild davon, ist auch nicht vollständig genug; so z. B. hätten die Gewürznägelein und Pfeffer, welche bereits (Mur. Antiq. II, 25) in Luitprands Handelsvertrag mit Comacchio als Salzzoll auf dem Po angeführt werden, und gewiß auch von den Venetianern gefordert wurden, mit denen ja auch ein Tractat bestand, als Zeichen eines lebhaften Verkehrs mit dem Orient schon in dieser frühesten Zeit angeführt werden können *). Es fehlt weiter die wichtige Notiz in Leo's III. Brief an Karl M. (Assemani Scr. rer. Ital. III. p. 194 etc.; auch bei Mansi), daß die afrikanischen Gesandten nach Sicilien in venetianischen Schiffen kamen, die Venetianer also mit den dortigen Saracenen in lebhaftestem Verkehr stehen mußten, wie freilich schon durch die Nachricht über ihren Sclavenhandel unter Zacharias, die transl. S. Marci und späterhin durch das vom Verf. mitgetheilte Document von 971 über den Handel nach Tripolis und Magadin erwiesen ist.

*) Die Urkunde liefert durch den Titel miles, welchen sie den Schiffern gibt, zugleich einen der entschiedensten Beweise für die ausgebildete militärische Verfassung.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.

Den 27. Juli 1854.

Venedig

Schluß der Anzeige: »Storia documentata di Venezia, di S. Romanin. Tomo I.«

Es fehlt die Notiz der Ann. Fulds. a. 860, wonach bei hartem Winter Wagen und Karren über die Lagunen fuhren, so daß also der Verkehr mit Venedig das innerste Deutschland interessirte; das Document über den venetianischen Handel auf dem Po in Cremona 852 (bei Mur. Antq. II, 951), in Rivalität mit Comacchio, worin wir wohl eben dieses Handels wegen um diese Zeit Venetianer angesiedelt finden, wie denn Doc. 49 der Mon. hist. Patr. Taurin. die Schenkung eines solchen an das Kloster Bobbio erwähnt wird, welche der Kaiser Guido dem Kloster bestätigt; die durch den Cod. Bav. bei Fantuzzi S. 31. 37 constatirten Niederlassungen der Venetianer in Rimini und Sinigaglia von unbestimmter Zeit, aber jedenfalls vom 10. Jh., wenn nicht früher; der Volksbeschluß von 944, daß in Istrien, Dalmatien und Griechenland keine Sclaven anzukaufen oder aufzu-

Digitized by Google

nehmen, noch über Pola hinauszuführen, auch nicht im Ducat von Benevent zu kaufen; die bekannte Stelle der Legat. Luitprandi über die Venetianer und Amalfitaner, welche Italien mit byzantinischen Manufacturen versorgten, wozu dann nach dem Schlusse dieses Zeitraums die Verträge mit dem trevisanischen Festland und dem byzantinischen Reich kamen, welche nur längst bestehende Zustände befestigten und zum Theil die Begünstigungen der Venetianer erweiterten. — Es müßte dann auch auf die wechselnden Phasen der allgemeinen Handelsgeschichte überhaupt Rücksicht genommen werden, die Handelsthätigkeit der Abassiden und Fatimiten, die große Bedeutung von Byzanz für den Welthandel und dessen Weg über das schwarze Meer und Trapezunt dahin, von wo die Waaren durch die Venetianer und Amalfitaner dem Abendlande zugeführt wurden; wozu seit dem Anfang des 10ten Jahrh. das Auftreten der Russen und der von Nestor geschilderte Vertrieb der nordischen Waaren auf dem Dnepr nach Byzanz kam, so wie die im byzantinischen Reiche noch theils altherkömmliche, theils neu ins Leben getretene Manufacturarbeit, zumal in Seidenzeugen und vielerlei Luxusgegenständen. Dann die langdauernde Herrschaft der Saracenen in Sicilien, dessen Verkehr mit Afrika sie bereits vor der saracenischen Eroberung nach obigem Briefe vermittelten, und dessen Handelsblüthe durch den Brief des Mönchs Theodosius nach der Einnahme von Syrakus bei Mur. Script. R. Ital. T. I, 2 wie durch die von Amari mitgetheilten Berichte des Ibn Haukal genügend bezeugt ist; der ungemeine Kapitalreichthum in Venedig gegenüber dem goldarmen Occident, in welcher Beziehung der Verf. bereits auf die großen Mengen edler Metalle auf-

Digitized by Google

merksam macht, welche sich Venedig durch den orientalischen Handel verschaffte, weshalb auch so früh eigne venetianische Münzen geprägt wurden, um unabhängig von den Münzverschlechterungen der einzelnen Länder zu stehen, wie denn auch die venetianischen Zechinen im Orient bis in die neueste Zeit die beliebteste und allgemein gangbare Münze waren *); während auf der andern Seite edle Metalle gerade im 9ten Jahrh. wie die Beispiele von Grado, Rom und Neapel (bei Fortunatus Testament, Joh. diac. und Anastasius) zeigen, auf eine wahrhaft verschwenderische Weise zum Kirchenschmuck verwandt wurden. Daneben kam noch die große Effronterie der Venetianer in Betracht, welche so heilig sie immer thaten und so viel Rühmens sie von ihren Kirchenbauten machten, kein Mittel scheuten, um zu ihren Zwecken zu gelangen, und während die andern Länder am Mittelmeer von den Saracenen verwüstet wurden, vom Raub derselben ungescheut als dessen Vertreiber Vortheil zogen und dadurch gewiß sehr große Kostbarkeiten um sehr billige Preise bekamen, ihnen trotz der allgemeinen, der Form wegen von ihnen durch Volksschluß selbst approbirten Handelsverbote von Anfang an ununterbrochen Sclaven, Eisen und Nutzholz in Menge zuführten, da ihnen natürlich diese dort begehrtesten Artikel bei diesem Monopol ihres Handels desto theurer bezahlt wurden, wie denn nach je-

*) Beiläufig mag bemerkt werden, daß des Vfs Angabe, als habe durch Karls Capitular a. 806 alle Münzstätten, außer in seinem Residenzpallast untersagt, eine irrige ist; es waren nur Privatmünzstätten verboten, und eben die Münzen von Pavia, Mailand und Lucca, welche er unter die hiernach verbotenen rechnet, werden Mem. d. Lucca T. V. 2 Doc. 389 a. 813 in einem Gelddarlehn für die Rückzahlung in die Wahl des Empfängers gestellt.

nem Briefe Leo's III. ihre Schiffe selbst zum Kriegsdienst an die Saracenen für Geld vermiethet zu sein scheinen, da dort eine Niederlage der spanischen Saracenen durch die Afrikaner in eben diesen Schiffen erwähnt ist. Ferner das mit Waffengewalt über Comacchio behauptete Monopol des Salzhandels in der Lombardei und trevisanischen Mark; dann der jedenfalls auch jetzt fortgesetzte Vertrieb italiänischer Waaren, Oel, Südfrüchte, Salz nach dem Norden, wie er in Aquileja schon zur Römerzeit üblich war, und jetzt zumal über Porto Pilo betrieben wurde, wo man die alten Freiheiten gegen Walpert von Aquileja zu behaupten wußte*). Die fortdauernde große Wichtigkeit desselben, so wie der große Einfluß, den sich Venedig dadurch in den Slavenländern zu verschaffen wußte, geht besonders daraus hervor, daß 874 Swatopluk, Herr des großmährischen Reichs einen venetianischen Presbyter zu seinen Verhandlungen mit dem deutschen Reiche verwandte**); später traten dann die Ungarn dafür ein, von denen man gewiß bei ihren häufigen Raubzügen die meisten Sclaven für den afrikanischen Handel erhielt und mit denen man in so enge Verbindung trat, daß nach S. Stephan selbst ein venetianischer Großer eine Zeitlang den ungarischen Thron inne hatte. Durch diese Handelsthätigkeit Venedigs und den Absatz, den es vermittelte, wurden dann auch die eigenen Manufacturen der Städte des innern Italiens und in Folge davon der Anbau des Landes gefördert, wodurch dieselben, abgesehen von ihrem Handel nach Deutschland und Südfrankreich die Kraft erhielten, um sich später als freie Communen entwickeln und behaupten zu können. Die nach den Saracenen- und Ungarn-

*) cf. Dand. 8. 4. 22. **) Ann. Fuldens.

Digitized by Google

verwüstungen auch an den Küstenländern des adriatischen Meers wie in Süditalien und an der Küste von Genua (cf. Cron. Vulturn. bei Mur. Scr. I, 2 p. 484 ꝛc. und Fabro Palavicini in den Mem. dell' Academ. di Turin. a. 1840) vorkommenden Culturlibelle an Culturunternehmer, wie wir sie schon damals auch vielfach in den Alpenlandschaften und Oesterreich und im großartigen Maßstabe durch Friesen, Westphalen im 12ten Jahrh. in den deutschen Slavenlanden finden, wovon wir in Capodargine und Loredo auch unmittelbar auf venetianischem Boden Documente besitzen*), mußten natürlich der Landescultur und damit auch dem Vertrieb der Producte einen ganz neuen Schwung geben. Weil Venedig die allgemeine Vermittlerin des Verkehrs der benachbarten Nationen war, konnte es durch Handelssperre ihnen den empfindlichsten Nachtheil beibringen, und wie das Beispiel von Aquileja und Istrien zeigt, damit dasselbe wie durch Krieg erreichen; die Istrier verstanden sich selbst zu freiwilligen Contributionen, um den venetianischen Schutz und Zollerleichterungen zu genießen.

Unter die Documente, welche der Verf. mittheilen will, wird er, wie ich aus einzelnen Angaben schließen muß, die meisten oder alle Documente des Cod. Trevisanus aufnehmen, ein nicht genug zu rühmendes Unternehmen, da wir sie jetzt nur zerstreut bei Fantuzzi, Hormayr, Savioli, zum Theil auch gar nicht besitzen; jedenfalls möchte auch wohl das oben berührte Document von 838 über Justin. Partic. aus dem nicht gerade sehr zugänglichen Werke von Fantuzzi eine Stelle darunter verdienen, so wie eine regestenartige Inhaltsangabe des Wenigen, was von vene-

*) cf. Bell. Sandi und auch Dand. 9. 9. 8.

tischen Urkunden vor dem Jahr 1100 überhaupt vorhanden ist, die Brauchbarkeit der Sammlung sehr erhöhen würde.

Da ich mich schon mehrere Jahre mit dem Studium der Geschichte des byzantinischen Italiens beschäftigt habe, hielt ich mich zu einem Urtheil über das Werk unseres Verfs einigermaßen befugt; zugleich muß ich freilich erklären, daß ich selbst am meisten fühle, wie viele Schwierigkeiten diese altvenetianische Geschichte darbietet, und wie sehr ich entfernt bin, meine Vermuthungen als unumstößliche Gewißheit ausgeben zu wollen. Ich wiederhole zum Schluß, daß der Verf. wegen seines aufrichtigen Strebens nach Wahrheit, seine Unparteilichkeit, seiner gesunden, nur allerdings oft nicht weit genug gehenden Kritik, so wie endlich seiner nicht gemeinen Darstellungsgabe, gewiß alle Achtung gebührt und sein Werk gegen die bisherigen Arbeiten über die ältere venetianische Geschichte gewiß als ein großer Fortschritt zu betrachten ist, wenn gleich auch allerdings nach demselben künftigen Forschern noch sehr Vieles zu thun bleibt, wozu ich in dieser Recension auf einige Hauptpunkte aufmerksam machen zu müssen glaubte, welche eines noch gründlicheren Studiums und einer genauern Bearbeitung werth sein möchten.

Th. Wüstenfeld.

Lemgo und Detmold

Meyersche Hofbuchhandlung 1853. Lehrbuch der Religionswissenschaft für die obern Classen gelehrter Schulen von A. v. Cölln, Prediger in Detmold. Ersten Theiles erste Abtheilung: Lehrbuch der vorchristlichen Religionsgeschichte. VIII und 224 Seiten in groß Octav.

Digitized by Google

Nach dem S. 2 gegebenen Schema hat die Religionswissenschaft zu behandeln: I. Religionsgeschichte: II. Beurtheilung und Systematisirung der Religionsideen; III. Kirchliche Statistik und Missionsgeschichte. No I. zerfällt nach S. 6 wieder in drei Abtheilungen: Geschichte der Religion vor Christus — Christus und das Neue Testament — Geschichte der Religion nach Christus. Der vorliegende Band enthält nur die erste dieser Abtheilungen, es ist demnach ein ziemlich bändereiches Werk zu erwarten, wenn „das Unternehmen sich der Zustimmung sachkundiger Männer zu erfreuen" haben wird.

Der Hr Verf. hält nicht ohne Grund dafür, daß eine Behandlung des Gegenstandes nach dem von ihm entworfenen Plane noch nicht vorhanden sei. Das Eigenthümliche seines Werkes liegt weniger in dem obigen Schema als in der Art, wie er die Resultate der neueren wissenschaftlichen Forschung verarbeitet hat. Es ist in eigenthümlicher Weise ein Inbegriff der heiligen und Profangeschichte, der biblischen Kritik und Einleitungswissenschaft, der Alterthumskunde und Litteraturgeschichte der westasiatischen und europäischen Culturvölker darin zusammengestellt, und anzuerkennen ist vor allen Dingen, daß höchst umfangreiche Studien der Arbeit zur Unterlage dienen. Bevor aber über die Angemessenheit derselben für ihren Zweck ein Urtheil abgegeben werden kann, wird es nöthig sein Plan und Methode derselben etwas näher zu zeichnen.

In den einleitenden Paragraphen 1—10 werden die nöthigen Vorfragen absolvirt. § 5 enthält ein weit ausgeführtes Schema aller möglichen Religionsformen und Unterschiede sowohl in

Digitized by Google

Bezug auf das Object wie auf das Subject. In erſterer Beziehung werden als Hauptarten aufgeführt die Syſteme, welche die Gottheit entweder als unperſönliches Naturweſen oder als perſönliches Weſen vorſtellen, in letzterer die verſchiedenen Formen der Religioſität, je nachdem Erkenntnißvermögen, Gefühl oder Wille in dem Verhältniſſe des Menſchen zur Gottheit ſich bethätigt. Abweichend vom hergebrachten Sprachgebrauche wird der Pantheismus als eine Gattung des Monotheismus aufgeführt (diejenige, in welcher „der Natur jede relative Selbſtändigkeit der Gottheit gegenüber abgeſprochen wird“), während, was gewöhnlich mit dieſem Namen bezeichnet wird, als Hylozoismus auftritt. Unter den ſubjectiven Formen der Religioſität erſcheint als eine der verwerflichſten der Orthodoxismus, der „die freie Bewegung des Denkens und Erkennens grundſätzlich beſchränkt“, und wenn er „die Cultusformen beſtimmt, Phariſäismus“, wenn er „die Lebensanſicht und Lebensäußerung einengt, Pietismus“ wird.

Die Geſchichte der Religion vor Chriſtus ſelbſt zerfällt in drei Abſchnitte. Der erſte: „Vorgeſchichte des bibliſchen Monotheismus“ (S. 7—37) ſtellt die älteſten Religionen, die alt-ariſche, altägyptiſche und alt-ſemitiſche dar. In dem zweiten wird „der vorchriſtliche Monotheismus im Gegenſatze gegen andere Religionen“ (S. 37—179) behandelt, und zwar zuerſt „die Zeit des einfachſten Monotheismus der Patriarchen und Heroen“ — Israelitiſche Religionsgeſchichte von Abraham bis Samuel, nebſt Parallelen der homeriſchen und germaniſchen Religion und Sitte — ſodann „die Zeit des allſeitig entfalteten Monotheismus des

Alten Bundes" mit Parallelen der medo-persischen und der griechischen Religion. Endlich beschreibt der dritte Abschnitt die „Uebergänge zum Christenthume" (S. 179—224), das Absterben der alten Religionen besonders im Volksleben und in der Philosophie der Griechen und Römer, die letzte Entwickelung des Judenthums und die Vorbereitungen für das Auftreten des Christenthums, oder für die Wiedergeburt der israelitischen Religion „aus demselben Geiste, der sie hervorgebracht und mehr als einmal erneuert hatte, aus dem Geiste sittlichen Lebens und Glaubens." —

Man wird zunächst fragen dürfen, ob bei solcher Ausführung quantitativ das rechte Maß für den beabsichtigten Zweck inne gehalten sei. Hr v. Cölln versichert uns S. IV durch „mehrjährige (langjährige?) Erfahrung" gewiß geworden zu sein, daß, gehörige Oekonomie vorausgesetzt, „bei zweiwöchentlichen Stunden in einem vierjährigen Cursus für die beiden obern Klassen das ganze Pensum des Religionsunterrichts auf dieser Stufe in solcher Behandlung absolvirt werden könne"; wir müssen es ihm glauben, obwohl wir es schwer begreifen. Ueberblicken wir diese ungeheure Masse des Stoffs, diese Vielfachheit der verschiedensten religiösen, philosophischen, mystischen, praktischen Systeme mit ihrem vollständigsten Detail und dazu durchgängiger Quellennachweisung; bedenken wir dazu, daß jenes Detail gerade durch seine Reichhaltigkeit nothwendig trocken wird und der lebendigen Aneignung hinderlich, es sei denn, daß die viva vox dem Skelette Fleisch und Blut gebe: so wollen wir zwar nicht leugnen, daß der Urheber des Planes durch besondere persönliche Begabung in den

Stand gesetzt sein mag die Schwierigkeiten zu überwinden und das Interesse für den Gegenstand lebendig zu erhalten — aber bezweifeln müssen wir ein häufiges Vorhandensein solcher Begabung, wie sie doch vorausgesetzt werden müßte, wenn der Plan auch von Andern sollte angeeignet werden. Die Frage, ob es überall rathsam sei, den Gymnasiasten, auch den der oberen Klassen, mit den Resultaten solcher Wissenschaften bekannt zu machen, welche, um bewältigt und selbständig angeeignet zu werden, die tiefsten und ausdauerndsten Untersuchungen erfordern, mag vorläufig auf sich beruhen.

Wichtiger noch, aber auch schwieriger ist es, über den materiellen Gehalt, den Charakter, die Tendenz dieser Religionsgeschichte ein Urtheil zu begründen. Sie will wissenschaftlich sein, d. h. den religiösen und kirchlichen Glauben mit aller Wissenschaft, mit der „der Natur, des Geistes und der Geschichte", in Einklang bringen. Sie will dies dadurch, daß sie den Schüler auf einen Standpunkt stellt, von welchem aus er Entstehung und Entwickelung, Vergangenheit und Gegenwart alles religiösen Lebens vollständig übersehen und beurtheilen kann. Wäre dies aber möglich — innerhalb des Gymnasialunterrichts nämlich, was sehr fraglich ist — so würde dazu eine vollständige Darlegung der bisherigen wissenschaftlichen Debatte über diese Gegenstände erforderlich sein, nicht bloß eine Mittheilung fertiger Resultate, die einer bestimmten Richtung oder Schule angehören. Das letzte aber ist der Weg, den Hr v. C. eingeschlagen hat. Er stützt sich allerdings auf treffliche Gewährsmänner, aber fast ausschließlich auf solche von einer Richtung. Die

Resultate der alttestamentlichen Kritik, wie sie von den auf dieser Seite stehenden Gelehrten festgestellt sind, werden allein aufgenommen und als ausgemachte Wahrheiten gegeben; Forscher, welche einer andern Richtung angehören, werden fast gar nicht berücksichtigt; Kurtz wird nicht ein einzigesmal angeführt, nur an einer Stelle (§ 89) ist Hengstenberg benutzt und das Geständniß abgelegt, man könne „den Streit noch nicht als entschieden betrachten.“ Freilich ist es richtig, daß man der Jugend nicht Zweifel, sondern bestimmte Sätze geben soll, und es mag selbst wahr sein, daß „die Wahrheit leichter aus dem präcisirten Irrthum als aus verworrenen Begriffen hervorgehe“ (Vorw. S. III). Aber ist es darum wohlgethan, die über die Urgeschichte des Volkes Israel oder die Entstehung und Composition des Kanons aufgestellten Hypothesen, wie geistreich sie auch sein mögen, als zweifellose Geschichte zu geben? Ferner Behauptungen der neueren Kritik wie die, daß die Ueberschriften der Psalmen größtentheils unecht, daß die Psalmen der beiden ersten Bücher mit wenigen Ausnahmen nachdavidisch seien, daß das Buch Daniel mit „andern apokryphischen Schriften“ und namentlich mit dem Buche Henoch auf einer Stufe stehe u. s. w. der Jugend mit einer Zuversicht vorzutragen, als gäbe es darüber gar keine andre Meinung und als wäre es für einen wissenschaftlichen Menschen unmöglich anders darüber zu denken? Kann es überhaupt gut sein, eine Lebensstufe, die einmal noch nicht zum Kritisiren, sondern vielmehr zu positiver Durchbildung berufen ist, tief in die Kritik einzuführen, auch wenn die Kritik, wie gern

zugegeben werden mag, maßvoll und besonnen wie hier geübt wird? Sollte ein solches Verfahren wirklich zu wahrer geistiger Freiheit führen und nicht vielmehr zu eingewurzelten vorgefaßten Meinungen?

Noch bedenklicher ist es, daß es nach dieser Darstellung wenigstens den Anschein hat, als sei alle Religion das Product einer Entwickelung, eines dialektischen Processes innerhalb des Menschengeistes. Das „Entwickelungsmoment" in der vorchristlichen Religionsgeschichte findet Hr v. Cölln „in dem Gegensatze zwischen der Naturreligion und dem Theismus, und dann in dem Unterschiede des Monotheismus und den andern Formen des Theismus" (§ 11). Wie diese Grundformen in den ältesten Religionen hervorgetreten sind, sich gegenseitig angezogen und abgestoßen, manchfache Combinationen eingegangen und auf einander eingewirkt haben, bis endlich die Niederschläge und Früchte der gesammten Geistesarbeit des Alterthums in Alexandria angesammelt waren, wo „Geist genug vorhanden war, um aus den überlieferten Schätzen die Stoffe vorzubereiten, welche demnächst das Christenthum zu seiner Weltreligion verwenden mußte" (§ 109) — das ist das eigentliche Thema der Abhandlung. So scheinen allerdings die Elemente des letzteren lediglich Producte des menschlichen Denkens, und das um so mehr, als mit großer Vorliebe und möglichst wörtlich diejenigen Sätze und Anschauungen früherer Systeme hervorgehoben werden, welche in das Judenthum und Christenthum übergegangen sind; man vergleiche besonders den Abschnitt über Philo. Wie verschwindet unter diesen ringenden geistigen Mächten jene

„dritte Partei“ des Judenthums, „welche weder aus der Buchstabengelehrsamkeit noch aus der weltlichen Gewalt das Heil hervorgehend denken konnte, die vielmehr eine wahre Gottesherrschaft unter den Menschen nach den Weissagungen der größten Propheten nur durch sittliche Umwandlung der Gemüther möglich dachte, aber auch als kommend hoffte“, diese Partei, von welcher dann in kühlster historischer Objectivität hinzugefügt wird: sie „bekam jetzt ihr größtes Haupt in Jesu von Nazareth, der freilich unter P. Pilatus gekreuzigt wurde“ (§ 114)!

Wir sind weit entfernt, dem Hrn Verf. Schuld zu geben, daß er das Christenthum für nichts weiter halte als für ein Product der eigenen Arbeit des Menschengeistes. An einer Stelle wenigstens und gerade am Schlusse des Buches spricht er eine andere Ueberzeugung aus. „Wie es die alte Welt geahnt, ersehnt hatte“, heißt es S. 224, die göttliche Weisheit, die göttliche Heiligkeit und Liebe selbst mußte in menschlicher Gestalt erscheinen, in menschlichem Worte offenbar werden.“ Aber was wird eine solche vereinzelte Aussage wirken, wenn die ganze Darstellung den ohnehin so verführerischen, den durch die Parallelen anderer Religionsformen doppelt verführerischen Gedanken zu bestätigen scheint, daß sich das ganze Christenthum so wie das ihm voraufgehende Judenthum vollkommen aus der Fortbewegung des menschlichen Geistes erklären lasse, daß es nur „eine neue Schöpfung aus den Elementen der früheren“ (§ 108) sei? Wer gelehrt worden ist, daß „der Geist sittlichen Lebens und Glaubens, wie er in Abraham, Moses, Samuel, Jesaias gewaltet hatte“ (S. 223), seinen

Digitized by Google

Ursprung unmittelbar aus Gott vielleicht nur irrthümlich hergeleitet habe, der wird immerhin dem rabbinischen Judenthum und dem Christenthum den Vorzug zugestehen, die „zwei Religionsformen zu sein, welche (als die einzige aus der alten Welt) bis auf die Gegenwart fortgedauert und noch jetzt die Aussicht auf das längste Bestehen haben" (§ 114), aber er wird damit ebensowenig die Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprunge des Evangeliums gewinnen wie die Zuversicht auf seine ewige Geltung und Wahrheit.

Eine offene, klare, bündige Erklärung wird man von jedem Lehrer der Religionswissenschaft darüber verlangen müssen, ob er von dem unmittelbar göttlichen Ursprunge der wahren Religion überzeugt sei. Ohne dies halten wir einen segensreichen Erfolg seines Unterrichts unmöglich. Zu sagen: weil der Menschengeist diese Religion allmälig und mit Nothwendigkeit aus sich entwickelt hat, darum muß sie von Gott sein, das kann nicht genügen, denn da so viele unvollkommen und relativ unwahre Bildungen vorüber- und untergegangen sind, was bürgt dafür, daß diejenige, welche zur Zeit als die vollkommenste erscheint, nicht auch von einer folgenden werde überflügelt werden? Eine solche Erklärung aber, wie wir sie glauben verlangen zu müssen, findet sich in dem vorliegenden Lehrbuche nicht. Abraham ist „als der erste geschichtliche Repräsentant des bewußten Monotheismus anerkannt" (§ 12 — also vor Abraham einerseits nur Sage, andrerseits nur unbewußter Monotheismus?); woher aber Abraham seinen Monotheismus hatte, darauf hat die Wissenschaft keine Antwort. „Es

ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese Eine Gottheit (die der alt-semitischen Religion) ursprünglich als eine persönliche gedacht wurde", heißt es § 30; aber woher dieser Gedanke, darüber schweigt die Wissenschaft. Bei Israeliten wie Griechen „wird die Erkenntniß Gottes abgeleitet aus der Selbstoffenbarung Gottes, nicht aus dem eigenen Nachdenken des Menschen" (§ 58); aber ob diese Ableitung in der Wahrheit begründet oder nur Einbildung gewesen sei, darüber erklärt sich die Wissenschaft nicht — sie begnügt sich zu referiren, wie die Alten davon gehalten haben. So läßt sie also die Hauptfrage, auf welche es für die Jugend vor Allem ankommt, unentschieden. Ob die Religion göttliche Mittheilung, göttliche, ob auch unendlich oft gemißbrauchte, gemißhandelte, in Fluch verkehrte, doch ursprünglich von Gott ausgegangene Gabe sei, oder ob nur Blüthe des Menschengeistes, das läßt sie dahingestellt bleiben. Der Jugend mag man die Entscheidung darüber ersparen, dann aber stelle man ihr die Alternative nicht. Hat man sie ihr gestellt, so wird und muß sie sich entscheiden, für das Eine oder für das Andere, denn Positives will und muß die Jugend haben. Dann gibt's kein tertium: entweder gläubige Christen oder bewußte Anthropotheisten.

Dies sind die Bedenken, welche gegen die Methode unsers Lehrbuchs auszusprechen wir nicht unterlassen können. Die vorchristliche Religionsgeschichte der alten Welt in den Gymnasialunterricht hineinzuziehen, ist an sich gewiß sehr empfehlenswerth und bis zu einem gewissen Grade nothwendig. Selbst die Parallelen vorzuführen, kann sehr bildend und weckend sein, und gerade

für diesen Zweck wird hier viel Treffliches geboten. Aber wir meinen, sie müßten der geoffenbarten Wahrheit nur als Folie dienen oder als Reflexe derselben erscheinen. Eins aber müssen wir für jeden Religionsunterricht — auch für den in den oberen Gymnasialklassen, so schwierig es auch gerade da zu verwirklichen sein mag — als wesentliches Stück, ja als Spitze des Ganzen verlangen: Uebung in der Gottseligkeit. Das Christenthum muß gegeben, in Saft und Blut übergeführt, zu einem wirksamen Lebensmomente gemacht, es darf nicht bloß darüber philosophirt werden, und das gerade auf der obersten Stufe der gelehrten Schule, gerade wegen der künftigen Bestimmung ihrer Schüler. Dies ist's, was wir in dem zu Anfang mitgetheilten Schema des Herrn Verfassers vermissen, und, offen gesagt, wir begreifen auch nicht wie es bei solchen wissenschaftlichen, philosophischen Untersuchungen herauskommen soll. Gibt Hr v. Cölln als Ziel und Frucht des wissenschaftlichen Religionsunterrichts an, daß der Schüler „ein Urtheil über die Kirche der Gegenwart und über die der Zukunft" gewinne (§ 3), so wird diese Frucht wohl reifen. Die philosophischen Gymnasiasten werden es jetzt und in ihrem künftigen praktischen Leben an solchem Urtheilen und Aburtheilen nicht fehlen lassen. Ob zum Segen für die Kirche und für sie selbst, das ist eine andre Frage.

Loccum. A. Schultze.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 29. Juli 1854.

Göttingen,

in der Dieterich'schen Buchhandlung. 1854. Studien des Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde. Im Namen desselben herausgegeben von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann. Sechsten Bandes drittes Heft. IV u. 169 (259—428) Seiten in Octav.

Das vorliegende Heft, mit welchem der sechste Band der Studien des Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde (gel. Anz. 1852. S. 1753) geschlossen ist, enthält folgende Aufsätze:

IV. Auffindung von Quecksilber in der Lüneburgischen Diluvial-Formation. Mitgetheilt von J. Fr. L. Hausmann. S. 259—267. Großes Aufsehen machte mit Recht vor etwa zehn Jahren die Nachricht von dem Vorkommen von Quecksilber in der Diluvial-Formation zu beiden Seiten des Tajo in der Gegend von Lissabon. Ein zweites, höchst merkwürdiges Beispiel von dem Vorkommen des Quecksilbers in einem Diluvial-Gebilde, liefert ein neuerlich bei dem Dorfe

Digitized by Google

Sülbeck unweit Lüneburg in einer Mergelgrube gemachte Entdeckung. Das darüber hier Mitgetheilte ist hauptsächlich einem von dem Hrn Salin-Inspector Behne zu Lüneburg erstatteten Berichte entlehnt, den der Verfasser, nebst mehreren Quecksilberstufen, durch die zuvorkommende Güte des Hrn Landdrosten von Torney abschriftlich erhielt.

V. Ueber die in der Braunkohlen-Formation von Großalmerode in neuerer Zeit entdeckten Süßwasser-Mollusken. Von Dr. Wilhelm Dunker, Professor zu Marburg. S. 268—285. Ursprünglich in dem Programme der höheren Gewerbeschule in Cassel zu Michaelis 1853 abgedruckt. (Gött. gel. Anz. v. d. J. S. 759).

VI. Bemerkungen über den Granit des Harzes. Ein Nachtrag zur Abhandlung über die Bildung des Harzgebirges, im ersten Bande der Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Von J. Fr. L. Hausmann. S. 286—294.

VII. Ueber das Vorkommen des Dolomits am Hainberge bei Göttingen. Von J. Fr. L. Hausmann. S. 295—310.

VIII. Ueber pseudomorphische Bildungen des Brauneisensteins. Von J. Fr. L. Hausmann. S. 311—322. Die Beobachtungen, welche der Verf. zuerst an einer Stufe von Bodenmais in Bayern über die Bildung von Brauneisenstein-Afterkrystallen durch Zersetzung von Malakolith-Krystallen anstellte (Nachrichten 1853. No 3), erhielten durch die Untersuchung einer ähnlichen pseudomorphischen Bildung an einem Stücke aus Massachusetts in Nordamerika vollkommene Bestätigung.

IX. Beiträge zur Kenntniß der Eisen-Hohofen-

Digitized by Google

schlacken. Von J. Fr. L. Hausmann. S. 323 — 424. Diese Abhandlung ist unter dem Titel: „Beiträge zur Kenntniß der Eisenhohofen-Schlacken, nebst einem geologischen Anhange“, und mit einem Vorworte versehn, auch als besondere Schrift erschienen. Sie betrifft folgende Gegenstände: 1. Kieselschmelz. Der Verf. zeigt, daß der verstorbene Bergrath Koch mit diesem Namen Schlacken von verschiedenartiger Zusammensetzung und Krystallisation belegt hat, und beschränkt ihn auf die ausgezeichnete Eisenhohofen-Schlacke, welche in regulär-sechsseitigen Prismen und einigen anderen monotrimetrischen Krystallisationen erscheint. Aus den Analysen, welche auf seinen Wunsch durch Hrn Dr Adolph Knop und Hrn Dr Limpricht unternommen wurden und den von ihm angestellten krystallographischen Untersuchungen, folgert der Verf., daß der Kieselschmelz als ein Smaragd betrachtet werden könne, in welchem die Beryllerde durch Kalkerde vertreten ist, unter der Voraussetzung, daß man das für das Beryllium von Awdejew bestimmte Mischungsgewicht gelten läßt, und die Beryllerde = $\dot{B}e$ annimmt. — 2. Gehlenit-Schlacke. Die Bemerkungen beziehen sich zunächst auf eine ausgezeichnete krystallisirte Schlacke von dem Hohofen zu Holzhausen bei Homberg in Hessen, welche sowohl in der chemischen Zusammensetzung nach einer Analyse von Bunsen, als auch in der Krystallisation und den physikalischen Merkmalen, mit dem natürlichen Gehlenite übereinstimmt. Daran reihen sich Betrachtungen über krystallisirte Schlacken vom Hohofen zu Mägdesprung auf dem Anhaltischen Harz, und von dem Blauofen zu Louisenthal am Thüringer Walde, welche sowohl in der Form des Gehlenits als auch in

Digitized by Google

Krystallisationen der Pyroxensubstanz erscheinen, mit welcher letzteren die Mägdesprunger Schlacke nach der Untersuchung von Rammelsberg auch in der Mischung übereinstimmt, wodurch die Annahme eines Dimorphismus Wahrscheinlichkeit erhält. — 3. Pyroxen-Schlacke. Die Bemerkungen darüber wurden durch eine krystallisirte, von Herrn Montefiore Levi analysirte Schlacke von dem Hohofen zu Dugrée bei Lüttich veranlaßt. — 4. Feldspath-Schlacke. Beschreibung einer von Hrn Dr Wicke auf Veranlassung des Hrn Hofraths Wöhler analysirte Schlacke vom Hohofen zu Veckerhagen an der Weser, welche als ein Feldspath erscheint, in welchem das Kali durch Kalkerde vertreten ist. — 5. Ueber die blaue Färbung der Eisenhohofen-Schlacken. Eine weitere Ausführung der von dem Verf. der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen am 22. Januar d. J. vorgelegten, und in No 4 der Nachrichten von diesem Jahre mitgetheilten Arbeit. — 6. Ueber den Aggregatzustand der Eisenhohofen-Schlacken. Es werden zuerst die verschiedenen, bis jetzt genauer bestimmten Arten krystallisirter Eisenhohofen-Schlacken aufgeführt, welche zur Pyroxen-Substanz, Gehlenit-Subst., Humboldtilit-Subst., Feldspath-Subst., Peridot-Subst., Smaragd-Subst.?, Chytophyllit-Subst. gehören. Abgesehen von diesen specifischen Verschiedenheiten krystallinischer Schlacken, und von der verschiedenen chemischen Zusammensetzung der Eisenhohofen-Schlacken überhaupt, unterscheidet der Verf. folgende Hauptabänderungen ihres Aggregatzustandes: I. Krystallinische Schlacken. II. Porzellan- und steinartige Schlacken. III. Glasartige Schlacken.

Digitized by Google

IV. Porphyrartige Schlacken. a. Mit krystallinischer Grundmasse. b. Mit porzellan- und steinartiger Grundmasse. c. Mit glasartiger Grundmasse. V. Variolitartige Schlacken. VI. Blasige und Schaumige Schlacken. VII. Fadige Schlacken. VIII. Haarschlacke. IX. Pseudomorphische Schlacke, welche sich als eine Verdrängungs-Pseudomorphose nach Holzkohle darstellt, und deren Kenntniß der Verf. seinem ehemaligen werthen Zuhörer, dem Herrn Doctor Jordan zu Saarbrücken verdankt. — 7. Ueber das Verhältniß des specifischen Gewichtes und der Härte zum Aggregatzustande der Eisenhohofen-Schlacken. Der Verf. ist durch vielfältige Untersuchungen zu dem Resultate gelangt: daß bei Schlacken von derselben chemischen Zusammensetzung, das eigenthümliche Gewicht sich in demselben Grade vermindert, in welchem eine Schlacke von dem vollkommen Glasartigen in das Krystallinische übergeht, wogegen die Härte zunimmt. Bei dieser Gelegenheit wird auf gewisse Analogien und Anomalien hingewiesen, welche zwischen den Eisenhohofen-Schlacken und einigen anderen Körpern hinsichtlich des Verhaltens des eigenthümlichen Gewichtes und der Härte bei verschiedenen Aggregatzuständen Statt finden, und u. a. auch ein Irrthum berichtigt, der sich in Karsten's Eisenhüttenkunde findet, wo behauptet worden, daß Roheisen sich in jener Hinsicht umgekehrt wie Stahl verhalte. — Geologischer Anhang. Es wird gezeigt, wie die Erscheinungen an den Eisenhohofen-Schlacken manchen Erscheinungen an den Körpern, aus welchen die Erdrinde zusammengesetzt ist, und zumal an vulkanischen Producten, analog sind, und wie Erfahrungen über die Be-

Digitized by Google

dingungen, von welchen die ersteren abhängen, Aufschlüsse über die Bildung von Gebirgsarten, und andere geologische Phänomene, darzubieten vermögen. Wir müssen uns darauf beschränken, hier nur Einiges anzudeuten. Dieselben Modificationen des Glas-, Porzellan- und Steinartigen, welche bei den Eisenhohofen-Schlacken vorkommen, werden auch bei Lavamassen gefunden; und wie dort das Glasartige durch die Vermittelung des Porzellan- und Steinartigen allmälig in das Krystallinische verläuft, so ist solches auch hier der Fall. Den Abänderungen porphyrartiger und variolitartiger Lavamassen entsprechen ganz analoge Modificationen unter den Hohofenschlacken. Die Erscheinungen, welche hinsichtlich des Blasigen und Schaumigen der Schlacken wahrgenommen werden, stimmen auf das Vollkommenste mit demjenigen überein, was sich an Lavaströmen hinsichtlich des Vorkommens der Blasen und ihres Einflusses auf das oft sehr abweichende Ansehn ihrer Massen, bei wesentlicher Gleichartigkeit derselben zeigt. Die beschriebene, ausgezeichnete Haarschlacke, findet unter den vulkanischen Producten ein merkwürdiges Analogon. —

X. Nachtrag zur Mittheilung über die Auffindung von Quecksilber in der Lüneburgischen Diluvial-Formation. Von J. Fr. L. Hausmann. S. 425—428. Die auf Anordnung des Königl. Hannoverschen Finanz-Ministerii durch Hn Bergmeister Hartleben von Osterwald ausgeführte bergmännische Untersuchung der in dem ersten Aufsatze des obigen Heftes beschriebenen Quecksilber-Lagerstätte bei Sülbeck unweit Lüneburg, hat leider eine Nachhaltigkeit des merkwürdigen Fundes nicht ergeben. Ein Auszug aus dem von

Digitized by Google

Hrn Hartleben erstatteten Berichte, macht den Inhalt dieses Nachtrages aus. H.

Zürich,

Druck u. Verlag von Fr. Schultheß. 1854. Die Gletscher der Jetztzeit. Eine Zusammenstellung und Prüfung ihrer Erscheinungen und Gesetze von Albert Mousson. 216 S. in Oct.

Schon das Auffallende der Gletschererscheinung, mehr aber noch die wichtige Rolle, welche dieselbe in der Natur der Hochalpen spielt, die mancherlei Fragen, welche sich an die Bewegung solcher mächtigen Eismassen knüpfen, endlich die zahlreichen Aufschlüsse, welche eine nähere Kenntniß der Gletscher für die Physik der Alpen und für die Geschichte der Erde verheißt, machen es, wie der Verfasser der obigen Schrift in der Einleitung derselben bemerkt, begreiflich, daß in neuerer Zeit wohl keiner anderen physikalisch-geographischen Erscheinung ein gleicher Aufwand von Mühe und Fleiß zugewandt wurde, keine eine so umfangreiche Literatur aufzuweisen hat. Die vorliegende Arbeit ist dazu bestimmt, frei von allen Parteiansichten, die auch bei den Untersuchungen jenes Gegenstandes einander feindlich gegenüberstanden, eine Darstellung der bisher gewonnenen Resultate zu geben, und dabei auseinanderzuhalten, was bereits auf mechanische und physikalische Grundsätze zurückgeführt worden, oder als einer ferneren Prüfung bedürftig zu betrachten ist. Der Verfasser hat diese Aufgabe höchst befriedigend gelöst. Sein Werk zeichnet sich ebenso sehr durch Vollständigkeit und Gründlichkeit, als durch Klarheit der Darstellung aus. Diese Vorzüge, verbunden mit einer gedrängten Kürze, stempeln das-

Digitized by Google

selbe zu einem wahren Compendium der Gletscherlehre. Hier kann nur eine Uebersicht des reichen Inhaltes gegeben werden, welches so viel als möglich mit den eigenen Worten des Verfassers geschehen soll.

Die Gletscher im Allgemeinen. S. 7. Mit dem Namen „Gletscher“ werden Eismassen bezeichnet, welche aus dem Gebiete des ewigen Schnee's in tiefere Regionen hinabsteigen, und durch ihre Schmelzung der Ursprung vieler nach dem Tieflande fließenden Gewässer werden. Man pflegt mit Saussure zwei Arten von Gletschern zu unterscheiden. Die Gletscher erster Ordnung ziehen sich als lange Eisarme durch oft schwach abfallende Thäler fort, und bestehen aus einem festen, dichten Eise; diejenigen zweiter Ordnung haben meist geringe Ausdehnung, eine stärkere Neigung und lockereres Eis, und hängen an den Wänden der Thäler oder den Seiten der Berge mehr oder weniger weit herab. Zwischen beiden finden sich natürlich aber alle möglichen Uebergänge. Jeder Gletscher besteht, wie schon Simmler 1574 es ausgesprochen, aus zwei verschiedenen, aber zusammengehörenden Theilen, der oberen, das Kesselthal erfüllenden, zusammengepreßten, und dadurch veränderten Schneemasse, dem Firn, und dem eigentlichen Gletscher, der nicht mehr aus Schnee, sondern aus festem Eise besteht. Der eine Theil sammelt den Stoff, welchen der andere in seinem Verlaufe wieder der Auflösung zuführt.

Maaßbestimmungen der Gletscher. S. 16. Es hängt die Länge eines Gletschers vorerst von seiner Mächtigkeit beim Austritt aus der Firnregion, das heißt von der zu schmelzenden Eismasse ab; ebenso sehr aber von seiner schnel-

Digitized by Google

leren oder langsameren Bewegung, welche ihrerseits mit der Mächtigkeit und der Neigung des Gletscherbettes wächst. Je größer die Dicke im Vergleich zur Breite ist, von welcher letzteren die Abschmelzungsfläche bestimmt wird, je größere Geschwindigkeit die Eismasse hat, je höher endlich und vor Wärme geschützter das Gletscherbett liegt, desto länger erhält sich das Eis bis zur vollkommenen Zerstörung, desto weiter wird sich der Gletscher thalabwärts erstrecken können.

Das Material der Gletscher. S. 30. Das Material, woraus der Gletscher entsteht, fällt in der höheren Region als Schnee herab, und löst sich in der tieferen wieder in Wasser auf. Zwischen diesen beiden äußersten Zuständen durchläuft aber der Schnee eine Reihe von Umwandlungen, deren Kenntniß zum Verständniß des Wesens der Gletscher von Wichtigkeit ist, und welche auch äußerlich die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Theile des Gletschers bedingen.

Die Trümmer der Gletscher. S. 51. Um das Bild des äußeren Gletschers zu vollenden, bleiben noch drei Erscheinungen zu erörtern: das Auftreten der Steintrümmer und fremden Körper, die Zerklüftung des Gletschers, und endlich die Wirkungen der Abschmelzung. Alle drei Erscheinungen gehören vorzugsweise der Region des eigentlichen Gletschers an; jenseits der Firnlinie verwischt die jährlich sich erneuernde Schneedecke, gleichwie es im Tieflande zur Winterszeit der Fall ist, die Besonderheiten der Oberfläche, und das Auge sucht vergeblich nach Merkmalen zur Wiedererkennung.

Die Zerklüftung des Gletschers. S. 74. Wie die Felszertrümmerung ist die Zerklüftung eine Nebenerscheinung, welche nicht eigentlich zum

Digitized by Google

Wesen des Gletschers gehört, aber unter den gewöhnlichen Verhältnissen ihn treu begleitet. Nach ihren Beziehungen zum Gletscher stehen beide Erscheinungen gewissermaßen im Gegensatz. Während die Morainen ein Phänomen der Begrenzung sind, während ihre Trümmer die Gletschermasse vermehren, ihr Schutt dem Eise zur schützenden Decke dient, und durch Ursachen auf den Gletscher gebracht wird, die außer ihm liegen: — gehören umgekehrt die Spalten dem inneren Gletscher an, stellen einen Mangel an Masse dar, öffnen sein Inneres den zerstörenden Einflüssen, entstehen endlich aus dem Spiele innerer Spannungen. Allerdings besitzt der Gletscher als Ganzes die Fähigkeit, sich allmälig umzuformen, doch nur unter dem Einfluß langsam und anhaltend wirkender Ursachen; gegen rasch und gewaltsam wirkende Kräfte verhält er sich als eine feste, starre Masse, pflanzt ohne Gestaltänderung Druck und Erschütterungen fort, und zerreißt unter starker Spannung nach einer zu dieser Spannung senkrechten Richtung.

Die Auflösung des Gletschers. S. 90. Der ganze Bildungsproceß des Gletschers, d. h. die Umwandlung des Schnee's in Firn und des Firnes in Eis, beruht großentheils auf den Fortschritten der Schmelzung; denn es ist das oberflächlich entstehende Schmelzwasser, das, von Druck und Kälte unterstützt, die Luft allmälig aus der porösen Masse drängt, und die Vereisung der letzteren zu Stande bringt. Darum auch bleibt in den hohen Firnmulden der größte Theil des Schmelz- und Regenwassers in dem Firnschnee zurück, und nur der kleinere entweicht, während der spätere aus vollendetem Eise gebildete Gletscher das oberflächlich entstandene Wasser beinahe vollständig

Digitized by Google

abgibt. Durch die ganze Länge des Gletschers verursacht die Schmelzung eine oberflächliche Abnahme oder Ablation auf dem Firn zu Gunsten der inneren Verdichtung ohne bedeutende Massenreduction, auf dem Gletscher hingegen auf Unkosten der Masse des Eises, aber ohne Aenderung seiner Dichte. Dort hat die Ablation eine bloße Raumverminderung der jährlich neu hinzukommenden Firnschicht zur Folge, hier zehrt sie die winterliche Schneelage nicht nur vollständig auf, sondern greift immer tiefer in das herabrückende Gletschereis ein, und vermag bis ans Ende auch dieses vollständig in Wasser umzuwandeln.

Die Bewegung des Gletschers. S. 119. Faßt man alle Ergebnisse der Beobachtung über die Bewegung zusammen, so findet man darin mit Forbes die Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten wieder, welche die Strombewegung charakterisiren. Wie bei stetig fließendem Wasser hängt nämlich die Geschwindigkeit von drei Dingen ab, von der Neigung des Gletscherbettes, dem Querschnitte der Eismasse, und den Hindernissen des Bodens und der Wände des Bettes; sie wächst mit den beiden ersten und nimmt ab mit der letzten Größe. Von verschiedenen Stellen auf der Längserstreckung des gleichen Gletschers hat diejenige die größte Geschwindigkeit, an welcher das Bette enger und steiler ist, und umgekehrt verlangsamt sich die Bewegung, wo der Gletscher sich ausbreitet und verflacht, namentlich also in seiner kuchenartigen Endigung. Bei verschiedenen Gletschern von nahe gleichem Falle erscheint sie dann größer, wenn die Eismasse eine bedeutendere Mächtigkeit hat und in regelmäßigerem Bette fließt. Alle diese Bewegungserscheinungen sind übrigens eine unmittelbare Folge der einfachen

Digitized by Google

Thatsache, daß die verschiedenen Punkte der Eismasse im Großen ihre gegenseitigen Stellungen und Entfernungen verändern können, und daher keineswegs eine starrverbundene, sondern eine in ihren größeren oder kleineren Theilen etwas verschiebbare Masse darstellen, auf welche Annahme schon andere Erscheinungen geführt hatten. Außer dem langsamen Fließen hat der Gletscher, wie das Dasein der gereiften Felsen des ganzen Gletscherbettes beweist, noch eine Bewegung in seinem Bette selbst, eine gewaltsame Verschiebung, bei welcher die zwischen Fels und Eis eingeklemmten, oder von letzterem erfaßten Trümmer mitgerissen werden.

Die Structur des Gletschers. S. 136. Wie jedes Gestein im Kleinen ein Korn, im Großen eine bestimmte Schichtung oder Absonderung zeigt, so besitzt auch das Gletschereis, außer der von den Haarspalten bedingten Zertheilung, eine durch die ganze Masse greifende, von allgemeineren Ursachen vorgeschriebene Structur. Obgleich lange unerkannt, erscheinen gegenwärtig die Verhältnisse der Structur, seitdem man sie im Zusammenhange aufgefaßt und über die ganze Erstreckung des Gletschers verfolgt hat, als eine der eigenthümlichsten Erscheinungen, die um so mehr eine genaue Beachtung verdient, als sie nothwendig mit dem Mechanismus der ganzen Bewegung in enger Beziehung stehen muß.

Die Ursachen der Bewegung. S. 150. Die Bewegung erscheint als der Angelpunkt der ganzen Gletschertheorie, und die Ursache derselben als das Räthsel, an welchem die Geduld und der Scharfsinn der Physiker sich vorzüglich übten, von welchem alle anderen Fragen, als abhängig oder untergeordnet, ihre Lösung erwarteten. Gar wohl

Digitized by Google

kann es geschehen, daß die Bewegungserscheinungen des Gletschers im Ganzen mit denen einer bis in die kleinsten Theilchen homogenen und verschiebbaren zähen Flüssigkeit übereinstimmen, ohne daß sich deshalb alle Einzelnheiten derselben nachweisen lassen. Augenscheinlich hängt die Beweglichkeit des Gletschers mit zwei Eigenschaften zusammen, einerseits mit der zunächst des Schmelzpunktes eintretenden, etwas größeren Nachgiebigkeit des Eises, die von Person durch Versuche im Kleinen nachgewiesen wurde, hier aber, wo die ganze Eismasse nahe auf 0 steht, im Großen hervortreten muß; andererseits mit der inneren Zertheilung durch kleine Sprünge und Haarspalten, die schon mit der ursprünglichen Vereisung aus Firnkörnern beginnt, und von der Bewegung beständig unterhalten und erneuert wird. Es begründet dies einen Unterschied von dem Verhalten einer durchaus homogenen zähen Flüssigkeit, und eine gewisse Annäherung an dasjenige einer aus ganz getrennten Theilen und Brocken zusammengesetzten Schuttmasse. Daß die Zertheilung durch Haarspalten eine Hauptbedingung der Beweglichkeit ist, beweist eben der große Einfluß der Temperatur, kraft der Abschmelzung und Durchtränkung, die sie bewirkt. Freilich in einer Schuttmasse finden nur pressende, nicht aber ziehende Kräfte einen Widerstand, und die einzelnen Stücke selbst sind unveränderlich, während sie hier im Verlaufe der Bewegung selbst sich ausbilden und umformen. So wird man endlich auf die Ansicht gedrängt, daß der Gletscher das massenhafte Gleiten eines starren Körpers, das Fließen einer zähen Flüssigkeit, zuletzt das Weichen (tassement) eines heterogenen Aggregates theilt, aber keinem dieser drei Fälle ausschließlich folgt, und daher

Digitized by Google

nur durch eine richtige Vermittlung ihrer specifischen Erscheinungen vollständig erklärt wird. Die Schwere aber, wie Saussure es festgestellt, bleibt die unaufhörlich und gewaltig wirkende Kraft, welche den stundenlangen erstarrten Eisstrom in Bewegung erhält.

Die Schwankungen des Gletschers. S. 168. Gestalt und Größe des Gletschers sind ein Ergebniß widerstrebender Einwirkungen, von welchen die einen ihn zu vergrößern, die anderen ihn zu vermindern streben. Zu den ersteren gehören vorzüglich: 1. Die winterlichen Schneefälle, welche den Firn jährlich um eine neue Schicht erhöhen, den Gletscher längere Zeit vor den Angriffen der Witterung schützen; 2. die Bewegung des Eises, aus einem Fließen und Gleiten zusammengesetzt, durch welche die höhere und stärkere Eismasse nach tieferen Stellen hinabgeführt wird. Zu den den Gletscher verkleinernden Einwirkungen hat man vor Allem zu rechnen: 1. die Abschmelzung und Verdunstung vermöge der äußeren Wärme, d. h. die Ablation, und 2. vielleicht das Zusammensinken in Folge des untergrabenden Einflusses der Gletscherbäche. Würden diese entgegengesetzten Ursachen an jeder Stelle sich aufheben, so bliebe der Gletscher unverändert; dies aber ist nur vorübergehend der Fall, und man beobachtet in der Regel eine fortschreitende Veränderung, welche das Vorwalten der einen oder anderen jener Ursachen darthut.

Die Verbreitung der Gletscher. S. 190. Nirgends auf dem europäischen Continente stellt sich die Gletschererscheinung vollständiger, großartiger und der Beobachtung zugänglicher dar, als in dem mächtigen Zwischengebirge, welches die Scheidemauer des mittleren und südli-

Digitized by Google

chen Europa's bildet. Nirgends sind die Bedingungen zur Erzeugung und Erhaltung der Gletscher, — ein zusammenhängend in die Schneeregion reichendes Relief, eine tief liegende, von Thälern durchschnittene Basis, endlich ein feuchtes, an Niederschlägen reiches Klima, — in so bestimmter und ausgedehnter Weise ausgeprägt. Aber ein ausschließliches Eigenthum der Alpen, wie wohl behauptet worden, ist die Gletschererscheinung nicht, denn sie findet sich, nach klimatischen und oreographischen Verhältnissen modificirt, sowohl in nördlichen als südlichen Gebirgen wieder; und vollends, wenn man sich nach den anderen Continenten umsieht, tritt sie als ein allgemeines physikalisch-geographisches Moment allenthalben auf, wo für den stabilen Gang der Natur ein meteorologisches Ausgleichungsmittel zwischen der Hoch- und Tiefregion erforderlich ist. Unter den Tropen, in Folge der Energie der auflösenden Ursachen, in den Polarländern, wegen der Geringfügigkeit der Niederschläge, bedarf es keines besonderen Mittels, um die festen Niederschläge zur Auflösung zu bringen; wo hingegen die klimatischen Verhältnisse von der einen oder anderen dieser beiden Bedingungen abweichen, erscheint sofort der Gletscher als der Vermittler zwischen der Anhäufung und Vernichtung derselben. Der Schnee verdichtet sich durch Druck und Durchtränkung zu Firn und Gletschereis, die Masse fließt und verschiebt sich nach der Richtung der Abdachung, und Luft, Sonne und Wasser vollenden in der tieferen Gegend das Werk der Zerstörung. Vereisung, Bewegung und Auflösung sind allenthalben die drei Prozesse, welche das wahre Wesen des Gletschers bezeich-

nen, und alle seine übrigen Erscheinungen beherrschen.

Der Verfasser hat in diesem letzten Abschnitte eine kurze Uebersicht von dem Vorkommen der Gletscher in verschiedenen Gegenden der Erde gegeben, zur Ergänzung der in den anderen Abschnitten enthaltenen, zunächst von ihrem Verhalten in den Alpen entnommenen Mittheilungen. Die Nachrichten von den Schneefeldern und Gletschern Norwegens würden durch das vor Kurzem erschienene, höchst interessante Werk von James D. Forbes, »Norway and its Glaciers, visited in 1851«, welches von dem Verfasser noch nicht benutzt werden konnte, bedeutend vervollständigt werden können. Der treffliche schottische Naturforscher, der in seinem früheren, im Jahre 1843 herausgegebenen, schätzbaren Werke, »Travels through the Alps of Savoy«, zuerst die Meinung geltend zu machen gesucht hat, daß ein Gletscher sich wie ein zähe flüssiger Körper verhalte, hat die über die Natur der Gletscher in den Alpen gewonnenen Resultate, durch die von ihm in Norwegen angestellten Untersuchungen, vollkommen bestätigt gefunden. Ueber die Gletscherbildung in Grönland, und die Eisdecke im Innern dieses Landes, gibt die wichtige Abhandlung von H. Rink im 3ten Bande der naturwissenschaftlichen und mathematischen Schriften der Königlich Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften vom Jahre 1853, »Om den geographiske Beskaffenhed af de danske Handelsdistrikter i Nordgrönland«, welche dem Verfasser der obigen Schrift ebenfalls noch nicht bekannt sein konnte, neue, schätzbare Aufschlüsse.

H.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 31. Juli 1854.

Braunschweig

Druck und Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn 1854. Lehrbuch der Geburtshülfe. Zum Gebrauch bei academ. Vorlesungen und zu eigenem Studium. Von Eduard Casp. Jac. von Siebold. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 108 in den Text eingedruckten Holzschnitten. X u. 386 S. in Octav.

Die Bestimmung der zweiten Auflage vorstehenden Lehrbuches ist ganz dieselbe geblieben, wie sie der Verf. für die erste Auflage festgestellt hatte, und worüber in diesen Blättern Jahrgang 1841 im 85ten Stücke zu seiner Zeit Nachricht gegeben wurde. Der Verf. hatte fortwährend den Zweck vor Augen, seinen Zuhörern eine Anleitung in die Hand zu geben, welche ihnen in einer systematischen Ordnung das ganze Lehrgebäude der Geburtshülfe als Wissenschaft vorführen und ihnen so bei der ersten Beschäftigung mit dem Fache als Grundlage dienen sollte. Vor Allem war er bemüht, in scharfen Umrissen

Digitized by Google

die Lehre des Fachs abzuhandeln, und besonders die Grenzen nicht zu überschreiten, innerhalb welcher sich die Geburtshülfe als praktische Wissenschaft zu bewegen hat. Zu lehren, auf welche Weise dem gebärenden Weibe Hülfe zu leisten sei, bleibt die Aufgabe eines Lehrbuches der Geburtshülfe, und auf diese hat der Verf. um so strenger gehalten, als er wünscht, daß die dem angegebenen Zwecke entsprechenden Regeln nicht in einer Masse von anderweitigen Fächern entnommenen Lehren untergehen, wodurch eine gewisse höchst nachtheilige Zersplitterung der eigentlich praktischen Anweisung kaum vermieden werden kann, und gerade dem Anfänger das Studium des Fachs sehr erschwert erscheinen muß. Was seit dem Erscheinen der ersten Auflage der Fortschritt der Wissenschaft Neues und Ersprießliches gebracht, was der Verf. selbst in fortwährender Beschäftigung mit dem Fache als nützlich und heilbringend erfahren, das ist er redlich bemüht gewesen, in seinem Lehrbuche niederzulegen. Die in der ersten Auflage gewählte Eintheilung des Faches in die drei Hauptabschnitte, Schwangerschafts-, Geburts- und Wochenbetts-Lehre ist auch hier beibehalten worden; sie scheint die natürlichste und ungezwungenste. Denn wie in der Natur diese drei Zustände auf einander folgen, werden sie auch beim Lehrvortrage berücksichtigt: eine Lehre kann auf die andere einleitend einwirken, und jede Abtheilung ist im Stande, ihren Gegenstand ganz zu erschöpfen, sobald auch nur bei jeder einzelnen Abtheilung eine passende Reihenfolge beobachtet wird. Diese letztere wird aber am zweckmäßigsten nach jener zweifachen Eintheilung, nämlich des Regelmäßigen und Fehlerhaften gewählt; Ersteres muß bei dem Vortrage dem Letzteren jedesmal

Digitized by Google

vorangehen, und die auf diese Weise entstehenden einzelnen Abschnitte der drei Hauptabtheilungen müssen in ununterbrochener Folge so abgehandelt werden, daß jeder für sich ein vollständiges Ganzes bildet, zu welchem Ende auch mit der Darstellung der Erscheinungen, Wirkungen und Ursachen der einzelnen Zustände die Behandlung, mithin der praktische Zweck zugleich verbunden wird. Nur die Eigenthümlichkeiten der geburtshülflichen Operationen, die bei denselben zu beobachtenden allgemeinen Grundsätze, sowie der Umstand, daß keine Operation einem Falle ausschließlich gewidmet ist, rechtfertigen die Darstellung derselben in einem eigenen Abschnitte vollkommen, eine Ansicht, deren Zweckmäßigkeit durch die Erfahrung vollkommen bestätigt wurde. Die Beckenlehre und die Lehre von den weiblichen Genitalien mit Einschluß der Brüste ist auch hier als vorbereitender Theil in erschöpfender Darstellung den drei genannten Hauptabschnitten des Fachs vorangeschickt worden. Neu sind die dieser zweiten Auflage beigegebenen Holzschnitte, welche die erste Aufl. nicht enthält. Der Nutzen solcher Abbildungen hat sich in der neuesten Zeit fast überall geltend gemacht; die Fortschritte der bildenden Kunst haben das Ihrige ebenfalls dazu beigetragen, solche bildliche Darstellungen allgemeiner zu machen. Der größere Theil der Holzschnitte ist nach Originalzeichnungen angefertigt, welche der Verf. unter seinen Augen von geschickten Künstlern ausführen ließ, und wozu er interessante Gegenstände seiner reichhaltigen Sammlungen wählte. Andere sind nach bereits vorhandenen Originalien copirt, wozu besonders solche ausgesucht wurden, welche specielle bemerkenswerthe Fälle oder ganz bestimmte, einmal nicht zu ändernde Verfahrungsweisen dar-

Digitized by Google

stellen. — Die Ausstattung des Werkes von Seiten der in dieser Beziehung rühmlichst bekannten Verlagshandlung läßt gewiß nichts zu wünschen übrig. v. S.

Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn 1853. Compendium der höhern Analysis. Von Dr. Oskar Schlömilch, Prof. an der polytechnischen Schule zu Dresden ꝛc. XVI u. 550 S. in Octav. Mit 64 in den Text gedruckten Holzschnitten.

Nach der ausdrücklichen Angabe des Verf. in der Vorrede ist das vorliegende Compendium der Inhalt seiner bisherigen und die Grundlage seiner künftigen Vorlesungen über höhere Analysis an der polytechnischen Schule zu Dresden — und er hat sich deshalb einer möglichst einfachen, elementaren und natürlichen Darstellung befleißigt, ohne die streng wissenschaftliche Form zu opfern, indem er sich von unfruchtbaren philosophischen Räsonnements, wie von einer eiligen praktischen Abrichtung gleichweit entfernt gehalten zu haben versichert.

In der Einleitung entwickelt der Verf. die Begriffe der stetigen Veränderlichen und der stetigen Function. Stetig veränderlich heißt eine Größe x, wenn sie, indem sie von dem Werthe $x = a$ zu dem Werthe $x = b$ übergeht, alle Zwischenstufen von a bis b durchläuft, etwa wie ein sich auf einer geraden Linie bewegender Punkt über alle zwischen dem Anfangs- und Endpunkte seiner Bewegung liegenden Stellen hinweggeht! — Das ist aber ein bloßes Bild und keine genaue Begriffsbestimmung, woraus erhellet, wie die Ver-

änderliche x von dem Werthe a zu dem Werthe b stetig übergeht. Offenbar muß dieser Uebergang nach unendlich kleinen Incrementen erfolgen, d. h. nach Incrementen, die kleiner gedacht werden müssen, als jede endliche, angebbare, noch kleine Größe, welche aber auch nicht absolut $= 0$ sind. Ganz unrichtig ist ferner die Definition, welche der Verf. von einer stetigen Function $y = f(x)$ gibt. Er nennt diese Function stetig, wenn der Uebergang von $f(a) = \alpha$ bis $f(b) = \beta$ mit Durchlaufung aller zwischen α und β einschaltbaren Zwischenstufen (?) geschehen ist. Es kann sehr wohl, obgleich der Werth $x = c$ zwischen a und b liegt, f (c) nicht zwischen f (a) und f (b) liegen, ohne daß f (x) in dem Intervalle von $x = a$ bis $x = b$ unstetig wird — wenn sie nämlich durch ein Maximum oder Minimum geht. — Eine stetige Function ist eine solche, die sich nach unendlich kleinen Incrementen ändert, wenn x sich nach solchen Incrementen ändert. Aber wahrhaft possirlich ist es, wie der Verf. die Annahme $\delta = 0$ in dem Ausdrucke:

$$(1) \qquad \frac{f(x+\delta) - f(x)}{\delta}$$

rechtfertigen will! Es heißt: „Wir haben in dem obigen stillschweigend vorausgesetzt, daß δ ganz beliebig, d. h. eine unabhängige Veränderliche sei, und es ist allerdings dann kein Zweifel, daß auch $\delta = 0$ gesetzt werden darf (aber weshalb gerade Null?); dies würde jedoch so unmittelbar nicht mehr gelten, wenn δ abhängig ist. Wäre z. B. $\delta = \frac{1}{m}$, wo m eine beliebige Zahl bezeichnet, so kann man δ nicht schlechtweg zu Null machen, wohl aber der Null beliebig nahe bringen, indem

man m ins Unendliche wachsen läßt. Um auch für diesen Fall zu sorgen, sagen wir: δ habe Null zur Grenze, und verstehen darunter, daß entweder δ die Null erreicht, ohne sie zu überschreiten, oder daß δ der Null so nahe kommen kann, als es nur verlangt wird; im ersten Falle ist die Grenze eine erreichbare, im zweiten eine (durch Rechnung) unerreichbare, trotzdem aber ebenso gewiß vorhandene (weshalb?). Wollte man ohne Weiteres in (1) $\delta = 0$ setzen, so würde das unbestimmte und nichtssagende Resultat $\frac{0}{0}$ zum Vorschein kommen (allerdings nichtssagend —); man thut daher besser, nur anzudeuten, daß schließlich $\delta = 0$ werden soll (?), also zu schreiben:

$$\left[\frac{f(x+\delta)-f(x)}{\delta}\right]_{(\delta=0)} \text{ od. } \underline{\text{Lim.}} \frac{f(x+\delta)-f(x)}{\delta}$$

und in jedem speciellen Falle bedarf es einer besondern Ausführung der angedeuteten Operationen! —" Und weiter heißt es:

„Vermöge der Gleichung $y = f(x)$ ist $\Delta y = f(x + \Delta x) - f(x)$ und mithin:

$$\frac{\Delta y}{\Delta x} = \frac{f(x + \Delta x) - f(x)}{\Delta x}.$$

Geht Δx in Null (?) über, also auch Δy, so wird hieraus:

$$\text{Lim.} \frac{\Delta y}{\Delta x} = f'(x).$$

Um jedoch die beständige Wiederholung der Silbe Lim. zu ersparen (es ist nicht ausdrücklich gesagt, was Lim. oder Grenze überhaupt ist —), schreibt man $\frac{dy}{dx}$ statt Lim. $\frac{\Delta y}{\Delta x}$, also $\frac{dy}{dx} = f'(x)$, und hier bedeuten dx, dy Differenzen, auf wel-

Digitized by Google

chen die Bedingung ruht, in Null überzugehen (?). Derartige Differenzen heißen Differenziale und sind demnach nichts weiter als Differenzen, welche Null zur Grenze haben (Null zur Grenze haben und in Null übergehen — ist aber zweierlei! —). Setzen wir:

$$\frac{\Delta y}{\Delta x} - \frac{dy}{dx} = \varrho,$$

so folgt umgekehrt:

$$\Delta y = \left(\frac{dy}{dx} + \varrho\right) \Delta x$$

oder:

$$\Delta y = f'(x)\,\Delta x + \varrho\,\Delta x$$

Lassen wir Δx und Δy wieder in Null übergehen (?), d. h. zu Differenzialen werden (also wären die Differenziale dx, dy absolute Nullen?); so verschwindet ϱ, und es bleibt:
$dy = f'(x)\,dx$, (also $0 = f'(x) . 0$ oder $0 = 0$! —) d. h. je kleiner die Aenderung dx (sie soll ja absolut $= 0$ sein! —) von x ist, um so genauer ist $dy = f'(x)\,dx$ (demnach wären also die Resultate der Differenzialrechnung nur Näherungswerthe?!)."

Wenn aber der Verf. in der Vorrede sagt: „Genauer, als es sonst geschieht, ist der Begriff der Grenze auseinandergesetzt (wie schon bemerkt ist nicht einmal der allgemeine Begriff der Grenze gegeben —), um den leider hie und da noch immer auftauchenden schiefen Auffassungen des Differenziales vorzubeugen! —" so ist es allerdings nur zu wahr, daß noch immer schiefe, nichts sagende Begründungen der Differenzialrechnung zum Vorschein kommen — denn offenbar gehört die von dem Verf. versuchte, vorhin angeführte leider auch in diese Kategorie. —

Schon die einfache Ueberlegung: daß stetige Größen, mit deren Aenderungsgesetzen sich die Differenzialrechnung beschäftigt, sich nach Incrementen ändern, welche kleiner gedacht werden müssen, als jede endliche, noch so kleine gegebene oder angebbare Größe, d. h. nach unendlich kleinen Incrementen, die aber auch nicht absolute Nullen sind, weil sonst keine Aenderung erfolgen würde — hätte den Verf. lehren können: daß es begrifflich gar keinen Sinn hat, die Incremente dx, dy, δ, . . . absolut = 0 zu setzen. Es darf also auch bei der Grenzmethode, wenn sie Sinn und Bedeutung haben soll, nicht δ oder dx, folglich dy absolut = 0, sondern nur unendlich klein gedacht werden! Aber alsdann ist der Schluß: $I \pm E = I$ oder $E \pm i = E$, wo I eine unendlich große, E eine endliche und i eine unendlich kleine Größe bedeutet, nicht zu vermeiden — und muß deshalb gerechtfertigt werden. Dieses kann aber sehr leicht und einfach, sowohl direct, wie indirect geschehen. Denn aus dem Begriffe einer unendlich groß werdenden Zahl oder Größe I folgt schon von selbst, daß ihr Zustand durch Addition, oder Subtraction einer endlichen Größe E nicht geändert werden kann, weil einerseits jede mögliche Vergrößerung in ihrem Begriffe (nach der Voraussetzung) schon liegt — und andererseits jede Verminderung um eine endliche Größe E durch das vorausgesetzte, unbeschränkte Wachsen von I sofort wieder ersetzt wird, so daß es mithin ganz unnütz wäre, wenn man $\pm$ E neben I beibehalten wollte.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. Stück.

Den 3. August 1854.

Braunschweig

Fortsetzung der Anzeige: „Compendium der höhern Analysis. Von Dr. O. Schlömilch."

Der Schluß $E \pm i = E$ läßt sich aber leicht auf den Schluß: $I \pm E = I$ zurückführen; denn setzt man $E = n \, . \, i$, wo also n eine unendlich große Zahl ist; so hat man $n \, . \, i \pm i = (n \pm 1) i = n \, . \, i$, d. h. $E \pm i = E$. Von der indirecten Rechtfertigung dieses Schlusses wird weiter unten die Rede sein. Ebenso ergibt sich $I^2 + I = I, \ldots \, i + i^2 = i, \ldots$ Der Begriff der stetigen Veränderlichen und der stetigen Function, des unendlich Großen und unendlich Kleinen und die unmittelbar daraus fließenden, vorhin angeführten Schlüsse bilden die unumgänglich nothwendige Grundlage der ganzen höhern Analysis — und müssen deshalb an die Spitze derselben gestellt werden. Ist $y = f(x)$ eine stetige Function, so folgt ohne Weiteres, daß $dy = f'(x) \, dx$ eine unendlich kleine Größe erster Ordnung, also $\frac{dy}{dx} = f'(x)$ im Allgemeinen eine endliche und

Digitized by Google

bestimmte Größe ist, die nur für einzelne specielle Werthe von x unendlich, oder unbestimmt werden kann. Man ist alsdann alle der gekünstelten und weitläufigen Grenzbestimmungen:

$$\overset{n=\infty}{\text{Lim.}} \left(1 + \frac{1}{n}\right)^n, \text{ꝛc.}$$

überhoben, welche bei Lichte besehen, zuletzt doch auf weiter nichts, als auf die Schlüsse: $I \pm E = I$, $E \pm i = E$, ꝛc. hinauslaufen. Denn da $\frac{dy}{dx} = f'(x)$ eine endliche und bestimmte Größe ist, so folgt von selbst, daß in $\frac{dy}{dx} = d.\log x = \frac{1}{x}.\log\left(1 + \frac{1}{n}\right)^n$ der Ausdruck $\left(1 + \frac{1}{n}\right)^n$ für $n = \infty$ eine endliche und bestimmte Zahl e sein muß ꝛc. ꝛc.

Der Verf. setzt, wie es gewöhnlich in der neuern Zeit zu geschehen pflegt (mit Ausnahme von Raabe und Duhamel) erst endliche Incremente Δx, Δy, um sie hinterher wieder absolut verschwinden zu lassen! Das ganze Räsonnement des Vfs ist grund- und bodenlos — nichts als eine bloße Erschleichung — wie alle Begründungsweisen der höhern Analysis, bei welchen der Begriff des unendlich Großen und Kleinen und die daraus unmittelbar fließenden Schlüsse nicht gleich von vorn herein zum Grunde gelegt werden. Der Begriff des unendlich Großen und Kleinen ist keine bloße Fiction — denn die Betrachtung und Untersuchung des Verlaufes oder Entstehens stetiger Größen führt mit absoluter Nothwendigkeit auf diese Begriffe, weil sich solche Größen nach Incrementen ändern, die kleiner gedacht werden müssen, als

jede noch so kleine endliche Größe; aber auch keine absoluten Nullen sein können. Diese für eine objectiv richtige und naturgemäße Einsicht in den Sinn und das Wesen der höhern Analysis eben so wichtige als einfache Wahrheit darf man nie aus dem Auge verlieren, wenn man sich nicht täuschen will! Es müssen dx, dy unter allen Umständen als unendlich kleine Größen gedacht werden, wenn ihr Verhältniß $\frac{dy}{dx} = f'(x)$ oder $dy = f'(x)\,dx$ das Gesetz der stetigen Aenderung der Function $y = f(x)$ ausdrücken soll, wonach sich die verschiedenen Umstände des stetigen Verlaufes dieser Function beurtheilen lassen: ob sie mit x gleichzeitig zu- oder abnimmt, durch ein Maximum, oder Minimum geht ꝛc. ꝛc., wobei es in vielen Fällen nöthig sein kann, auch $\frac{d^2y}{dx^2}$, u. s. w. in Betracht zu ziehen.

Es ist fast unglaublich, in was für weitläufige, fremdartige, grundlose und sich widersprechende Betrachtungen und Erörterungen man sich zur Begründung der Differenzialrechnung seit ihrer Erfindung eingelassen hat — und noch täglich einläßt. Selbst der unsterbliche Erfinder der Differenzialrechnung, Leibniz, scheint nicht zur völligen Klarheit und Bestimmtheit seiner Ideen gelangt zu sein; denn zuerst sagt er: »$d\,\overline{xy}$ idem est quod differentia duorum xy sibi propinquorum quorum unum esto xy, alterum x + dx in y + dy, fiet:

$d\,\overline{xy} = (x + dx)(y + dy) - xy = x\,dy + y\,dx + dx\,dy$ et omissa quantitate dx dy quae infinite parva est respectu reliquorum, posito dx et dy esse

infinite parvas (cum scilicet per seriei terminum lineae continue per minima crescentes vel decrescentes intelliguntur) prodibit $xdy+ydx$;... Sufficerit itaque cum infinite magna et infinite parva dicimus, intelligi indefinite magna, et indefinite parva, id est tam magna quam quis velit, ut error quem aliquis assignat, sit minor quam quem ipse assignavit. Et cum generaliter appareat errore ut cunque parvo assignato, ostendi posse adhuc minorem esse, sequitur errorem esse omnino nullum: simili fere argumentandi genere cum eo quo alicubi utuntur Euclides.« Dieses ist die oben erwähnte indirecte Rechtfertigung, welche nicht treffender gegeben werden kann. Aber später will Leibniz vermittelst der Betrachtung der Tangente, die er (wie auch unser Verf.) irrthümlich als eine Sekante betrachtet, deren beide Durchschnittspunkte mit der Curve absolut in einem Punkte zusammenfallen, wieder zeigen: daß dx, dy absolute Nullen sind, und fügt hinzu: »Hinc intelligitur in omni nostro calculo differentiali non esse opus ut dicantur aequalia quae discrimen habent infinite parvum, sed aequalia posse sumi, quae discrimen habent omnino nullum, modo calculus ponatur fieri generalis tam pro casu quo discrimen est aliquod, quam quo nullum; et non nisi calculo per abjectiones permissas et rationes quantitatum non evanidarum quantum licet purgato, postremo demum, ubi applicatio ad casum ultimum facienda est, differentia nulla ponatur.«

Zuletzt sucht Leibniz sogar zu zeigen, daß dx, dy auch als beliebige endliche Größen betrachtet werden können, welche er mit (d)x, (d)y bezeichnet, weil man immer $(d)y:(d)x = dy:dx$ neh-

men könne! — Er sagt unter andern: »Quodsi velimus in calculo retinere dx et dy, ita ut significent quantitates non evanescentes etiam in ultimo casu, assumatur pro dx recta quaecunque assignabilis etc. etc. Sit $ay = xv$, fiet $a(d)y = x(d)v + v(d)x$. Demonstratio: $ay + ady = (x + dx)(v + dv) = xv + xdv + vdx + dx\,dv$, et abjiciendo utrinque aequalia ay et xv fiet: $ady = xdv + vdx + dx\,dv$, seu $\frac{ady}{dx} = \frac{xdv}{dx} + v + dv$, et transferendo rem ad rectas nunquam evanescentes qua licet, fiet $\frac{a(d)y}{(d)x} = \frac{x(d)v}{(d)x} + v + dv$, ut sola quae evanescere possit, supersit dv, et in casu differentiarum evanescentium, quia $dv=0$ fiet $a(d)y = x(d)v + v(d)x$ ut asserebatur, vel $(d)y : (d)x = (x + v) : a$. Unde etiam quia $(d)y:(d)x$ semper $= dy : dx$, licebit hoc fingere in casu dy, dx evanescentium et facere $dy:dx = (x + v):a$, seu $ady = xdv + xdx$. Etc.

Zu dieser letzten, offenbar ganz illusorischen Argumentation ist der große Philosoph ebenfalls wegen der Construction der Tangente einer Curve verleitet; denn er sagt ausdrücklich: »cum ita fructum omnem calculi nostri percipiamus, nempe constructionem per quantitates assignabiles, patet tamen hinc fingendo saltem pro illis posse substitui dx, dy per modum fictionis etiam in casu quo evanescunt, quia $dy:dx$ reduci potest semper ad $(d)y:(d)x$ rationem inter quantitates assignabiles seu indubite reales.« Allerdings muß man, wenn der Differentialquotient $\frac{dy}{dx} = f'(x)$, nachdem er berechnet

ist, auch construirt werden soll, für dy und dx irgend zwei endliche Längen annehmen, deren Verhältniß $= \frac{dy}{dx} = f'(x)$ ist; allein daraus folgt nicht, daß dx, dy absolut verschwinden müssen — oder gar beliebige endliche Größen sein können! (Auch Cauchy versteht unter Differenzialen Größen, deren Verhältnisse den letzten Verhältnissen der unendlich kleinen Incremente gleich sind). Die Differenziale dx, dy müssen, wie schon gesagt, wo es sich um die Untersuchung stetiger Größen handelt, immer als unendlich kleine Größen betrachtet werden — und können weder endliche Größen, noch absolute Nullen sein. Daß man für $\Delta x = dx = 0$, also auch $\Delta y = dy = 0$ allerdings das richtige Resultat $f'(x)$ erhält — und aus welchen Gründen — liegt auf der Hand.

In Kap. I bis III entwickelt nun unser Verf. mit der ihm eigenthümlichen analytischen Gewandtheit die Grundformeln der Differenzialrechnung, und besonders bemerkt zu werden verdient, daß er von der Formel:

$$\frac{d^n(uv)}{dx^n} = n_0 u \frac{d^n v}{dx^n} + n_1 \frac{du}{dx} \cdot \frac{d^{n-1} v}{dx^{n-1}} + n_2 \frac{d^2 u}{dx^2} \cdot \frac{d^{n-2} v}{dx^{n-2}} + \ldots (\alpha),$$

wo $n_0, n_1, n_2, n_3, \ldots$ die bekannten Binomialcoefficienten bedeuten, eine höchst zweckmäßige Anwendung zur Herleitung von Recursionsformeln für die höhern Differenzialquotienten von sec x, tang x, arctang x, arc sin x macht, welche bei der Reihenentwickelung dieser Functionen sehr nützlich sind, besonders da sie zugleich die Recursionsformeln für die Coefficienten dieser Reihen geben. Setzt man z. B. $f(x) = \sec x$, also $\cos x . f(x)$

Digitized by Google

$f(x) = \tang x$, also $\cos x \,.\, f(x) = \sin x$ und wendet hierauf die Formel (α) an, so erhält man sehr leicht die Recursionsformeln:

$$f^{(n)}(x) = [n_1 f^{(n-1)}(x) - n_3 f^{(n-3)}(x) + \ldots] \tang x. \\ + n_2 f^{(n-2)}(x) - n_4 f^{(n-4)}(x) + \ldots,$$

$$f^{(n)}(x) = \frac{\sin(\frac{n}{2}\pi + x)}{\cos x} + [n_1\ f^{(n-1)}(x) - n_3\ f^{(n-3)}(x) + \ldots] \tang x + n_2\ f^{(n-2)}(x) \\ - n_4\ f^{(n-4)}(x) + \ldots.$$

Setzt man ferner $f(x) = \operatorname{arctang} x$, so ist $f'(x) = \frac{1}{1+x^2}$ oder $(1+x^2)\ f'(x) = 1$, und hierauf die Formel (α) angewandt, gibt:

$$f^{(n-1)}(x) = -\frac{2nx\ f^{(n)}(x) + n\,(n-1)\,f^{(n-1)}(x)}{1+x^2},$$

u. s. f.

Kap. IV enthält die wichtigsten gewöhnlichen Anwendungen der Differenzialrechnung auf Geometrie. Das Bogendifferenzial $ds = \sqrt{dx^2 + dy^2}$ erhält der Verf. ganz einfach dadurch, daß er das aus dx, dy und ds gebildete rechtwinklige Dreieck als ein geradliniges annimmt, und rechtfertigt diese Annahme dadurch, daß er bemerkt, es folge daraus die bereits als richtig abgeleitete Gleichung $\tang \tau = \frac{dy}{dx}$. Aber nach der Ansicht des Verf. sind ja dx, dy absolute Nullen! Was ist das wohl für ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Katheten absolut = 0 sind?

Kap. V handelt von den unbestimmten $\frac{0}{0}$ rc. Die Regel:

$$\frac{\varphi\ (a)}{\psi\ (a)} = \frac{0}{0} = \frac{\varphi'\ (a)}{\psi'\ (a)}$$

versteht sich eigentlich ohne Rechnungsdeduction von selbst. Bei dieser Gelegenheit leitet der Vf. zugleich die Formel her:

$$\lim_{h=0}\left[\frac{f(x+h)-f(x)-\frac{h}{1}f'(x)-\ldots-\frac{h^{n-1}}{1.2..(n-1)}f^{(n-1)}(x)}{h^n}\right]$$

$$=\frac{f^{(n)}(x)}{1.2.3\ldots n}, \qquad (\beta)$$

woraus er in Kap. VI sehr einfach die Theorie der gewöhnlichen Maxima und Minima deducirt.

Kap. VII handelt von den Potenzenreihen. — Zunächst ist von der Stetigkeit einer Function $y = f(x)$ die Rede, welche der Verf. durch:

$$f(\xi - 0) = f(\xi + 0), \ (?)$$

oder, wie er selbst sagt, nach einer genauern Fassung:

$$\lim_{\delta=0}\left[f(x+\delta) - f(x-\delta)\right] = 0$$

ausdrückt — und es braucht nach dem früher über stetige Functionen und ihre stetige Aenderung Gesagten, wohl kaum bemerkt zu werden, daß δ nicht absolut $= 0$, sondern nur unendlich klein gedacht werden muß. Hierauf wird die Gleichung:

$$f(x+h) = f(x) + h f'(x + \vartheta h) \quad \gamma$$

hergeleitet, welche sich wohl am einfachsten und natürlichsten aus der Relation:

$$f(x+h) - f(x) = \int_x^{x+h} f'(x)\,dx$$

ergibt. — Wenn man im zweiten Theile der Gleichung (β), welche bloß für verschwindende h abgeleitet ist, ein Ergänzungsglied ϱ hinzufügt, so kann man im ersten Theile das Zeichen Lim. weglassen, und man erhält sofort die Taylor'sche Reihe für ein endliches h, freilich ohne nähere

Digitized by Google

Kenntniß des ϱ. Der Verf. meint jedoch irrthümlich, daß diese so erhaltene Reihe mit dem Ergänzungsgliede ϱh^n nur für verschwindende h gelte! Und um diese Beschränkung (?) zu beseitigen, summirt er die Reihe ohne den Rest ϱh^n und das letzte Glied mit $f^{(n)}(x)$, indem er die Summe mit F (x) bezeichnet, $h = a - x$ setzt, und differenzirt, wodurch er ganz einfach erhält:

$$F'(x) = \frac{(a-x)^{n-1}}{1.2\ldots(n-1)} f^{(n)}(x),$$

und mittelst der Relation (γ) ergeben sich hieraus die bekannten Cauchyschen Formen des Restes der Taylor'schen Formel, woraus alsdann die Maclaurin'sche Formel mit dem Reste hergeleitet wird, welches also der eigentliche Zweck der Reihensummation ist; denn die formelle Entwickelung der Reihe lag schon vor. Zu den unendlichen Taylor'schen und Maklaurin'schen Reihen wird der Uebergang durch die Bedingung gemacht, daß die Restglieder verschwinden müssen. Da aber diese Untersuchung oft sehr weitläufig wird und bei jeder einzelnen Function immer wiederholt werden muß, so sucht sie der Verf. zu vermeiden, und findet durch eine weitere Untersuchung, daß die unendliche Taylor'sche Formel für alle x und h Statt findet, für welche

$$\underset{n=\infty}{\text{Lim.}} \frac{h^{n-1} f^{(n)}(x)}{1.2\ldots.(n-1)} = 0. \qquad (\delta)$$

ist, so wie f (x), f' (x), ... (aber auch f (x+h)) endlich und stetig bleiben. Die Bedingung (δ) wird jedoch nicht weiter analysirt und der Taylor'sche Satz nicht zur Entwickelung von Functionen angewandt, sondern sofort die für die Maklaurin'sche unendliche Reihe daraus abgeleitet, nämlich:

$$\lim_{n=\infty} \frac{f^{(n)}(0)\, x^{n-1}}{1.2\ldots(n-1)} = 0, \qquad (\varepsilon)$$

also:
$$\lim_{n=\infty} (n\, A_n\, x^{n-1}) = 0, \qquad (\varepsilon')$$

wenn $f(x) = A_0 + A_1 x + A_2 x^2 + \ldots + A_n x^n + \ldots$ ist. Es müssen also $f(x)$, $f'(x)$, $f''(x)$, .. innerhalb eines die Null einschließenden Intervalles endlich und stetig bleiben, und zugleich muß die Bedingung (ε) oder (ε') erfüllt werden. Durch die erste Bedingung sollen, wie der Verf. nochmals ausdrücklich bemerkt, die Functionen ausgeschlossen werden, welche sich nicht nach ganzen positiven Potenzen von x entwickeln lassen — und durch die zweite Bedingung die Werthe von x, für welche diese Entwickelung nicht mehr gilt. Die Coefficienten A_0, A_1, A_2, ... sollen dann direct nach den Formeln:

$$A_0 = f(0), \; A_n = \frac{f^{(n)}(0)}{1.2\ldots n}$$

(oder den oben erwähnten Recursionsformeln), oder indirect dadurch bestimmt werden, daß man mit der Gleichung $f(x) = A_0 + A_1 x + \ldots$ weiter rechnet (sie differenzirt ꝛc.), in welchem letztern Falle man in der vorhergehenden Untersuchung die wissenschaftliche Grundlage der sogenannten Methode der unbestimmten Coefficienten habe (?).

Das Kriterium (ε) oder (ε') ist offenbar bei den Functionen e^x, $\log(1+x)$, $\sin x$, $\cos x$ leicht anwendbar; aber nicht so in andern Fällen, z. B. schon bei $(1+x)^\mu$ nicht — und deshalb sucht der Verf. demselben noch eine andere Form zu geben, und zwar vermittelst des Satzes, daß:

$$\lim_{n=\infty} \varphi(n) = 0 \text{ ist, wenn } \lim_{n=\infty} \frac{\varphi(n+1)}{\varphi(n)} < 1, \; (n)$$

ist, und kommt, indem er $\varphi(n) = nA_n x^{n-1}$ setzt,

u dem zweiten Cauchy'schen Convergenzkriterium $\frac{u_{n+1}}{u_n} < 1$. Von dem Satze (n) gibt der Verf. einen umständlichen formellen Beweis, obgleich sich der Satz von selbst versteht; denn wenn von irgend einem endlichen Werthe a von n an $\frac{\varphi(n+1)}{\varphi(n)} < 1$, also $\varphi(n+1) < \varphi(n)$ ist und bleibt, also bei jeder Vergrößerung des n um eine Einheit $\varphi(n)$ um irgend eine, wenn auch noch so kleine Größe, abnimmt; so muß, wenn dies ins Unendliche fortgeht, offenbar $\varphi(n) = 0$ werden. Ebenso überflüssig, als illusorisch ist ferner der Beweis des Verf., daß man eine Gleichung wie $f(x) = R(x)$, wo $R(x)$ eine convergente unendliche Reihe bedeutet, differenziren dürfe. Der Verf. meint nämlich, die Regel:

$$d(u + v + w + \ldots) = du + dv + dw + \ldots \quad (m)$$

gelte nicht mehr, wenn die Anzahl der Functionen u, v, w, . . . unendlich groß wird, weil man nicht behaupten dürfe, daß der Ausdruck $A\varrho_1 + B\varrho_2 + C\varrho_3 + \ldots$ in inf. die Null zur Grenze habe, wenn $\varrho_1, \varrho_2, \varrho_3, \ldots$ verschwinden (?!). Wenn $\varrho_1, \varrho_2, \varrho_3, \ldots$ absolut $= 0$ werden, so ist gewiß auch jene Summe $= 0$. Die Regel (m) gilt ganz allgemein — nur darf man nicht setzen $y = u + v + w + \ldots$ in inf., also $dy = du + dv + dw + \ldots$ in inf., wenn die unendliche Reihe keine convergente ist — denn sonst wäre y eine unendlich große und dy eine endliche Größe! — Wie man sieht, ist die Behandlung des fraglichen wichtigen Gegenstandes hier immer noch eine ziemlich umständliche und geschrobene, welche nicht weniger als 12 Seiten füllt, während zur Ableitung des Cauchy'schen

Digitized by Google

Theoremes, welches uns aller dieser Weitläufigkeiten überhebt, kaum eine Seite erfordert wird, wenn man sich der Integralrechnung, oder der Methode der unbestimmten Coefficienten bedient, und im letzten Falle analytisch (heuristisch) verfährt, d. h. die Aufgabe als gelöst annimmt und die Bedingungen aufsucht, welche zu ihrer Lösung erforderlich sind. Um den Cauchy'schen Satz auf den Fall imaginärer Veränderlicher $x = u + v\sqrt{-1} = r(\cos\alpha + i\sin\alpha)$ auszudehnen, bedarf es nur der Nachweisung, daß die Grundformeln

$$d.x^n = nx^{n-1}\,dx,\ d.\log x = \frac{dx}{x},$$

rc. dieselben bleiben, wenn x imaginär wird, indem man u und v oder r und α als zwei unabhängige Veränderliche behandelt, wie unmittelbar aus der Gauß'schen Theorie folgt — und es ist alsdann in dem Theoreme für „Zahlenwerth" von x bloß „Modulus" von x zu setzen. Es nimmt sich immer seltsam aus, wenn man etwas, das unmittelbar vor Augen liegt, erst aus Anderm schließt, was vielleicht nicht einmal denselben Grad der Klarheit hat! —

Hierauf wendet der Verf. dem Maklaurin'schen Satz mit seiner gewöhnlichen analytischen Gewandtheit auf die Reihenentwickelung von $(1+x)^n$, $\log(1+x)$, e^x, $\sin x$, $\cos x$, $\sec x$, $\tang x$,

$$\tang\left(\frac{\pi}{4}+\frac{x}{2}\right),\ \operatorname{cosec} x,\ \operatorname{cotg} x,\ \operatorname{arc.sin} x,$$

arc.tang x, rc. an, dann folgt die Reihenentwickelung der Functionen mit mehrern unabhängigen Veränderlichen, und am Schlusse dieses Kapitels spricht der Verf. auch von dem unendlich Kleinen! Aber abgesehen davon, daß die Theorie des unendlich Großen und des unendlich Klei-

Digitized by Google

nen an die Spitze der Differenzialrechnung gestellt werden muß, weil sie die absolut nothwendige Grundlage der ganzen höhern Analysis bildet, ist das, was der Verf. darüber sagt, so oberflächlich und nichts sagend, daß er besser ganz davon geschwiegen hätte. Der Verf. sagt zwar: eine unendlich kleine Größe sei eine solche, welche Null zur Grenze habe allein er hätte nach seinem Verfahren sagen müssen: „welche factisch in Null übergeht" — denn er setzt ja, um zum Endresultate zu gelangen, die Incremente δ, Δx, h, ... immer absolut $= 0$! Sogar zu dem alten Schlendrian, welcher ein offenbarer logischer Zirkel ist, läßt sich der Verf. hier verleiten — denn er will die Differenzialquotienten $f'(x)$, $f''(x)$, ... aus der Taylor'schen Formel, oder aus der oben angeführten Formel (β) herleiten!? —

Die auch für Techniker wichtige Lagrange'sche Umkehrungsformel hätte der Verf. nicht übergehen sollen, da sie sich sehr einfach aus der Maklaurin'schen Formel herleiten läßt.

Kap. VIII handelt von der Convergenz und Divergenz der Reihen — namentlich werden die beiden Kriterien:

$$\operatorname{Lim.}_{n=\infty} \frac{u_{n+1}}{u_n} < 1, \quad \operatorname{Lim.}_{n=\infty} n\left(\frac{u_n}{u_{n+1}} - 1\right) > 1$$

sehr einfach hergeleitet. Als Anwendung des Gesagten kommt der Verf. nochmals auf den Maklaurin'schen Satz: $f(x) = f(0) + f'(0)x + \frac{f''(0)}{1.2}x^2 + \ldots$ in inf. $= R(x)$ für $x = a$, wo u der Grenzwerth des x ist, bis zu welchem excl. es sich von 0 aus ändern darf, wenn die Gleichung $f(x) = R(x)$ Statt finden soll, zurück — und beweis't: daß auch die Gleichung $f(a) = R(a)$

noch Statt findet, wenn R (a) noch convergent und f (a) stetig (oder vielmehr eine endliche reelle Größe) ist. Wenn R (a) eine numerische Reihe ist, wie in dem Beispiele des Vfs $f(x) = \text{arc.sin}\, x$ für $x = 1$; so versteht sich die Convergenz der Reihe von selbst, weil sie der endlichen und bestimmten Größe $f(1) = \frac{\pi}{2}$ gleich sein soll. — Enthält dagegen die Reihe R (x), nachdem für x der Zahlenwerth a gesetzt ist, noch eine andere allgemeine oder unbestimmte Größe, wie in dem Falle $f(x) = (1 + x)^\mu$ für $x = \pm 1$; so ist allerdings noch zu untersuchen, für welche Werthe von μ die Reihe:

$$R(\pm 1) = 1 \pm \frac{\mu}{1} + \frac{\mu(\mu - 1)}{1.\ 2} - \ldots \text{ in inf.}$$

convergent ist. Ganz unnütz ist das weitläufige Räsonnement, wodurch der Verf. als eine zweite Anwendung der Convergenzlehre beweisen will, daß man aus der Gleichung $f(x) = \varphi_1(x) + \varphi_2(x) + \varphi_3(x) + \ldots$ in inf., wo die Reihe eine convergente, aber nicht nach den Potenzen von x fortgehende ist, nur dann $f'(x) = \varphi_1'(x) + \varphi_2'(x) + \varphi_3'(x) + \ldots$ in inf. folgern dürfe, wenn auch die letzte unendliche Reihe convergent ist. Daß die erste Gleichung die zweite im Allgemeinen immer zur Folge hat, braucht für Niemanden weitläufig bewiesen zu werden, der einen richtigen Begriff von Differenzial oder Ableitung hat — und daß für einen speciellen Werth von x die zweite Gleichung illusorisch werden kann, obgleich die erste für diesen Werth gültig bleibt, hat einfach darin seinen Grund: daß $f'(x)$ für diesen speciellen Werth von x unstetig werden kann, ohne daß dies auch bei f (x) der

Digitized by Google

Fall ist. Das Beispiel des Vfs: $f(x) = \frac{\cos x}{1} + \frac{\cos 2x}{2} + \frac{\cos 3x}{3} + \ldots$ in inf., also $f'(x) = -\sin x - \sin 2x - \sin 3x - \ldots$ in inf. und mithin $f'\left(\frac{\pi}{2}\right) = -1 + 1 - 1 + 1 \ldots$ in inf. gehört zwar nicht zu diesem Falle, allein die letzte Reihe ist auch keine eigentlich divergente, sondern eine oscillirende — und ihr wahrer Werth ist bekanntlich $= \frac{1}{2}$. Der Grund des Erscheinens der oscillirenden Reihe liegt hier offenbar darin: daß sich $f'(x) = \operatorname{cotg}\left(\frac{x}{2}\right)$ nicht in eine periodische Reihe von der Form $B_1 \sin x + B_2 \sin 2x + B_3 \sin 3x + \ldots$ entwickeln läßt (§ 79). Allerdings kann die Richtung der Tangente einer Curve unbestimmt sein, wenn der Berührungspunkt ein vielfacher Punkt ist, durch welchen mehrere Curvenbogen gehen.

In Kap. IX handelt der Verf. von den imaginären Functionen, aber er gibt weder die so einfache, elementare Gauß'sche Theorie des Imaginären, noch zeigt er, wie imaginäre Functionen differenzirt werden. Die Definitionen der Addition und Multiplication erscheinen deshalb wie aus der Luft gegriffen. Die Gleichung:

$$e^{x+yi} = e^x (\cos y + i \sin y)$$

wird nicht aus den Reihen für sin y, cos y, sondern ganz einfach durch directe Grenzbetrachtungen abgeleitet.

In einem Anhange zur Differenzialrechnung wird von den höhern Differenzialquotienten zusammengesetzter Functionen gehandelt, welches be-

Digitized by Google

kanntlich einer der wichtigsten, aber auch schwierigsten Gegenstände dieser Wissenschaft ist — und wobei sich die analytische Gewandtheit des Verfs in dem vortheilhaftesten Lichte zeigt. Denn wenn es auch die immermehr hervortretende Tendenz der neuern Analysis ist: das Denken an die Stelle der Rechnung zu setzen, so gibt es doch auch gewisse Gebiete, wo die Rechnung ihre Berechtigung hat. Insbesondere werden abgeleitet:

$$\frac{d^n f(x^r)}{dx^n}, \quad \frac{d^n f(e^x)}{dx^n}, \quad \frac{d^n f(\log x)}{dx^n}$$

und zugleich mehrere specielle Fälle näher betrachtet.

Mit Kap. X beginnt die Integralrechnung, welche fast $^2/_3$ des Ganzen ausmacht. Da hier die geschickte Handhabung des Calcüls die Hauptsache ist, so dürfen wir von dem Verf. Gediegenes erwarten — und in der That entspricht das hier Gegebene dem Zwecke des Buches und dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft sehr gut, so daß es nicht nöthig ist, ins Detail einzugehen, und einige allgemeine Bemerkungen genügen werden.

Mit der etwas weitläufigen Ableitung der Grundformel:

$$f(x) - f(a) = \int_a^x f'(x)\, dx$$

macht der Verf. den Anfang und wendet sie auch auf das einfachste Beispiel $f'(x) = x$ an. Hier zeigt es sich besonders deutlich, wie sinnlos es ist, die Incremente δ, dx, . . . absolut $= 0$ zu setzen, weil alsdann jedes bestimmte Integral $= 0$ würde — was auch der Verf. gefühlt zu haben scheint; denn er sagt hier nicht wie früher „in Null übergehen“, sondern „Null zur Grenze haben.“ —

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 5. August 1854.

Braunschweig

Schluß der Anzeige: „Compendium der höhern Analysis. Von Dr. O. Schlömilch.“

Die Formel der theilweisen Integration gibt der Verf. nicht in der gewöhnlichen Form:
$\int \varphi(x)\,\psi'(x)\,dx = \varphi(x)\,.\,\psi(x) - \int \psi(x)\,\varphi'(x)\,dx$,
sondern in der Form:
$\int \varphi(x)\psi(x)\,dx = \varphi(x)\int \psi(x)dx - \int \varphi'(x)\,dx \int \psi(x)dx$,
an, wo das letzte Glied richtiger $\int\left(\int \psi(x)\,dx\right)\varphi'(x)\,dx$ geschrieben wird.

Bei der Zerlegung in Partialbrüche behauptet der Verf.: daß, wenn man zur Bestimmung von 2 Unbekannten 3 Gleichungen habe, diese Bestimmung unmöglich sei — und daß durch n lineare Gleichungen mit n Unbekannten letztere immer völlig bestimmt seien (?). Ueberhaupt ist das Argumentiren die schwächere Seite des Vfs — der Calcül dagegen die stärkere. Wie wir oben gesehen haben, ist die begriffliche Begründung der höhern Analysis dem Verf. durchaus mißlungen — nicht einmal das Object derselben

ist auf eine allgemeine Weise charakterisirt (definirt) — und ein Anfänger, der die höhere Analysis zum ersten Male nach unserm Buche studirt, wird wohl recht fertig und gewandt differenziren und integriren lernen — aber in Bezug auf das eigentliche Wesen der Sache wird er gewiß nicht zur völligen Klarheit gelangen. In Bezug auf die geschickte Handhabung der Rechnung enthält das vorliegende Werk manches Vortreffliche, und es verdient schon deshalb alle Anerkennung und Empfehlung. — Die Integralrechnung ist für den Zweck des Werkes sehr reichhaltig, wie schon eine kurze Inhaltsanzeige lehrt. Kap. X: Fundamentalsätze. Kap. XI: Integr. rat. algebr. Differenziale. Kap. XII: Integr. irr. algebr. Differ. Kap. XIII: Integr. transc. Diff. Kap. XIV: Quadraturen ꝛc. Kap. XV: Die einfachen bestimmten Integrale. Kap. XVI: Reihensummirungen durch best. Integr. Kap. XVII: Die Transcendenten der Integralr. Kap. XVIII: Die mehrfachen best. Integr. Kap. XIX: Differenzialgleichungen erster Ordnung mit zwei Variabeln. Kap. XX: Diff.gleich. höherer Ordnungen mit zwei Variabeln. Kap. XXI: Differenzialgleichungen mit mehrern Variabeln.

Die äußere Ausstattung ist, wie bei allen Artikeln der Verlagshandlung, ganz ausgezeichnet.

Dr. Schnuse.

Stuttgart

Verlags-Magazin 1853. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischem Nachlasse, bisher ungedrucktem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt von Karl Alexander Freiherrn von

Digitized by Google

Reuchlin-Meldegg, Doctor der Theologie, des Kirchenrechts und der Philosophie, der letztern ordentlichem Professor an der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg. Zweiter Band, welcher Paulus' Leben von seiner Anstellung in Heidelberg (13. December 1810) bis zu seinem Tode (10. August 1851) enthält. 480 S. in Octav.

Als Paulus nach Heidelberg kam lehrten der Kirchenrath Karl Daub und Friedrich Heinrich Christian Schwarz als ordentliche Professoren, Dr Lauter, Professor am Gymnasium, Gruner und Neander als Privatlehrer in der theologischen Facultät, von denen Daub Encyklopädie und Methodologie, christliche Dogmengeschichte, Prolegomena zur christlichen Sittenlehre und das System derselben las, und durch seinen philosophischen Geist besonders auf seine Zuhörer einwirkte, wogegen der als Pädagog besonders bekannte Schellingianer Schwarz auf das Positive ein größeres Gewicht legte, als es dem Paulus'schen Rationalismus angenehm war. Am bedeutendsten neben diesen war der Privatdocent Neander, der später als Kirchenhistoriker so bedeutend wurde, und damals den ersten Theil der Kirchengeschichte, die Reformationsgeschichte mit einer Einleitung in die symbolischen Bücher, über den vergleichenden Charakter und Einfluß der vornehmsten Kirchenlehrer auf ihr Zeitalter las. Dem neuen Lehrer wurde die erste Stelle als geheimer Kirchenrath und Professor in der theologischen Facultät angewiesen. So angenehm der neue Beruf für Paulus war, so schwierig war er wenigstens in der ersten Zeit. Er hatte schon beinahe über alle Theile des alten und neuen Testaments exegetische Collegien, ebenso auch oft Einleitung in die heiligen Bücher gelesen: die exegetischen und biblisch-isagogischen Vor-

lesungen konnten ihm also bei dieser Masse von Vorarbeiten und seinen sprachlichen Kenntnissen keine Schwierigkeit machen. Aber ganz anders verhielt es sich mit der Kirchengeschichte, für die er ausdrücklich angestellt war, und die er niemals noch vorgetragen hatte. In der Exegese blieb Paulus bei der psychologisch-historischen Methode, welche er in Jena begründet hatte; seine besuchtesten Collegien waren die über die Psalmen, Jesaia und die synoptische Erklärung der vier Evangelien. Die Kirchengeschichte las er nach drei Theilen in drei Semestern, seit Winter 1816—17 nach dem Lehrbuche der christlichen Kirchengeschichte von Johann Ernst Christian Schmidt, seit Winter 1828—29 nach Gieseler's Kirchengeschichte; auch nach dem Lehrbuche von Danz wurde eine Zeitlang vorgetragen. Der wichtigste Gesichtspunkt bei den kirchenhistorischen Vorträgen war die allmälige Entstehung der kirchlichen Dogmen unter dem Einflusse der Zeitumstände. Mit der Kirchengeschichte wurden abwechselnd solche Vorlesungen gehalten, welche entweder einzelne Theile derselben oder auch Schrifterklärung im Zusammenhange mit Kirchengeschichte behandelten. So las er im Sommer 1815 „Erklärung der für Religion und Religionsgeschichte merkwürdigen Stellen (loca classica) aus dem Pentateuch und den historischen Büchern des alten Testaments", welche Vorlesung er im Winter 1816—17 wiederholte; so trug er im Sommer 1819 die Lebensgeschichte Jesu nach der synoptischen Erklärung der drei ersten Evangelien vor, welche im Winter 1819—20 fortgesetzt wurde; so gab er im Sommer 1827 eine Erklärung des Lebens Jesu. Die größte Mannichfaltigkeit herrschte in seinen Vorlesungen, besonders in den exegetischen. Man konnte bei

ihm nach und nach Vorträge beinahe über alle Theile der Bibel hören. So erklärte er im Winter 1811—12 ausgewählte Stellen aus dem Jesaia, die Apostelgeschichte, die Briefe an die Galater, Hebräer, Kolosser und den Timotheus, im Sommer 1812 die Psalmen, das Evangelium Johannis, die katholischen Briefe und die Apokalypse in ausgewählten Stellen, im Winter 1812—13 die Synopsis der drei ersten Evangelisten, im Winter 1813—14 die paulinischen Briefe, im Sommer 1815 ausgewählte Stellen des Pentateuch, im Winter 1816—17 die Sprüche Salomo's, im Sommer 1819 den Prediger Salomo's, im Winter 1819—20 Hiob, im Winter 1828—29 die Synopsis der vier Evangelien nach seiner Textübersetzung. (Mehrere dieser Vorlesungen wurden nach langen Jahren wiederholt). So trug er im Sommer 1821 ein Lieblingscollegium, das alle seine biblischen Ueberzeugungen enthielt, „die biblische Theologie durch eine nach dem innern Zusammenhange der Ideen geordnete Exegese der dogmatischen Hauptstellen des alten und neuen Testaments" sechsmal wöchentlich vor. So lehrte er im Winter 1821—22 theologische Moral nach Stäudlin's Lehrbuche, im Sommer 1824 biblisch-wissenschaftliche Glaubenslehre, im Sommer 1826 biblisch-wissenschaftliche Pflichtenlehre, im Sommer 1828 die vereinigte biblisch-wissenschaftliche Glaubens- und Pflichtenlehre zwölfmal wöchentlich. Auch mehrere von diesen Vorträgen wurden nach Verlauf einiger Zeit wiederholt. Schwerlich hat jemals ein akademischer Lehrer gelebt, der in einer so langen Reihe von Jahren eine so riesenhafte Masse von verschiedenen wissenschaftlichen Gegenständen vortrug. Paulus wurde 1832 von

Vorlesungen so weit dispensirt, als die Rücksichtnahme auf seine Gesundheit diese Dispensation nöthig machte, 1844 aber mit Belassung seines vollen Gehaltes (von 2500 Gulden) in Ruhestand versetzt, nachdem er bereits 1839 die Feier seines akademischen Lehrerjubiläums begangen hatte.

Danebenher ging die schriftstellerische Thätigkeit von Paulus. Im Jahr 1815 erschien die zweite Auflage seines Commentar's zu den Psalmen, wegen der verbessernden, philologischen und historischen Zusätze beinahe um das Doppelte stärker als die erste. Die akademische Gedächtnißrede, welche er bei dem Säcularfeste der Reformation 1817 in der akademischen Aula zu Heidelberg hielt, erschien gedruckt mit 15 Beilagen theilweise wichtiger, auf Luther's Anwesenheit und Disputation zu Heidelberg sich bezichender alter Nachrichten und Urkunden. Als Princip des Protestantismus bezeichnet er jene höchst wichtige Verwahrung der Gewissen, durchaus nicht ohne überzeugende Gründe und also nicht einmal auf das Ansehen der bis dahinigen Kirche irgend etwas als gebotene Wahrheit gelten zu lassen, indem nicht die gesammte Menschheit irgend eines einzelnen Zeitalters, noch weniger ein christlich-kirchlicher Theil derselben kann oder darf für die Menschheit aller Zeiten das, was doch von der Vervollkommnung des Nachdenkens und der Einsicht immer auf's Neue abhängen muß, unabänderlich bestimmen und beschränken. Paulus war Kritiker und gehörte nur insofern der neuesten Zeit an, als auch sie der Kritik bedurfte, aber ihre Grundrichtung, das Streben nach einem Positiven, war und blieb ihm fremd. Das Positive

galt ihm nur für naturwidrige Schranke, und so wenig er den Begriff des Positiven verstand, so verstand er noch viel weniger das Bestreben der Zeit zum Positiven. Seine Zeit war vorüber, er war der Welt fremd und die Welt ihm. Er hat seit der Zeit der Restauration mit einer ihm widerwärtigen Welt beständig im Kampfe gelegen, und hierin ist die wichtigste Ursache seiner rühri- gen Thatigkeit zu suchen. Neben selbständigen Arbeiten lieferte er auch Kritiken für die Heidelberger Jahrbücher und die Hallesche allgemeine Litteraturzeitung; auch auf Politik, Staats- und Kirchenrecht erstreckte er seine Wirksamkeit, und gab zu diesem Zwecke 1819 eine durch 13 Jahrgänge hindurch geführte Zeitschrift „Sophronizon" heraus. Eine Zeitschrift zur Aufnahme seiner kleinern theologischen Abhandlungen erschien 1822 unter dem Namen „Theologisch-exegetisches Conversatorium", wovon die zweite Lieferung „über den Ursprung der althebräischen Litteratur durch Samuels Geist und seine Prophetenschulen" auch in besonderer Auflage ausgegeben wurde. Im Jahre 1825 erschien die theologische Jahresschrift „der Denkgläubige", welche den Satz verfocht, daß nur das Denken über das Religiöse zum wahren Religionsglauben führe. Im Jahre 1828 gab er sein Leben Jesu heraus, und stellte darin als den Zweck Jesu und aller der Seinigen auf, immer von Aufforderungen zur Abänderung der gewöhnlichen sinnlichen Gesinnung des Menschen anzufangen, und durch die gottähnliche Willensverbesserung des Einzelnen auch einen äußern Zustand, den eine wahrhafte Gottheit billigen könnte, eine Gottesregierung oder einen Gottesstaat für Viele in der Wirklichkeit hervorzubringen. Als

eine erweiterte und verbesserte dritte Ausgabe seines Commentar's erschien sein exegetisches Handbuch zu den drei ersten Evangelien, welches vollständige, umfassende Werk er in drei Jahren (1830—1833 zu Stande brachte. Das Leben Jesu sollte die Erklärung der Begebenheiten und Lehren für die allgemeine Urtheilskraft beglaubigen, das exegetische Handbuch dagegen diejenigen, welche diese Geschichtsquellen studiren wollen, Schritt für Schritt mit Beweisen der Sachkunde begleiten. Noch vor der Herausgabe des exegetischen Handbuchs und unmittelbar vor dem Leben Jesu schrieb Paulus (1829) sein Buch über die drei Briefe des Johannes. Bald auf die Untersuchungen über die Johannesbriefe folgte (1830) eine theologische Streitschrift unter dem Titel: „Berichtigende Resultate aus den neuesten Versuchen des Supernaturalismus gegen den biblisch-christlichen Rationalismus." Die Ausdrücke Rationalismus und Supernaturalismus werden für unpassend erklärt, und statt des erstern Denkgläubigkeit, statt des letztern Eingebungsglaube gesetzt. Der Eingebungsglaube sieht das Wesentliche der urchristlichen Religionsoffenbarung in Lehrgeheimnissen, die Denkgläubigkeit in Wahrheiten, die, sobald sie offenbar gemacht werden, als wahr an sich einleuchten. In dem darauf folgenden Jahre (1831) wendete sich Paulus, veranlaßt durch seine Vorlesungen über diesen Gegenstand, den Briefen des Apostels Paulus an die Galater und Römer zu. Glaube ist ihm Ueberzeugungstreue, die gewöhnlich so genommene Gerechtigkeit Rechtschaffenheit. Schon im Jahre 1833 erschien sein Hebräerbrief. „Gegenüber den Juden ist Jesus Messias wie ein Hoherpriester,

Digitized by Google

aber als König und Priester zugleich übertrifft er das Levitische", wird als der Zweck des Briefes angegeben, und daneben die Autorschaft des Apostels Paulus vertheidigt. Schon im Jahre 1830 war von ihm eine Sammlung kirchengeschichtlicher Abhandlungen unter dem Titel „Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeschichte", erschienen, welche sieben Jahre nachher von ihm neu herausgegeben, und mit zwei Abhandlungen vermehrt wurde. Schon im Jahre 1835 erschien von Paulus eine pseudonyme, in humoristischem Tone gehaltene Schrift über die neuere Philosophie, besonders gegen Schelling. Zwei Jahre später erschien ein größeres Werk mit dem Titel: „Conversationssaal und Geisterrevüe", welches die Lesefrüchte von Paulus aus den Gebieten der Philosophie, Theologie, Litteratur, Weltgeschichte, Belletristik und Politik umfaßte und in alphabetischer Ordnung 245 Artikel der Zeitgeschichte enthielt, von welchem sich Paulus am Schlusse der Vorrede als Verfasser nannte. „Man hat jetzt die absolute Vernunft in Alleinbesitz genommen, man lernt Medizin von Somnambülen und Besessenen, Jurisprudenz von Ministerialphilosophen oder von mittelalterlichen Mittlern geistlicher und weltlicher Zwangsherrschaft, man verheißt statt der steifen Orthodoxie eine speculativ-verfeinerte flüssige Rechtgläubigkeit nach infalliblem Tact und variabeln Gefühlen", lautet die Tendenz dieser Schrift, welche zwar hauptsächlich gegen die Ueberspannung der Romantiker, aber zugleich auch gegen die Schellingische Philosophie gerichtet ist. Endlich verschaffte sich Paulus ein von ihm bezahltes, wörtlich nachgeschriebenes Collegienheft der von Schelling in Berlin im Win-

Digitized by Google

ter 1841—42 vorgetragenen Offenbarungsphilosophie, und veröffentlichte 1843 ein über 700 Seiten starkes Buch mit dem Titel: „Die endlich offenbar gewordene Philosophie der Offenbarung u. s.", worin, nach vorausgeschickter historischer Einleitung, Schelling's Vorlesungen in Abtheilungen gegeben, und zwischen diesen beurtheilende und beleuchtende Erklärungen, Bekämpfungen, Berichtigungen mitgetheilt wurden, worauf ein Schlußresultat zusammengefaßt wird. Mit diesem Schritte erreichte aber Paulus nichts weiter, als daß er einerseits zeigte, wie wenig er den Einfluß der Schellingischen Philosophie auf die Gestaltung einer positiven Ordnung der Dinge in unserer Zeit zu würdigen verstand, und andererseits eben keine vortheilhafte Seite seines Charakters an den Tag legte. Bei den Unruhen im Cantone Zürich, wegen Berufung des Theologen Dr David Strauß nach Zürich, erhob Paulus 1839 seine Stimme für akademische Lehrfreiheit, und wollte, seiner Ansicht vom Protestantismus gemäß, für einen Mann von einer rein negativen und zerstörenden Richtung dieselbe geltend machen. An dem Verfassungskampfe in Würtemberg seit der Thronbesteigung Wilhelm I. 1816 nahm auch Paulus thatsächlichen Antheil, indem er mehrere Schriften über diese Angelegenheit veröffentlichte (S. 133 ff.); wir lassen es jedoch dahin gestellt sein, wie weit er berufen oder unberufen sich in diese seinem Berufe doch eigentlich fremde Sache mischte. Unstreitig lag es seinem Berufe näher, wenn er über die Angelegenheit der Judenschaft in Frankfurt am Main sein Votum abgab. Nachdem nämlich das daselbst durch Napoleon gegründete Großherzogthum des Fürsten Primas seit December 1813

Digitized by Google

aufgehört hatte, und Frankfurt wieder freie Reichsstadt geworden war, legte die Judenschaft daselbst das von dem ehemaligen Großherzoge von Frankfurt ihren Mitgliedern verliehene Bürgerrecht so aus, als wenn diese, den christlichen Mitbürgern in allen Rechten vollkommen gleich, in derselben Weise, wie die Christen, an der Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung der Stadt Antheil zu nehmen ein wohlerworbenes Recht hätten. Paulus veröffentlichte 1817 darüber seine Ansicht, und erklärte sich so lange gegen die Emancipation der Juden, bis sie die Arbeit mit dem Schacher vertauschen würden. Rühmlich für Paulus war die Vertheidigung des wegen eines Mordes vor dem Schwurgerichte 1822 verdammten Kölner Kaufmanns Fonk in dem Sophronizon und in einer besondern Schrift, wodurch er wesentlich zur Cassation dieses nach der öffentlichen Meinung ungerechten Urtheils beitrug, und dafür von der juristischen Facultät zu Freiburg im Breisgau mit der Würde eines Doctors der Rechte ausgezeichnet wurde. Als nach Dalberg's Tode 1817 v. Wessenberg vom Domkapitel zu Constanz zum Bisthumsverweser gewählt, aber wegen seiner hellen, auf Verbesserung des Gottesdienstes abzielenden Grundsätze von dem schweizerischen Nuntius Consalvi angefeindet wurde, so daß der Papst am 15. März 1817 dem Domkapitel die Wahl eines andern befahl, veröffentlichte Paulus 1818 eine „Beurtheilende Anzeige, welche das neueste Betragen des römisch-päpstlichen Kirchenregiments, besonders gegen das Generalvicariat von Constanz, gegen die großherzoglich-badische Regierung, gegen die Reichsfreiheiten der deutsch-katholischen Kirche und gegen die Rechtsgleichheit der evangelischen

Protestanten beleuchten". Im Jahre 1823 erschienen von Paulus historisch-politische Abhandlungen, 1825 eine Sammlung von Rechtsaufsätzen, wovon der dritte, über das päpstliche Jubelablaßjahr, veranlaßt durch das vom römischen Stuhle auf die Jahresfrist vom 25. December 1824 bis dahin 1825 ausgeschriebene Jubeljahr, noch besonders in den Buchhandel kam. In den „Kirchenbetrachtungen", welche 1827 erschienen, behandelt Paulus die Kirchenzustände der Gegenwart sowohl der katholischen, als der protestantischen Confession, unter andern die durch den Uebertritt des Herzog's von Anhalt-Köthen zur katholischen Kirche herbeigeführte Rechtsfrage, ob ein katholisch gewordener Regent persönlich in das evangelisch-protestantische Kirchenwesen einwirken dürfe, die Union der Reformirten und Lutheraner in Baden und Würtemberg. Auch über die Streitigkeiten des Erzbischofs von Köln, Clemens August, Freiherrn von Droste-Vischering (seit 1837) und des Erzbischofs von Gnesen und Posen, von Dunin, wegen der gemischten Ehen mit der preußischen Regierung erschienen von Paulus 1838 und 1839 zwei Schriften. Die Erinnerung an das funfzigjährige Amtsjubiläum gab Paulus Veranlassung, seine „Bildungs- und Lebensskizzen" zu schreiben und 1839 zu veröffentlichen. Besonders nahe ging Paulus die Altenburger Angelegenheit an, als nämlich 1838 auch aus dem Altenburgischen die Altlutheraner unter Leitung des Dresdenser Geistlichen Stephan nach Amerika auswanderten, und der Generalsuperintendent Hesekiel das Altenburger Consistorial-Rescript vom 13ten November 1838 veranlaßte, worin man den Geistlichen die Auswanderung

der Stephanisten vorwarf, und ihnen befahl, sich mehr an die lutherisch-rechtgläubigen Unterscheidungsdogmen zu halten, worauf ein Schüler von Paulus, der Superintendent Schuderoff zu Ronneburg, von seinem Amte suspendirt wurde. Von den vier Facultätsgutachten, welche das Ministerium einholte, lautete das Berlinische (von Hengstenberg) für das Consistorialrescript, das Jenaische (von Hase) wider dasselbe, und das Göttingische (von Lücke), sowie das Heidelberger (warum wird hier nicht gesagt, daß es von Ullmann war?) vermittelnd. Paulus las zwar damals nicht mehr, zeigte aber noch Vorlesungen an, und galt noch als fungirender Lehrer, ward aber gleichwohl als Veteran übergangen, ein Beweis, daß er nicht mehr auf dem Boden der Zeit stand, was ihn jedoch nicht hinderte, ein Privatvotum 1839 bekannt zu machen. Bei der kirchlichen Union in Rheinbaiern 1818 hatte die Generalsynode die symbolischen Bücher gänzlich abgeschafft, allein dieses Decret erhielt die königliche Bestätigung nicht, und mußte mit der Bestimmung vertauscht werden, daß man die symbolischen Bücher in gebührender Achtung halten wolle. Seit 1833 wurde das königliche Consistorium zu Speier mit lutherischen Mitgliedern besetzt, und 1839 der Generalsynode ein nach der symbolischen Lehre verfaßter Agendenentwurf vorgelegt, der aber von derselben verworfen wurde. Dieses Urtheil fand seinen wichtigsten Vertheidiger in Paulus, welcher 1840 die Schrift: „Die protestantisch-evangelische, unirte Kirche in der baierischen Pfalz“ veröffentlichte, eine mit vielen Urkunden ausgestattete Schrift. In dem darauf folgenden Jahre (1841) erschien eine zweite Auf-

lage des exegetischen Handbuchs, und der erste Band des Neuen Sophronizon zur Besprechung politischer, religiöser, kirchlicher, kirchen- und staatsrechtlicher, auch philosophischer Gegenstände der Zeit, welche Zeitschrift jedoch mit dem Jahre 1844 schon aufhörte. Für die Deutschkatholiken erließ er 1846 eine Rechtfertigungsschrift, welche sich mit dem Erweise beschäftigte, daß dieselben das Päpstisch-Unglaubliche verneinten und desto fester das Wesentlich- und Deutlich-Christliche bejahten. Nachdem ihm seine Gemahlin 1844 vorangegangen, starb Paulus am 10. August 1851. Am Schlusse steht ein chronologisches Verzeichniß der von Paulus herausgegebenen Werke mit 96 Nummern.

Holzhausen.

Brüssel

M. Hayez, Imprimeur de l'Académie royale 1853. Sur des ossements humains découverts dans une Caverne de la Province de Namur; Lecture faite dans la Séance annuelle de la Classe des Sciences de l'Académie royale de Belgique, le 16 Décembre 1853; par M. A. Spring, Docteur en phil., en méd. et en chir. etc. 25 Seiten in Octav.

Noch immer sind die Geologen nicht darüber einig, ob Ueberreste vom Menschen in antediluvianischen Massen angetroffen werden, oder ob sie erst in Ablagerungen vorkommen, welche nach der großen Katastrophe gebildet worden, durch welche unsere Ebenen mit Sandmassen bedeckt, zahllose Geschiebe aus dem hohen Norden über dieselben verbreitet, Lehmmassen in unseren Fluß-

Digitized by Google

thälern angehäuft und in Höhlen abgesetzt wurden. Man sollte glauben, daß die Entscheidung dieses für Geologie überhaupt und für die Menschengeschichte insbesondere wichtigen Gegenstandes nicht schwierig sein könne; dennoch erfordern die in Beziehung darauf anzustellenden Beobachtungen größte Vorsicht. Sehen wir doch selbst ganz in der Nähe, wie Reste aus den verschiedensten Zeiten durch zufällige Einwirkungen vermengt werden können, und wie ein solches Gemenge dann den Schein der Gleichzeitigkeit erlangen kann. Finden sich doch in den Absonderungsklüften unseres bunten Sandsteins bei Mariaspring am Fuße der Plesse unweit Göttingen Hyänen-Schädel und Rhinoceros-Zähne mit Knochenresten unserer Hirsche, Stiere und Pferde so vermengt, daß man glauben möchte, daß sie gleichzeitig in ihre jetzige Lagerstätte gelangt seien, wenn nicht die abweichende Beschaffenheit der Knochensubstanz sogleich auf das verschiedene Alter aufmerksam machte.

Der Verfasser der obigen interessanten Mittheilung gehört zu denen, welche der Meinung sind, daß die frühesten Bewohner von Europa noch in Gesellschaft von Elephanten, Hyänen und Höhlenbären sich befanden; zeigt aber, daß die menschlichen Gebeine, welche sich in der in einem devonischen Kalkstein befindlichen Höhle von Chauvaux an der Maas finden, postdiluvianisch sind. Zu oberst in dieser Höhle ist eine Lage von Lehm von 3 — 20 Centimeter Stärke; darunter eine 15 — 45 Centimeter mächtige Lage von festem Stalagmit; darunter an der einen Seite ein grobes Conglomerat von Steinen, die durch Kalksinter verkittet sind; an der anderen eine

etwa 15 Centimeter mächtige, unter 5° geneigte Knochenbreccie, worin durch einander Knochen von Menschen, Hirschen, vom Elenn, Auerochs, von Hasen, Mardern, Vögeln u. s. w. sich befinden. Darunter eine Masse von reinem Stalagmit, von 1—2 Centimeter Stärke, und zu unterst eine Lage von unendlich vielen kleinen, mehr und weniger zertrümmerten und zersetzten Knochenfragmenten.

Der merkwürdigste Fund der in der Masse, welche die bestimmbaren Knochen enthält, gemacht worden, besteht in einem menschlichen Vorderhauptbein, mit einem durch ein quetschendes Werkzeug bewirkten Bruche, nebst dem daneben in derselben Breccie eingeschlossenen Corpus delicti, einer steinernen Axt von grober Arbeit, und ohne Loch zur Befestigung eines Stieles; wodurch zugleich der sicherste Beweis für das sehr hohe Alter der menschlichen Gebeine erlangt worden.

Eine genaue Untersuchung der menschlichen Knochenreste, hat dem Verfasser die Ueberzeugung gegeben, daß sie von Menschen herrühren, die einer von den jetzigen Bewohnern des mittleren und westlichen Europa's verschiedenen Raçe angehörten, deren Größe sehr gering war, indem solche nach einer approximativen Berechnung höchstens 5 Fuß betrug, welches etwa mit der Größe der Grönländer und Lappen übereinstimmen würde.

H.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 7. August 1854.

London

John Murray 1852. The Grenville papers, being the correspondence of Richard Grenville Earl Temple, K. G. and the right hon. George Grenville, their friends and contemporaries. Now first published from the original Mss. etc. by W. J. Smith, Esq. 4 Voll. Band I. XLIII u. 494. Band II. 535. Bd III. 397. Bd IV. 592 S. in Octav.

Ebendaselbst

Hurst and Blackett, 1853. Memoirs of the Court and Cabinets of George the Third, from original family documents. By the Duke of Buckingham and Chandos, K. G. 2th edit. 2 Vols. Bd I. VIII u. 457. Bd II. VII u. 452 S. in Octav.

Daß wir die beiden oben genannten Werke unbedenklich in eine Anzeige zusammenfassen, wird sich leicht durch die Thatsache rechtfertigen lassen, daß sie die politische Correspondenz und darin das

politische Leben zweier Generationen derselben Familie umfassen — und zwar Jahr für Jahr von 1742 bis 1799 mit einer einzigen Unterbrechung von vier Jahren zwischen October 1777 und Januar 1782. Beide Werke könnten in der That nach allen innern Gründen gar wohl in eins verschmolzen worden sein und die Trennung dieses Materials kann nur ganz äußerliche Veranlassungen haben. Sie unterscheiden sich eigentlich nur dadurch, daß die Correspondence die Grenvilleschen Briefe in ihrer chronologischen Reihenfolge ohne fortlaufenden historischen Commentar, aber mit einer kurzen Einleitung und zahlreichen Anmerkungen unter dem Text gibt, während die Memoirs ihr briefliches Material, was auch hier bei weitem die Hauptsache ist, an dem Faden einer nothdürftigen Geschichtserzählung aufreiht. Dem Herausgeber der Correspondence gibt nur ein einziger Punkt Veranlassung zu einer größern selbständigen Arbeit, nämlich die so oft und für das continentale, wie für die Mehrzahl des englischen Publicums ad nauseam usque erörterte Frage nach dem Verfasser der Juniusbriefe. Diese werden hier in einer die Hälfte des 2ten Bandes der Correspondence einnehmenden Einleitung Lord Temple, dem Haupt unserer ersten Grenvillegeneration zugeschrieben und zwar mit Gründen und einer Ausführlichkeit, worin wir eine genügende Beweisführung anzuerkennen bereit sind — so weit eine solche überhaupt in einer solchen Sache und ohne ganz neue Entdeckungen bisher fehlender directer Beweismittel überhaupt zu führen ist. Weiter auf diesen Punkt einzugehn, halten wir hier nicht von Nöthen, sondern verweisen die wenigen curiosi in solchen Dingen auf das Buch selbst. Damit wollen wir aber die Bedeutung

Digitized by Google

jener räthselhaften Juniusstimme an sich keinesweges unterschätzt haben; doch unterscheiden wir die Personalfrage von der Sache. Erstere dürfte allerdings mehr einer gewissen Neugierde, oder doch der specialsten geschichtlichen Detailforschung anheimfallen, der wir denn eben die Benutzung dieser neuen Vermehrung der in dieser Sache schon erwachsenen Acten überlassen.

Was nun im Allgemeinen die Bedeutung der vorliegenden beiden Werke als Beitrag zu den Quellen der betreffenden Periode der neuern, zunächst der englischen Geschichte betrifft, so ergibt sie sich bis auf einen gewissen Punkt und in gewissem Sinn am besten aus den Namen der Personen, deren Briefgeheimniß hier zu Nutz und Frommen der historischen Erkenntniß der Nachwelt gebrochen wird.

Was zunächst die Hauptpersonen betrifft, an die fast alle und von denen die meisten dieser Briefe geschrieben sind, so dürfte es nicht überflüssig sein, hier an einige, wenn auch sonst bekannte Data zu erinnern. In der Correspondence haben wir es hauptsächlich erstlich eben mit jenem Richard Grenville, Lord Temple (seit 1752) zu thun, der als einer der eifrigsten, begabtesten und einflußreichsten Parteigenossen seines Schwagers, des ältern Pitt, in dessen erstem Ministerium und auch nach dessen Austritt in der Opposition auftrat, in der er aber während Pitts zweitem Ministerium verharrte, worüber beide Schwäger sich gründlich verfeindeten. Lord Temple starb 1779. Der zweite Bruder und zweite Hauptcorrespondent in unserer Sammlung ist George Grenville, der 1744 in's Ministerium trat, mit Pitt und seinem Bruder Hand in Hand ging, aber 1760 auch unter Lord Bute im Amte blieb, was

ihm den nachhaltigen Zorn seines weniger schmiegsamen älteren Bruders zuzog, der sich erst nach seinem definitiven Uebertritt zur Opposition 1765 wieder mit ihm versöhnte. Er starb 1770. Außerdem nehmen noch zwei jüngere Brüder an der Correspondenz dieser ersten Generation Theil, die wir aber nicht weiter zu beachten haben, außer insofern wir es beklagen müssen, daß der eine sehr früh als tapferer Seemann in einem Gefecht gegen die Franzosen fiel. Die Correspondenz verliert dadurch ein Moment, welches ihr eine gewisse Frische und Färbung gab, deren sie außerdem nur zu sehr entbehrte. So oft das englische Leben auf seinem wahlverwandten Element, der wogenbrausenden See auftritt, bietet es erfreulichen Ersatz und Gegengewicht gegen die dunkeln oder grauen und unerquicklichen Seiten, deren es sonst nur zu viele zeigt.

Das sociale Haupt der zweiten Generation, womit uns hauptsächlich die Memoirs bekannt machen, ist der älteste Sohn jenes Richard, der seinem Oheim in Titel und Besitz als Earl Temple folgte und später zum Marquis von Buckingham und Chandos erhoben wurde. Obgleich er nicht zugleich das politische Haupt der Familie war, zeichnete er (1782) als Vicekönig von Ireland unter sehr schwierigen Umständen sich durch Festigkeit und Besonnenheit und eine würdige Haltung um so mehr aus, je mehr es seinen Vorgängern und Nachfolgern an diesen Eigenschaften fehlte. Wenn irgend etwas Ireland vor den Greueln der Rebellion hätte bewahren können, die bald nach seinem, durch die Londoner Factionskämpfe herbeigeführten Rücktritt ausbrach, so war es das Beharren auf dem von ihm

Digitized by Google

eingeschlagenen Weg in der Behandlung der irischen Angelegenheiten.

Sein jüngerer Bruder, Thomas G., vertrat hauptsächlich die auswärtige Politik in der Familie — namentlich durch seine Missionen nach Paris 1782, nach Wien und Berlin 1792 ꝛc. Auch machte er nach Fox's Tode einen kurzen Durchgang durchs Ministerium. Das eigentliche politische Haupt aber dieser Generation ist der dritte Bruder William Wyndham G., seit 1790 Lord Grenville. Er trat in demselben Jahr mit Pitt und Addington ins Ministerium, wo er sich bis 1802 hielt, wegen der katholischen Frage austrat und mit Pitt 1804 nicht wieder eintrat, dagegen nach Pitt's Tode 1808 mit Fox ein sehr kurzlebiges Vermittlungsministerium bildete, was nach seinem Namen genannt wurde, jedoch so wenig als seine weitere Laufbahn, seine ausgezeichnete Stellung im Oberhaus bis zu seinem 1834 erfolgten Tode in unsern, d. h. in den Bereich der vorliegenden Memoirs fällt.

Der bei weitem größte Theil des in den beiden Werken mitgetheilten Materials sind Briefe, welche zwischen den Mitgliedern der beiden Grenvilleschen Generationen gewechselt worden, woran sich ein Tagebuch des ältern George G. von 1762—1766 anschließt. Das Uebrige sind Briefe der zum Theil sehr fleißigen Correspondenten der Familie, von denen wir nur folgende bedeutendere Namen hervorheben: zuerst die beiden Könige Georg II. u. III. mit fast sämmtlichen Mitgliedern der beiden Generationen der königlichen Familie; die übrigen mögen in alphabetischer Ordnung folgen: Admiral Anson, Herzog von Bedford, Lord Bute, Ed. Burke, Lord Bulkeley, Viscount Cobham, General Conway, Lord Clive, Gen. Cu=

ningham, Curran, Lord Egremont, Chevalier d'Eon, beide Fox, Lord Holdernesse, Lord Halifax, Lord Holland, W. G. Hamilton, Jenkinson (nachmals Lord Liverpool), Junius (der große Pseudonymus), Lord Mansfield, Lord Mornington, Lord Malmsbury, Herzog von Newcastle, Lord Canzler Northington, Lord North, beide Pitt, Pelham, Herzog von Portland, Lord Rockingham, Admiral Rodney, Lord Sidney, Stanley, Sheridan, Lord Suffolk, Ch. Townshead, Hor. Walpole, Wilkes, Wyndham, Lord Canzler Wedderbourae, Yorke, Sir W. Young ꝛc.

Bei einiger Bekanntschaft mit der Geschichte jener Periode und den Ereignissen der äußern und innern Politik, an denen diese Personen einen mehr oder weniger bedeutenden Antheil hatten, wird hier die allgemeinste Andeutung genügen. Die drei Kriege mit Frankreich und resp. Spanien von 1744—48, von 1755--63 und von 1778—79 — die mächtige Entwicklung der ostindischen Herrschaft — der Kampf mit den nordamerikanischen Colonien und deren Emancipation — die letzten Erhebungen für das Haus Stuart — die Kämpfe der Krone gegen die Aristokratie und der aristokratischen Factionen unter einander auf parliamentarischem, höfischem und populärem Terrain bis in die Tiefen der rohsten Demagogie hinunter, welche das Hineinziehen und die ersten Schritte der Demokratie hervorriefen im Gegensatz zu Krone und Parliament — das Auftreten der Constituencies gegen das Parliament — die ersten Schritte der Reformagitation, der Katholikenemancipation — die Ausdehnung der praktischen Grenzen der bürgerlichen und politischen Freiheit, zumal der Presse durch gerichtliche Entscheidungen über Libels, general warrants u. s. w., die elenden

Digitized by Google

Wilkes'schen Händel, welche durch ihre Incidenzpunkte eine so große Bedeutung in den wichtigsten constitutionellen Fragen erlangten — die beiden Ostindienbills — endlich die wiederholten Wahnsinnanfälle des Königs und die daran sich knüpfenden staatsrechtlichen Fragen und Factionsintriguen — endlich die ewige „Verlegenheit Englands", Ireland mit seinen heillosen Zerrüttungen, die man am Ende unserer Periode durch die Union zu heilen versuchte rc. rc. — wer sich dies Alles auch nur in den Hauptumrissen in's Gedächtniß ruft und jenen Namen ihre Stellung in dem Bilde anweist, dessen Erwartung über die Bedeutung des historischen Inhalts dieser Bände wird ohne Zweifel sehr hoch gesteigert werden. Und wenn auch nach so vielen ähnlichen Bereicherungen des Materials der englischen Geschichte des 18ten und 19ten Jahrhunderts, welche die letzten Jahre gebracht, ganz neue Aufschlüsse über den Verlauf der Dinge im Großen und Ganzen und über einzelne Hauptpunkte nicht zu erwarten waren, so konnte man doch hoffen, hier eine Menge mehr oder weniger interessanter Nachrichten über einzelne Details, und namentlich in so vertrauten Mittheilungen eine Fülle jener intimern Züge zu finden, die unter der Hand des berufenen Künstlers dem historischen Bilde im Ganzen und Einzelnen erst Farbe, Leben und Bewegung geben.

Wollen wir nun auch nicht behaupten, daß diese Erwartung ganz unbefriedigt bleibt, so müssen wir doch gestehn, daß die Erfüllung sehr weit hinter dem Maße zurückbleibt, welches man nach jenen Namen und Begebenheiten anzulegen berechtigt wäre. Dies gilt insbesondere von den vier dicken Bänden der Correspondence, welche wirklich ohne allen erheblichen Nachtheil auf ein

Drittel ihres Umfangs hätten beschränkt werden können *). Dieser Mangel an Urtheil in der Auswahl der aus den Schachten der Archive großer Häuser zu Tage geförderten Erze ist zwar eine in England sehr gewöhnliche Erscheinung, welche großentheils durch die beschränkte, schwerfällige Pedanterie der Herausgeber oder deren Devotion gegen hohe Gönner zu erklären ist. Doch trägt auch die Unabhängigkeit des Absatzes vom Preise und mehr oder weniger vom wirklichen Werthe das Ihrige dazu bei, indem gewisse Namen schon hinreichen, einem solchen Werke in den Bibliotheken der Aristokratie ihren Platz zu verschaffen, wo es freilich meistens so leicht Niemanden einfällt, sie in ihrem otium cum dignitate zu stören.

Ob diese Enttäuschung durch ein so großes Mißverhältniß des wirklichen Metallgehaltes zu dem todten Gestein ganz in dem ursprünglichen Material gegeben war, oder ob und wie weit die ostensibeln Herausgeber, oder anderweitige Einflüsse dafür verantwortlich zu machen sind, ist schwer zu sagen.

*) Es dürfte keine unersprießliche Arbeit sein, wenn eine sachkundige Hand dem geschichtsforschenden oder geschichtliebenden deutschen Publicum diese und andre kostbare englische Materialsammlungen durch einen geeigneten Auszug zugänglich machte. — Es könnte dies mit 2—3 Bänden jährlich eine in jeder Beziehung sehr brauchbare und interessante Sammlung werden.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.

Den 10. August 1854.

London

Fortsetzung der Anzeigen: »Grenville papers, being the correspondence of Richard Grenville Earl Temple, etc.« Und: »Memoirs of the Court and Cabinet of George the Third, etc. By the Duke of Buckingham and Chandos.«

Was die Correspondence betrifft, so geht jedenfalls aus dem Vorwort des Herausgebers — Bibliothekars zu Stowe, der prachtvollen Schöpfung des ersten Lord Temple — hervor, daß des Letztern Neffe und Nachfolger einen entscheidenden Einfluß auf die Auswahl des zu veröffentlichenden Materials gehabt hat, während die Memoirs in dem Sohn des zuletzt Genannten, dem noch lebenden Marquis von Buckingham und Chandos, eine dem plebejischen Beruf der Herausgabe viel besser entsprechende Hand gefunden haben. Beide aber, Vater und Sohn, werden ohne Zweifel dafür gesorgt haben, daß Alles beseitigt wurde, was sich nicht mit der strengsten Discretion gegen die Personen und Kreise vertrug, de-

ren Briefgeheimniß überhaupt zu brechen schon eine sehr kühne Erhebung über herrschende Vorurtheile, Rücksicht, oder Empfindlichkeiten war das französische susceptibilités würde freilich unserer Meinung besser entsprechen! War nun, wie leider oft in dieser besten Welt, sogar in den höchsten Kreisen derselben, dasjenige was unter solchen Einflüssen der Veröffentlichung entzogen blieb, gerade das, was derselben am meisten Interesse oder Reiz gegeben hätte, so müssen wir jedenfalls zwar das Gegebene so wie es ist, dankbar annehmen, dürfen aber auch die Folgerung nicht zurückhalten, die für die historische Benutzung nicht ohne Wichtigkeit ist: daß jedenfalls nur das gegeben ist, was verhältnißmäßig zu Gunsten der Correspondenten und ihrer Kreise spricht, während — wenn irgend etwas, jedenfalls die dunklern und bedenklichern Partien der ursprünglichen Zeugnisse und Selbstbekenntnisse zurückgehalten sind.

Nur so in der That, nur durch ein Uebermaß der Rücksichten der Pietät oder Weltklugheit läßt es sich erklären, daß der Inhalt einer Mehrzahl unter einer so großen Anzahl (jährlich wenigstens 100!) von Briefen so bedeutender Männer in so bedeutenden Angelegenheiten und oft so begebenheitsschwangern Momenten so ohne alles Interesse, ja oft ohne alle Beziehung auf die bedeutendsten Ereignisse des Augenblicks und der unmittelbarsten Nähe sein können. So ist z. B. kaum eine Erwähnung der Rebellion von 1745 in den gleichzeitigen Briefen der Correspondence zu finden!

Nach diesen Andeutungen über den Inhalt der vorliegenden Bände, bedarf es wohl keiner weitern Rechtfertigung für uns, wenn wir uns jeder in's Einzelne gehenden Erörterung auch nur über

Digitized by Google

einige Hauptpunkte desselben enthalten, die nur durch eine sehr ausführliche Kritik mit Benutzung anderer uns nicht zu Gebote stehender Hülfsmittel ein irgend ersprießliches Resultat ergeben könnte. Wir überlassen eine solche Benutzung des gegebenen Materials denjenigen, welche einen Beruf zu specialhistorischen Arbeiten über jene Periode haben mögen.

Dagegen seien uns einige allgemeine Andeutungen über das Bild gestattet, was uns aus diesem Spiegel englischer Zustände jener Zeit entgegentritt. Und zwar müssen wir vor allen Dingen als die heilsame Bedeutung solcher Zeugnisse bezeichnen, daß darin wohl — wenn es überhaupt eins gibt — das beste Mittel zu finden sein dürfte eine gesunde Reaction gegen die optimistischen Vorurtheile hervorzurufen, die in Deutschland hinsichtlich des parliamentarischen Englands herrschen und ausgebeutet werden. Eine solche Reaction thäte um so mehr Noth, je mehr jener Optimismus und dessen Ausbeutung mittelbar oder unmittelbar, ausdrücklich oder stillschweigend, bewußt oder unbewußt grade den Tendenzen zum Grunde liegt, welche unter conservativen Losungen und meist in aufrichtig = conservativer Meinung der Bewahrung der Reste des monarchischen Staatslebens gefährlicher und dessen zeitgemäßer Restauration hinderlicher sind, als alle eigentlich revolutionären Tendenzen — gleichviel, ob zahm oder wild! — Es ist der Schaden am grünen Holz — die corruptio optimi, welche bekanntlich pessima zu werden pflegt. Wir bezeichnen oben ausdrücklich das parliamentarische England, d. h. alles was in den Kreis des parliamentarischen Regiments nach seiner periodischen Erzeugung und seiner mannichfaltigen und mächti-

gen Wirksamkeit fällt, als den Gegenstand der Warnungstafel, die wir hier aufstellen möchten. Wir unterscheiden dieses monströse Haupt sehr bestimmt von dem an sich sehr gesunden, kräftigen, reich und mannichfaltig organisirten und gegliederten Leibe, der dazu verdammt ist, ein solches Haupt zu produciren und zu tragen und der eben unter diesen Einflüssen mehr und mehr einer Zerrüttung und Auflösung anheimfällt, die um so gefährlicher ist, je weniger sie nach außen hervortritt, vielmehr von Macht und Herrlichkeit der materiellen Entwicklung unermeßlicher natürlicher Hülfsmittel überdeckt und übertäubt wird. Diese Entwicklung selbst aber würde unter jeder Regierungsform Statt gefunden haben, bei der auch nur mäßigsten Qualification der Regierenden. Wie wenig die materielle Entwicklung von parliamentarischem Regiment oder auch nur Mitregiment abhängt, beweist schon die Entwicklung der preußischen Zustände, die bei unendlich viel geringerem Grundkapital relativ eben so bedeutende Erträge geliefert hat, als sie England aufzuweisen hat. Daß aber der Schaden Englands wesentlich und zunächst im socialen und nicht im politischen System seinen Sitz hat, wird wahrlich doch nicht zur Beruhigung auch nur über die politische Zukunft dienen sollen. Welcher Art auch der politische Einfluß ist, den das parliamentarische Treiben auf die untergeordneten localen Organe des politischen Lebens übt, das kann jeder wissen, der irgend etwas von den wirklichen Früchten des gepriesenen selfgovernment weltlicher und geistlicher Corporationen in England weiß, oder wissen will. Was noch gesund ist, ist es trotz des Parliamentarismus geblieben und was krank ist, ist es wesentlich durch den Parliamentarismus. Wenn

Digitized by Google

also es hoffentlich unsern deutschen Conservativen nicht bloß um dürre doctrinäre Programme zu thun ist, sondern, wie auch uns, um die lebendige Wahrheit eines selfgovernment soweit es deutschen Verhältnissen irgend angemessen sein kann, so müssen sie sich des Vorurtheils entschlagen, als wenn die Erreichung dieses Ziels von einer Theilung des eigentlichen Regiments abhängig wäre und nicht vielmehr grade dadurch unerreichbar gemacht würde. — Gleichviel, ob Kammern oder Stände und nach welchem doctrinären Recept die Majoritäten auch erzeugt werden mögen, deren Autorität die negative Entscheidung in Fragen des Regiments zugewiesen wird! Wenn wir eben von der möglichen Wirksamkeit solcher Zeugnisse sprechen, wie sie die vorliegenden Bände geben, so steht damit allerdings die Erscheinung im Widerspruch, daß die Thatsachen, welche hier bezeugt sind, an sich — oder ähnliche und schlimmere schon längst vielfach und von den verschiedensten Seiten bezeugt, ja zu völliger Trivialität und Notorietät gelangt sind, ohne daß jene Anglisirung der politischen Anschauungen sich dadurch irre machen ließe. Und in der That gehört es zu den seltsamsten Erfahrungen, die man auch in sonst wohlgebildeten und urtheilsfähigen, ja vorzugsweise geistreichen Kreisen macht, daß sie in diesem Punkte an einer Art von Idiosynkrasie, um nicht zu sagen Monomanie leiden, ähnlich den Leuten, die z. B. alle Bäume roth und die Ziegeldächer grün sehen. Was unter andern Umständen, auf einem andern Schauplatz von jedem gesunden sittlichen Gefühl als Frucht, Quelle und Symptom allgemeiner oder individueller Corruption perhorrescirt werden würde, dafür hat man alle möglichen geistreichen sophistischen oder phan-

Digitized by Google

tastischen Erklärungen, Entschuldigungen, Beschönigungen, wenn von England die Rede ist. Das ekelhafteste Geschwür erscheint solchen Augen als ein liebenswürdiges Muttermal — wenn es nicht ganz ignorirt werden kann. Wenn wir Deutsche nur ein wenig unbefangenes Selbstgefühl hätten und uns nicht mehr und mehr daran gewöhnten, die freie Zunge und Feder als den entscheidenden Gradmesser politischer Tüchtigkeit anzuerkennen, so würde es Niemand einfallen zu leugnen, daß das deutsche Beamtenthum, mit all seinen Fehlern — und wir haben wahrlich keine Sympathie für irgend welche Bureaukratie! weit mehr respectable Züge darbietet als die Kreise, in deren Händen in England das active Staatsleben factisch liegt. —

Wie dem auch sei, wir versuchen es den Eindruck wiederzugeben, der sich aus den vorliegenden vertrautesten Zeugnissen der einflußreichsten Personen der parliamentarischen Welt ihrer Zeit ergibt — Zeugnisse, die jedenfalls in den Schattenseiten möglichst gemildert sind. Und zwar sind es nicht bloß die Zeugnisse, die in den Thatsachen selbst liegen, sondern auch solche, die das bestimmt ausgesprochene Bewußtsein und Urtheil der Betheiligten über das ganze Wesen aussprechen. Dieser Eindruck wird im Allgemeinen zuversichtlich jeden irgend Unbefangenen zu der Ueberzeugung führen, daß es keinen größern Mißbrauch der Sprache gibt, als die gäng und gäbe emphatische Anwendung der Ausdrücke: hochherziger Patriotismus, edle Uneigennützigkeit, politische Consequenz, Ehre, Rechtlichkeit und Sittlichkeit, oder wohl gar aufrichtiger Loyalität auf jene Personen und Kreise, namentlich sofern sie den Factionen der Whigs angehören. Nicht etwa als wenn die

tized by Google

Tories sich in einem wesentlichen bessern Licht darstellten, aber es werden jene epithela ornantia (aus nahe liegenden Gründen!) von dem in der gebildeten Welt und ihrer Litteratur und Presse vorherrschenden trivialen Liberalismus vorzugsweise nach der linken Seite hin verschwendet.

Damit sollen ehrenvolle Ausnahmen und auch bei der Mehrzahl eine Mischung des Guten und Schlimmen, eine Mitwirkung besserer Motive nicht in Abrede gestellt werden. — Ja es ist eigentlich weniger von persönlichen individuellen Momenten die Rede, als von dem Ganzen und dessen sittlicher Atmosphäre, Gewohnheiten und Wesen im Gegensatz eben zu den Lobpreisungen, die grade diese Personen und diese Verhältnisse als Muster aufstellen und namentlich entschiedener monarchischem Wesen zur Beschämung entgegenhalten zu dürfen meinen.

So viel geht aus den vorliegenden Zeugnissen und Selbstbekenntnissen auf jeder Seite hervor, daß es sich in jenem ganzen Treiben unter allen patriotischen oder loyalen Phrasen wesentlich zuerst und zuletzt um persönliche Interessen, um Ehrgeiz, Habsucht, Eitelkeit, Sympathien und Antipathien der aristokratischen Factionen, ihrer Führer und deren Familien handelte. Die großen Gegensätze der Whigs und Tories hatten schon damals und nachdem die letztern sich der neuen Dynastie ohne Vorbehalt unterworfen hatten, kaum mehr einen tieferen, principiellen oder realen auf das Gemeinwesen bezüglichen Grund. So weit aber noch etwas der Art vorhanden war, wurde es jeden Augenblick nach persönlichen oder Familien-Interessen und zur Erlangung oder Behauptung der Gunst des Hofes oder der parliamentarischen Majoritäten positiv oder negativ, stillschwei-

Digitized by Google

gend oder ausdrücklich preißgegeben. In der That tritt uns hier wie freilich in so manchen andern Punkten die merkwürdige Erscheinung entgegen, daß grade die Tugenden, welche in der That am seltensten und als Ausnahmen der entgegengesetzten Laster vorkommen, am zuversichtlichsten als charakteristische Züge, als berechtigtster und notorischer Ruhm der Zustände und der Nationalität vindicirt werden. Es hängt dies innig mit der Heuchelei zusammen, welche dieses wie jedes öffentliche Leben erzeugt und durchdringt, dessen Entscheidungen auf Majoritäten steht, die gewonnen werden müssen. Die englische Sprache freilich hat für ein so wesentlich englisches Product den viel bezeichnendern und doch euphonistischen Ausdruck: cant. Die gepriesene und natürlich von anglisirenden Deutschen staunend nachgepriesene consistency englischer Staatsmänner ist nichts als cant. Erlaubte der Raum eine Auswahl von Beispielen aus der Correspondence oder nur aus den **Memoirs**, so würde eben nur die Fülle uns in Verlegenheit setzen. Die allgemeinen Phrasen sittlich patriotischer oder loyaler Entrüstung über Mißbrauch der Regierungsgewalt einerseits oder des Wahlrechts, der Presse &c. anderseits, über Intriguen bei Hofe und Einschüchterungen und Bestechungen aller Art bei den Wählern oder den Gewählten*) — die darauf

*) Ueber Bestechung und Einschüchterung der Wähler ist kein Wort weiter zu verlieren, zumal es geistreiche Leute im conservativen Lager gibt, die die Sache selbst unbedenklich zugeben, aber sie als eine besonders erfreuliche und zweckmäßige gleichsam natürliche Correction mancher anderer Mängel bewundern. Zu gleicher Interpretation empfehlen wir einen Zug statt vieler als Beweis, daß es sich auch bei den Gewählten nicht etwa

Digitized by Google

begründeten scheinbar eifrigsten Reformbestrebungen ꝛc. — der Ruf: die britische Freiheit oder die Kirche, oder die Krone in Gefahr! — alle diese Losungen wurden nach Bedürfniß und Umständen eben so von allen Factionen ausgebeutet, als umgekehrt alle Factionen ungefähr gleich gegründete Ursachen zu jeder Anklage gaben; obgleich nicht zu leugnen, daß die Whigs im Ganzen die Combination oder den Wechsel aller Sünden und Mißbräuche der Regierers Gewalt und der Opposition in höherem Grade aufwiesen als die Tories. Dies war aber mehr eine Folge der äußern Stellung, als der innern Haltung und im Wesentlichen war das entscheidende Moment auf allen Seiten das being in oder out — Regierung oder Opposition! Jedenfalls ist nichts thörigter als irgend einer Partei, oder gar einem Individuum, wie z. B. einem Walpole, die Ehre oder Schande der Praxis oder gar Erfindung des großen Systems der Bestechung zuzuschreiben, welches das Hauptmobile des englischen Parliamentarismus war

bloß um Befriedigung der extravagantesten Capacität in Pensionen, Aemtern, Titeln ꝛc. handelte, sondern um einfache, schamlose Bestechung. Aus einem Brief (in der Correspondence) vom 26. Nov. 1763 geht hervor, daß der Minister Grenville dem Lord Sey and Sele eine Banknote von 300 L. in die Hand gedrückt hatte, die dieser zwar zurückschickt, aber ohne die geringste Befremdung oder Entrüstung und offenbar in guter Zuversicht anderweitigen Ersatzes. Die Sache war so gewöhnlich, daß sie ihren terminus technicus hatte, den Jedermann verstand: to talk to the members about their several claims and pretensions. Was aber von der Uneigennützigkeit auch der würdigsten Persönlichkeiten zu halten, geht aus der Unbefangenheit hervor, mit der sogar ein G. Grenville vom König Aemter, Pensionen oder Titel für seine Angehörigen erbittet, und das zu einer Zeit, wo er sehr wohl wußte, wie unentbehrlich er im Cabinet war.

und zum großen Theil noch ist. Allerdings wird die Sache jetzt weniger naiv getrieben, da die Controlle über öffentliche Gelder von allen Oppositionen mehr und mehr geschärft und von der Demokratie, welche vorläufig noch leer ausgehn würde, unermüdlich gehandhabt wird. Aber die Eisenbahnbills und gar manche andre Speculation unter parliamentarischer Sanction geben immer noch zahlreiche Gelegenheiten zu einem job für die Liebhaber. Einen Zug zur Charakteristik der politischen Sittlichkeit jener Zeit müssen wir noch anführen, weil grade hier auch der englische cant und die deutschen Anglicisten ein ganz besonderes Gewicht darauf zu legen pflegen, daß dergleichen im freien England nie vorkommen könnte. Es geht nämlich aus wiederholten Aeußerungen in den Grenvilleschen Briefen hervor, daß Verletzungen des Briefgeheimnisses ganz gewöhnlich waren und zwar nicht bloß unter Gegnern, sondern auch unter Collegen.

Aber auch abgesehen von diesen allgemeinsten, alltäglichen und permanenten Punkten finden wir auch in einzelnen bestimmten und mehr oder weniger wichtigen Fragen dieselben Personen je nach Umständen mit der größten Unbefangenheit ihre Stellung und Haltung wechseln. Und wenn man gestehen muß, daß über die wichtigsten Fragen — z. B. die amerikanische — eigentlich gar keine wirkliche Meinungsverschiedenheit obwaltete, so erscheint die Ausbeutung solcher Fragen zu Factionszwecken nur um so unwürdiger. Der „große Commoner“ selbst erkannte das Besteuerungsrecht des Parliaments in den Colonien im Wesentlichen an; und wenn er dennoch einen Kampf verdammte, der in jener Voraussetzung gar nicht zu vermeiden war — wenn er dann endlich sich

wieder dem Friedensabschluß widersetzte, ohne doch irgend eine Bürgschaft für die Möglichkeit eines günstigen Ausgangs oder überhaupt der Fortsetzung des Kriegs geben zu können, so kann kein Aufwand parliamentarischer Rhetorik für die sittliche Schwäche eines solchen Verhaltens entschädigen, welches nur durch Factionsinteressen seine Erklärung findet.

Am handgreiflichsten tritt der Wechsel angeblich principieller Stellungen in der Regentschaftsfrage hervor, wo die Tories als eifrige Vertreter parliamentarischer Rechte, die Whigs eben so eifrig für die Prärogative der Krone auftraten — aus dem sehr einfachen Grunde, weil das Interesse der einen sie auf die Gunst des Prinzen von Wales speculiren ließ, weshalb sie ihm ipso facto das Recht der Regentschaft ohne alle parliamentarische Beschränkung vindicirten, während die Tories schon im Bewußtsein ihres gespannten Verhältnisses zum Prinzen ihn hinsichtlich der Bedingungen möglichst vom Parliament abhängig erhalten wollten. Und nun muß man sehen wie die Herren noch hüben und drüben über Nacht ab- und zufallen, jenachdem die Nachrichten über den Zustand des Königs lauten.

Ueberhaupt gehört die ganze Art wie alle Factionen die Geisteskrankheit des Königs ausbeuteten, wie namentlich die Whigs der Impietät der königlichen Prinzen Vorschub leisteten, zu den bezeichnendsten Zügen der politischen Sittlichkeit dieses Treibens. Es kommen in diesem Sinne wahrhaft empörende Dinge vor. Dabei sowie in andern „Fragen" des Tages tritt besonders auch das ganze Verhältniß Lord Temples und anderer aristokratischer Factionshäupter zu dem berüchtigten Wilke sehr charakteristisch hervor, um so mehr,

da dieser durch und durch nichtswürdige Mensch, dessen patriotische Rhetorik ihn zum Abgott des freisinnigen Pöbels machte, eben in der Unsittlichkeit seines Privatlebens eine wesentliche Grundlage des aristokratischen Patronats fand, dessen er so lange genoß. Von solcher Gemeinschaft war nur ein Schritt zu der Ausbeutung und Aufhetzung der Leidenschaften des rohesten Pöbels, deren Whigs und Tories sich bedienten so oft es ihnen eben paßte. Damals wie jetzt war England das Land, wo die häufigsten und rohesten Verletzungen der Gesetze, der Personen und des Eigenthums vorkamen, ohne daß der englische cant und der Chor der anglisirten Deutschen sich dadurch in dem Axiom irre machen lassen: das englische Volk ist das Muster der Ehrfurcht vor dem Gesetz. Uebrigens ist allerdings ein Unterschied zwischen damals und jetzt darin nicht zu verkennen, daß damals die schlimmern positiven Einflüsse des parliamentarischen Regiments sich mehr auf London beschränkten, während die große Masse des Landes in ihrer gewöhnlichen Haltung ein ziemlich passives, schwerfälliges, aber im Ganzen gesundes politisches Leben führte, was nur gelegentlich bei allgemeinen Wahlen in sehr stürmische, aber doch überwiegend naive und jedenfalls nur kurzathmige Aufregung gerieth. Namentlich boten die materiellen und socialen Zustände noch einen sehr gesunden, breiten und behaglichen Ballast als Gegengewicht gegen jedes bedenkliche Uebermaß politischer Agitation, wobei freilich den politischen Institutionen und politischer Praxis und Weisheit durchaus kein Verdienst gebührt. Was die kirchlichen Zustände betrifft, so waren die Folgen des praktischen Materialismus, des todten Orthodoxismus, der Verweltlichung und

der geistlichen Trägheit der Staatskirche, wesentlich befördert durch die Betheiligung ihrer Häupter an der Corruption des parliamentarischen Lebens, damals in der Masse der Gemeinde noch wenig bemerklich, während der auf einer ganz rationalistischen und pelagianisirenden Bildung und Litteratur beruhende Unglaube der höhern Stände damals vielleicht weiter verbreitet als jetzt, jedenfalls noch mehr unter den äußern Formen einer gewissen Kirchlichkeit verdeckt war, die einmal zum Anstand der guten Gesellschaft gehörten, aber die zügellosesten und oft genug frech zur Schau getragenen Laster in den höhern Kreisen gar nicht ausschloß. Ja es ist gar nicht in Abrede zu stellen, daß die äußere Sitte des 19ten Jahrhunderts jedenfalls solche Erscheinungen ausschließt, wie sie die men about town etc. auch in den höchsten Kreisen der Gesellschaft des 18ten Jahrhunderts darboten. Wie weit darin ein wirklicher Fortschritt der allgemeinen Sittlichkeit anzuerkennen ist, brauchen wir hier nicht näher zu untersuchen. Den größten Antheil an der scheinbaren Reform hat aber jedenfalls die materielle Entwicklung selbst in all ihrer glänzenden lärmenden Massenhaftigkeit und Mannichfaltigkeit, welche keine einzelne sociale Erscheinung oder Kategorie von Erscheinungen bedeutend hervortreten läßt.

Auf diese Seite der Sache einzugehn ist um so weniger unsere Absicht, da die vorliegenden Materialien jedenfalls dafür nur sehr sparsame und bescheidene Andeutungen geben, außer etwa in gelegentlichen Anmerkungen des Herausgebers der Correspondence, z. B. über Wilkes und seine Gönner. Dagegen sei uns gestattet noch einmal

auf die Hauptfrage jenes politischen Treibens zurückzukommen.

Dies ist begreiflich das Verhältniß der Krone zu den parliamentarischen und andern populären Gewalten — d. h. zu den aristokratischen Factionen, welche diese in ihrem Sinne ausbeuteten. Diese Frage gewinnt ein wahrhaft tragisches Interesse durch die Stellung, in welche George III. in und zu ihr und durch sie gerieth. Dieser Fürst brachte ein wahrhaft landesväterliches Herz, einen gesunden, scharfen Verstand und ein fast zu empfindliches sittliches Gefühl, eine aufrichtige christliche Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit als Hauptfactoren von Seiten der Krone in dies Treiben — ja man kann gradezu es ihm nachsprechen: er war der einzige in diesem pseudomonarchischen Regiment, der es mit dem Lande, mit dem Gemeinwesen und mit den einzelnen Unterthanen wirklich gut meinte und ernstlich vor Allem und in Allem das gemeine Beste nach seiner Einsicht erstrebte. — Das geben sogar diejenigen zu, welche von seinen eigentlichen staatsmännischen und Regentengaben am allerverächtlichsten sprechen, wobei sie freilich eine nähere Angabe schuldig bleiben, was sie außer jenen Eigenschaften oder wohl gar im Gegensatz zu denselben eigentlich unter dieser Qualification verstehen. Was die eigentliche Administration, Einsicht in die Geschäfte, Pünktlichkeit, Thätigkeit, richtiges Urtheil über Menschen und Dinge betrifft, so fehlt es nicht an anderweitigen Zeugnissen und jedenfalls würden die in den vorliegenden Briefen enthaltenen genügen, um alle diese Eigenschaften beim König in einem sehr hohen Grade zu constatiren.

So kann denn nur sein Verhalten in der sog.

Digitized by Google

höheren Politik der Gegenstand der Geringschätzung sein, womit die am allgemeinsten von dem vermeintlich gebildeten Publicum und der Presse anerkannten historischen Autoritäten (die Schlosser, Rotteck rc.) sich über Georg III. aussprechen. Sein hartnäckiges Widerstreben gegen alle Concessionen, welche man ihm in der Richtung und in dem Sinne zumuthete, die später unter dem vagen Ausdruck liberaler, freisinniger Fortschritte und Reformen begriffen wurden — sein Verhalten gegen die Ansprüche der amerikanischen Colonien, und in der sog. katholischen Emancipationsfrage — namentlich aber seine Zähigkeit hinsichtlich der factischen Selbständigkeit der Prärogative in den Details und besonders in den Personalien der Administration und des Kirchenregiments — das Alles erscheint von jenem Standpunkte aus, der zuletzt kein anderes Maß zur Beurtheilung solcher Dinge kennt, als die des modernsten äußerlichen fait accompli, als ebenso viele unzweifelhafte Beweise einer politischen Unfähigkeit, wobei nur darüber gestritten werden könnte, ob dabei mehr Beschränktheit des Verstandes oder tyrannische Perversität des Willens im Spiel, die durch die Kleinlichkeit der Mittel und Resultate nur verächtlicher nicht verzeihlicher würde. Wir wollen hier nun gar nicht untersuchen, wie weit jener Standpunkt selbst als ein berechtigter sei es in seinen Grundsätzen, sei es in den Resultaten ihrer Anwendung gelten kann; wer aber mit einiger Sachkenntniß und Unbefangenheit das damals noch sehr weite und flüssige Gebiet überblickt, wo die praktischen Grenzen zwischen den Competenzen der Prärogative und des Parliaments, die praktische Interpretation der allgemei-

nen Grundsätze des englischen Constitutionalismus und namentlich der Ministerverantwortlichkeit liegen -- wer sich nicht darüber täuscht, daß es damals noch wirklich die Rettung der letzten Reste von Realität der königlichen Gewalt galt und zwar durch eine entschiedene Reaction gegen die factische Usurpation aller Attribute derselben in den Händen der Whigaristokratie, deren Könige aus einer dem Lande fremden und durch eben jene Faction berufenen Dynastie sich nicht hatten erwehren können — wer die in den gegebenen (wenn man so sagen darf) Terrainverhältnissen bedingte Kriegführung sich vergegenwärtigt, der wird die Stellung, die Haltung und das Verhalten Georg III. gewiß ganz anders beurtheilen. Jedenfalls ist es gewiß viel weniger die Schuld als das Unglück der letzten Vertreter des Wesens der Monarchie, daß der Kampf eben nur durch kleinliche unwürdige Mittel geführt werden konnte, die schon allein hinreichten die Würde der Krone in dem Bewußtsein aller Betheiligten zu vernichten. Ganz abgesehen aber von der Berechtigung oder Verpflichtung, die hinsichtlich der Interpretation flüssiger, streitiger Punkte für Georg III. aus seiner Stellung eben als geborenen Vertreter der Prärogative hervorging, so darf man nicht vergessen, daß damals über alle diese Punkte eine gradezu entgegengesetzte Interpretation kaum erst von einzelnen der Zeit (ob auf dem rechten Wege, ist eine andre Frage) voraneilenden kühnern Geistern, wie z. B. Junius, formulirt wurde.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 12. August 1854.

London

Schluß der Anzeigen: »The Grenville papers, being the correspondence of Richard Grenville Earl Temple, etc. by W. J. Smith.« Und: »Memoirs of the court and Cabinets of George the Third, etc. By the Duke of Buckingham and Chandos.«

Das Land, soweit überhaupt darauf, als auf eine moralische Person zu provociren, stimmte principiell und im Allgemeinen ganz mit der Auffassung des Königs überein; es ließ sich aber in sehr begreiflicher Inconsequenz, in den mannichfaltigen concreten Fällen durch die unmittelbaren localen Einflüsse bestimmen, welche in einem der zahlreichen gegebenen Kreise überwiegen mochten, worin das Land sich zu allen praktischen Functionen des politischen Lebens zersplittert. Diese Einflüsse waren aber damals fast ausschließlich aristokratischer Art, und so hartnäckig oft der Widerstand war, den sie dem König entgegenstellten, so ging er doch, wie wir sehen, keineswegs von wirklichen,

Digitized by Google

fest und tief begründeten principiellen Gegensätzen aus. Diese kamen nur als bequeme Vorwände in Betracht, womit dem König möglichst viele Concessionen auf dem Gebiet abgewonnen werden konnten, wo die wirklichen Interessen der aristokratischen Factionen lagen — nämlich in der Theilung der Beute an Aemtern, Titeln, Pensionen rc., welche als das Recht der jedesmal durch parliamentarische Majoritäten siegreichen Partei angesehen wurde. Unter diesen Umständen konnte es dem König, sobald seine unüberwindliche Zähigkeit in diesen Punkten und der große Werth, den er darauf legte, bekannt geworden, nicht schwer fallen, sich mit seinen wechselnden Ministern hinsichtlich der großen Principienfragen auf den Fuß zu setzen, daß dieselben nicht als Cabinetsfragen angesehn wurden, sondern „offen“ blieben. Der Vortheil war dabei um so mehr auf Seiten der Factionshäupter je weniger sie eine wirkliche Ueberzeugung dabei zu opfern hatten. So konnten sie dies angebliche Opfer dem König immer wieder (nach laufenden Preisen für solche Waare) so hoch anrechnen wie möglich, und behielten dabei ganz freie Hand, jede beliebige Auffassung auch auf dem Markte der Popularität im Parliament und sonst bestens zu verwerthen — wobei dann immer wieder auch mit dem König um das Mehr oder Weniger in dem Gebrauch dieses vorbehaltenen Rechts gehandelt werden konnte. So blieb dem König nicht einmal die Frucht unverkümmert, auf die er den größten Werth legte, deren Erlangung er allein bei solchen Arrangements im Auge haben konnte: die Beruhigung, daß er sein Gewissen nicht mit Concessionen hinsichtlich jener Principien zum Nachtheil der Krone und der Kirche belaste. Die Hauptschwie-

Digitized by Google

rigkeit aber lag nach alle dem nicht in den Principienfragen, sondern in den Personenfragen. Diese berührten aber allerdings mittelbar immer wieder die Prärogative — und zwar in demjenigen ihrer Rechte, welches theoretisch von allen Seiten als über allen Zweifel erhaben anerkannt wurde, insofern dasselbe die eigentliche Executive in ihrer ganzen Praxis begreift. Jene allgemeine theoretische Anerkennung war völlig werthlos, wenn der König bei deren praktischer Anwendung in jedem einzelnen Fall, wo seine Ansichten oder Wünsche besonders hinsichtlich der Personenfragen mit den Ansprüchen seiner Minister in Collision traten, in die Alternative gerieth, entweder nachzugeben oder sich den unangenehmsten, unwürdigsten, peinlichsten Controversen, Intriguen, Scenen und Krisen auszusetzen, woraus jeden Augenblick die größten Nachtheile für den öffentlichen Dienst, für das Gemeinwesen hervorzugehn drohten. Auch alle andere wirkliche oder angebliche Principienfragen konnten dabei jeden Augenblick von neuem aufgerührt werden. So war allerdings in den scheinbar kleinlichsten und rein persönlichen Fragen des täglichen Lebens das wichtigste und allgemein anerkannte Recht der Krone fortwährend praktisch in Frage gestellt. Wer aber in diesem permanenten Kriegszustande am meisten Interesse dabei hatte: es nicht auf's Aeußerste kommen zu lassen, der mußte auf die Länge unterliegen durch eine Reihe von einzelnen factischen Nachgiebigkeiten, die dann ein Präcedens bildeten, dessen Gesammtresultat einem Preisgeben des Rechts selbst gleich kam. Nun war es aber grade der König, der theils subjectiv durch seine eigene Gewissenhaftigkeit, theils objectiv durch seine ganze Stellung in ihrer idealen und traditionellen Be-

deutung — recht im ironischen Gegensatz zu den constitutionellen Fictionen *) — eigentlich allein die Last der Verantwortlichkeit für jeden Schaden fühlte und trug, der dem Gemeinwesen oder der Dynastie aus solchen Conflicten erwachsen konnte, als deren letztes Resultat immer ein Bruch mit den parliamentarischen Majoritäten in Aussicht stand. Die Minister dagegen — eben in, durch und mit ihren Majoritäten vor jeder wirklichen Verantwortlichkeit geschützt — konnten jeden Augenblick zurücktreten und den König im Stich lassen, der ausharren mußte, ohne helfen zu können. So konnte denn der endliche Ausgang nicht zweifelhaft sein. Da Georg III. mit der Krone und als deren schärfsten Dornenschmuck diesen Kampf aufnahm, war derselbe factisch unter seinen Vorgängern schon so sehr zum Nachtheil der Prärogative entschieden, daß es in der That nur einer ungestörten Fortsetzung derselben Praxis und dann einer in das öffentliche Bewußtsein übergehenden Formulirung des Resultats zu einem Princip bedurfte, um den gegenwärtig ohne allen auch nur innern Widerspruch von irgend einer Seite feststehenden und eben deshalb einer bestimmten gesetzlichen Formulirung gar nicht bedürfenden Zustandes, der der Krone höchstens noch einen gewissen Einfluß läßt, schon 50 Jahre früher eintreten zu lassen.

*) Gewiß ist es eine der seltsamsten Erscheinungen der constitutionellen Verantwortlichkeitsdoctrin, daß in der That Niemand verantwortlich ist als der, den die Doctrin jeder Verantwortlichkeit überhebt. Denn der König als Individuum fühlt das volle Gewicht der sittlichen Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen, welche sich in parliamentarischen Majoritäten, deren Vertreter die Minister sind, sogleich bis zur gänzlichen Nullität vertheilt und verflüchtigt.

Digitized by Google

Wie weit persönliche Fehler, wie weit die ganze Stellung der ersten englischen Könige deutschen Stammes zu diesem Resultat mitwirkten, brauchen wir nicht zu untersuchen — genug, daß Georg III. nur durch die würdigsten Motive, welche ihn zu einem Typus eines im besten Sinne echt deutschen Fürsten machen, getrieben und unausweichlich in seinem ganzen Wesen und Gewissen gebunden eine Stellung und Haltung zu dem factischen status quo einnahm, die einer schon so langen Gewohnheit gegenüber den Charakter einer Reaction, den Schein einer willkürlichen Neuerung annehmen mußte, unter allen Nachtheilen eines solchen Scheins zu leiden, ohne irgend einen Antheil an den Vortheilen, welche aus der Wirklichkeit desselben hätten entspringen können.

Trotz der allgemeinen Auflösung alles wahrhaft monarchischen Bewußtseins in Beziehung auf die Zustände und Bedürfnisse der Gegenwart, dürfen wir vielleicht bei unsern Lesern theils die Fähigkeit voraussetzen, nicht bloß die sittliche und verständige sowie die formale Berechtigung einer solchen Stellung zum wahren Besten des Landes in jener Zeit wenigstens historisch anzuerkennen, sondern auch die Sympathie festzuhalten, welche ein irgend gesundes deutsches Gefühl hoffentlich immer hindern wird leichthin gegen einen deutschen Fürsten unter solchen Umständen Partei zu nehmen und in das stupide oder heuchlerisch-perfide Lästergeschrei der Verführer und Verderber des fremden Volks einzustimmen, dem Deutschland einen fürstlichen Sohn uralten ruhmreichen Stammes überlassen mußte. In dieser Voraussetzung aber wird gewiß Niemand den Einzelnheiten und dem endlichen Resultat dieses ein halbes Jahrhundert lang fortgesetzten Kampfes zwischen

dem deutschen Landesvater und den englischen Factionen ein sehr großes, ja ein hochtragisches Interesse absprechen, welches allerdings zum Theil eben in der Kleinlichkeit, ja in der Verwerflichkeit des ganzen Treibens liegt, dessen Bedingungen sich keiner der Betheiligten ganz entziehen konnte. Wir meinen aber, deutsche Sympathien dürften dem deutschen Fürsten in solchem Kampfe auch dann nicht fehlen, wenn die Erfahrung bewiesen hätte, daß er im Irrthum gewesen über das, was dem Lande, zu dessen Throne er berufen, wirklich heilsam, nöthig und förderlich auf seiner gewaltigen Lebensbahn sein mochte. Daß aber der gegenwärtige Zustand Englands in seinen irgend erfreulichen und würdigen Erscheinungen und ohne viele seiner tiefsten Schattenseiten nicht auch auf dem Wege erreicht werden konnte, den ein Sieg der Krone über das parliamentarische Factionsregiment eröffnet haben würde, soll erst noch bewiesen werden. –

Daß Georg III. in diesem Kampf und durch denselben zu dem Lear der neuern Geschichte geworden, ist uns angesichts der hier vorliegenden Zeugnisse nicht mehr zweifelhaft; obgleich begreiflich positive ausdrückliche Beweise für diese Entstehung seines Wahnsinn's auch hier nicht gegeben werden — wie denn damit auch die Annahme einer körperlichen Prädisposition und Ursache gar nicht ausgeschlossen ist. Die englische Aristokratie hat — der mildern Sitte der modernen Zeit billig Rechnung tragend — dem blutigen Königshaupt gegenüber, welches die englische Demokratie in die Geschichte geworfen, ein gebrochenes Königsherz, einen verfinsterten Königssinn als ihre Trophäen zu rühmen. Für den psychologischen Indicienbeweis dieser schweren Anklage verweisen wir auf

Digitized by Google

hundert einzelne, oft an sich sehr unerhebliche und jedenfalls möglichst gemilderte, aber im Zusammenhang unwiderstehliche Züge aus dem Verkehr des Königs mit seinen Ministern und Rathgebern, welche in den vorliegenden Bänden zerstreut sind. Auch der zuversichtlichste constitutionelle Optimist, sofern er sich nur die Individualität des Königs und die Verhältnisse, in denen er gebannt war, anschaulich zu machen im Stande ist, wird wenigstens das zugeben: wenn diese Dinge auch nicht wirklich die Ursache seines Wahnsinns gewesen sein mögen, so waren sie doch jedenfalls der Art, daß solche Wirkungen von vorne herein als möglich, ja als wahrscheinlich erscheinen müssen.

Der eigentliche Stachel dieser ganzen Lage der Dinge ist offenbar darin zu finden, daß der König sich mehr und mehr unausweichlich gezwungen sah mit denselben unwürdigen, schmutzigen Waffen und Mitteln zu kämpfen, die seinen Gegnern vollkommen gewohnheitsmäßig und geläufig waren. Ein Wesen, welches die lebendigste innigste Einheit des Bewußtseins fürstlicher Würde, Pflicht und Verantwortlichkeit, mit dem einfachen Sinn des ehrlichen Mannes und dem ängstlichen Gewissen des gläubigen Christen darstellte, konnte in solchem Treiben nur tiefen Ekel, eine zerstörende Antipathie empfinden. In einer Atmosphäre von Intriguen, Phrasen, Zweideutigkeiten, Unwahrheit, Verstellung, nothgedrungener oder freiwilliger Inconsequenz oder Wortbrüchigkeit in großen oder kleinen Dingen konnte Georg III. nicht leben, und insofern war er allerdings unfähig der unabweislichen Entwicklung des englischen, wie jedes andern Constitutionalismus zu folgen, der die Entscheidungen politischer Fragen auf Majoritäten stellt, und dadurch die absolute Nothwendigkeit solche um jeden Preis

zu gewinnen zur politischen Lebensbedingung macht.

Die fortwährende und immer wieder angeschürte Qual des Kampfes zwischen dem würdigsten innern sittlichen Bedürfniß und den unwürdigsten und doch mehr oder weniger unausweichlichen Zumuthungen von außen *) — die in solchen Zuständen unvermeidliche Zerstörung der Achtung vor sich selbst und Andern, des Vertrauens zu sich selbst und zu Andern — das fortwährende und immer wieder geschärfte Gefühl der Kränkung königlicher, männlicher und christlicher Würde, der Selbsterniedrigung und der Verletzung durch Andre — darin liegt die Erklärung sowohl der endlichen Katastrophe, als so mancher Eigenthümlichkeit in der ganzen Haltung des Königs — z. B. der peinlichen Gebundenheit seines Wesens, welche so oft als Gegenstand des Spottes gedient hat. Der König konnte durch wechselnde Majoritäten eines notorisch aus Corruption hervorgegangenen und durch und durch corrumpirten oder corruptibeln Parliament — denn auch das Oberhaus ging größtentheils, wenn auch nicht durch regelmäßige Wahl, aus der allgemeinen Corruption hervor — gezwungen werden: entweder die ganze Regierung zu suspendiren, oder der Krone zu entsagen, oder endlich sich Männer als

*) Welche Unwürdigkeiten dem König zugemuthet wurden, geht z. B. daraus hervor, daß zwischen Lord Temple und Wilkes verabredet war, eine Anstellung des Letztern in einem fetten königlichen Amte zu einer der Bedingungen eines Ministerium dieser Farbe zu machen — und zwar wird der Hochgenuß dieser persönlichen Demüthigung des Königs grade in einem der allerempfindlichsten Punkte ganz offen ausgesprochen. Wer Wilkes ganzes Wesen und Benehmen irgend kennt, bedarf hier keines Commentars.

Digitized by Google

dictatorische Diener und Rathgeber gefallen zu lassen, die er verachten mußte und die noch so eben ihn in allen seinen Gefühlen und Ueberzeugungen auf's schonungsloseste persönlich verletzt und z. B. die Söhne zum öffentlichen frechen Hohn gegen den greisen und dem Wahnsinn entgegengehenden oder schon verfallenen Vater angereizt, oder doch geduldet und vertreten hatten. Mit dieser Concession im Centrum, mit der Unterwerfung unter ein solches Factionsministerium war aber auch den unaufhörlichen rein persönlichen Zumuthungen und Quälereien in allen Sphären der Peripherie der königlichen Ernennungen Thür und Thor geöffnet. Der König konnte den treusten Diener nur durch einen Widerstand, der durch die Umstände nothwendig unwürdige Formen annahm, gegen die Gier auch des unwürdigsten Troßbuben der siegenden Faction schützen — wenn sie nicht durch den eigenen Vortheil oder einen Rest von eigenem Ehrgefühl und Pietät verhindert wurde ihn um solcher Leute willen auf's Aeußerste zu treiben.

Diese Schranken waren allerdings der Art, daß Georg III. im Vergleich mit seinen Nachfolgern noch immer nicht ganz und gar als ein roi fainéant erscheint; und wir selbst haben bisher die wirkliche Ausübung der Executive in seiner Hand, wenigstens was den Dienst und zumal den Militärdienst und die Personalien betrifft, ziemlich hoch angeschlagen. Leider haben uns in dieser Beziehung die vorliegenden oft ganz beiläufigen Zeugnisse über solche Dinge sehr enttäuscht. Konnte doch der König oft sogar bloße Officierstellen nicht ohne langwierige und künstliche Intriguen und viel management nach seinem Wil-

len besetzen, wenn Ansprüche der ministeriellen Faction damit im Widerspruch standen!

Wenn die Mittheilung einzelner zum Theil wirklich dramatischer Züge zur Begründung unserer Ansicht durch den Raum gestattet wäre, so würde uns auch nach dieser Seite nur die Auswahl schwer. Beispielsweise heben wir, ziemlich auf's Gerathewohl, den Bericht hervor, den G. Grenville (Correspond. III, p. 213) von der Audienz gibt, die er am 10ten Juli 1765 beim König gehabt, und wo die heuchlerische Ironie, welche auch den würdigern Vertretern und Theilnehmern dieses Treibens zur unbewußten Gewohnheit geworden war, ganz besonders hervortritt. Der König — nach wochenlangem widrigem Hin- und Herzerren in äußerste Verlegenheit gesetzt: how to carry on the business of the nation — beklagt sich endlich in wahrhaft bemitleidenswerther Aufregung: die Ansichten seiner Minister erschienen ihm nicht mehr als Rathschläge, sondern als Befehle. Darauf fährt Mr. Grenville auf (Mr. G. started at that word) und ergießt sich in den feierlichsten Loyalitätsbetheuerungen gegen jeden Gedanken an solche Anmaßung: aber freilich könnten er und seine Collegen nur so rathen und dienen wie sie es vor dem Parliament zu verantworten wüßten. Genüge S. M. dies nicht, so stehe ihm ja die Wahl anderer seines Vertrauens würdigerer Diener vollkommen frei. Erwägt man, daß dem König nicht eine einzige Wahl offen stand, die nicht dieselbe unwürdige Schwierigkeit dargeboten hätte und daß die austretenden Diener vollkommen bereit waren diese Schwierigkeiten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln auf's Höchste zu steigern, so hat man in nuce die Klippe, an der die Macht und Würde der

Digitized by Google

Krone oder der Verstand des Königs scheitern mußte. Dabei ist noch zu bemerken, daß Grenville und seine Collegen wieder unter einander in größtem Mißtrauen, Unfrieden, Aufpasserei und Intriguen lebten.

Vielleicht könnte man gar keine prägnantere Signatur dieser allerdings vollkommen constitutionellen Zustände geben, als in den Aeußerungen des Königs, welche in einem Bericht des Gouverneur von Gibraltar, Sir John Irving, über seine Audienz (Nov. 1767) beim König angeführt werden. Der alte Kriegsmann äußerte sich mißbilligend über einige Maßregeln hinsichtlich der Besetzung von Gibraltar. Der König antwortete: er sei damit ganz einverstanden: könne jedoch nichts dabei thun, noch verantworten. „Es war lediglich ihre Sache (»it was their doing« — er meinte die Minister und ihre Faction). Wissen Sie, Sir John, welches meine Stellung hier ist? Mit wie viel Staatssecretären haben Sie verhandelt?" „Mit fünfen, Sire". — „Nun da sehen Sie, wie es mit mir steht! Ce métier de politique est un très vilain métier — c'est un métier de faquin — ce n'est pas un métier de gentilhomme!« — Und dieses Geschäft, was er als eines gentleman unwürdig fühlte, mußte Georg III. ein halbes Jahrhundert treiben! —

Wenn auch nicht so dramatisch und pikant, doch eindringlicher und würdiger spricht sich der König (Memoirs I, p. 218) in einem Schreiben an den zweiten Lord Temple bei Gelegenheit dessen Rücktritts von der irischen Vicekönigsstelle aus, welches wir zum Schluß ganz mitzutheilen uns nicht enthalten können.

My Lord! — Ich hatte das Vergnügen von Ihrem wahrhaft liebenswürdigen und verständi-

gen Bruder und Secretär Ihren durchaus sachgemäßen Brief vom 23. März (1783) über den Zustand von Irland zu erhalten. Ich habe darin Ausdrücke der wärmsten Anhänglichkeit an meine Person und meine Regierung gefunden, die es mir nicht als eines der geringsten öffentlichen Leiden erscheinen lassen, daß der Mangel an Entschlossenheit bei den Einen, und an Eifer für das allgemeine Wohl bei den Andern, Sie zwingen wird eine Stellung zu verlassen, die Sie so vollkommen zur Zufriedenheit aller ehrlichen Leute und zu der meinigen bekleiden.

Seit dem Gespräch, das ich mit Sir W. Grenville am 16. März hatte, habe ich fortgefahren Alles anzuwenden, um eine Administration zu bilden. Eine Erfahrung von 25 Jahren hat mich überzeugt, daß es nicht möglich ist, eine feste Administration innerhalb der Grenzen einer dieser Factionen zu gründen — denn keine derselben verdient den Namen einer Partei. Und das zu einer Zeit, wo der Ungehorsam gegen Gesetz und Autorität ebenso herrschend ist wie der Durst nach Veränderungen in der besten von allen möglichen Verfassungen. Es bedarf eines Grades von Besonnenheit und Klugheit zur Abwehr dieser Uebel, der nur durch ein Zusammenwirken der besten Köpfe und Herzen zu erwarten. Urtheilen Sie also selbst über die Aufregung meiner Seele, indem ich mich bei jedem Versuch gehemmt sehe, die Administration den Händen der gewissenlosesten Coalition zu entreißen, welche die Annalen dieser oder irgend einer andern Nation aufzuweisen haben. Ich habe ihr widerstanden bis nicht ein Mann mehr vorhanden, der mir zu Hülfe zu kommen geneigt wäre — und während das Unterhaus fast bis zur bestimmten Vorschreibung der

Digitized by Google

Namen Alles gethan hat, um mich zu zwingen diese Faction zu Ministern zu ernennen.

Um einem Kampf ein Ende zu machen, der jedes Rad der Regierungsmaschine hemmt und bei längerer Dauer den öffentlichen Credit zu gefährden droht, beabsichtige ich heute Abend diesem dankbaren Lord North anzuzeigen, daß die sieben Cabinetsglieder, welche die Coalition ernannt hat, morgen zum Handkuß zugelassen werden sollen. Dann mögen sie ihre Einrichtungen treffen, da sie bei frühern Verhandlungen sich nicht herabließen, ihre Absichten deutlicher auszusprechen.

Ein Ministerium, das ich ausgesprochenermaßen zu vermeiden gesucht habe, indem ich mich an Leute jeder Art gewendet habe, kann nicht erwarten mein Vertrauen oder meine Gunst zu besitzen. Ich werde ihnen daher ganz sicher keine Gunst noch Ehre gewähren, um die sie mich bitten mögen. Ich hoffe die Augen der Nation werden bald geöffnet werden, da mein Schmerz meiner Gesundheit nachtheilig werden muß, wenn ich länger in dieser Knechtschaft (thraldom) bleibe. Ich verlasse mich darauf, Sie werden standhaft in Ihrer Anhänglichkeit an mich bleiben und bereit gemeinschaftlich mit andern ehrlichen Leuten das Benehmen dieser unnatürlichen Coalition zu beobachten. Ich hoffe es werden nur wenige Monate verstreichen bis die Grenvilles und die Pitts und andere tüchtige Männer mich aus dieser Lage befreien, der mich zu unterwerfen mich nichts bewegen konnte, als die Ueberzeugung, daß nur so eine ernstliche Gefahr von den öffentlichen Finanzen abgewendet werden könne. Ich werde sobald wie möglich diese Leute benachrichtigen, daß Sie nicht in Ireland bleiben wollen.

George R.

Die Coalition, von der hier die Rede ist, fiel bekanntlich schon im December desselben Jahrs in Folge der Niederlage der ostindischen Bill, welche durch persönliche Einflüsse des Königs entschieden wurde, die von der weitern Entwicklung des englischen Constitutionalismus von allen Seiten als entschieden inconstitutionell verworfen worden sind, so daß gegenwärtig dem Träger der Krone keine andere reale Macht geblieben ist, als der Einfluß, den er durch seine Persönlichkeit und seine sociale Stellung unmittelbar auf die Ansichten und die Stimmung der Minister auszuüben vermag, welche selbst nichts weiter sind, als parliamentarische Commissäre mit sehr beschränkten Vollmachten. Ueber diesen Gang und seine Resultate haben wir uns hier nicht weiter auszulassen, doch genügt diese Andeutung schon zum Beweise, wie wenig Pitt und die Partei, welche an die Stelle jener Coalition trat und dann England in den Kampf gegen die französische Revolution führte, der jedenfalls wirklich großartige nationale Interessen an die Stelle elender Personalien setzte — wie wenig diese Partei daran dachte oder im Stande war die Monarchie in England zu retten. B. A. H.

Jena

bei Friedr. Frommann 1854. Codex Thuringiae diplomaticus. Sammlung ungedruckter Urkunden zur Gesch. Thüringens. 1. Lief. Namens des Vereins f. thüring. Gesch. u. Alterthumskunde herausgeg. von A. L. J. Michelsen. 12 Bogen in Quart.

Der Verein hatte erkannt, daß es zur Weiterförderung und soliden Begründung des Studiums

Digitized by Google

und der den Forderungen unsrer Zeit entsprechenden Bearbeitung der Geschichte Thüringens zuvörderst der Vorlage eines reicheren Urkundenstoffes dringend bedarf; doch da derselbe auch erkannt hatte, daß es unrathsam sei, sogleich mit einem allgemeinen und einheitlichen Urkundenbuche für die Gesammtgeschichte Thüringens zu beginnen, so wurde beschlossen, einen umfassendern Complex von gehaltvollern Specialdiplomatarien nach planmäßiger Auswahl zu Stande zu bringen, und mit der Herausgabe der ungedruckten Diplome eines kirchlichen Stiftes den Anfang zu machen. Dazu wurden nun die weniger bekannten und meistens ungedruckten Urkunden des ehemaligen 1193 gestifteten Frauenklosters Capelle, welches zwischen Seega und Günsdorf im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt lag, und deren Originale oder alte Abschriften das fürstliche Archiv zu Sondershausen bewahrt, zunächst durch Vermittelung des geh. Archivars Hofr. Hesse in Rudolstadt verwendet.

Nach einer Vorrede des Herausgebers folgt S. 13—90 das „Diplomatar des Klosters Capelle unter dem Arnsberge", darauf das „Chronologische Verzeichniß der Urkunden". Dieser Urkunden sind 86 aus den Jahren 1193 bis 1584, und zwar nur 2 aus dem 12. Jahrh. (von 1193 und 1200), 15 aus dem 13., 47 aus dem 14.

Die Vorrede berichtet über die Geschichte des Klosters. Daß in dem Stiftungsbriefe des Erzb. Konrad von Mainz vom J. 1193 Jechaburg als matrix ecclesia des Klosters Capelle bezeichnet wird, soll beweisen, daß das alte Stift Jechaburg bis dahin ein Doppelkloster für Männer und Frauen war. Mir scheint darin bloß der Beweis zu liegen, daß Jechaburg bis dahin das

Patronat einer Kapelle unter dem Arnsberge hatte, welche nun zu einem Frauenkloster wurde. — Von besonderm Interesse ist, was S. 9 über die Verhältnisse der Erbzinsgüter beigebracht wird. Daß überhaupt auch aus diesem Diplomatar einer minder bedeutenden alten Stiftung Thüringens die Geschichte und die Landesverhältnisse einiges Licht gewinnen, ist gewiß; doch eine reichere Ernte versprechen die Diplome der ältern größern thüringischen Stiftungen, in deren Auffindung und Bekanntmachung wir dem achtbaren Vereine viel Glück wünschen. Es ist jetzt wenigstens leichter, solche Schätze zu heben, da man seltner der Aengstlichkeit und Engherzigkeit (auch Bequemlichkeit) in Bewahrung und Verheimlichung derselben begegnet. — Dankenswerth sind die einzelnen Urkunden beigegebenen kurzen Bemerkungen. Die Urkunden in diesem ersten Hefte sind vollständig abgedruckt; doch künftig wird man sich wohl oft auf gute Auszüge beschränken müssen. Solche Auszüge erfordern freilich große Sachkenntniß und Umsicht, und manche Urkunden können kaum abgekürzt werden. Nach Vollendung eines Bandes des Codex Thuring. dipl. dürfen ausreichende Register, namentlich Orts- und Personenregister nicht fehlen. Möge dem löblichen Werke die nöthige Unterstützung zu Theil werden! An Stoff wird es nicht fehlen.

E. G. F.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 14. August 1854.

Leipzig,

Verlag der Roßberg'schen Buchhandlung 1854. Landwirthschaftliche und nationalökonomische Studien in der niederrheinischen Heimath mit Berücksichtigung des Volkslebens. Von Victor Jacobi, Professor an der Universität Leipzig. XVI und 168 Seiten in Octav.

In der außerordentlichen Mannichfaltigkeit, welche den geognostischen und übrigen physikalischen Beschaffenheiten Deutschlands eigen ist, liegt der letzte Grund der Verschiedenartigkeit seiner landwirthschaftlichen und nationalökonomischen Verhältnisse, und hierin wieder ein Hauptgrund der großen Mannichfaltigkeit, welche sich in den Lebensverhältnissen des deutschen Volkes zeigt. Was könnte für den Vaterlandsfreund wohl anziehender sein, als diesen Zusammenhang zu verfolgen? Manches ist darin in neuester Zeit geschehen; aber unendlich viel ist noch zu thun übrig, um die provinciellen Verschiedenheiten des deutschen Landes und deutschen Volkes nicht bloß nach ihren Erscheinungen

darzustellen, sondern auch nach ihren Gründen aufzuklären. Jeder Beitrag dazu muß höchst willkommen sein. Ein solcher ist in der obigen, überaus anziehenden Schrift dargeboten. Der Verf. derselben, dessen Gelehrsamkeit aus seiner, in diesen Blättern (Jahrg. 1834. S. 1328) rühmlich erwähnten Dissertation »De rebus rusticis veterum Germanorum« bekannt ist, und dessen Talent in der Auffassung landwirthschaftlicher Verhältnisse sich u. a. bei seinen scharfsinnigen Untersuchungen über die slawischen Niederlassungen im Altenburgischen Osterlande bewährt hat, zeigt, wie sehr er eben so wohl durch umfassende naturwissenschaftliche und landwirthschaftliche Kenntnisse, als durch feine Beobachtungsgabe befähigt ist, Aufschlüsse über Gegenstände der oben angedeuteten Art zu ertheilen. Die von ihm dargebotenen Schilderungen betreffen Gegenden, in welchen die Natur wie das Leben der Menschen in auffallenden Gegensätzen erscheinen. Es wird zuerst die reiche clevische Niederung nach ihren physikalischen Verhältnissen, ihrem Acker- und Pflanzenbau, ihrer Weidenwirthschaft und Viehzucht dargestellt, woran sich Bemerkungen über landwirthschaftliche Gegenstände allgemeiner Natur, und über ethnographische Gegenstände reihen. Die große Ausdehnung der üppigen Weiden, auf welche sich vorzüglich eine ergiebige Production holländischen Käses und einer großen Fleischmenge stützt, gibt, in Verbindung mit dem fruchtbaren Ackerboden, dem landwirthschaftlichen Betriebe etwas Eigenthümliches, wodurch er sich von dem der meisten Gegenden Deutschlands unterscheidet. Der Boden der Niederung zerfällt in drei, mit dem Strome parallel laufende Streifen: nämlich in das Gebiet des sogenannten fetten Rheinklays, zunächst den

Digitized by Google

Ufern; dann in einen Streifen mageren Thonbodens, der auch in sandigen Lehm übergeht, und endlich an dem Fuße der Höhe hin, in einen Strich lehmigen Sandes. Wie hierdurch eine große Mannichfaltigkeit der Culturen begünstigt wird, so hat die Niederung auch in landschaftlicher Hinsicht ihre hohen Reize für den gemüthlich Beschauenden, welche von dem Verf. beredt geschildert werden. In dem der Ackerbestellung gewidmeten §. wird bemerkt, daß das Drainiren besonders auf der clever Höhe mit vielem Eifer betrieben werde, wogegen es in der Niederung weniger anwendbar sei. Das was der Verf. bei dieser Gelegenheit über das Drainiren überhaupt äußert, stimmt vollkommen mit unserer Ueberzeugung überein. Wie der Deutsche dem was das Ausland bringt im Allgemeinen viel zu leicht Beifall schenkt, so ist es auch mit dem Drainiren gegangen, dessen unter gewissen Verhältnissen nicht zu verkennender Nutzen, offenbar überschätzt worden, und dessen übertriebene, klimatische und Boden-Verhältnisse nicht berücksichtigende Anwendung, gewiß vielfältige Nachtheile bringen kann, welches man erfahren wird, wenn es zu spät ist, den Schaden zu heilen. Mögen die Warnungen des Verfs Beachtung und Berücksichtigung finden!

In einem grellen Gegensatze zur clevischen Niederung steht die Natur und das Leben des Menschen in der in einer folgenden Abtheilung beschriebenen Bönninghard, einer Colonie auf der Kiesbank bei Alpen, im Kreise Geldern, im Regierungsbezirke Düsseldorf. Die Höhe dieser aus eisenschüssigem Kies bestehenden, sanft gegen Westen geneigten Ebene über dem Meere beträgt etwa 140 Fuß. Unter den freiwilligen Pflanzenproducten nehmen Heidekraut und Ginster die erste

Stelle ein, zwischen welchen sich Weidekräuter für Schafe durchdrängen. Wiesen gibt es gar nicht. An nützlichen Thieren ernährt der District, mit Ausnahme der Hausthiere, nur das in der Gegend überhaupt vorkommende Wildprett der Niederjagd. Der Anbau der Hochebene geschah durch pfälzische Auswanderer, welche sich in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem Wege nach Amerika befanden, und denen auf ihr Ansuchen von den betheiligten Landesherren, Friedrich dem Großen und dem damaligen Erzbischofe von Cöln, das Plateau zum Anbau eingeräumt wurde.

Diesen Schilderungen der Landwirthschaft und des Lebens der Menschen in einer vorzugsweise Ackerbau treibenden Gegend des Regierungsbezirkes Düsseldorf, stellt der Verf. in einer dritten Abtheilung eine kurze Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in dem bergischen Fabrikdistricte Remscheid gegenüber, einer Oertlichkeit, in welcher die Landwirthschaft, gedrückt durch sehr ungünstige Naturbeschaffenheiten, und bedingt durch eigenthümliche nationalökonomische Verhältnisse, eine sehr kümmerliche Rolle spielt.

Eine vierte Abtheilung handelt von der Forstwirthschaft in den beschriebenen Districten; eine fünfte enthält Bemerkungen über Ortsnamen-Etymologie; eine sechste endlich liefert einen Beitrag zur Gewerbe-Statistik des Regierungsbezirkes Düsseldorf.

Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verf. seine Studien der landwirthschaftlichen und nationalökonomischen Verhältnisse deutscher Gegenden fortsetzen, und die Resultate derselben veröffentlichen möge; so wie wir ihn bei dieser Gelegenheit dringend auffordern möchten,

Digitized by Google

seine umfassenden Untersuchungen über die slawischen Niederlassungen in Norddeutschland wo möglich zum Abschlusse zu fördern, und die Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte der Landwirthschaft, zu welcher derselbe neuerlich durch seine Abhandlung zur Geschichte der Brachbesömmerung einen schätzbaren Beitrag geliefert hat, von Zeit zu Zeit mitzutheilen. H.

Edinburgh und London

bei William Blackwood and Sons. Dissertation on the origin and connection of the gospels: with a synopsis of the parallel passages in the original and authorised version, and critical notes. By James Smith, Esq. of Jordanhill, F. R. S. etc. author of the »voyage and Shipwreck of St Paul.« Mit dem Motto aus Pearson, Vindiciae Ignatianae: »Marci evangelium credebant veteres nihil aliud fuisse, quam Petri ἀπομνημονεύματα.«

Der Name des gelehrten Verfassers ist den Lesern dieser Blätter bereits durch sein Werk über die Reise und den Schiffbruch Pauli, London 1848 vortheilhaft bekannt, vgl. Jahrgang 1851, Stück 137. 138. Wir müssen auf dasselbe ausdrücklich zurückverweisen, da das vorliegende eng mit ihm zusammenhängt, ja aus ihm hervorgewachsen ist. Bei Gelegenheit einer kritischen Untersuchung über die Schriften seines biblischen Gewährsmanns, des Evangelisten Lucas, hat der Verf. in jenem Werke eine, wenn sie als richtig erwiesen werden könnte, höchst bedeutende Ansicht über die Entstehung der drei ersten Evangelien und ihr Verhältniß zu einander ausgesprochen. Das Ev. Marci, behauptet er da, sei die Uebersetzung einer

aramäischen Schrift, welche einerseits von Matthäus, andrerseits von Lucas behufs ihrer Evangelien benutzt worden; der Autor jenes aramäischen Originals aber sei kein andrer, als Petrus.

Diese Behauptung sucht er nun im Gegenwärtigen genauer zu fassen, tiefer zu begründen und gegen Einwürfe, die ihm inzwischen von verschiedenen Seiten her gemacht worden sind, zu vertheidigen.

Mit einem wahren Siegesgefühle spricht sich der Verf. schon in dem frühern Werke über die von ihm gemachte Entdeckung aus. Er könne nicht umhin, dafür zu halten, daß er den Faden der Ariadne gefunden: einen so festen Boden fühle er bei der Untersuchung der Evangelien unter seinen Füßen, so viele Schwierigkeiten sehe er bei jedem Schritte vorwärts vor seinen Augen verschwinden, so sehr dürfe er überzeugt sein, daß er nicht im Nebel von Mythen, Legenden und früh aufgekommenen Uebertreibungen, sondern im hellen Licht des besten aller historischen Erweise einhergehe, nämlich im Licht gleichzeitiger Berichte von Männern, welche an den von ihnen erzählten Ereignissen selbst Antheil genommen. Dasselbe Gefühl trägt ihn in der vorliegenden Schrift: es gibt ihm Bestimmtheit im Urtheil über Alles, was ihm in den Weg kommt, Bereitschaft zum Angriff auf entgegengesetzte Ansichten, und Furchtlosigkeit beim Wandeln am Rand der gefährlichsten Abgründe.

Wir wollen nun sehen, ob sich dasselbe als ein berechtigtes ausweist.

Die Arbeit des Verfs zerfällt in drei Theile: 1) eine Abhandlung, welche die nämliche Aufschrift führt wie das ganze Werk (I—LXXXII); 2) eine

Digitized by Google

Synopse sämmtlicher den drei ersten Evangelisten gemeinsamen Stellen, welcher sich eine Nebeneinanderstellung derjenigen, die nur dem Matth. und Luc. gemeinsam sind, anschließt (1 — 260); und 3) Bemerkungen, welche die Ansicht des Verfs vom Verhältniß der drei Evangelien unter einander an den einzelnen Abschnitten dieser Synopse zu erproben bestimmt sind (261 — 304). Hauptsache ist jene an erster Stelle stehende Abhandlung. Richten wir unser Augenmerk zuerst auf sie, so wird sich da wenigstens der deutsche Leser durch die vom Verf. gewählte Art des Vortrags seltsam berührt finden. Namentlich nach Maßgabe der Vorrede, welche kurz darstellt, daß der Verf. durch die Vergleichung der verschiedenen evangel. Berichte vor der Stillung des Seesturms auf seine Ansicht geleitet worden, wird Jedermann erwarten, daß er nun genetisch verfahren und zeigen werde, wie sich ihm dieselbe erst an dem einen oder dem andern, dann an mehreren hervorragenden Punkten, endlich am Ganzen als die richtige erwiesen habe. Statt dessen stellt er gleich von vorn herein die Resultate seiner Forschungen positiv hin und sagt: nach ihnen erklären sich sämmtliche Erscheinungen, welche das Verhältniß der Evangelien untereinander bezeichnen.

Gewiß hatte der Verf., zumal da er über den Gegenstand bereits beiläufig geschrieben, das Recht, sich auf diesen Standpunkt zu stellen. Um der Sache selbst willen möchte dagegen zu wünschen sein, daß er jenen einfacher sich darbietenden Weg eingeschlagen und das, was das Ergebniß seiner Studien gewesen, auch als das Ziel und den Schluß seiner Darstellung hätte erscheinen lassen. Doch wollen wir über diesen doch im Grund nur *äußerlichen Punkt* mit dem gelehrten Verf. nicht

weiter rechten. Wir werden zufrieden sein, wenn uns auf dem eingeschlagenen Wege zum Ziele führende haltbare Gedanken begegnen.

Jene gleich an der Schwelle der Untersuchung aufgestellten Resultate sind folgende:

1. Mehrere Apostel, Matth., Petrus und Johannes zeichneten Berichte von den Thaten und Reden des Herrn in der Landessprache auf, [und zwar, wie sich aus dem Spätern ergibt, zu einer Zeit, als der Eindruck derselben auf ihr Gemüth noch sehr frisch in ihnen lebte].

2. Als die Apostel aus Judäa vertrieben wurden, schrieb Matth. auf Grund solcher Aufzeichnungen eine Geschichte des Lebens des Herrn und zwar in hebräischer und in griechischer Sprache, zum Gebrauch bekehrter Juden.

3. Zum Gebrauch des Theophilus entwarf Lucas ein neues Leben Jesu, auf Grund der Berichte von Augenzeugen und Dienern am Wort. Unter diesen befanden sich die Aufzeichnungen des Petrus und das griech. Evang. Matthäi.

4. Nach Petrus Tode oder Abreise von Rom (ἔξοδον) übersetzte Marcus dessen Aufzeichnungen ins Griechische [und zwar benutzte er, wie der Verf. später bemerkt, bei diesem Geschäft das griech. Ev. Matth., in welchem sich mehrere ursprünglich der Petrusschrift angehörige Stellen schon übersetzt befanden].

5. Johannes verfaßte in noch späterer Zeit sein Evangelium, auf Grund eigener Aufzeichnungen, wobei er aus Gründen, die er selbst 21, 25 anführt, Vieles ausließ, was die andern Evangelisten bereits erzählt hatten.

Hienach erklären sich, sagt der Verf., die fraglichen Erscheinungen.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. 131. Stück.

Den 17. August 1854.

Edinburgh und London

Fortsetzung der Anzeige: »Dissertation on the origin and connection of the gospels: with a synopsis of the parallel passages in the original and authorised version, and critical notes. By James Smith.«

Schrieb Johannes nach eigner Beobachtung, so kann zwischen seiner Schrift und denen der andern Evangelisten keine Uebereinstimmung vorkommen, die auf gemeinsame Urkunden schließen ließe. So ist es.

Schrieb Luc. nach Matth. und Petrus und kam es ihm auf Berichte von Augenzeugen an, so mußte er die Schriften der beiden Genannten benutzen; existirte aber zwar das Ev. Matth. im Griechischen, dagegen die Petrusschrift nur erst im Hebräischen, so mußte seine Uebereinstimmung mit dem erstern den Charakter einer Ueberschreibung, die mit der letztern den Charakter einer Uebersetzung bekommen. So ist es.

Benutzte Matth. zur Abfassung seines Evange-

Digitized by Google

liums die Schrift des Petrus, und übersetzte späterhin Marcus dieselbe, so mußte zwischen dem Ev. Matth. und dem des Marc. ein Verhältniß entstehen wie zwischen zwei verschiedenen Uebersetzungen desselben Originals. Anderseits bot sich dem Marc. leicht dar, in den Stellen, welche Matth. wörtlich der Petrusschrift entnommen hatte, der von Matth. gemachten Uebersetzung zu folgen, und so mußte zwischen dem Ev. Marc. und dem des Matth. hie und da wörtliche Uebereinstimmung eintreten. So ist es.

Jedermann würde hier eine nähere Darlegung dieser Wahrnehmungen erwarten. Indeß fehlt es daran und der Verf. gibt dafür eine Beleuchtung des vorausgesetzten Verhältnisses der Evangelien zu einander durch Beispiele aus der neuern Geschichtsschreibung, die zwar ganz interessant sind, aber die Untersuchung nicht wesentlich fördern.

Auch im Nächstfolgenden finden sich noch keine Beweisversuche. Der Verf., seinem erwähnten Darstellungsplane getreu, sieht einstweilen seine Behauptungen als gesicherte an, und wendet sich zunächst den Einwendungen zu, welche man seit dem Erscheinen seines frühern Werkes gegen seine Theorie erhoben. Vor Allem der, daß dieselbe der Originalität der Evangelisten Eintrag thue.

Dies, sagt er, sei keineswegs der Fall. Nach Maßgabe seiner Anschauung seien Marcus und Johannes in Bezug auf ihren Inhalt durchaus original. Bei Matthäus seien nur etwa 500 Verse zu finden, welche er aus der Urschrift des Marcus entlehnt, die übrigen 571, die sein Ev. enthalte, seien ihm eigenthümlich. Lucas habe von Marcus 308, von Matthäus 120 Verse aufgenommen; die übrigen 722 seien ihm eigen. So

Digitized by Google

erhelle, daß von vier Evangelien zwei durchaus original seien, zwei wenigstens zum größern Theile.

Aber wird nicht von Vielen eine schriftstellerische Benutzung des einen Evangelisten durch den andern überhaupt in Abrede gestellt? und sollte nicht die Traditionshypothese hinreichen, das Verhältniß der drei Evangelien untereinander zu erklären? Durch diese beiden Fragen, die ebenso viele Einwendungen gegen seine Hypothese sind, sieht sich der Verf. genöthigt, mit den ältern und neuern Theologen, welche behauptet haben, daß die Evangelisten einander unbekannt gewesen seien, namentlich mit Lardner, Horne, Marsh, Alford und Davidson, in Kampf zu treten; und ohne Zweifel geht er im Ganzen siegreich daraus hervor. Ich führe einige seiner Abfertigungen an, da sie zugleich eine Probe der kurzgefaßten, scharfen und unparteiischen Art geben, womit der Vf. seine Meinungen auseinandersetzt und vermöge deren es ihm gelingt, auf wenigen Seiten zusammenzudrängen, was bei manchen Andern Bogen füllen würde.

„Kein alter Zeuge, wird eingewandt, spricht von einer Bekanntschaft der Evangelisten unter einander.“ Augustin sagt ausdrücklich, daß Marcus dem Matth. folge.

„Auszüge zu machen oder abzuschreiben, paßt nicht zum Charakter der Evangelisten.“ Lucas schrieb nach der Information Andrer, 1, 1.

„Zwar Johannes hat die andern Evangelisten gekannt, aber Marc. kann nicht das Ev. Matth. gekannt haben, denn sonst würde er an demselben Genüge gefunden haben, und Lucas kann nicht Marc. und Matth. gekannt haben, sonst hätte er gesagt, daß unter seinen Quellen apostolische Schriften gewesen seien.“ Allerdings hat Marc. den

Matth. nicht benutzt, Luc. aber spricht von der Benutzung dessen, was die Augenzeugen überliefert, ausdrücklich. „Alle drei Evangelisten haben Eigenthümliches, ein Beweis, daß sie von einander nicht abgeschrieben haben.“ Ein Historiker, der den andern benutzt, braucht nicht Alles, was derselbe gibt, in sein Werk aufzunehmen. Die Regel aller Evangelisten ist Auswahl, vergl. den Schluß des Ev. Johannis.

Diese Worte sind dem entnommen, was der Verf. gegen Lardner und Horne sagt.

Von größerm Belang ist sein Streit wider Alford, der in seiner Ausgabe des N. Test. auf die Schwierigkeiten aufmerksam macht, welche der Benutzungshypothese insofern entgegenstehen, als von ihren Vertheidigern angenommen werden müsse, daß der eine Evangelist zu dem Werk des andern Zugaben gemacht oder einzelne Theile desselben ausgelassen habe oder von der Anlage desselben abgewichen sei. Zugaben, bemerkt der Verf., seien nach seiner Anschauung nur durch Matth. und Luc. gemacht; und in der That sei Ersterer als Augenzeuge fähig gewesen, aus eigner Kenntniß in die Schrift eines andern Apostels das, was ihm dienlich schien, einzutragen, und Luc., obwohl nicht selbst Augenzeuge der Geschichte Jesu, sei doch in Verkehr mit solchen gewesen und habe, wie er selbst sagt, Allem genau nachgeforscht. Auslassungen seien schwerer zu beurtheilen. Indeß erkläre sich eine ganze Klasse von solchen, die bei Luc. vorkommende Auslassung von Einzelnheiten, welche nur dem Augenzeugen, nicht aber dem Geschichtsschreiber wichtig seien, und deren namentlich Marcus sehr viele darbiete, durch die Absicht des Schriftstellers, nicht Memoiren, sondern ein Geschichtswerk zu liefern. Auch habe

Luc. füglich an einer spätern Stelle seines Evangeliums auslassen können, was er aus andern Quellen bereits an einer früheren beigebracht, wie die Erzählung von der Salbung Christi in Bethanien, welche Matthäus und Marcus in der Geschichte der letzten Tage des Herrn beibringen, wogegen Lucas darüber einen eigenthümlichen Bericht ohne Zeit- und Ortsangabe erhalten und denselben seines antipharisäischen Inhalts wegen schon 7, 36 eingefügt haben möge. Wenn endlich bei Lucas häufig eine andre Anordnung des Stoffes vorliege, als bei Matth. und Marc., so beruhe dies auf dem Recht des Geschichtsschreibers. Luc. theile die einzelnen Redestücke je nach den Gelegenheiten mit, bei denen sie gesprochen worden. Matth. ordne sie nach ihrem Inhalt zusammen und lasse die einzelnen Gelegenheiten aus. Man sehe dies aufs deutlichste an der Bergpredigt. Daß in diese so vieles zu verschiedener Zeit Gesprochene zusammengetragen sei, habe noch einen eigenthümlichen Grund in der Lage Capernaums, der Stadt Jesu. Capernaum habe dicht am Fuß eines Berges und dicht am See gelegen; wollte Jesus nicht, wie er bisweilen gethan, vom Schiff aus zu den am Ufer versammelten Haufen reden, so sei ihm nichts Andres übrig geblieben, als den Berg zu besteigen: dieser also sei der gewöhnliche Ort seiner Vorträge gewesen. Nichts aber komme öfter vor, als daß man Vorträge, welche zu verschiedener Zeit gehalten worden seien, in eine fortlaufende Ordnung zu bringen suche. Man betrachte nur, sagt der Verf., Schleiermachers Vorlesungen über Einleitung ins N. Test., oder Niebuhrs Vorlesungen über Röm. Geschichte, wo zwei Jahrescurse in einen zusammengestellt sind, und der Herausgeber bemerkt, zwar die Ordnung sei

nicht immer genau die, welche Niebuhr befolgt habe, doch sei kein Wort aufgenommen, was nicht von ihm stamme. Und Geschichte aufeinanderfolgender Ereignisse sei doch noch etwas ganz Andres, als die Erzählung von Wundern — und wir dürfen hinzusetzen, von einzelnen Redestücken — welche unter einander nicht in genetischem Zusammenhang stehen. So ansprechend diese Widerlegungen im Ganzen sind, so gewiß ist, daß der Verf. gerade hier auf einem Boden einhergeht, der größere Gefahren birgt, als er zu wissen scheint. Denn gerade von diesem Standpunkt der Benutzungshypothese aus sind ja in neuerer Zeit die stärksten Angriffe auf die Glaubwürdigkeit des Lucas gemacht worden. Die allgemeine Auskunft: Lucas ist Historiker und als solcher hat er die Befugniß, Memoirenmäßiges auszulassen, andre Quellen einzuführen und den Vortrag umzugestalten, reicht, so beachtenswerth sie auch ist, hier nicht aus. Soll für den Fall, daß man das Ev. Matth. durch Lucas benutzt sein läßt, die Glaubwürdigkeit des Luc. ihr Bestehen haben, so kommt es darauf an, die Principien, kraft deren Lucas nach der Ansicht neuerer Kritiker den Bestand des Ev. Matth. umgestaltet haben soll, als nichtig nachzuweisen. Der Verf. hat dies nicht versucht, und so erweist sich sein interessantes Werk zumal für den deutschen Leser nach einer sehr wichtigen Seite hin als unzulänglich. Auch was er gegen die Traditionshypothese vorbringt, möchte, weil es sich nur auf die erste und einfachste Gestalt derselben bezieht, nicht ausreichend sein, so wahre Elemente es auch enthält.

Doch setzen wir einmal, der Verf. befriedige hier alle Ansprüche, die an ihn gemacht werden können, vollkommen, und habe alle Einwürfe der

Digitized by Google

Kritiker, welche an der Originalität der einzelnen Evangelien festhalten oder welche der Gieseler'schen Theorie folgen, hinlänglich widerlegt — wie steht es nun mit dem folgenden, hauptsächlichsten Theile seiner Abhandlung, dem Versuche, den thatsächlichen Bestand der Evangelien durch seine Hypothese zu erklären?

Er beginnt mit dem Ev. Johannis, und was er hier sagt, geht zum Theil über das im Ueberblick seiner Resultate Aufgestellte noch hinaus. In Folge davon, daß Johannes sein Werk später verfaßt, als alle übrigen Evangelisten, und daß er darin durchaus Selbsterlebtes mitgetheilt habe, bestehe zwischen seinem und den übrigen Evangelien keine solche urkundliche Uebereinstimmung, wie zwischen diesen letztern. Man sehe dies an seinen Berichten über Ereignisse, welche auch von jenen erzählt werden: die Speisung der Fünftausend und die Salbung in Bethanien: sie seien völlig unabhängig von den synoptischen. Dabei sei jedoch ein möglicher Fall nicht zu übersehen. Aus der Umständlichkeit, mit welcher Johannes manche Einzelnheiten schildere, sei ersichtlich, daß er sich Aufzeichnungen über Jesu Thaten zu einer Zeit gemacht haben müsse, wo der Eindruck derselben auf sein Gemüth noch ganz frisch war. Diesen Quellen aber nachzugehn, werde der forschende Lucas nicht versäumt haben. In der That seien Spuren solcher Benutzung johanneischer Aufzeichnungen im Ev. Luc. vorhanden, vgl. Luc. 24, 12:

παρακύψας βλέπει τὰ ὀθόνια κείμενα μόνα

und Joh. 20, 5: παρακύψας βλέπει κείμενα τὰ ὀθόνια,

wie denn Luc. der einzige Synoptiker sei, der den Gang des Petrus zum Grabe Jesu erwähne. Er folge hier dem Bericht des Augenzeugen nach,

Digitized by Google

lasse jedoch als Historiker manche Einzelnheiten weg und verweile ohne Nennung des Johannes, bei Petrus als der Hauptperson. Vgl. auch

Luc. 24, 36: ἔστη ἐν μέσῳ αὐτῶν καὶ λέγει αὐτοῖς· εἰρήνη ὑμῖν

und ib. 40: καὶ τοῦτο εἰπὼν ἐπέδειξεν αὐτοῖς τὰς χεῖρας καὶ τοὺς πόδας

mit Joh. 20, 19: ἔστη εἰς τὸ μέσον καὶ λέγει αὐτοῖς· εἰρήνη ὑμῖν· καὶ τοῦτο εἰπὼν ἔδειξεν αὐτοῖς τὰς χεῖρας καὶ τὴν πλευρὰν αὐτοῦ,

ja es würden dieser Spuren noch mehrere vorhanden sein, wenn nicht Johannes vermöge des zugleich selbständigen und supplementaren Charakters, welchen er seinem Werke geben wollte, vermieden hätte, das wiederzuerzählen, was die drei ersten Evangelisten schon erzählt hatten. Hieher gehöre namentlich die Erzählung von der Verklärung Jesu, welche Lucas nach der Genauigkeit, womit er sie darstelle, nur von einem der drei Augenzeugen, Petrus, Johannes und Jacobus empfangen haben könne. Von Petrus aber habe er sie nicht erhalten, denn dieser gebe im Evang. Marc. selbst eine minder genaue Darstellung; mithin habe er sie entweder von Jacobus erhalten, oder von Johannes; also, da jener früh starb, von diesem; der aber schweige in seinem Evang. von ihr, um Erzähltes nicht noch einmal zu erzählen.

Wir sehen: hier spricht der Verf. etwas der im letzten Jahrzehent in Deutschland aufgestellten Ansicht, nach welcher Joh. das Ev. Luc benutzt haben soll, völlig Entgegengesetztes aus; vertrauter mit der deutschen Wissenschaft, würde er sich genöthigt gesehen haben, gegen dieselbe aufzutreten

und eine Auffassung jener Stellen zu widerlegen, von welcher aus Einwendungen gegen seine Theorie erhoben werden können. Auch hier will sein Werk für uns nicht hinreichen.

Vom vierten Evang. geht er zum dritten über. Aus dem Verhältniß, welches zwischen Lucas und dem Apostel Paulus bestand, sowie aus der patristischen Ueberlieferung über das Ev. Luc. leitet er die Folgerung ab, daß dasselbe unter theilweiser Mithülfe Pauli entstanden sei und die Billigung desselben gehabt habe. Ueberdies habe derselbe — so deutet der Verf. das Proömium des Ev. — Berichte von Augenzeugen des Lebens Jesu besessen, und ohne Zweifel benutzt. Aus dem πεπληροφορημένων ἐν ἡμῖν, sowie aus dem seltenen Vorkommen des Nationalnamens Ἰουδαῖοι im Ev. erhelle, daß dasselbe in Judäa geschrieben sei; sei aber dies der Fall, so habe Luc. die beste Gelegenheit gehabt, sich genau nach der Geschichte Jesu zu erkundigen, und wofern die Apostel darüber schriftliche Berichte verfaßt, sie zu erhalten. So seien ihm namentlich das Evang. des Matth. und die hebr. Schrift des Petrus zu Handen gekommen. Die Einwendung von Davidson, daß Luc., wofern zur Zeit seiner Forschungen die Evangelien Marc. und Matth. schon existirt hätten, gar keine neue Arbeit unternommen haben würde, halte nicht Stich. Das hebr. Original des Marc. habe er dem Griechen Theophilus nicht senden können. Das griech. Ev. Matth. auch nicht, denn er habe Vieles vom Leben Jesu gewußt, was in diesem nicht vorkomme, einen bloßen Anhang zu demselben aber habe er nicht machen wollen, weil ein solcher keinen selbständigen Werth gehabt haben würde; er habe also das Original des Marc., die Petrusschrift,

ins Griechische übersetzt und habe darein einerseits was Matth. darbot, anderseits was er sonst erforscht hatte, eingefügt. Ebensowenig, sagt der Verf., können die Einwendungen von Thiersch abhalten, eine Benutzung des Evang. Matth. durch Lucas anzunehmen. Daß dieser in der Kindheits- und Auferstehungsgeschichte vielfach von jenem abweiche, sei nicht zu leugnen. Dies komme aber daher, daß er außer dem Ev. Matth. noch andre Quellen benutzt habe; die etwaigen Differenzen zwischen ihm und Matth. seien schon in diesen letztern vorhanden gewesen und er habe sich nicht berufen gefühlt, durch Veränderung Hand an sie zu legen. Die Genealogie, die Luc. gebe, sei die der Maria, während die von Matth. aufgezeichnete die Herkunft des Joseph nachweise. Daß er Einzelnes aus Matth. nicht aufgenommen, bestehe gerade so zu Recht wie sein Verfahren mit dem Ev. Marc., aus welchem er, obwohl er es (auch nach Thiersch) gekannt und benutzt, doch Einiges ausgelassen habe (vergl. 6, 45 und 8, 36). In dem Gesag'en liegt die Hypothese des Verfs über das Original des Ev. Marc. schon benutzt vor, und wir müssen ihm also weiter in das Innere seiner Anschauungen folgen.

Zunächst schreitet er zum Ev. Matth. weiter, und da ist von allgemeiner Bedeutung, was er über dessen Grundsprache beibringt. Nach der Bezeugung der Patres sei es hebräisch abgefaßt; dies hindere jedoch nicht anzunehmen, daß es von Matth. auch griechisch geschrieben worden. Ja nach der damaligen Lage der Dinge in Palästina habe Matth. seinen Zweck, durch sein Werk auf jüdische Leser zu wirken, ohne eine griech. Ausgabe desselben gar nicht vollständig erreichen können. Mit Palästina habe es sich gerade so ver-

Digitized by Google

halten, wie heutzutage mit Irland. Hier verstehe ein Theil der Einwohner irisch, aber nicht englisch; ein andrer englisch, aber nicht irisch. Wolle man den Iren das Evangelium bringen, so müsse es ihnen in zwei Sprachen dargeboten werden. So sei es zur Zeit der ersten Veröffentlichung der Evangelien in Palästina gewesen. Unser Herr habe hebräisch gesprochen Ms. 5, 41. 7, 34. 15, 34 Act. 26, 14, zu Jerusalem aber sei er nicht verstanden worden Marc. 15, 35. Das Jerusalemische Volk sei erstaunt gewesen, sich von Paulus hebräisch angeredet zu hören Act. 22, 2, und der Hauptmann 21, 37 habe nicht vorausgesetzt, daß Paulus griechisch sprechen könne, indem er ihn für einen Aegypter gehalten. Die Kreuzesinschrift biete die Sprache der herrschenden Macht und die der beiden Klassen von Einwohnern dar. Josephus, der Zeitgenosse und Landsmann des Matthäus, habe seine Geschichte des jüd. Kriegs zuerst in der Landessprache geschrieben, und dann sie ins Griech. übersetzt. Der bestimmteste Beweis von der (gleichen) Originalität des griech. Ev. Matth. liege in der Benutzung desselben von Seite des Lucas. Auch bei Eusebius sei eine Spur vorhanden, daß er, trotz seiner bekannten Angabe über die ursprünglich hebräische Abfassung desselben, auch den griech. Text für ein Eigenthum des Matth. gehalten (in der Auslegung von Psalm 78, 2).

Wie wird der Verf. nun aber, dies ist die Hauptfrage, das Verhältniß des Matth. zum Ev. Marci erklären? Unmöglich, sagt er, könne angenommen werden, daß Marc. das Werk des Matth. benutzt habe; vielmehr sei das Verhältniß des ersten zum zweiten Evang. das eines Geschichtswerkes zu einem nach Art von Memoiren geschriebenen Werke. Man wolle nur Matth. 12,

15 ꝛc. mit Marc. 3, 6 ꝛc. beides Erzählungen von dem Verhalten Jesu nach der sabbathlichen Heilung eines Kranken, gegeneinanderhalten. In der Darstellung des Marcus, sei die Rede von einem Boot, das für Jesus in Bereitschaft gehalten werden sollte; es seien da die Namen der Orte und Gegenden aufgeführt, aus denen Volksmengen zu Jesu geströmt waren; es sei vorausgesetzt, daß man wisse, weswegen Jesus unter den damaligen Umständen von dannen gegangen sei. Bei Matth. seien jene Einzelnheiten, als Dinge, die zur Geschichte nicht nothwendig gehören, weggelassen und anderseits durch Einfügung des einzigen Wörtchens *γνοὺς* die Ursache jenes Fortgehens Jesu angegeben. Die gerügten Kleinigkeiten, sagt der Verf., seien bei Untersuchungen dieser Art von entscheidender Wichtigkeit: wie ein Halm, der auf die Oberfläche eines Wassers geworfen werde, die Richtung seiner Strömung anzeige, so seien jene kleinen Einstreuungen bei Marcus ein Erweis, daß der Strom der Geschichtsschreibung nicht von Matth. zu Marc., sondern von Marc. zu Matth. fließe. Namentlich liege dem Bericht des Matth. über die letzte Zeit des Lebens Jesu das Original des Marcus, die Petrusschrift ganz eigentlich zu Grunde; nur habe Matth., da er selbst in dieser Zeit bei Jesu gewesen, von seinem eignen Vorrath viel eingefügt, so daß er dem Stoff, den Marc. in etwas über sechs Kapiteln zusammenfasse, zehn gewidmet habe (Mc. 10—16, Matth. 19—28). Da die Petrusschrift hebräisch abgefaßt war, so habe Matth. die Stelle, die er daraus benutzen wollte, ins Griechische übersetzen müssen; und als später Marc. daran ging, dieselbe vollständig in griechischer Sprache herauszugeben, so sei er in jenen Stellen der nun bereits

in Ansehn stehenden Uebersetzung des Matth. gefolgt. Auf diese Art erkläre sich, daß zwischen den Evv. Matthäi und Marci, obwohl der Urheber des erstern nur die hebr. Urschrift des letztern gebraucht habe, hie und da wörtliche Uebereinstimmung vorhanden sei.

Doch wie wird der Verf. eben diese Voraussetzung einer hebr. Petrusschrift erweisen? wo wird er eine Grundlage dafür finden?

Daß das Ev. Marci eine Uebersetzung sei, erweist sich ihm aus dem Verhältniß, in welchem es zum Ev. Lucä steht. Das eine sei dem andern in vielen Stücken einander so ähnlich, daß beide offenbar nicht unabhängig von einander seien; sie haben anderseits so viele Verschiedenheiten im einzelnen Ausdruck, daß das eine nicht durch Abschrift aus dem andern entstanden sein könne; vergl. z. B. Marc. 12, 41 mit Luc. 21, 1. Es bleibe nichts Andres übrig, als anzunehmen, daß diese Stücke verschiedene Uebersetzungen eines und desselben Originals seien. So lange ein Ungebildeter etwa Popes Iliade für sich ohne weitere Hülfsmittel lese, könne er vielleicht glauben, sie sei Popes eignes Werk; sowie ihm aber eine andere Uebersetzung der Iliade in die Hände falle, werde ihm klar werden müssen, daß weder die eine, noch die andre Original sein könne, sondern beide die Uebersetzungen einer in fremder Sprache geschriebenen Dichtung seien. — Man erwartet, der Vf. werde aus den Spracheigenthümlichkeiten des Ev. Marci zu erweisen suchen, daß es aus dem Hebräischen übersetzt sei. Allein hierauf geht er nicht ein. Er läßt es beim Allgemeinen bewenden. Von dieser sowohl dem Ev. Marc. als dem des Luc. zu Grunde liegenden Schrift, fährt er alsbald fort, müsse Petrus der Urheber sein.

Hier bleibt also dem Verf. ein gutes Stück Arbeit übrig. Wie können wir so schnell nach dem Urheber des Originals einer Schrift fragen, wenn nicht einmal ein Versuch gemacht ist, aus der eigenthümlichen Art und Haltung ihrer Sprache nachzuweisen, daß sie sich in der That als Uebersetzung betrachten läßt?

Doch setzen wir auch dieses! Sehen wir über die Lücke hinweg, welche der Verf. hier gelassen hat, und fragen: wofern das Ev. Marci Uebersetzung ist, wie erweist der Verf., daß Petrus der Urheber des Originals sei?

Den äußern Beweis dafür findet er darin, daß Papias, Irenäus, Tertullian und andre Väter den Marcus ausdrücklich ἑρμηνευτὴς Πέτρου nennen. Dieses Wort bedeute nicht amanuensis oder dergleichen, sondern gemäß der einzigen Stelle, wo es in der LXX vorkomme Gen. 42, 23, Dolmetscher. Und zwar verstehe man Papias falsch, wenn man meine, er rede von einer bloß mündlichen, nicht geschriebenen, Mittheilung seiner Kunde vom Leben Jesu an Marcus. Vielmehr seien Worte: *Μάρκος μὲν ἑρμηνευτὴς Πέτρου γενόμενος, ὅσα ἐμνημόνευσεν ἀκριβῶς ἔγραψεν* so zu übersetzen: Marc, being the translator of Peter, wrote accurately whatever h e (Peter) recorded d. i. Marcus schrieb als Uebersetzer des Petrus, was dieser aufgezeichnet. Diese Erklärung, sagt der Verf., verdanke er einem Beurtheiler seines frühern Werks, dem Rev. James Bandinel, und er finde sie bestätigt durch Cruse's Uebersetzung der Kirchengeschichte des Eusebius. Kühne Sätze, deren Kritik wir bis zum Schluß unsrer Anzeige versparen wollen. Der innere Beweis aber, fährt der Verf. fort, liege in der Thatsache, daß zwischen dem Schreiber des

Digitized by Google

Evangeliums und dem Apostel Petrus ein Verhältniß bestehe, wonach man sie identificiren müsse. Er entlehnt, um dies nachzuweisen, zunächst aus Greswell, dissertations I, 82 eine Reihe guter Bemerkungen, welche bestimmt sind zu zeigen, daß jenes Verhältniß ein engeres sei, als zwischen Petrus und irgend einem andern Apostel. Wir heben aus ihnen beispielsweise die hervor, daß die bescheidene und indirecte Art, mit welcher Mc. 3, 15 Petrus an die Spitze der Apostel gestellt ist, ferner die Auslassung mancher Ereignisse und Reden, die für Petrus von besonders auszeichnender Bedeutung waren, vgl. Marc. 6, 31. 8, 29. 10, 29 mit den Parallelen bei den andern Evangelisten, einen Einfluß des Petrus auf die Abfassung des Evangeliums erkennen lasse. Der Verfasser fügt dieser alsdann eine nicht kleine Zahl mindestens ebenso beachtenswerther eigner Winke bei. Er nennt die Bemerkungen Greswells moralische Erweise; mehr aber, als alle solche, sagt er, seien solche Erscheinungen beweiskräftig, in denen ein unbeabsichtigtes Zusammentreffen dessen, was das Evang. enthält, mit der Person des Petrus vorliege; und was er hiefür beibringt, scheint der gelungenste Theil des ganzen Buchs zu sein. Wie sich Petrus, bemerkt er, zur Zeit des Verhörs Christi durch seine galiläische Sprache verrathen habe, so sei das zweite Evang. voll von Galiläismen. Wolle der Evangelist die weite Ausdehnung des Rufes Jesu beschreiben, so sage er, derselbe sei ausgegangen *εἰς ὅλην τὴν περίχωρον τῆς Γαλιλαίας*, Worte, die nur einem Galiläer in den Mund kommen konnten und noch dazu nur einem solchen, der an Ort und Stelle schrieb. Auch das Ev. Matth. enthalte solche Zeichen galiläischer Abstammung;

es sei aber zwischen ihm und dem zweiten Evang. ein großer auf den petrinischen Ursprung des letztern unmittelbar hindeutender Unterschied. Dies zeige sich an den Abschnitten vom Sturm auf der See. Ein Sturm mache nämlich auf einen Seemann einen ganz andern Eindruck als auf einen Landbewohner: jener, handelnd einzugreifen berufen, achte auf die Ursachen des Sturms, die Kraft und Richtung des Windstoßes; dieser, sich passiv verhaltend, denke an das was ihn unmittelbar berühre, die Bewegung des Wassers. Nun sei in der Beschreibung der beiden Seestürme, von denen die Evangelien erzählen, bei Marc. aller Nachdruck auf den Wind, bei Matth. auf die Meereswellen gelegt, vgl. Marc. 4, 37: λαῖλαψ ἀνέμου μεγάλη

Matth. 8, 24: σεισμὸς μέγας ἐν τῇ θαλάσσῃ

Marc. 6, 48: εἶδεν αὐτοὺς βασανιζομένους ἐν τῷ ἐλαύνειν

Matth. 14, 24: τὸ πλοῖον βασανιζόμενον ὑπὸ τῶν κυμάτων.

Mithin deute jener Bericht darauf hin, daß er von einem Seemanne, dieser, daß er von einem Landbewohner abstamme, ein Verhältniß, welches auf das zwischen Petrus und Matthäus vollkommen passe. Daß der Autor des zweiten Ev. ein Fischer gewesen, gehe aus dem Gebrauch des handwerksmäßigen Ausdrucks ἀμφιβάλλειν 1, 16 (ed. Tischend.) hervor, welcher eine besondre Art des Fischens bezeichne. Und dieser Fischer müsse mit in dem Schiff gewesen sein, als Jesus den Sturm stillte.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

132. Stück.

Den 19. August 1854.

Edinburgh und London

Schluß der Anzeige: »Dissertation on the origin and connection of the gospels: with a synopsis of the parallel passages in the original and authorised version, and critical notes. By James Smith.«

Der Satz *παραλαμβάνουσιν αὐτὸν ὡς ἦν ἐν τῷ πλοίῳ*, sagt der Verf. an einer spätern Stelle S. 282, die wir des Zusammenhangs willen gleich hieher ziehen, sei nur erklärlich als die Bemerkung eines Augenzeugen, der bei Niederschreibung dieser Worte, da ihr Inhalt ihm klar vor der Seele stand, nicht von fern daran gedacht habe, daß sie für Andre einer Erklärung bedürfen. Ebenso seien die folgenden Worte *ἄλλα δὲ πλοῖα ἦν μετ' αὐτοῦ* nur aus der Seele eines Augenzeugen und Fischers zu erklären: beim dahin fahrenden Seemann nehme das Erscheinen andrer Schiffe auf der See ein Interesse in Anspruch, wie es der Landbewohner nicht kenne. Dahin sei auch die Bemerkung zu rechnen, daß

der Herr während der Fahrt auf dem Hintertheil des Schiffs auf einem Kissen eingeschlafen sei. Alles dies gehöre nicht wesentlich zur Geschichte — in diesem Sinn ist bei unserm Verf. das sonst verfänglich scheinende Wort unhistorical zu verstehen — und darum lasse es der Geschichtsschreiber Lucas ohne Weiteres hinweg; dagegen liege darin ein unleugbares Zeichen vor, daß durch das Marcusevangelium hindurch ein Augenzeuge zu uns rede.

Dasselbe erhelle aus Stellen wie 2, 3 und 14, 52. Nur Einer, der die dort erzählte Krankenheilung gesehen, könne auf den Umstand Werth legen, daß der Kranke gerade von vier Männern getragen worden; nur Einer, der mitten im Tumult der Gefangennahme Jesu gestanden, könne eine Scene berühren, wie das Entweichen eines Jünglings, der von den Knechten verfolgt, die Leinwand fahren ließ, mit der er bekleidet war, und nackt von ihnen floh. Ganz ähnlich lasse sich aus einer in der Geschichte des spanischen Kriegs von Napier beiläufig vorkommenden Geschichte von einer portugiesischen Eseltreiberin, die mitten durchs französische Heer gezogen, aufs bestimmteste schließen, daß der Erzähler hier Etwas mittheile, wovon er Augenzeuge gewesen.

Ferner liege diese „autoptische" Art der Darstellung in Abschnitten vor, deren Inhalt nur drei Jüngern, dem Petrus, Johannes und Jacobus genau bekannt sein konnte, wie dem von der Auferweckung der Tochter des Jairus, und dem von der Heilung der Schwieger Petri. Nur Einer von diesen Dreien könne hier Berichterstatter sein. Ja man könne einen Schritt weiter gehn: aus dem letztern Abschnitt erhelle, daß weder Johannes noch Jacobus ihn geschrieben haben könne,

sondern allein Petrus. Alle drei seien bei der Heilung zugegen gewesen (vgl. V. 36), aber nur Johannes und Jacobus werden als Zuschauer erwähnt. Warum werde nicht auch Petrus genannt? Eben weil er selbst hier Berichterstatter sei.

Endlich sei der Stil des zweiten Evang. so lebensvoll und malerisch, wie jede unter dem starken Eindruck der Ereignisse getreu und umständlich gegebne Darstellung eines Augenzeugen werde. Er sei der eines kräftigen, doch ungebildeten, an Geschichtsschreibung nicht gewöhnten, vom Eindruck der Thatsachen noch hingenommenen Geistes; er sei voll von Wiederholungen und Einzelbemerkungen, welche mit dem eigentlichen Gegenstand der Erzählung nur die Gemeinsamkeit von Ort und Zeit haben. Genug der Stil des zweiten Evang. stimme vollständig zu der Voraussetzung, daß der Urheber desselben der Apostel Petrus sei.

Hiemit schließen wir den Bericht über den hauptsächlichsten Inhalt der Abhandlung unsres Werks. Auf sie folgt, wie bemerkt, eine Zusammenstellung des Evang. Marci mit denjenigen Abschnitten der beiden andern Evangelien, welche diese mit jenem gemein haben; und darauf eine zweite, welche nur die dem ersten und dritten Evang. gemeinsamen Stellen enthält: beide griechisch und englisch, und zwar der griech. Text nach Tischendorfs Ausgabe, der englische nach der in England geltenden kirchlichen Uebersetzung: so klar, so verständig und sorgfältig angeordnet, und so splendid gedruckt, daß, wenn man von den nicht selten vorkommenden Druckfehlern absieht, keine der vorhandenen Synopsen mit dieser verglichen werden kann. Bemerkungen kritischer und exegetischer Art, aus denen wir hier und da bereits Vorweise ge-

Digitized by Google

geben haben, sämmtlich bestimmt den Inhalt der Hauptabhandlung näher zu erläutern und zu begründen, schließen das Ganze.

Und was ist nun der Werth desselben?

Gewiß haben wir dem verehrten Verf. für manche überraschende treffende Bemerkung über die evangelischen Geschichten und Schriften zu danken. Er hat mit großer Kühnheit, mit Sinnigkeit und Gelehrsamkeit eine Hypothese aufgestellt, bei der, wenn sie bewiesen werden könnte, jedes Christenherz in Freudigkeit höher schlagen würde. Er hat zu ihrer Feststellung und Unterstützung ohne Zweifel manchen kräftigen Versuch gemacht, und zum Theil Wege eingeschlagen, die alle Aussicht gewähren, die Forschung weiter zu führen. Seine Andeutungen über die Merkmale, aus denen geschlossen werden mag, ob zwei Schriften im Verhältniß von Original und Abschrift, oder von Quelle und Bearbeitung, oder zweier verschiedener Uebersetzungen eines und desselben in fremder Sprache vorhandenen Originals zu einander stehen, müssen jedenfalls weiter verfolgt und zum Dienst der Kritik verwendet werden.

Aber hat er seine Voraussetzung erwiesen? Dazu fehlt doch sehr viel. Eben jene Andeutungen beschränken sich gar zu sehr auf einzelne Abschnitte, verbreiten sich zu wenig über das Ganze der Evangelien, als daß sie von hinreichender Beweiskraft sein könnten. Auch haben wir bereits oben gefunden, daß zur Sicherstellung der Hypothese des Vfs ein genaues Eingehn auf mehr als eine höchst wichtige Frage nothwendig gewesen wäre. Hiezu ist außer den erwähnten besonders folgende zu rechnen: Wenn der eigentliche Urheber des zweiten Evangeliums Petrus ist, wie ist es zu begreifen, daß der ausführlichere Bericht

Digitized by Google

über seine Berufung zum Apostel sich nicht dort findet, sondern vielmehr in einem Werke, das zum großen Theil aus jenem entstanden ist, dem Ev. Lucä? Hierüber hätte sich der Verf. nothwendiger Weise erklären müssen, und doch ist darüber in seiner Schrift nichts zu finden. Auch daß S. 297 plötzlich die Anerkennung der Wahrscheinlichkeit auftaucht, daß Lucas das Ev. Marci oder Marcus das des Lucas gebraucht habe, ohne daß darüber eine Entscheidung gegeben oder sonst irgendwo davon die Rede wäre, ist ein Mangel der Untersuchung.

Aber nicht darin, daß Dieses und Andres in ihr fehlt, liegt ihre schwache Seite. Viel mehr darin, daß über zwei der allerwichtigsten Punkte Ansichten aufgestellt sind, die sich schlechterdings nicht halten lassen.

Der eine ist das Proömium des Lucas. Von Seiten der Sprache aus erscheint es völlig unzulässig, die ersten Sätze desselben so zu übertragen: Nachdem Viele unternommen haben, über die bei uns ergangenen Ereignisse einen Bericht aufzusetzen, dergleichen wir von den Augenzeugen erhalten haben ꝛc. (**many have drawn up a digest of the events etc. such as we have received from those who were eyewitnesses** vgl. p. **LIII**). Auffallender Weise ist der Verf. gerade bei diesem Punkt höchst kurz und flüchtig und hat die Behauptung, daß Lucas nach seiner eignen Aussage Berichte von Augenzeugen besessen, keineswegs begründet. Ließe sich aber auch jene Uebersetzung halten, wie wäre es irgend denkbar, daß Lucas, wenn er Quellen, wie die vom Verf. angenommenen, d. i. hebräische Aufsätze über das Leben Jesu von der Hand des Ersten der Apostel, das griechische Evan-

Digitized by Google

gelium des Apostels Matthäus, hebräische oder griechische Aufzeichnungen von der Hand des Apostels Johannes, nicht allein ihrem Inhalte nach, sondern auch ihrer Form nach als apostolische Schriften gekannt und behufs eines zusammenfassenden Werkes benutzt hätte, demselben eine solche Einleitung vorausgeschickt haben würde? Der Evangelist, der es allerdings sehr wohl weiß, was es mit der Ueberlieferung von Augenzeugen auf sich hat, würde in diesem Falle unmittelbar von dem Vorhandensein solcher unvergleichlichen Urkunden ausgegangen sein, und in Bezug auf sein eignes Unternehmen (denn das »ἐπιχειρεῖν« würde ganz auf seiner Seite liegen) etwa gesagt haben, daß er das Einzige gethan, was bei solchem Vorrath der erwünschtesten Quellenschriften zu thun übrig bleibe, nämlich daß er sie unter Benutzung dessen, was er bei seinen Forschungen nach der Geschichte Jesu sonst noch in Erfahrung gebracht, mit vorsichtiger Hand zu einem Ganzen zusammengestellt habe.

Der zweite Punkt ist das Zeugniß des Papias. Man braucht dasselbe nur bis zu Ende durchzulesen, um sich zu überzeugen, daß die oben erwähnte Erklärung Bandinels zu den gröbsten Mißverständnissen gehört, denen es überhaupt ausgesetzt gewesen ist, und daß der Verf., der früher eine richtigere Ansicht davon hatte, durch die Aufnahme derselben sich und seinem Werke den größten Schaden gethan hat. Man vergleiche besonders die Worte: *οὐδὲν ἥμαρτε Μάρκος, οὕτως ἔνια γράψας, ὡς ἀπεμνημόνευσεν. ἑνὸς γὰρ ἐποιήσατο πρόνοιαν τοῦ μηδὲν ὧν ἤκουσε παραλιπεῖν.* Vor ihnen kann die Annahme, daß die Mittheilungen des Petrus an Marcus schriftlicher Art gewesen, schlechthin nicht bestehen.

Digitized by Google

So fallen allerdings jene auf unrichtig erklärte Zeugnisse gegründeten Anschauungen des Vfs und damit stürzt der eigentliche Heerd seines Werks zusammen. Was demselben jedoch bleibt, ist das Verdienst, die charakteristischen Züge des zweiten Evangeliums, welche auf einen noch irgendwie näher zu bestimmenden Antheil des Apostelfürsten an seiner Entstehung hindeuten, mit sehr feinem Gefühl für Alles, was Eigenthümlichkeit heißt, theils gefunden, theils zusammengestellt zu haben. Möchte der verehrte Verf. Gelegenheit finden, hier weiter zu arbeiten, unter Rücksicht auf die gemachten Ausstellungen seine anregenden Untersuchungen neu durchzugehn, und sie als Einleitung seiner wohlgelungenen Synopse in unantastbarerer Gestalt wiedererscheinen zu lassen. Auf das ihm eigenthümlichste Gebiet beschränkt, und demselben daher um so völliger gewidmet, würde das von Schlacken gereinigte Werk nicht verfehlen, eine erwünschte Einwirkung auf den Gang der Evangelienkritik auszuüben.

Ernst Ranke.

Berlin

Verlag von H. Peters 1854. **Lehrbuch der Differential-Rechnung.** Von Dr. E. Meissel, Docent am königl. Bergwerksinstitut und der königl. Bauakademie in Berlin. VIII und 360 Seiten in Octav.

Das vorliegende Werk soll sich nach der ausdrücklichen Bemerkung des Verfs besonders durch ausführlichere Behandlung eines vermehrten Materials von andern ähnlichen Werken unterscheiden.

Jede Größe, welche beliebige Werthe annehmen kann, nennt der Verf. eine Veränderliche. Diese

Definition ist offenbar unrichtig — denn dadurch wird bloß eine allgemeine oder unbestimmt gelassene Größe bezeichnet — zwischen einer solchen und einer (stetigen) Veränderlichen ist aber ein wesentlicher Unterschied. In der Gleichung des Kreises $x^2 + y^2 = a^2$ kann der Radius a beliebige Werthe annehmen, ist aber deshalb keine Veränderliche wie x und y. Die unabhängige Veränderliche x nennt der Vf. auch „Argument". Wenn die Function $y = f(x)$ in Folge einer unendlich kleinen Aenderung des Argumentes x selbst eine unendlich kleine Aenderung erfährt, so nennt sie der Verf. ganz richtig continuirlich — ist diese letzte Aenderung aber endlich, so heißt die Function discontinuirlich (und umsomehr, wenn die Aenderung der Function unendlich groß ist). Was unter einer unendlich kleinen Größe zu verstehen ist, sagt der Verf. nicht. Auch ist es wohl ein Irrthum, wenn der Vf. sagt: $y = \frac{x\sqrt{(a-x)^2}}{a-x}$ sei eine zwischen $x = a - \omega$ und $x = a + \omega$ discontinuirliche Function, weil $y = x$ ist. Die unendlich kleine Aenderung der Function $y = f(x)$ nennt der Verf. ganz passend das Differential derselben und gibt dafür die Definitionsgleichung:

$$f(x + dx) - f(x) = d f(x) \qquad (1)$$

oder als Erweiterung (?):

$$f(x + adx) - f(x) = a\, d f(x), \qquad (2)$$

wo a eine endliche Größe bedeutet. Und aus dieser letzten Gleichung soll folgen, daß $df(x) : dx$ eine völlig bestimmte Größe sei (?—). Aus der Gleichung (2) folgt nur, daß die sehr kleinen Aenderungen von f (x) und x einander nahezu proportional sind. Auch hat der Verf. die Gleichung (2) gar nicht aus (1) abgeleitet — und

um dies zu können, muß man schon wissen, daß

$$f(x + dx) - f(x) = f'(x)\,dx$$

ist! Erst bei der Differentiation des Productes $\varphi(x)\,f(x)$ zweier Functionen zeigt sich, was der Verf. eigentlich mit seinem Factor a bei dem dx will — nämlich a = 0 setzen, damit das Glied $\frac{d\varphi(x)}{dx} \cdot \frac{d f(x)}{dx}\,dx$ in $\frac{d\varphi(x)}{dx} \cdot \frac{d f(x)}{dx}\,a dx$ übergeht und nun für a = 0 verschwindet. Etwas Sinnloseres kann es wohl nicht geben! Denselben geistreichen Kunstgriff wendet der Verf. bei der Differentiation der Exponentialfunction an, welche wie die der Functionen sin x, cos x entsetzlich geschroben und weitläufig ist, wodurch der Verf. offenbar nur das offene Weglassen unendlich kleiner Größen gegen endliche umgehen will — obgleich er später bei der Differentiation der Functionen mehrerer Veränderlicher (S. 79) selbst sagt, daß man unendlich kleine Größen zweiter Ordnung gegen solche Größen erster vernachlässigen dürfe.

Hierauf handelt der Vf. von den höhern Differentialen, ohne jedoch independente Formeln für schwierigere Fälle zu entwickeln — dann folgt die Differentiation der mittelbaren oder wiederholten Functionen — die Vertauschung der unabhängigen Veränderlichen — die partiellen und totalen Differentiale der Functionen von mehrern Veränderlichen, sowohl der expliciten, wie der impliciten — und zuletzt wieder die Vertauschung der Veränderlichen. Dies Alles ist so klar, allgemein und ausführlich behandelt, wie wohl in keinem andern der neusten Werke über denselben Gegenstand.

In derselben Weise handelt der Verf. von der

Entwickelung der Functionen in Reihen. Die Herleitung des Taylor'schen und Maklaurinschen Theoremes aus der Formel:

$$f(x + h) = f(x) + h f'(x + \Theta h$$

ist ziemlich weitläufig und geschroben und füllt wenigstens 8 Seiten! Besonders zur Berechnung der Logarithmen entwickelt der Verf. sehr rasch convergirende Reihen, wovon man nur 2 oder 3 Glieder zu berechnen braucht, um die Logarithmen auf 13 Stellen genau zu erhalten. Auch die Newton'sche Binomialformel sucht er behufs Wurzelausziehung rasch convergent zu machen. — Um nämlich $\sqrt[n]{a}$ zu finden, muß man der Gleichung:

$$\lambda^n - a\,\mu^n = \pm k$$

durch solche Werthe von λ und μ zu genügen suchen, daß $\frac{k}{\lambda^n}$ möglichst klein wird; denn aus dieser Gleichung folgt:

$$\sqrt[n]{a} = \frac{\lambda}{\mu} \sqrt[n]{\left(1 \mp \frac{k}{\lambda^n}\right)}.$$

Die Gültigkeit der Gleichungen mit unendlichen Reihen wird durch die Nachweisung der Convergenz der letztern gerechtfertigt.

Alle Reihen, welche nicht convergent sind, zählt der Verf. zu den divergenten — unterscheidet aber letztere ganz richtig in eigentlich divergente und schwankende — läßt jedoch nur convergente Reihen in der Analysis zu. Ganz richtig sagt der Verf., daß die Reihe $v_0 + v_1 + v_2 + \ldots$ in inf. convergirt, wenn $\left(\frac{v_{n+1}}{v_n}\right)_{n=\infty} = k$ wird, wo $k < 1$ ist; denn es genügt nicht, wenn auch dieses Verhältniß < 1 bleibt, aber sich der Einheit

unbeschränkt nähert. Dagegen sagt der Verf. bei der Nachweisung der Convergenz der Binomialreihe irrthümlich, daß:

$$\left[\left(1-\frac{\omega}{2}\right)\left(1-\frac{\omega}{3}\right)\dots\left(1-\frac{\omega}{n+1}\right)\right]_{n=\infty}=0,\ \omega<1$$

sei, oder, wie er sich sonderbarer Weise ausdrückt: „gegen eine feste Grenze zwischen 1 exclus. und 0 incl. convergire, welche, wie sich anderweitig nachweisen lasse, = Null sei". Bei der Exponentialreihe behauptet er ebenfalls unrichtig, „daß

$$\left[\left(1-\frac{1}{n}\right)\left(1-\frac{2}{n}\right)\left(1-\frac{3}{n}\right)\dots\text{in inf.}\right]_{n=\infty}=1$$

sei. —"

Zur Entwickelung der Functionen tang x, cotg x, sec x, . . . bedient sich der Verf. ganz passend der Methode der unbestimmten Coefficienten, weil dies mittelst des Maklaurin'schen Satzes sehr weitläufig und zuweilen gar nicht thunlich ist — und sich auch das Bildungsgesetz der Coefficienten nicht herausstellt, wenn man keine independente, oder recurrirende Formel für den nten Differentialquotienten aufstellt, was der Vf., wie schon bemerkt, nicht gethan hat.

In dem nun folgenden 11ten Abschnitt ist von der Einführung imaginärer oder complexer Argumente (Veränderlicher) die Rede — jedoch nur, um den Zusammenhang zwischen den exponentialen und goniometrischen Functionen aufzufinden. Von der Differentiation der Functionen mit complexen Veränderlichen wird kein Wort gesagt; nur die Taylor'sche Reihe sucht der Verf. auf den Fall imaginärer Veränderlicher auszudehnen — hat aber in der That in f (x + h) nur das Increment h = a + bi gesetzt. Will man den Taylor'schen Satz auf Functionen mit complexen Verän-

Digitized by Google

derlichen erstrecken, so muß man vor allen Dingen erst zeigen, daß die Grundformeln der Differentialrechnung dieselben bleiben, wie bei reellen Veränderlichen, was sehr leicht geschehen kann, wenn man in dem Ausdrucke $u + v\sqrt{-1} = u + vi$ die Größen u, v als zwei unabhängige Veränderliche behandelt. — Es folgen dann als Anwendung hiervon verschiedene interessante Reihenentwickelungen und Summationen.

Der 12. Abschnitt handelt von der Entwickelung der Functionen mehrerer Veränderlicher und den unbestimmten Formen $\frac{0}{0}$ rc. mit der gehörigen Allgemeinheit und Ausführlichkeit — und der 13. Abschnitt enthält die Theorie des gewöhnlichen Maximums und Minimums, welches Wurzeln der Gleichung $f'(x) = 0$ entspricht — wogegen die Wurzeln der Gleichung $f'(x) = \infty$ gar nicht beachtet werden — und ebensowenig wird der Fall erwähnt, wo man die Größe $f(x \mp dx) - f(x)$ direct untersuchen muß, weil $f''(x)$, $f'''(x)$, ... unendlich werden. Daß $f'(x)$ vom Positiven zum Negativen, oder umgekehrt, übergehen muß, wenn $f(x)$ durch ein Maximum, oder Minimum gehen soll, sowie, daß nicht alle reelle Wurzeln von $f'(x) = 0$ ein Max. oder Min. von $f(x)$ geben müssen — bedarf doch wahrlich keiner weitläufigen Künsteleien, weil Ersteres schon im Begriffe der Sache liegt — und Letzteres schon daraus erhellet, daß $f'(x)$ vom Positiven oder Negativen durch Null wieder zum Positiven oder Negativen übergehen kann in welchem Falle $f''(x)$ vom Negativen zum Positiven, oder umgekehrt, übergeht; also weder ein Max. noch ein Min. von $f(x)$ eintreten kann. Aber noch unnöthiger war es, sogar

Digitized by Google

die Taylor'sche Reihe noch zum Grunde zu legen, nachdem fast die ganze Theorie des Max. und Min. entwickelt war, abgesehn davon, daß diese Reihe für f (x + ε) gar nicht existirt, wenn ε unendlich klein ist. Auch bei den unbestimmten Formen hat der Verf. die Taylor'sche Formel angewandt, obgleich schon ohne alle Rechnung, aus dem bloßen Begriffe der Sache vollkommen klar ist, daß:

$$\frac{f(a)}{\varphi(a)} = \frac{0}{0} = \frac{f'(a)\,dx}{\varphi'(a)\,dx} = \frac{f'(a)}{\varphi'(a)}$$

ist. Es ist eine offenbare Verkehrtheit, wenn man einfache Dinge durch viel schwierigere, ganz fremdartige begründen will, was wir von dem Verf. gar nicht erwartet hätten, da er sonst Alles einfacher darzustellen sucht, als es gewöhnlich geschieht. —

Wenn $y = f(x_1, x_2, \ldots x_n)$ ist, so sagt der Verf., daß:

$f(x_1 + dx_1, x_2 + dx_2, \ldots x_n + dx_n) - f(x_1, x_2, \ldots x_n) = dy$, oder $= -dy$ sei, wenn sämmtliche dx positiv oder negativ sind (?), und folgert hieraus, daß für das Max.: $dy < 0$ und $-dy < 0$, und für das Min.: $dy > 0$ und $-dy > 0$; also für beide: $dy = 0$ sein müsse (?). Diese Deduction ist offenbar ebenso unrichtig als unnütz — denn hier, wie bei Functionen einer Veränderlichen, folgt aus dem Begriffe der Sache ohne Weiteres, daß dy für das Max. oder Min. vom Positiven zum Negativen, oder umgekehrt übergehen, also = 0 werden muß. Auch hier wird die Taylor'sche Reihe ganz unnütz eingemischt — aber sonst ist Alles sehr gut und ausführlich behandelt. Uebrigens macht der Verf. die gewöhnliche unnütze Weitläufigkeit nicht, wo man sich die unabhängigen Veränderlichen x_1,

$x_2, \ldots x_n$ als Function derselben Veränderlichen t denkt, um diesen Fall auf den einer Veränderlichen zurückzuführen. Besonders ausführlich und nett behandelt der Verf. den Fall, wo eine Function von n Veränderlichen mit m Bedingungsgleichungen gegeben ist, oder wo die Function y mit den n Veränderlichen implicite in m Gleichungen vorkommt, indem er unbestimmte Multiplicatoren $\lambda_1, \lambda_2, \ldots \lambda_m$ anwendet.

Im 14. Abschnitte leitet der Verf. sehr einfach den Lagrange'schen Satz ab, d. h. die nach ganzen positiven Potenzen von y fortgehende Reihe für f (z), wenn $z = x + y\,\varphi(z)$ ist — aber ohne auch nur ein Wort über die Bedingungen der Gültigkeit zu sagen. Am Schlusse bemerkt der Verf. noch ausdrücklich: daß der Lagrange'sche Satz eine Verallgemeinerung des Taylor'schen ist; denn setzt man $\varphi(z) = 1$, so wird $z = x + y$, mithin $f(z) = f(x + y)$.

Hierauf zeigt der Verf., wie eine Function $\varphi(x)$, die durch eine Differentialgleichung bestimmt ist, nach Potenzen von x entwickelt wird — z. B. aus
$$\frac{d\varphi(x)}{dx} + 2x\varphi(x) - 1 = 0, \text{ wenn } \varphi(0) = A$$
gegeben ist; aber auch wieder ohne Entwickelung der Convergenzbedingungen.

Im 15. Abschnitt ist von der Interpolation die Rede, und es wird zunächst die Lagrange'sche Interpolationsformel für eine ganze rationale Function f (x) des (n—1)ten Grades hergeleitet, indem der Verf. ohne weitere Deduction setzt:
$$f(x) = A_1 (x - a_2)(x - a_3) \ldots (x - a_n) + \ldots$$
$$+ A_n (x - a_1) x - a_2) \ldots (x - a_{n-1})$$
und die Annahme a posteriori rechtfertigt, woraus sich alsdann die genannte Formel auf der

Stelle ergibt. Alsdann wird sie auf eine beliebige stetige Function erstreckt, indem das Ergänzungsglied:

$$\frac{(x-a_1)\ldots(x-a_n)}{1.2\ldots.n} f^{(n)}(\Theta_1 a_1 + \Theta_2 a_2 + \ldots + \Theta_{n+1} x),$$

wo $\Theta_1 + \Theta_2 + \ldots. + \Theta_{n+1} = 1$ ist, hinzugefügt wird, dessen Herleitung aber ziemlich umständlich und gesucht ist.

Abschnitt 16 handelt von der Zerlegung gebrochener rationaler Functionen in Partialbrüche, wobei der Verf. wieder ohne alle weitere Deduction die gehörige Form annimmt, und dann a posteriori die Richtigkeit seiner Voraussetzung dadurch zu beweisen sucht, daß er zeigt, daß man zur Bestimmung der n Zähler immer n Gleichungen des ersten Grades erhält, welche immer bestimmte Werthe für jene Zähler geben sollen (?).

Der letzte 17. Abschnitt handelt endlich von den unendlichen Product- und Bruchentwickelungen goniometrischer und exponentieller Größen.

Aus dem Angeführten sieht der Leser, daß dem Verf. die begriffliche Begründung der Differentialrechnung total mißlungen ist — nicht einmal das Object dieser Wissenschaft ist genau definirt — ja sogar der Begriff des unendlich Kleinen und Großen wird ohne Definition angewandt — die Ableitung der Grundformeln ist eine bloße Erschleichung, welche die Stelle der Fundamentalsätze: daß endliche Größen gegen unendlich große — unendlich-kleine gegen endliche rc., nicht in Betracht kommen, ersetzen soll. Dagegen ist lobend hervorzuheben, daß der Verf. nicht, wie es leider irriger Weise gewöhnlich zu geschehen pflegt, erst endliche Incremente Δx, Δy, sondern sofort

unendlich kleine dx, dy setzt, wie es die Natur des Gegenstandes fordert — auch mit dem gewöhnlichen lim. keine unnütze Weitläufigkeiten macht, und z. B. statt $\lim_{n=\infty} \left(1 + \frac{1}{n}\right)^n$ richtiger $\left(1 + \frac{1}{n}\right)^n_{n=\infty}$ schreibt, weil man in der That den Werth dieses Ausdruckes selbst für $n = \infty$ verlangt — und die Einmischung des Begriffes „Grenze", womit in der neuern Zeit so viel Parade gemacht wird — ganz überflüssig und nachtheilig ist. Freilich bedarf die Definitionsgleichung des Verfs: $f(x + dx) - f(x) = df(x)$ noch der Vereinfachung nach dem vorhin erwähnten Fundamentalsatze — denn erst dadurch erhält man den wahren Ausdruck $f'(x)\,dx$ des Differentials der Function. Daß $\frac{d\,f(x)}{dx} = f'(x)$ im Allgemeinen eine endliche und bestimmte Größe ist, folgt schon aus dem richtigen Begriffe der stetigen Function. Auch bei den höhern Differentialen macht der Verf. die gewöhnlichen unnützen Weitläufigkeiten nicht, wo man sie aus endlichen Differenzen ableitet. Ferner muß noch ausdrücklich bemerkt werden, daß der Verf. die Theorie immer durch gut gewählte Beispiele und Aufgaben erläutert. Jedenfalls kann das vorliegende Werk den bessern neuern ähnlichen Werken zur Seite gestellt und angehenden Mathematikern in mehrfacher Hinsicht (wie aus dem Obigen erhellet) mit Recht empfohlen werden.

Die äußere Ausstattung ist ganz ausgezeichnet und macht dem Verleger alle Ehre.

Dr. Schnuse.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 21. August 1854.

Gießen

J. Rickersche Buchhandlung 1853. Zoologische Untersuchungen von Dr. Rud. Leuckart. Erstes Heft. Siphonophoren. (Auch unter dem Titel: Die Siphonophoren, eine zoologische Untersuchung). Mit 3 lithographirten Tafeln. 95 S. in Quart.

Leipzig

Verlag von Wilhelm Engelmann 1853. Die Schwimmpolypen oder Siphonophoren von Messina. Beschrieben von Albert Kölliker, Professor der Anatomie und Physiologie zu Würzburg. Mit 12 Tafeln in Farbendruck. 96 S. in gr. Quart.

Leipzig

Verlag von Wilhelm Engelmann 1854. Beiträge zur nähern Kenntniß der Schwimmpolypen (Siphonophoren) von Dr. Carl Gegenbaur. Mit drei lithographirten Tafeln. 62

S. in gr. Octav. (Besonderer Abdruck aus der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie von Kölliker und v. Siebold 1853).

Genf

Chez Kessmann, éditeur, libraire de l'institut Genevois 1854. Recherches sur les animaux inférieurs de la Mediterranée. Par C. Vogt. Premier mémoire, sur les Siphonophores de la mer de Nice. Mit 21 Tafeln in Farbendruck. 164 S. in Quart.

Als Ref. vor etwa drei Jahren (in der Zeitschrift für wissenschaftl. Zool. 1851) den Versuch machte, das Material über den Bau der Siphonophoren zu sammeln und mit den Resultaten seiner eignen Untersuchungen an Spiritusexemplaren von Physalien und Velellen zu einem Gesammtbilde zu verarbeiten, da durfte er mit Recht die Lückenhaftigkeit und die vollständige Unsicherheit unserer bisherigen Kenntnisse über diese sonderbaren Thierformen hervorheben. Die Siphonophoren waren bis dahin über alle Gebühr vernachlässigt. Heutigen Tages ist das anders; die Siphonophoren scheinen gegenwärtig ein Lieblingsobject für die Untersuchungen der Naturforscher geworden zu sein. Wer diese wunderbaren Geschöpfe einmal in ihrem Elemente zu beobachten Gelegenheit hatte, der wird das erklärlich finden. Es gibt sicherlich keine Thiergruppe, die durch die Schönheit und Eleganz der Formen und Farben, die Zartheit und Durchsichtigkeit des Leibes, den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der einzelnen Anhänge sich den Siphonophoren an die Seite stellen, keine einzige, die sich durch die Eigenthümlichkeit des Baues und der Zusammensetzung mit denselben vergleichen ließe.

Digitized by Google

Das Studium dieser Thiere hat freilich seine großen Schwierigkeiten, nicht nur wegen der reichen Fülle und der verschiedenen Entwicklung der Anhänge, auch nicht nur wegen der Durchsichtigkeit des ganzen Objectes, sondern namentlich deshalb, weil die betreffenden Thiere bei jeder unsanften Berührung, schon bei dem Hervorziehen aus dem Wasser zerbrechen und zerstückeln, ja selbst freiwillig während der Gefangenschaft allmälig die einzelnen Anhänge ihres Körpers abwerfen. Die Beschreibungen und Darstellungen der ältern Beobachter beziehen sich in der Mehrzahl der Fälle auf solche verstümmelte und unvollständige Exemplare; es ist natürlich, daß die Angaben derselben weit auseinander gehen. Die Synonymie der Siphonophoren ist aber so verwirrt, als es die zoologische und anatomische Kenntniß derselben bis auf die allerjüngste Zeit gewesen ist.

Daß wir trotz allen diesen Schwierigkeiten gegenwärtig über die Organisation und die Lebensverhältnisse der Siphonophoren wohl ebenso gut und so genau unterrichtet sind, als über die der verwandten Thiergruppen, verdanken wir vorzugsweise den oben angeführten vier Abhandlungen, die rasch nach einander — in weniger als Jahresfrist — erschienen sind und die Siphonophoren des Mittelmeeres (die erste und letzte die Siphonophoren von Nizza, die beiden andern die von Messina) behandeln. Die Reihenfolge, in der diese Abhandlungen oben angeführt wurden, bezieht sich auf die Zeit ihrer Publication, doch muß dabei bemerkt werden, daß Prof. Kölliker die Hauptresultate seiner Beobachtungen bereits vorher in gedrängter Kürze veröffentlicht hatte. Eine vorläufige Notiz von Gegenbaur erschien unmittelbar nach der Publication der Abhandlung

Digitized by Google

des Ref.*). Herr Vogt hat uns schon vor längerer Zeit einige Mittheilungen über seine Siphonophorenuntersuchungen gemacht (Ausgang 1851), doch hat es den Anschein, als wenn diese erst späterhin zum Abschlusse gekommen seien. Die vorläufigen Mittheilungen enthalten wenigstens vielfache ungenaue und irrthümliche Angaben, die in dem spätern Werke zum großen Theile (freilich meist ganz stillschweigend) übergangen und verbessert sind.

Da nun die Verff. unter solchen Umständen nur wenig Rücksicht auf einander nehmen konnten, auch die Beobachtungen, auf denen ihre Angaben beruhen, ganz unabhängig von einander angestellt wurden, so ist es erklärlich, daß sie zum großen Theile dieselben Gegenstände behandelten. Eine ganze Reihe von wichtigen und interessanten Entdeckungen ist ihnen Allen oder doch Mehrern derselben gemeinsam — wie es denn auch überhaupt wohl Leser und Verff. der vorliegenden Abhandlungen in gleichem Maße befriedigen wird, daß die in denselben niedergelegten Angaben im Ganzen so sehr übereinstimmen. Daß sich diese Uebereinstimmung bis auf alle Specialitäten erstreckt, ist natürlich nicht zu erwarten, um so weniger, als die einzelnen Verff. begreiflicher Weise auf verschiedene Punkte in der Organisation unserer Thiere ihr Hauptaugenmerk gerichtet hatten (so namentlich Kölliker auf die histologischen, Ref. auf die morphologischen und genetischen Ver-

*) Wenn Prof. Kölliker trotzdem in seinem Werke noch (nachträglich) diese Notiz von Gegenbaur, nicht aber die Abhandlung des Ref. berücksichtigen konnte, so findet das wohl darin seine Erklärung, daß ihm dieselbe bereits vor ihrer Publication zur Kenntnißnahme mitgetheilt war.

Digitized by Google

hältnisse). Für die Wissenschaft erwächst hieraus nur ein Vortheil; der Inhalt der einen Abhandlung liefert zugleich eine Kritik und eine Ergänzung der andern. Freilich hat die Gleichzeitigkeit in der Publication der betreffenden Abhandlungen auch ihre Nachtheile, doch diese reduciren sich fast alle darauf, daß die Verf. die von ihnen beobachteten neuern Formen trotz ihrer etwaigen Identität mit verschiedenen Namen behaftet haben. Durch eine Vergleichung der einzelnen Darstellungen wird sich die Gefahr der Verwirrung, die von hier aus droht, mit Leichtigkeit beseitigen lassen. Wer unsere Thiere aus eigner Anschauung kennt, ist natürlich am ersten zu einer solchen Vergleichung berechtigt — ich erlaube mir deshalb zunächst ein synonymisches Verzeichniß der von unsern Verff. beobachteten und beschriebenen Siphonophoren folgen zu lassen.

Abyla pentagona Köll., Lt., Ggb. = Ab. trigona Vgt.

Diphyes Sieboldii Köll. = D. gracilis Ggb.

Diphyes Sieboldii Ggb. = D. turgida Ggb.

Diphyes acuminata Lt. = Diphyes? Vgt. (nach Vgt irrthümlicher Weise das Männchen von Abyla).

Diphyes quadrivalvis Ggb. = Galeolaria aurantiaca Vgt. = Epibulia filiformis Lt.

Praya maxima Ggb. = Praya cymbiformis Lt., wahrscheinlich auch = Praya diphyes Vgt. u. Köll.

Hippopodius luteus Vgt. = Hippopodius neapolitanus Köll. = Hippopodius gleba Lt. und Hipp.? Lt.

Vogtia pentacantha Köll.

Apolemia uvaria Köll., Lt., Ggb. = Agalma*) punctatum Vgt.

*) Das Wort Agalma wird unrichtiger Weise von den Zoologen gewöhnlich als Femininum gebraucht.

Agalma rubrum Vgt. = Agalmopsis rubra Lc. = Agalmopsis punctata Köll.

Agalmopsis Sarsii Köll. = Agalma punctatum Lc. (im Jugendzustand von Hrn Vogt bald als eine ausgewachsene Physophora hydrostatica, bald als junge Ag. rubrum gedeutet).

Agalma clavatum Lt.

Forskalia (Stephanomia) Edwardsii Köll.

Apolemia contorta Vgt. = Stephanomia excisa Lt.

Stephanomia contorta Leuckt. (und sp., jetzt ophiura Lt.).

Physophora hydrostatica Vgt., wahrscheinlich = Ph. Philippii Köll.

Athorybia rosacea Köll.

Rhizophysa filiformis Ggb.

Velella spirans Köll., Vgt.

Porpita mediterranea Köll.

Die sog. monogastrischen Diphyiden sind in diesem Verzeichnisse außer Acht geblieben, da es sich durch die Untersuchungen von Ref. und Gegenbaur herausgestellt hat, daß diese Geschöpfe überhaupt keine selbständigen Thierarten darstellen, sondern bloße abgetrennte Anhangsgruppen gewisser Diphyiden sind. Die beobachteten Formen sind folgende:

Eudoxia cuboides Lt. (auch von Gegenbaur beobachtet und von ihm wie vom Ref. als Anhangsgruppe der Abyla pentagona erkannt).

Eudoxia campanula Lt. (stammt vielleicht von Diph. acuminata Lt. und ist von Hrn Vogt irrthümlicher Weise für die junge und unvollständig entwickelte Galeolaria aurantiaca gehalten).

Eudoxia messanensis Ggb. (von unbekannter Abstammung).

Digitized by Google

Diplophysa inermis Ggb. (gleichfalls von unbekannter Abstammung).

Das von Eschscholtz aufgestellte Gen. Ersaea ist nach den übereinstimmenden Beobachtungen von Ref. und Gegenbaur eine Eudoxia mit einer (unvollständig entwickelten) Ersatzglocke. Es muß natürlicher Weise eingehen. Ebenso das Eschscholtzische Genus Aglaisma, das nach der von Ref. und Gegenbaur gleichfalls gemeinschaftlich beobachteten Form (Agl. pentagonum Lt.) nach verstümmelten Diphyiden — ohne Körperstamm und hintere Schwimmglocke — aufgestellt ist.

Die vorbezeichneten Thiere (20 Arten) bilden das Material, mit welchem unsere Vff. gearbeitet haben. Ref. beobachtete (mit Ausschluß der sog. monogastrischen Formen) 11 Arten, Kölliker deren 14, Gegenbaur (gleichfalls ohne die monogastrischen Formen) 6, Vogt 10. Die meisten Arten sind von mehrern oder gar von allen Verfassern gemeinsam untersucht, wenn auch vielleicht nicht mit gleicher Ausführlichkeit und Sorgfalt beschrieben worden. Eigen sind nur Kölliker 4 Arten (Vogtia pentacantha, Forskalia Edwardsii, Athorybia rosacea, Porpita mediterranea), Gegenbaur 2 Arten (Diphyes turgida und Rhizophysa filiformis) und Refer. 2 Arten (Agalma clavatum und Stephanomia s. Forskalia ophiura).

Was nun die Verwerthung dieses Materiales oder mit andern Worten die Methode der Darstellung in den vorliegenden Abhandlungen betrifft, so haben die Verff. der drei letzten Abhandlungen den zoologisch descriptiven Weg eingeschlagen und die von ihnen beobachteten Arten einzeln, der Reihe nach, behandelt. Ref. hat dieses Verfahren nur bei den Diphyiden eingehalten,

deren speciellere Analyse den zweiten Abschnitt seines Werkchens ausmacht (S. 41—70). Der erste Theil desselben enthält eine vergleichende Darstellung vom Bau der Siphonophoren im Allgemeinen, in der statt der einzelnen Thierformen die einzelnen gleichartigen Theile und Anhänge derselben zum Gegenstand der Untersuchung gemacht sind. Eine specielle Beschreibung der beobachteten Arten hatte sich der Verf. für eine spätere Zeit vorbehalten — gegenwärtig nach den Publicationen von Kölliker, Vogt und Gegenbaur ist es indessen unnöthig geworden, diese in ihrer ganzen ursprünglich beabsichtigten Ausführlichkeit zu veröffentlichen. Der Verf. wird sich jetzt darauf beschränken, die von ihm und Herrn Vogt in Nizza aufgefundenen Siphonophoren (in einem der nächsten Hefte des Archives für Naturgeschichte) kurz zu charakterisiren und an diese Charakteristik, je nach Bedürfniß, eine Reihe von mehr oder minder ausführlichen Bemerkungen anknüpfen.

Ein dritter Abschnitt in der Abhandlung des Ref. enthält „allgemeine Betrachtungen über die Natur und die systematische Stellung der Siphonophoren", wie sie auch von den übrigen Verff. ohne Ausnahme den Beschreibungen der einzelnen Formen angehängt worden sind. Nach dem übereinstimmenden Urtheile aller unserer Vff. sind die Siphonophoren keine einfachen Thierformen, sondern zusammengesetzte Thierstöcke oder Colonien, wie die Hydroiden.

(Fortsetzung folgt)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.
Den 24. August 1854.

Gießen, Leipzig, Genf

Fortsetzung der Anzeigen: „Zoologische Untersuchungen von Dr. R. Leuckart. Die Schwimmpolypen oder Siphonophoren von Messina von A. Kölliker. Beiträge zur nähern Kenntniß d. Schwimmpolypen von Dr. K. Gegenbaur. Recherches sur les animaux inférieurs de la Mediterranée par C. Vogt.«

Die sog. Polypenköpfe dieser letztern, die man längst als individuelle Bildungen erkannt hat, stimmen in anatomischer und morphologischer Beziehung mit den sog. Saugröhren (oder Schluckmäulern, Magensäcken) unserer Siphonophoren so vollständig überein, daß wir auch diese als Individuen betrachten müssen. Eine Vergleichung mit den Hydroiden wird den Beobachter überhaupt noch am ersten in den sonderbaren Bauplan der Siphonophoren einweihen. Die Verschiedenheiten zwischen beiderlei Formen reduciren sich im Wesentlichen nur auf die abweichenden Lebensverhältnisse derselben. Die Hydroiden sind festsitzende

Digitized by Google

Polypen, die Siphonophoren schwimmende Hydroiden („Schwimmpolypen“ Köll.).

Refer. freuet sich in diesem wesentlichen Resultate der vorliegenden Untersuchungen eine Ansicht wiederzufinden, die er bereits mehrfach und zwar zuerst in diesen Blättern (1847. S. 1917) gegen die früher herrschende Ansicht von der einfach individuellen Natur der Siphonophoren ausgesprochen und auch in seinen zool. Unters. als sein ursprüngliches Eigenthum in Anspruch genommen hat. Hr Vogt bemüht sich freilich, demselben (S. 129) die Priorität dieser Anschauungsweise streitig zu machen, er geht sogar so weit, zu behaupten, daß Ref. seine Ansicht von ihm entlehnt habe (»Mr Leuckart se saisit de cette idée exprimée par moi —«), allein er wird sich, wenn er will, doch leicht davon überzeugen können, daß er dabei im Unrecht ist. Die naturhistorischen Reisebilder „Ocean und Mittelmeer“, auf die sich Hr Vogt zur Begründung seiner Angabe bezieht, sind nicht im Jahre 1846 erschienen, wie er seltsamer Weise behauptet, sondern erst im März 1848, also zweifellos um viele Monate später, als die erste Darstellung des Ref. Dazu kommt, daß Hr Vogt noch in seinen „zoologischen Briefen“ über die einfache oder zusammengesetzte Natur der Siphonophoren im Ungewissen ist, ja daß er noch in seinen vorläufigen Mittheilungen (1852) die Velellen für „Einzelthiere“ hält, obgleich Refer. doch — was Hrn V. sehr wohl bekannt war — auch für diese Thiere bereits die zusammengesetzte Natur nachgewiesen hatte. In dem neuesten Werke des Hrn V. figuriren übrigens auch die Velellen als zusammengesetzte Thiere; Hr V. hat sich jetzt überzeugt, daß die sogen. peripherischen Schluckmäuler nicht bloße „traubige Geschlechts-

knospen" sind, wie er anfangs behauptete, sondern aus „proliferirenden Individuen mit Geschlechtsknospen" bestehen, wie ich schon vorher nachgewiesen hatte — es ist indessen nicht der Mühe werth, des frühern Irrthums oder auch des frühern Gegners zu erwähnen.

Bevor ich übrigens auf die allgemeinen Resultate der vorliegenden Abhandlungen noch weiter eingehe, mag es mir erlaubt sein, einige Bemerkungen über den Organismus der Siphonophoren und die darauf bezüglichen Angaben unseres Werks im Speciellen hier einzufügen. Es kann natürlicher Weise nicht meine Absicht sein, diese Angaben in ihrem ganzen Detail hier wiederzugeben und kritisch zu beleuchten oder auch nur die wesentlichsten Verschiedenheiten in den Beobachtungen unserer Verff. hervorzuheben und wo möglich zu einer Ausgleichung zu bringen. Ref. hat sich solches für eine andere Gelegenheit vorbehalten und verweist hierfür auf die schon oben erwähnte Abhandlung, die in dem Archiv für Naturgesch. baldigst publicirt werden wird.

Wir haben die Siphonophoren oben als schwimmende Hydroidstöcke zu charakterisiren gesucht; die Schwimmfähigkeit derselben hängt zunächst von der hyalinen Beschaffenheit und dem Wasserreichthum ihres Körperparenchymes ab, von Verhältnissen, durch welche natürlicher Weise das specifische Gewicht derselben möglichst verringert ist. In einem noch höheren Grade ist dieses dadurch geschehen, daß in das obere blind geschlossene Ende ihres Körperstammes häufig noch ein luftgefülltes Bläschen eingelagert ist, das freilich in der Regel (bei den sog. Physophoriden) eine nur unbedeutende Größe hat, nichts desto weniger aber ausreicht, das betreffende Körperende nach oben

Digitized by Google

in der Schwebe zu erhalten. Hr Vogt und Kölliker haben übrigens die Existenz eines solchen Luftfadens bei den Physophoriden übersehen; sie kennen nur einen Lufttropfen, der frei und ohne besondere Umhüllung in dem obern meist etwas abgesetzten Ende des Körperstammes („Schwimmblase“ Köll.) enthalten ist und haben diesen Lufttropfen sogar — namentlich gilt das von Hn V. — mit dem Fetttropfen zusammengeworfen, der bei den Diphyiden gewöhnlich in dem Höhlenapparate der vordern Schwimmglocke (dem sogen. Saftbehälter, der nur mit Unrecht für das vordere Ende des Körperstammes ausgegeben wird) vorkommt. Durch die Beobachtungen des Refer. und auch die von Gegenbaur (für Rhizophysa) ist der Irrthum dieser Annahme wohl außer Zweifel gestellt und damit ein durchgreifender Unterschied zwischen den Physophoriden einerseits und den Diphyiden mit verwandten Arten (Hippopodiiden) andrerseits gewonnen wurden. Bei den von Refer. untersuchten Physophoriden hatte der Luftsack beständig eine flaschenförmige Gestalt und eine nach unten in den sog. Reproductionscanal hineingesenkte Oeffnung, aus der nicht selten ein Theil der eingeschlossenen Luft wie ein herabhängender Tropfen hervorragte (Kölliker und Vogt sprechen in solchen Fällen von einem „doppelten Lufttropfen“), während bei Rhizophysa von Gegenbaur ein geschlossener Luftsack von ovaler Gestalt beobachtet wurde. Was die Befestigung des Luftsackes betrifft, so wird diese (nach G.) bei Rhizophysa durch eine Duplicatur der äußern Bedeckungen vermittelt, die von dem äußersten Ende des Körperstammes herabsteigt. Refer. hat sich gegenwärtig davon überzeugt, daß dieselbe Befestigungsweise bei Apolemia und Stephanomia

Digitized by Google

vorkommt, also wohl allen Physophoriden gemeinschaftlich ist.

Bei Velella und Porpita ist dieser Luftsack unter dem Namen der Schale schon lange bekannt; er bildet hier eine gekammerte Scheibe von ansehnlicher Größe, die bei Velella einen kammförmigen Aufsatz trägt und sich durch die Festigkeit ihrer Wandungen auszeichnet. Man nennt diesen Luftsack gewöhnlich knorplig, aber mit Unrecht, da derselbe viel eher eine hornige Beschaffenheit besitzt, wie Ref. schon früher einmal hervorgehoben hat und hier nochmals wiederholen muß. Herr V. bemerkt freilich gegen die Angabe des Refer., daß er keinen Charakter in der histologischen Zusammensetzung von Horn und Knorpel kenne, der überall und namentlich auch bei so „dünnen und homogenen Platten", wie in der Schale der Velellen, zur Unterscheidung ausreiche, allein er scheint dabei doch zu vergessen, daß es, wenigstens nach unsern gegenwärtigen Erfahrungen, keinen „homogenen Knorpel gibt." Gerade die Homogenität, die Hrn Vogt solche Scrupel gemacht zu haben scheint, ist wohl ein sicheres Zeichen, daß die Luftblase der Velellen nicht aus Knorpel bestehet. Sollte übrigens Hn V. trotzdem noch ein Zweifel geblieben sein, so würden wohl die einfachsten Manipulationen dazu hingereicht haben, die Verschiedenheit von dem Knorpelgewebe zu constatiren. Die Velellenschale gibt beim Kochen keinen Leim, sie bleibt in kaustischem Kali, auch bei wochenlanger Maceration, ganz unverändert, während sie sich in kochender Salpetersäure mit Leichtigkeit auflöst — kurz sie zeigt die chemischen Reactionen des Chitingewebes. (Auch die Luftblasenwand der Physophoriden ist, obgleich sehr viel zarter, in kaustischem Kali unlöslich). Ich muß diese Anga-

Digitized by Google

ben nach erneuter Prüfung auch gegen Kölliker (S. 49) aufrecht erhalten und freue mich von Prof. Schloßberger (brieflich) eine vollkommene Bestätigung derselben empfangen zu haben.

Die Schale von Porpita stimmt in ihren physikalischen Eigenschaften mit der von Velella vollkommen überein und ist keine Kalkschale, wie man irrthümlicher Weise früher behauptete.

Uebrigens ist dieser Luftsack der Velelliden eben so wenig vollständig geschlossen, wie der der (meisten) Physophoriden. Von der untern Fläche desselben entspringen eine Anzahl von dünnen Luftgefäßen, die sich an den einzelnen Anhängen des Körpers verbreiten und hier auf eine noch nicht genügend aufgeklärte Weise endigen. Bei Velella ist die Zahl dieser Luftgefäße beschränkt, bei Porpita sehr viel größer — ein Umstand, der vielleicht damit zusammenhängt, daß die Luftkammern des letztern Thieres ohne alle Communication sind, deshalb auch einzeln mit diesen Gefäßen in Verbindung stehen müssen.

Die Luftgefäße der Velelliden sind übrigens nicht die einzigen Oeffnungen der Schale. Auf der obern Fläche derselben findet sich (nach Kölliker) eine kleinere (Velella) oder größere (Porpita) Anzahl von Löchern, die durch die äußern Bedeckungen hindurch eine Communication mit der Atmosphäre zulassen. Die Existenz dieser Oeffnungen kann Ref. vollkommen bestätigen. Er hat dieselben bei Weingeistpräparaten so leicht und bestimmt beobachtet, daß er sich wirklich darüber wundern muß, wie Hr V. trotz seiner Bekanntschaft mit dem Köllikerschen Funde darüber im Ungewissen bleiben konnte. Bei den Physophoriden sucht man dagegen in der That vergebens nach einer solchen Oeffnung. Der Luftsack dieser

Digitized by Google

Thiere ist nach außen hin vollkommen abgeschlossen.

Der musculöse Körperstamm, der diesen Luftsack einschließt, hat bei den Siphonophoren in der Regel eine Cylinderform und eine gestreckte, hier und da auch eine mehr oder minder spiralige Bildung (namentlich bei **Forskalia**). In einigen Fällen ist derselbe aber auch sackförmig verkürzt oder gar scheibenförmig abgeplattet, wie bei den Velelliden. Zu den Arten mit sackförmig verkürztem Stamme rechnet man gewöhnlich auch das **Gen. Physophora**, doch behauptet Hr V., daß das mit Unrecht geschehe. Nach der Darstellung des Letztern hat auch Physophora einen kurzen cylindrischen Stamm, der sich nur durch eine starke Verdickung und eine horizontale bogenförmige Krümmung auszeichnet und hierdurch allerdings eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Sack oder einer Scheibe annimmt.

Den Innenraum dieses Körperstammes bildet eine ziemlich geräumige Höhle für die Aufnahme und Circulation der gemeinschaftlichen Ernährungsflüssigkeit, welche letztere übrigens gewöhnlich nur durch die Contraction der umgebenden Muskelwandungen fortbewegt zu werden scheint. Die Form dieser Leibeshöhle wiederholt die Gestalt des Körperstammes, nur nicht (nach Vogt und Kölliker) bei den Velelliden, wo dieselbe, statt eine einfach scheibenförmige Bildung zu besitzen, in eine größere Anzahl von Canälen zerfallen ist, die, den Mantelgefäßen der Scheibenquallen vergleichbar, im Allgemeinen einen radiären Verlauf einhalten und unter vielfachen Verästelungen und Anastomosen die untere und obere Fläche des Luftsackes umspinnen.

An diesem Körperstamme sind nun bei den Si-

Digitized by Google

phonophoren eine große Menge der verschiedenartigsten Anhänge angebracht, Magensäcke oder Polypen, Schwimmglocken, Fangfäden, Taster, Deckstücke und Geschlechtsorgane — Alles in einer bestimmten Reihenfolge und einer gesetzmäßigen Gruppirung. Im ausgebildeten Zustande sind diese Anhänge zum Theil ganz außerordentlich von einander verschieden, wie es ihre Aufgaben und Leistungen mit sich bringen, bei ihrer ersten Bildung gleichen sie einander aber so vollständig, daß man sie unmöglich, wenn nicht durch ihre Gruppirung, unterscheiden kann. Bei der ersten Bildung sind alle Anhänge ganz einfache Bläschen, die an dem Stamme hervorknospen und ein Divertikel der gemeinschaftlichen Leibeshöhle im Innern einschließen. Dieser Höhlenapparat läßt sich auch in den völlig entwickelten Anhängen ohne Ausnahme (auch in den Deckstücken von Diphyes, die Kölliker und Gegenbaur für solide ausgeben) nachweisen, nur hat er in der Regel seine ursprüngliche Einfachheit verloren und eine mehr oder minder complicirte gefäßartige Bildung angenommen. Bei den Siphonophoren mit gestrecktem Stamme bilden die Insertionspunkte dieser Anhänge (nach Ref. und Gegenbaur) ganz constant eine einfache Reihe; die Anhänge zeigen also eine lineare Anordnung, auch da, wo sie im ausgebildeten Zustande vielleicht nach den verschiedensten Richtungen (zu alterirender und radiärer Gruppirung) auseinander weichen.

Die Anhänge, die wir oben aufgezählt haben, finden sich aber keineswegs bei allen Siphonophoren entwickelt. Bald fehlen die Taster (wie bei den Diphyiden und Hippopodiiden, bei Rhizophysa und den Velelliden), bald die Schwimmglocken (bei den Arten mit großem Luftsack, auch

Digitized by Google

bei Rhizophyse und Athorybie), bald auch die Deckstücke (bei den Velelliden, Physophora, Rhizophysa und den Hippopodiiden), so daß schließlich nur noch die Polypen, Fangapparate und Geschlechtsanhänge als constante Bildungen bei den Siphonophoren übrig bleiben.

Auf die Verschiedenheiten in der formellen Entwicklung und der Anordnung der einzelnen Anhänge können wir hier nicht näher eingehen. Eine jede Art hat in dieser Beziehung ihre Eigenthümlichkeiten. Weniger charakteristisch ist die Zahl, in der die einzelnen Anhänge vorkommen, indem diese nur in jenen Fällen limitirt ist, wo sie überhaupt nur gering erscheint, wie z. B. die Zweizahl der Schwimmglocken bei den Diphyiden ꝛc. In allen übrigen Fällen wächst die Zahl der Anhänge allmälig mit dem Alter; der Stock wird um so reicher und voller, je länger er vegetirt. Magenfäden, Schwimmglocken, Deckstücken ꝛc. kommen in solchen Fällen — und diese bilden bei weitem die Mehrzahl — beständig als neue Nachschübe an dem Körperstamme hervor, freilich nicht etwa beliebig hier und da, sondern nur an ganz bestimmt umgrenzten Stellen.

Die Schwimmglocken der Siphonophoren sind, wie Ref. zuerst hervorgehoben hat, im Allgemeinen nach dem Typus des Medusenkörpers gebildet. Sie bestehen aus einem elastischen Mantel von glockenförmiger, manchfach modificirter Gestalt, der im Innern von einer contractilen Muskellage (Schwimmsack) ausgekleidet ist. Zwischen Schwimmsack und Mantel verläuft ein System von Radialgefäßen mit unverästelten, aber nicht selten schlingenförmig gebogenen Stämmen, die im Umkreis der Mantelöffnung in ein Ringgefäß einmünden und von einem gemeinschaftlichen Mit=

telpunkte (meist auf dem Scheitel des Schwimmsackes) auslaufen. Die Zahl der Radialgefäße beträgt nach den Untersuchungen des Ref. in allen Fällen vier, nie mehr und nie weniger, auch nicht bei Hippopodius und Agalma, wo Kölliker und Vogt nur zwei Gefäße angeben.

Besitzt der Mantel der Schwimmglocke eine beträchtlichere Dicke, so enthält derselbe auch wohl noch besondere Gefäße, wie z. B. bei Praya, Hippopodius und Agalma (Ref.), die dann gewöhnlich aus dem Stielgefäße der Schwimmglocke, das zwischen der Wurzel der Radialgefäße und dem Reproductionskanale ausgespannt ist, hervorkommen. An diese Mantelgefäße schließt sich auch der sog. Flüssigkeitsbehälter in der vordern Schwimmglocke (dem sog. Saugröhrenstück) der echten Diphyiden an, der freilich direct aus der gemeinschaftlichen Leibeshöhle entspringt und von Kölliker irriger Weise für das Vorderende des Körperstammes (entsprechend der „Schwimmblase" der Physophoriden) gehalten wurde.

Die Zahl der Schwimmglocken richtet sich im Allgemeinen nach der Größe des Siphonophorenstockes und dem Reichthum seiner Anhänge. Bei den kleinen und einfachen Diphyiden finden sich nur zwei Schwimmglocken, bei den fußlangen, üppigen Forskalien mit ihren tausend und aber tausend Anhängen dagegen über hundert. Mag diese Zahl indessen noch so sehr wechseln, mag auch die Form und Gruppirung der Schwimmglocken noch so verschieden sein, in allen Fällen sind dieselben an dem vordern Ende des Körperstammes, wo sie — unterhalb der Luftkammer oder Schwimmblase — hervorknospen, zu einer dicht gedrängten Masse zusammengehäuft, in der nur in einigen wenigen Fällen (Apolemia, Forska-

Digitized by Google

lia ophiura) außer den Schwimmglocken noch einzelne Taster angetroffen werden. Es ist ein Irrthum, wenn Kölliker (S. 29) die Vermuthung ausspricht, daß bei Hippopodius die Schwimmglocken und Polypen untermischt an dem gemeinschaftlichen Körperstamme befestigt seien, ein Irrthum, wenn Hr V. (S. 104) behauptet, daß bei Praya außer den beiden großen Schwimmglocken am Vorderende noch eine Anzahl kleinerer „Specialschwimmglocken" vorkämen, die über die ganze Länge des Körperstammes vertheilt seien. Diese sog. Specialschwimmglocken existiren allerdings, aber sie sind (nach den Untersuchungen von Gegenbaur, an die sich auch die Angaben des Ref. anschließen) Geschlechtsanhänge, wie bei den übrigen Diphyiden.

Was die Polypen oder sog. Magensäcke betrifft, die in ziemlich gleichmäßigen Abständen über die ganze Länge des Körperstammes vertheilt sind und dicht unterhalb der Schwimmglocken hervorknospen, so erscheinen diese bei den Siphonophoren als cylindrische Anhänge mit einer Mundöffnung und einer Leibeshöhle, die sich gleich dem Höhlenapparate der übrigen Anhangsgebilde in den Reproductionskanal oder (bei den Velelliden) die entsprechenden Saftgefäße fortsetzt. Das vordere Ende dieser Polypen ist äußerst beweglich; es bildet einen musculösen Aufsatz (Rüssel), der die manchfachsten Formen annehmen kann. Nach hinten folgt auf diesen Rüssel der eigentliche Magen, der meist etwas bauchig erweitert ist und einen mehr oder minder stark entwickelten Leberbeleg trägt. In der Regel entwickelt sich auch noch ein besonderes, meist kugliges, Basalstück, das im Innern eine Menge großer und heller, eigenthümlicher Zellen trägt.

Tentakel, wie sie bei den Hydroiden vorkommen, fehlen unsern Polypenleibern; die Fangapparate sind von den Polypen der Siphonophorenstöcke abgetrennt und am Stamme befestigt. In der Regel stehen sie als lange und feine mit verdickten Seitenzweigen (Rüsselknöpfen) besetzte Fäden an der Wurzel der Polypen, bald unmittelbar auf dem Stamme, bald auch mit den Polypen zugleich auf einer meist kurzen und stielförmigen Aussackung des Stammes. Die Angabe des Hrn V. (S. 47), daß bei Physophora der Fangfaden am Polypen selbst hervorkomme, beruht nur auf der irrthümlichen Deutung eines derartigen Stieles als Basalstück.

Den Angaben von Kölliker und Gegenbaur, nach denen sich in der Regel bei unsern Siphonophoren mehrere solche Fangfäden, wenn auch vielleicht auf verschiedenen Entwicklungsstufen, an der Wurzel der einzelnen Polypenleiber unterscheiden ließen, glaubt Refer. mit aller Bestimmtheit entgegentreten zu dürfen. Er hat sich namentlich durch seine Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Anhänge ganz entschieden davon überzeugt, daß immer nur ein einziger Fangfaden neben einem Polypen vorkommt. Die „blinddarmartigen Sprossen“, die an der Wurzel des Fangfadens anhängen und von Kölliker und Gegenbaur für junge Fangfäden gehalten werden, sind nach seinen Untersuchungen (mit denen auch die Angaben des Hrn V. übereinstimmen) die neuen Nachschübe der Nesselknöpfe, die beständig in großer Masse hervorkommen, da die ausgebildeten Nesselknöpfe ebenso beständig durch den Gebrauch verloren gehen.

Die eigenthümliche Bildung dieser Nesselknöpfe ist durch die Untersuchungen unserer Verff. im

Digitized by Google

Wesentlichen vollkommen aufgeklärt worden. Die Nesselknöpfe sind Batterien von Angelorganen verschiedener Form und Größe, die in die Wandungen der Seitenzweige und zwar in ganz bestimmter Anordnung eingebettet sind. Ueber das Nähere dieser Bildung muß hier auf die betreffenden Abhandlungen selbst verwiesen werden. Ref. will nur noch hervorheben, daß er das von ihm als „Angelband“ beschriebene Gebilde mit Kölliker gegenwärtig als ein zickzackförmig gefaltetes Muskelband erkannt hat, das sich beim Zerreißen des Nesselknopfes wahrscheinlich, wie das Seil einer Harpune, abrollt und später durch Verkürzung die Beute in den Besitz der Polypen bringt.

In der Form und Größe dieser Waffen finden sich bei den Siphonophoren zahlreiche Verschiedenheiten, die auch für die Systematik nicht ohne Werth sind. Die Diphyiden und Hippopodiiden besitzen kleine nierenförmige Nesselknöpfe, die Physophoriden dagegen, in der Regel wenigstens (auch Stephanomia, die nach Hrn V. nur kleine und nierenförmige Nesselknöpfe tragen soll), größere Nesselknöpfe von korkzieherförmiger Bildung. Bei den letztern entwickelt sich auch nicht selten eine eigne mantelartige Hülle um die Nesselknöpfe, die mehr kapselförmig (**Physophora**), bald glockenförmig (**Agalma Sarsii**), bald auch mehr schleierförmig (**Ag. clavatum**, wahrscheinlich auch **Athorybia**, wo die von Kölliker beschriebene „Blase“ wohl nur einen solchen Apparat darstellt) entwickelt ist.

Sehr auffallend und eigenthümlich ist es, daß die Fangfäden von **Rhizophysa** nach den Beobachtungen von Gegenbaur mit dreierlei verschiedenen Formen von Nesselknöpfen besetzt sind. Aehnliches findet sich (nach Ref.) freilich auch bei

Agalma Sarsii, bei der in der Jugend statt der spätern schraubenförmigen Nesselknöpfe einfache nierenförmige Gebilde, wie bei den Diphyiden, vorkommen.

In der Familie der Velelliden sind die Fangapparate nach einem andern Typus angeordnet. Sie stellen hier kürzere Anhänge von konischer Gestalt dar, wie die Tentakel der Actinien, die im Umkreis der Polypen (in der Peripherie des scheibenförmigen Körperstammes) angebracht und nur bei Porpita mit warzenförmigen „Nesselknöpfen" versehen sind. Leider vermissen wir eine nähere Beschreibung dieser Nesselknöpfe; wir müssen es deshalb zweifelhaft lassen, ob sich dieselben in morphologischer Beziehung auch wirklich den Nesselknöpfen der übrigen Siphonophoren anreihen. Bei Velella sind die Angelorgane in einfache streifenförmige Schichten angeordnet.

Die Polypen der Velelliden sind abweichender Weise doppelter Art. Es findet sich bei ihnen ein großer centraler Polyp mit mächtig entwickelter brauner Leber, der die Hauptstämme der „Saftgefäße" aus sich hervorkommen läßt, und zahlreiche kleinere Polypen, die den peripherischen Ausbreitungen dieser Gefäße anhängen und auch vielleicht einer eignen Leber entbehren. Diese letztern Polypen tragen an ihrem stielförmigen Basalstücke beständig eine Anzahl von beerenförmigen Knöpfchen, die sich später in die Geschlechtsthiere verwandeln; sie lassen sich deshalb mit Recht als „proliferirende Individuen" bezeichnen.

An diese zweite Form der Polypen schließen sich nun die sog. Taster (Flüssigkeitsbehälter der frühern Zoologen) bei den Physophoriden, die gleichfalls in manchen Fällen (bei Stephanomia) zur Prolification der Geschlechtsanhänge bestimmt

Digitized by Google

sind. Freilich fungiren diese Tasten nicht mehr als Verdauungsapparate, da sie der Mundöffnung, auch eines ausgebildeten Leberbelegs entbehren, nichts desto weniger aber kann man kaum daran zweifeln, daß sie in genetischer Beziehung den Polypenleibern entsprechen, gewissermaßen verkümmerte Polypen darstellen. Nach den Untersuchungen des Ref. lassen die Taster sogar (freilich nicht in allen Fällen gleich deutlich) dieselben drei Abschnitte erkennen, die wir oben bei der Beschreibung der Polypen hervorgehoben haben, auch in der Regel wenigstens (ausgenommen ist z. B. **Physophora** und **Athorybia**) einen Fangfaden, wie er an der Wurzel der Polypen vorkommt, nur ohne Seitenzweige und Nesselknöpfe. In der Regel stehen die Taster in mehrfacher (bei **Apolemia** sogar sehr großer) Anzahl zwischen den einzelnen Polypenleibern, wo sie auch noch in der hintern Hälfte des Körperstammes hervorkommen. Bei **Forskalia** (**Stephanomia**) bilden sie nach Kölliker sog. Zwillingstaster, indem sie zu zweien auf einem gemeinschaftlichen Stiele aufsitzen; Ref. fand bei den von ihm untersuchten Arten dieses Genus sogar Vierlings- und Fünflingstaster.

Ueber die physiologische Bedeutung dieser Anhänge sind wir übrigens noch nicht vollkommen im Reinen, obgleich die ausnehmende Beweglichkeit derselben wohl den Namen rechtfertigen dürfte, den man ihnen neuerdings gegeben hat. (Sonderbarer Weise will Hr Vogt die Taster bei **Physophora** nicht als solche gelten lassen, sondern als Deckstücke, denen er auch die Tentakel der Velelliden hinzurechnet!) Ob die Aufgabe dieser Anhänge mit dem Tastgeschäfte erfüllt sei, ist freilich eine andere Frage, und namentlich für manche Fälle sehr zweifelhaft.

Die Deckblätter fungiren bei den Siphonophoren vorzugsweise als Schutzapparate — bei **Athorybia** auch zugleich als Bewegungsorgane (Ruder) statt der fehlenden Schwimmglocken (Kölliker). Beschaffenheit, Form und Anordnung entspricht dieser Aufgabe; die Deckblätter sind ziemlich feste Trichter oder Schuppen, unter oder zwischen welche sich die übrigen Anhänge des Siphonophorenkörpers zurückziehen können. Die Diphyiden, bei denen die Zahl dieser Anhänge mit der der Polypen übereinstimmt, haben halm- oder mantelförmige Deckstücke mit einem symmetrisch entwickelten Gefäßapparate im Innern, während sich bei den Physophoriden die einfachere Schuppenform (mit medianem Gefäßstamme) mit einer sehr viel beträchtlichern Menge zu combiniren pflegt. Am größesten ist die Zahl dieser Anhänge sonder Zweifel bei **Forskalia**, wo nicht nur der spiralige Körperstamm, sondern auch die Stiele der Polypen ihrer ganzen Länge nach mit Schuppen bedeckt sind, so daß ein solches Thier, wenn man es aus dem Wasser hervorzieht, einem durchsichtigen Tannenzapfen nicht unähnlich sieht. Es ist übrigens unrichtig, wenn man angibt, daß diese Deckstücke ohne Weiteres mit ihrem obern Ende in den Körperstamm eingefügt seien; die Deckblätter besitzen ohne Ausnahme einen eignen Stiel, der an die Innenfläche derselben eine Strecke weit unter dem obern Ende hinantritt und durch seine Contractionen ein abwechselndes Senken und Heben hervorruft (Ref.).

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 26. August 1854.

Gießen, Leipzig, Genf

Schluß der Anzeigen: „Zoologische Untersuchungen von Dr. R. Leuckart. Die Schwimmpolypen oder Siphonophoren von Messina von A. Kölliker. Beiträge zur nähern Kenntniß der Schwimmpolypen von Dr. C. Gegenbaur. Recherches sur les animaux inférieurs de la Mediterranée. Par C. Vogt.«

Was nun endlich die Geschlechtsanhänge unserer Thiere betrifft, so wiederholen auch diese im Allgemeinen, wie die Schwimmglocken, ja selbst noch in einem höhern Grade die Form und Bildung der Medusen. Sie bestehen aus einem contractilen glockenförmigen Mantel mit Gefäßen, und einem mehr oder minder ansehnlichen Kerne, der klöpfelartig, wie der Mundstiel der Medusen, von dem Scheitel der Glocke herabhängt und mit den Geschlechtsstoffen, Samenkörperchen oder Eiern, ausgestattet ist. Bei den bald diöcischen, bald auch monöcischen Diphyiden (und Hippopodiiden) haben männliche und weibliche Anhänge ganz die-

selbe Bildung und einen — im entwickelten Zustande — meist weit abstehenden Mantel, bei den beständig, so viel wir wissen, monöcischen Physophoriden findet sich dagegen ein auffallender Unterschied in der Ausbildung dieser Organe. Nur die männlichen Anhänge erreichen hier eine vollständige Medusenform; die weiblichen bleiben dagegen auf einer frühern Entwicklungsstufe stehen und bilden kleine, fast bläschenartige Kapseln mit mehr oder weniger verkümmertem Mantel und Gefäßen und einem einzigen Ei, das statt des Kernes im Innern umschlossen wird. So wenigstens verhält es sich nach den Untersuchungen von Kölliker und Ref., während Herr Vogt über die Organisation der Geschlechtsanhänge und ihre Entwicklung mancherlei unvollständige und unrichtige Angaben vorbringt.

In der Regel stehen diese Anhänge, männliche und weibliche, in mehrfacher Anzahl, aber auf verschiedener Entwicklungsstufe neben einander, mitunter selbst — namentlich gilt das von den weiblichen Anhängen der Physophoriden — zu förmlichen Träubchen zusammengruppirt. Sind dieselben vollständig ausgebildet, so trennen sie sich ganz regelmäßig aus dem Verbande mit den übrigen Anhängen, um entweder zu Boden zu sinken oder auch wohl, wenn ihre Organisation es erlaubt, eine Zeitlang frei umherzuschwimmen. Solche frei schwimmende Geschlechtsanhänge könnte man (trotz der fehlenden Randfaden und Randkörperchen) leicht für kleine Medusen halten, wenn nicht die Abwesenheit einer Mundöffnung schon auf den ersten Blick die kurze Dauer ihres beweglichen Lebens verriethe. Die Analogie dieser Gebilde mit den Medusen wird noch bedeutungsvoller, wenn wir (durch Vogt und Gegenbaur)

erfahren, daß die Geschlechtsanhänge von Velella sich wirklich zu vollständigen kleinen Medusen mit Mundöffnung (und zweien Randfäden) entwickeln, und sich schon vor ihrer Geschlechtsreife von ihren Mutterthieren abtrennen.

Ueber die Entwicklung der Siphonophoren haben wir namentlich durch Gegenbaur sehr interessante und wichtige Aufschlüsse bekommen. Durch Hülfe künstlicher Befruchtung, die den übrigen Beobachtern mißlang, konnte derselbe nicht nur bei den Eiern verschiedener Siphonophoren die Dotterfurchung bis zur Bildung eines sog. infusorienartigen Embryos verfolgen, sondern auch bei Diphyes turgida die ersten Phasen der weitern Entwicklung beobachten, sich wenigstens davon überzeugen, daß die schwärmende Larve durch Knospenbildung hier zunächst die hintere Schwimmglocke hervortreibt. Der Larvenkörper wird in demselben Verhältniß kleiner, als sich diese Schwimmglocke ausbildet, scheint aber später noch eine Anzahl anderer Knospen zu entwickeln. Ob der Rest des Larvenkörpers sich schließlich in den Saftbehälter des vordern Schwimmstockes verwandelt, wie Gegenbaur vermuthet, möchte Ref. übrigens einstweilen noch unentschieden lassen; jedenfalls steht dieser Ansicht der Umstand entgegen, daß der betreffende Saftbehälter in den ausgebildeten Diphyiden nur mit dem Körperstamme und niemals mit dem hintern Schwimmstücke zusammenhängt. Bei den Physophoriden konnte die Entwicklung über die erste Zeit des freien Lebens hinaus nicht verfolgt werden, doch geht aus den zahlreichen von Gegenbaur (auch von Kölliker und Refer.) im freien Meere aufgefangenen jungen Exemplaren dieser Thiere so viel hervor, daß hier nicht der locomotorische Apparat, sondern

die ernährenden Theile der Colonie zuerst aus dem flimmernden Embryo hervorgebildet werden. Zuerst entsteht hier ein einfacher Polyp (mit Luftsack), der dann durch Längsstreckung den Stamm bildet und die übrigen Anhänge aus sich hervorkommen läßt. Dieser älteste Polyp ist später der hinterste oder, bei den Velelliden, der Centralpolyp.

Bei gewissen Diphyiden ist die Entwicklungsgeschichte mit der Coloniebildung übrigens noch nicht abgeschlossen; bei ihnen lösen sich dann ganz constant die Polypen mit den nächstliegenden Anhängen (Deckstück, Fangfaden, Geschlechtsglocke) aus dem Verbande ab, um nach Art selbständiger und isolirter Thiere umherzuschwimmen und erst in diesem freien Zustande ihre vollkommene Ausbildung zu erreichen. Solche losgelöste Anhangsgruppen sind die sog. Eudoxien, deren Deckstück von Eschscholtz (als Saugröhrenstück) mit der vordern Schwimmglocke der Diphyidencolonie zusammengestellt wurde, während die Geschlechtsglocke zugleich die hintere Schwimmglocke dieser Thiere repräsentiren sollte (Leuckart, Gegenbaur). Zu den Eudoxien bildenden Diphyiden gehört namentlich Abyla paradoxa, deren isolirte Anhangsgruppen von Knop und Gaimard wahrscheinlicher Weise als Cuboides vitreus beschrieben wurden, vielleicht auch die Diphyes acuminata, von der Ref. wenigstens die um Nizza so häufige Eud. campanula ableiten möchte. Ueberhaupt glaubt Ref., daß alle Eudoxien mit glockenförmigem Deckstücke von echten Diphyesarten abstammen, während Gegenbaur die Muttercolonien denselben in andern, bis jetzt noch unbekannten Diphyiden sucht. So viel ist jedenfalls durch Gegenbaurs Untersuchungen außer Zwei

sel gesetzt, daß es Diphyesarten ohne zugehörende Eudoxien gibt (D. turgida).

Was Refer. in Voranstehendem mitgetheilt hat, bildet in einem kurzen Umrisse den positiven Inhalt der von unsern Verff. publicirten Beobachtungen über den Bau der Siphonophoren im Allgemeinen. Der Leser mag selber urtheilen, ob man ein Geschöpf, wie es in Voranstehendem geschildert wurde, noch länger ein einfaches Individuum heißen könne. Aber selbst mit der Erkenntniß von der zusammengesetzten Natur dieser wunderbaren Thiere ist das Verständniß ihrer Bildung noch nicht vollkommen erschlossen. Wir haben in dem Voranstehenden nur die Magensäcke der Siphonophoren als Polypen bezeichnet; es muß sich ferner darum handeln, welche Bedeutung man nun den übrigen Anhängen beizulegen habe. Ref. hat sich schon in früherer Zeit dahin ausgesprochen, daß auch diese übrigen Anhänge in morphologischer Beziehung als Individuen aufzufassen seien, daß die Siphonophoren mit andern Worten nicht bloße Thiercolonien, sondern polymorphe Thiercolonien darstellten, deren einzelne Glieder nach dem Gesetze der Arbeitstheilung die verschiedenen Functionen des Lebens übernommen hätten. In seinen zool. Untersuchungen hat er diese Ansicht nochmals geprüft und von neuem ihre Berechtigung oder vielmehr ihre Nothwendigkeit nachzuweisen versucht. Nichts desto weniger ist sie von Gegenbaur und Vogt in einem nur beschränkten Sinne angenommen, von Kölliker sogar vollständig verworfen worden. Der Erstere betrachtet außer den Polypen allerdings auch die Geschlechtsanhänge der Siphonophoren als „Individuen" einer zweiten Generation), er gibt selbst zu, daß man auch die

Schwimmstücke und Deckblätter in diesem Sinne auffassen könne, glaubt aber sonst, daß Ref. mit seiner Annahme zu weit gegangen sei. In ähnlichem Sinne äußert sich Hr Vogt über den Polymorphismus unserer Thiere — freilich ohne diesen Namen oder überhaupt nur die Ansicht des Ref. in directer Weise zu erwähnen. Er erklärt außer den Polypen auch noch die Taster und Geschlechtsanhänge für Individuen, wenigstens die schwärmenden Geschlechtsanhänge, erklärt auch auf S. 58 die Möglichkeit, daß man bei fortgesetzter Untersuchung vielleicht später noch einmal die Schwimmglocken und Deckstücke und beerenförmigen Eikapseln (der Physophoriden) als Individuen werde erkennen lernen, hält es aber nichtsdestoweniger an einer andern Stelle (S. 136) für einen „Verstoß gegen den gesunden Menschenverstand", die letztern für Individuen auszugeben. Diese beerenförmigen Eikapseln seien und blieben „Organe", meint er ganz naiv — als ob nicht auch die schwärmenden Geschlechtsanhänge, die sie noch dazu mit den manchfachsten Uebergängen allmälig zu diesen bläschenförmigen Kapseln hinführen, als ob nicht auch alle die übrigen Anhänge unserer Colonien mit gleichem Rechte „Organe" genannt werden könnten! Oder will Hr Vogt etwa in Abrede stellen, daß die Polypen trotz ihrer Eigenschaft als Individuen in gleicher Weise die Sorge für die materiellen Bedürfnisse des ganzen Stockes übernommen haben, wie etwa die Eikapseln die Sorge für die geschlechtliche Fortpflanzung oder die Schwimmglocken für die Ortsbewegung?

Jedenfalls ist es viel consequenter, wenn Kölliker die individuelle Natur aller dieser Anhänge in Zweifel zieht und sie ganz einfach als „Or-

Digitized by Google

gane der Polypen auffaßt. Freilich muß man dann außer Acht lassen, daß alle diese einzelnen Anhänge in ganz derselben Weise, wie die Polypen, an dem gemeinschaftlichen Körperstamme befestigt sind, daß die Taster mit den Polypen die größeste formelle Aehnlichkeit besitzen, daß sich die Schwimmglocken und Geschlechtsanhänge in genetischer Beziehung unmittelbar an die Medusen anschließen. Man wird von diesem Standpunkte aus sogar behaupten müssen, daß die Quallensprößlinge der Velelliden (und Hydroiden) nur eine besonders hoch organisirte Form von „Geschlechtsorganen" darstellten, die, wenn auch eine Zeitlang frei umherschwimmend, doch nicht wirklich als Individuen anzusehen seien und kein eigentlich individuelles Leben führten.

Ich glaube, es ist ein bloßes Vorurtheil, das der allgemeinern Annahme meiner Auffassung (die auf der andern Seite übrigens von Reichert, V. Carus, A. Braun u. A. vollständig angenommen ist) bisher entgegenstand, das Vorurtheil nämlich, daß die Begriffe von „Organ" und „Individuum" sich in allen Fällen gegenseitig ausschlössen. Wir sind von den höhern Thieren her gewohnt, das Organ als ein Bruchstück eines Individuums zu betrachten und darnach nur gar zu sehr geneigt, überall, wo wir ein solches „Organ" vor uns sehen, nach dem zugehörenden „Individuum" zu suchen. Dabei vergessen wir aber, daß der Begriff des Wortes „Organ" zunächst nur die functionelle Verwendung irgend eines Theiles anknüpft und die morphologische Bedeutung desselben an und für sich vollkommen in suspenso läßt. Ein Organ nennen wir ein Gebilde, das in irgend einer Weise für die Zwecke einer physiologischen Einheit verwandt wird („ein

Digitized by Google

Werkzeug") — mag diese Einheit nun ein Individuum, mag sie ein Complex von Individuen sein. Im ersten Falle repräsentirt das Organ in morphologischer Hinsicht natürlich immer nur einen Theil eines Individuums, im letztern Falle ist es vielleicht ein ganzes Individuum, das sich (nach dem Gesetze der Arbeitstheilung, das ja bekanntlich auch der Organenbildung im Individuum zu Grunde liegt) den physiologischen Bedürfnissen des Vereines anpaßt. Daß es derlei Individuen gibt, darüber kann heute kein Zweifel mehr obwalten, nachdem wir den Bau und die Entwicklungsverhältnisse der niedern Thiere genauer, als es früher möglich war, erforscht haben. Mag Hr Vogt immerhin die consequente Durchführung dieser Ansicht eine „Beleidigung des gesunden Menschenverstandes" heißen — Ref. gesteht offen, daß ihn das ebenso wenig ansicht, wie die übrigen Urtheile, die Hr Vogt im Vollgefühle seiner Superiorität und Unfehlbarkeit über ihn und seine Bestrebungen gefällt hat. Ein Urtheil, das bemerkt er hier beiläufig, kann überhaupt nur dann auf Beachtung Anspruch machen, wenn es begründet wird; bevor Hr V. dem Ref. nicht die Ungenauigkeiten und Fehler, die er in seinen „Untersuchungen" entdeckt haben will, nicht eben so schlagend und überzeugend nachweist, wie es der Ref. seinerseits (in eben jenen „Untersuchungen") mit den Angaben des Hn V. gethan hat, kann er unmöglich verlangen, daß man von seinen Kraftaussprüchen Notiz nimmt.

Die typographische Ausstattung unserer Abhandlungen wird kaum Etwas zu wünschen übrig lassen und ist namentlich bei dem Köllikerschen Werke äußerst splendide. In Bezug auf die beigegebenen Tafeln gebührt zweifellos dem Vogt-

Digitized by Google

schen Werke der Vorzug, wenigstens so weit es die künstlerische Ausführung betrifft. Namentlich sind die Abbildungen der ganzen Thierstöcke (mit wenigen Ausnahmen) höchst gelungen, leicht, elegant und natürlich, was man von den Köllikerschen Abbildungen nicht in gleichem Maße sagen kann. Zum Theil mag der Vorzug der Vogtschen Abbildungen übrigens auf der gewiß höchst glücklichen Manier beruhen, diese durchsichtigen Wesen auf dunklem Grunde hervortreten zu lassen. Die Abbildungen von Gegenbaur und Refer. treten freilich in einer mehr bescheidenen Weise auf — man würde ihnen indessen Unrecht thun, wenn man sich ungünstig über sie äußern und namentlich auch ihre Brauchbarkeit in Abrede stellen wollte. Dr. Rud. Leuckart.

Halle

Druck und Verlag von H. W. Schmidt 1854. Neue Original-Poesieen Johann Fischarts. Herausgegeben und mit einer literarhistorischen Einleitung und mit neuen Aufschlüssen über J. Fischart versehen von Emil Weller. 83 Seiten in Octav.

Ein kleines Buch, welches mit großen Ansprüchen auftritt. Zehn neue Producte will der Vf. als Fischartische erkannt haben, außerdem die „ungeheure" Anzahl von Ausgaben der Schriften Fischarts, welche bisher noch Niemanden vollständig bekannt gewesen, notiren.

Von jenen zehn Producten hat es mit dreien seine Richtigkeit, nämlich mit dem S. 16 aufgeführten Büchlein Fides Jesu et Jesuitarum, h. e. collatio (nicht collectio, wie gedruckt steht) doctrinae Jesu cum doctrina Jesuitarum per Do-

natum Gotvisum. Christlingae 1573, welches Fischart selbst im Binenkorb 1580 citirt, und 1581 von George Nigrinus übersetzt und überarbeitet, von dem Unterzeichneten aber 1850 in dem Artikel über Fischart in Ersch und Grubers Encyklopädie I, Bd 51 aus übertriebenen Zweifeln weggelassen wurde; sodann mit der S. 17 aufgeführten Vorrede zu L. Socins Schrift: Mini Celsi dissertatio in haereticis coercendis quatenus progredi liceat. Christlingae 1577, welche wirklich als ein neuer Fund gelten kann, wiewohl das Büchlein sich auch in der Meusebachischen Bibliothek findet; endlich S. 18 mit dem neuen Hanenpropheten (Ein Wunderläßliche Zeitung von einem Newen Propheten), den Fischart im Gargantua citirt, und der auch sonst von Gleichzeitigen angeführt wird, dessen Autorschaft aber, so lange man die Verse nicht kannte, Fischart nicht mit Sicherheit zugesprochen werden konnte. Herr Weller hat das, übrigens ungenügend von ihm beschriebene, Flugblatt auf S. 82—83 abdrucken lassen, und dadurch den Ursprung desselben für jeden Kundigen sicher gestellt.

Mit den übrigen sieben angeblich neuen Producten Fischarts steht es dagegen nicht sonderlich, und zum Theil sehr übel. Daß Hr Weller den Malchopapo hat abdrucken lassen (S. 78—81) verdient Dank, da dieses, 1829 Meusebach noch unbekannte und erst viel später bekannt gewordene Werkchen bis dahin noch nicht zugänglich war; daß es aber existire, war längst unzweifelhaft und ist bereits von Halling (Glückh. Schiff S. 65) angegeben. Die unter 2, S. 17 als Fischarts Werk angegebene Schrift: „Bemärung und Erklärung des Uralten gemeynen Sprüchworts: Die Gelehrten die Verkehrten, 1584“, bleibt dem Schrei-

der dieses wie bisher so auch ferner als Fischarts Werk so lange zweifelhaft, bis er sie gesehen; hätte es Hn W. gefallen, nur eine Seite aus diesem Reimwerk abzudrucken, so würde sich ein leidliches Urtheil schon jetzt fällen lassen. Ebenso zweifelhaft bleibt der unter 5, S. 17 aufgeführte L'Antiespagnol und die unter 6 angegebene „Außführliche Erklärunge", welche, zumal das letztere Werkchen, gar nichts oder doch äußerst wenig von Fischarts Sprache und Stil verrathen. Höchst unwahrscheinlich ist auch nur eine Theilnahme Fischarts an dem S. 16 unter 3 angeführten Prognosticum theologicum, und das bekannte Buch: Neuer Creutzgang, welches der Verf. S. 16 unter 4 anführt, ist zuverlässig nicht von Fischart, sondern eine Nachahmung seiner Darstellungsweise, welche sich auf jedem Blatte als Nachahmung verräth. — Am schlimmsten ist es Hrn W. mit dem letzten seiner zehn angeblich neuen Producte Fischarts gegangen, mit dem unter 10, S. 18 aufgeführten und S. 43—77 vollständig abgedruckten „Marckschiff oder Marckschiffer-Gespräch von der Frankfurter Meß ꝛc. von Marx Mangold. 1596." Wenn Hr W. von Fischarts Reimwerken auch sonst nichts gelesen hätte, als die von ihm selbst abgedruckten Stücke, den Malchopapo und den Hanenpropheten (von der gleichfalls S. 25—40 abgedruckten Spanischen Badenfart ganz abgesehen), so mußte er erkennen, daß diese Erfindung, dieser Stil, dieser Versbau, wie ihn das Marktschiffergespräch hat, unmöglich von Fischart herrühren könne; alles dies ist der gerade Gegensatz gegen Fischarts Art und Weise. Flickwörter, wie frei, schier, also, sehr u. dgl., welche hier allerwärts erscheinen, sind Fischart fremd, Reime wie Manier: nür (S. 68) Historien: Geschichten, Pegasum: Musarum, Nürn-

berger: Augspurger u. dgl. unmöglich, und das Gespräch in einem Ablesen des R. Stephanus emporium bestehen zu lassen, wie hier geschieht, hätte er sich ebenso sehr geschämt, wie den Zeuxis nach Art der gemeinen Reimer als Zeuxides aufzuführen. Auch das geringfügigste, trockenste beschreibende Reimwerk Fischarts, wie z. B. das Gedicht auf das Uhrwerk, wird durch eine Vergleichung mit dieser Reimerei des Marktschiffergespräches beschimpft, welches noch nicht einmal an Wolfhart Spangenbergs Reimkunst hinanreicht.— Allerdings kannte Fischart des Rob. Stephanus Emporium Francofurdiense, denn er führt es in der Geschichtklitterung c. 27 „von Anlegung der Regenwetterszeit" spottend an, bearbeitet hat er es aber nicht, wenigstens nicht so, wie Marx Mangold, welcher übrigens, beiläufig gesagt, eine wirkliche Person und kein Pseudonymon ist. Uebrigens ist der Einfall, dieses Reimwerk Fischart zuzuschreiben, um so grundloser, als nirgends auch nur die leiseste Andeutung vorhanden ist, es sei die Ausgabe von 1596 etwa nur eine spätere Auflage, Fischart aber zu Ostern 1591 bereits todt war.— Mit der Litteratur Fischarts, welche der Verf. auf 21 Seiten abthut, verfährt derselbe ziemlich verwunderlich. Die Schriften Fischarts sind ohne alle, zumal ohne chronologische Ordnung in der flüchtigsten Weise, nach Art von Jördens, angeführt, und zwei derselben, die Sonette und der Kehrab, sind vergessen; das Werk von Schadäus ist, trotzdem, daß die in demselben enthaltenen Gedichte Fischarts (das Uhrwerk und die Thiermesse) S. 6 abgesondert genannt werden, noch einmal S. 7, gleich als sei dasselbe auch ein Werk Fischarts, aufgeführt, und noch dazu als sei es 1616 zuerst, 1617 in neuer Ausgabe erschienen, was ein handgreiflicher Fehler ist. Ebenso erscheint

Digitized by Google

durch einen argen Irrthum auch der Alcoran S. 10 als ein besonderes Werk Fischarts. In hohem Grade tadelnswerth aber ist es, daß der Vf. die längst abgethanen Märchen von den Ausgaben der Geschichtklitterung von 1577, 1580, 1581, 1593, 1596, 1612 und 1657 repetirt; daß die meisten dieser Angaben auf Druckfehlern der Auctionskataloge beruhen, sollte wenigstens seit 1829, wenn nicht allgemein bekannt, doch einem Litterator, welcher sich mit Fischart beschäftigt, nicht fremd sein. Die von dem Verf. angegebenen Ausgaben des Binenkorbs von 1582 und 1585 existiren zuverlässig nicht; ob eine Ausgabe der Praktik von 1572 vorhanden sei, ist noch immer zweifelhaft, daß der Eulenspiegel aber nicht schon 1571 erschienen sei, wohl außer Zweifel. Auch möchte es sehr erwünscht gewesen sein, von Hn W. zu erfahren, wo er die Ausgaben des Flohatzes von 1573 und 1575 gesehen habe, und wo die Ausgaben des Ehzuchtbüchleins von 1579 und 1594 zu finden seien; die Angaben über das Gesangbüchlin, welches 1573, 1576, 1590, 1591 und 1610 erschienen sein soll, sind, so wie sie da stehen, unbezweifelt falsch: das Gesangbüchlin, welches von Dr Zacher und dem verstorbenen General von Below herausgegeben worden, ist nicht identisch mit dem, welches zu dem „Geistlichen Handbüchlin" gehört, aus dem die Anmahnung von mir abgedruckt worden, wenn es auch mit demselben nahe verwandt ist. Die Ausgaben der Dämonomanie von 1582 und 1585 wünschte ich wohl zu sehen; hat Hr W. selbst sie in Händen gehabt? Ebenso möchte man gern wissen, ob Hr W. eine mit Fischarts Vorrede versehene Ausgabe der **Emblematum Tyrocinia** von 1576 zu Gesicht bekommen habe, oder ob die Angabe des gedachten Jahres auf dem Datum der lateinischen Vorrede

Digitized by Google

Holzwarts in der Ausgabe von 1581 beruhe. — Das Verzeichniß der noch nicht wieder zum Vorschein gekommenen Schriften Fischarts, welches Herr Weller auf S. 18. 19 gibt, ist zwar nicht so abenteuerlich, wie das, welches vor mehrern Jahren Gödeke in seinen elf Büchern deutscher Dichtung aufstellte (I, 159—160, wo Alles in Allem nicht weniger als 79 Schriften Fischarts, unter diesen 42 noch unbekannte aufgeführt sind, von welchen letztern sofort 35 als gar nicht existirend, als Projecte und Scherze, auszuscheiden gewesen wären), aber doch sehr fehlerhaft, indem dasselbe immer noch einen Theil der alten abgeschmackten Traditionen von Fischarts Schriften repetirt. Die Trollatischen Träume, die Anatomie der Knackwürste, die Kunkel- oder Rockenstub (nicht Rockensind, wie gedruckt steht), Bacbuc, Flaschtasch, Schwalm- und Spatzenhatz, Froschgast, Göffellöfflichkeit sind Scherze Fischarts, und nichts mehr, als Bücher Hirngespinste, und nichts Anderes. Mit König Masinissa, Audienz des Keisers, Zehn Alter der Weiber, Tratzsatzbrief, dürfen dieselben nicht, oder nur von dem zusammengestellt werden, welcher von Fischart nichts mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Die letztgenannten 4 Werkchen existiren wirklich im Drucke, und werden sich wiederfinden, so gut wie sich die Geistlos Mül und der Malchopapo wiedergefunden haben. Gleiches wird auch wohl von dem treuen Eckart und von „von Noe Stammen" gelten.— Der sicher vorhandenen Schriften von Fischart zählen wir jetzt, nachdem vor Kurzem durch Heyses Bücherschatz die willkommene Bestätigung gekommen ist, daß die Erzählung von Ismenius und Ismene, wenn von Fischart auch nicht bearbeitet, doch mit einer Vorrede versehen worden (wie aus dem Ehzuchtbüchlein vermuthet werden durfte), zwei und funf-

Digitized by Google

zig, von denen sieben (Tratzsatzbrief, König Masinissa, Audienz des Keisers, Zehn Alter der Weiber, Von Noe Stammen, der treu Eckart und Origines Argentoratenses) noch nicht wieder zum Vorschein gekommen sind. Den Finkenritter bin ich übrigens geneigt, als die drei und funfzigste Schrift zu rechnen, und die Kurzweilige Fastnachtpredig, auf welche einst v. d. Hagen im Narrenbuche aufmerksam machte, hat zu viel innere Verwandtschaft mit Fischart, als daß nicht die Vermuthung gepflegt werden sollte, auch sie habe ihn zum Urheber. — Neue „Originalpoesieen" Fischarts sind durch diese kleine Schrift allerdings dem litterarischen Verkehr übergeben worden; neue Aufschlüsse über Fischart aber haben wir vergeblich in derselben gesucht, im Gegentheil steht sie in litterarischer Hinsicht tief unter dem dermaligen Standpunkt der Kunde von Fischarts Litteratur, und hat bei weitem die Bedeutung nicht, welche einst Hallings unreife Arbeit in Anspruch nehmen durfte. Mit Fischart läßt sich nicht eilfertig verfahren; möchten doch alle junge Litteratoren, welche sich mit Fischarts Litteratur zu schaffen machen, seine Denksprüche: sans n'estre seray (d. i. non sum sed ero) und alors comme alors wohl beherzigen!

Kassel. Vilmar.

Paris

J. B. Baillière 1853. Traité de thérapeutique des Maladies articulaires par A. Bonnet Prof. de Clin. chir. à l'école de méd. de Lyon. Accomp. de 97 Planches intercalées dans le texte. XVIII und 684 Seiten in Octav.

Die vorliegende Hälfte ist eine Art zweiter Auflage des therapeut. Theiles des früher von B. herausgegebenen Traité des maladies des articulations, in welcher er den seit jener Zeit von ihm selbst und anderen Chirurgen erprobten neuen Behandlungsmetho-

den der Gelenkkrankheiten ihren Platz angewiesen hat. Unter den dem Vf. eigenthümlichen therapeut. Hülfsmitteln wären vorzugsweise zu nennen: seine große Rückenschiene zur Fixirung des Rückens und der Arm- und Hüftgelenke, seine Maschinen zur Regulirung der Bewegungen der Gelenke in den Fällen, wo absolute Ruhe nicht mehr nothwendig, sondern auch schädlich sein würde; dieselben zerfallen in Bewegungsmaschinen, mit deren Hülfe die Kranken die Bewegungen ihrer Glieder künstlich ins Werk setzen können, ohne Anstrengung der Muskeln und Bänder, und in Schutzmaschinen, welche verhindern, daß beim gewöhnlichen Gebrauche der Glieder Ausweichungen, Druck rc. der Gelenke erfolgen. Die locale Behandlungsweise der Gelenkkrankheiten richtet B. nach dem Grundsatz ein, daß alle Mittel gleichmäßig und lange einwirken müssen, so lange die Ernährung, Circulation und Wärmebildung im Gelenk niedergehalten werden müssen, während energische Mittel und Wechsel desselben erst dann in Anwendung zu bringen sind, wenn jene Thätigkeiten erregt werden müssen, auf diese systematische Behandlung legt B. einen großen Werth. Hinsichtlich der Ankylosen hat er mit gutem Erfolg künstliche Rupturen der Gelenke versucht. Von fremden Behandlungsmethoden sind aufgenommen: Guérin's orthopädische Behandlung der Verkrümmungen, Seutin's Kleisterverband, Pravaz über das Bad mit comprimirter Luft, Bassier, Abeille und Boisset über Jodeinspritzungen, und viele andere, unter denen auch manche bisher noch nicht publicirte Arbeiten sind. Der Inhalt vertheilt sich in folgender Weise: Zuerst werden die Behandlungsmethoden der Gelenkkrankheiten im Allgemeinen abgehandelt (S. 1—66), der 2te Theil umfaßt dann die Behandlung der einzelnen Arten der Gelenkkrankheiten (S. 71—309), der 3te endlich die Behandlung der einzelnen Glieder (S. 309—671). Durch zahlreiche eingedruckte Holzschnitte werden vorzugsweise die Verbände und Maschinen erläutert, zum Theil auch die Operationen und Formveränderungen der Gelenke. Hinsichtlich der Einzelheiten muß bei der enormen Reichhaltigkeit dieses, die Therapie der Gelenkkrankheiten wesentlich fördernden Werkes auf das letztere selbst verwiesen werden.

Fr.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 28. August 1854.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel 1854. Zur Anatomie und Physiologie der Beckenorgane nebst naturgetreuer Abbildung der Längsdurchschnitte des männlichen und weiblichen Beckens von Dr. O. Kohlrausch. Mit 3 Kupfertaf. in Fol. VIII u. 68 S.

Richtige Durchschnittszeichnungen gewähren den großen Nutzen einer klaren und vollkommen durchsichtigen Anschauung der Theile. Die bis jetzt vorhandenen Zeichnungen dieser Art fand der Vf. mangelhaft, und er entschloß sich daher, einige Abbildungen solcher Durchschnitte zu veröffentlichen, auf denen alles Instructive, welches die Durchschnitte darbieten, benutzt wäre, zumal über die Lage der Beckentheile vollkommen klare Anschauungen nicht so verbreitet sind, als über viele andere Regionen. Zuerst gibt der Verf. an, wie er die Präparate selbst dargestellt habe. Sein Hauptaugenmerk war stets darauf gerichtet, alle Theile in ihrer natürlichen Lage zu erhalten. Die Festigkeit gab er dem Präparate durch Einlegen

desselben in Weingeist, und nachdem dasselbe hinlänglich erhärtet war, geschah die Halbirung, erst der Knochen, dann nach einigen Tagen, während welcher das Präparat wieder in Weingeist gelegen hatte, der Weichtheile. Mit welcher Genauigkeit dann der Verf. die Zeichnung genommen, ersehen wir aus der Angabe seines Verfahrens. Nachdem das vollendete Präparat in Weingeist so gelagert war, daß seine Durchschnittsfläche mit dem Rande des enthaltenden Gefäßes fast eine Ebene bildete, wurde eine Glasplatte darüber gelegt, und ein Diopter etwa 2 Fuß über der Mitte des Präparates angebracht. Während das Auge durch die Apertur visirte, wurden die Contouren der einzelnen Theile auf dem Glase mit einer Tinte nachgezogen, welche aus Druckerschwärze, verdünnt mit Terpentinöl, besteht. Wenn die Zeichnung vollendet ist, haucht man die Glasscheibe wiederholt an, bis sie etwas beschlägt, und nimmt dann einen Abdruck, indem man einen Bogen Papier auflegt und mit einem Tuche wiederholt darüber hinreibt. Wenn die Tinte nur nicht zu dick aufgetragen ist, daß die Striche auf dem Abdrucke nicht zu breit werden, erhält man sehr treue und brauchbare Abdrücke, welche den auszuführenden Zeichnungen zum Grunde gelegt werden können. In die so gewonnenen Contouren wurden nun vom Verf. die feineren Details hineingezeichnet. Der Verf. hat fast jede Stelle mikroskopisch untersucht, um besonders die Grenzen der Muskelausbreitung genau wiedergeben zu können, die sich dem bloßen Auge nicht so deutlich darstellen, wie sie auf den Zeichnungen erscheinen. An manchen Stellen verlieren sich die Muskelpartien allmälig in das umgebende Bindegewebe oder in die Substanz der Organe und können nur mikroskopisch nachgewie-

Digitized by Google

sen werden. Ebenso verhält es sich mit der Ausdehnung der eigentlichen Drüsensubstanz der Prostata in der Umgebung und an der vorderen Seite der Harnröhre. Besonders wichtig schien es dem Verf., in den Zeichnungen die richtige Beckenstellung beizubehalten. Der Verf. hat die mittleren Grenzen gewählt und das männliche Becken bei einer Neigung von 56°, das weibl. bei einer Neigung von 64° dargestellt. Rectum und Harnblase sind in mäßig ausgedehntem Zustande abgebildet. Hieran reiht nun der Verf. einige Bemerkungen über die einzelnen Organe. Zuerst betrachtet der Verf. das Rectum, und streut dem Arzte und Chirurgen gleich interessante Winke ein, so über die Lage und Biegung ad longitudinem: eine eigentliche Sförmige Krümmung findet Statt. Wäre das Darmende gerade absteigend gelagert, so hätte der Sphinkter immer die ganze Last der Contenta zu tragen; auch Darmsenkungen und Schleimhautumstülpungen würden viel häufiger eintreten. Auf eine beträchtliche Querfalte der Schleimhaut, welche in der Gegend hinter der Blase oder dem Uterus vor der Mitte des Steißbeins vorkommt, macht der Verf. besonders aufmerksam. Es ist diese Falte neuerdings als Sphincter ani tertius eingeführt, welche Benennung der Verf. nicht billigen kann, da sich die Falte auf dem Longitudinalschnitte als Schleimhautfalte zeigt, in welche das Stratum der Zirkelfasern des Darms nicht eingeht. Uebrigens ist diese Falte wichtig genug, gibt unter andern zu Stricturen oder scirrhösen Verengerungen Veranlassung. Viel häufiger, als man denkt, findet sich auch eine Erweiterung über dieser Falte. Man kann sich davon überzeugen, wenn man bei Sectionen nicht versäumt, das Rectum aufzublasen. Der Verf. bespricht hierauf

die Muskelfasern des Rectums. Außer den beschriebenen Muskelschichten am Ausgange des Rectums findet der Verf. noch regelmäßig ein sehr dünnes Stratum von Longitudinalmuskelfasern, welches zwischen Schleimhaut und M. sphinct. ani internus liegt. Er nennt dies Stratum sustentator tunicae mucosae, indem er die Bestimmung desselben darin sucht, eine Vorstülpung der Schleimhaut, die sonst durch die Wirkung der Zirkelfasern und der vorschiebenden Faeces erfolgen könnte, zu verhüten. Hierauf unterwirft der Verf. die Blase einer näheren Betrachtung. Falsch ist die Vorstellung, wenn man sich dieselbe als ein nach oben zugespitztes Sphäroid denkt: das paßt nur auf die entleerte Blase. Dem Gesetze der Schwere nach wird eine Blase eine abgeplattet rundliche Gestalt annehmen, deren kleinerer Durchmesser senkrecht steht, gerade, als wenn man eine mit Wasser gefüllte Blase in eine Tasse legt. Bei dem Weibe verursacht der Uterus schon bei mäßiger Ausdehnung an der hinteren Wand eine Einstülpung. Betrachtet man die Blase in mäßig ausgedehntem Zustande, so begreift man nicht, wie die Anatomen so lange an der Bezeichnung eines Blasenhalses haben festhalten können. Man sieht alsdann auf dem ziemlich gleichmäßig gewölbten Blasengrunde das orificium vesicae als eine kleine nach vorn gewölbte, fast halbmondförmige Spalte. Ist bei stärkerer Injection der Blase auch Masse in diesen Ausgang getreten, so zeigt sich derselbe als ein kleiner Kegel von nicht ganz 3 Linien in den verschiedenen Dimensionen. Dies wird man schwerlich als Blasenhals bezeichnen wollen, besonders wenn man bedenkt, daß diese konische Erweiterung des Orificii vesicae erst die Folge des Druckes der Flüssigkeit ist. Etwas Anderes aber,

Digitized by Google

was als Blasenhals bezeichnet werden könnte, findet sich bei ausgedehnter Blase nirgends. Im stark contrahirten Zustande spitzt sich zwar die Blase gegen das Orificium zu, aber auch da hat die Benennung Blasenhals keinen Werth, da man nicht anzugeben weiß, wo dieser Hals sich vom Körper scheiden soll. Es ist mit diesem Namen gegangen, wie mit manchen andern. Galen, Jac. Sylvius, Vesal u. A. bezeichnen mit Collum vesicae die pars prostatica und membranacea der Harnröhre bis zur Einsenkungsstelle in den bulbus urethrae. Beim Weibe bezeichnet Galen die ganze Harnröhre mit cervix vesicae. Als Sphincter vesicae bezeichnen diese älteren Schriftsteller die Muskelschichten um die pars membranacea. Als man später die Harnröhrentheile von der Blase sonderte, und den jetzt speciell sogenannten sphincter, den unwillkürlichen nämlich unterschied, behielt man den für die Harnröhre allenfalls passenden Namen collum auf ganz unpassende Weise aus scholastischem Respecte für eine Gegend bei, welche niemals damit bezeichnet war und nicht füglich damit bezeichnet werden konnte, für den Blasenkörper nämlich in größerer oder geringerer Entfernung um das orificium vesicae herum. „Man sollte, sagt der Verf., doch endlich solche Namen fallen lassen! Oder ist vielleicht den Chirurgen damit gedient, wenn sie sich darüber streiten können, ob man beim Steinschnitte nur den Blasenhals einschneiden dürfe, oder auch den Blasengrund? Keiner weiß ja anzugeben, wo Blasenhals und Blasengrund sich scheiden. Solche Differenzen heben sich bald, wenn man bei topographischen Bezeichnungen die Oertlichkeit nach Zoll und Linie in Bezug auf feststehende Punkte angeben muß, statt sich durch unbestimmte und

nichts sagende Benennungen zu helfen." Schätzbare Bemerkungen zum Kapitel von den Steinen der Harnblase fügt der Verf. hinzu. In Bezug auf die Wirkung der Blasenmuskeln stellt der Vf. folgende Sätze auf: 1. die Harnentleerung geschieht durch den **Detrusor urinae**. Er ist dabei in doppelter Weise wirksam, einmal durch den einfacheren Druck auf den Inhalt, ferner aber auch besonders durch Oeffnung des **sphincter vesicae**. 2. Die Blasenanfüllung, wenn sie einen gewissen Grad erreicht hat, bedingt unter gewöhnlichen Verhältnissen die beginnende Wirkung des **Detrusor**. Das Bedürfniß der Harnentleerung tritt ein, wenn der Detrusor den Sphinkter öffnet und der Harn in das Orificium der Blase eintritt. Die Harnröhre betrachtet der Verf. genauer mit besonderer Berücksichtigung des Einführens des Katheters. Bei den Messungen, wie tief Stricturen ihren Sitz haben, kommen Schwankungen von wenigstens ½ Zoll vor. Die Messungen vom **Orific. urethrae** bis zur Strictur sind durchaus täuschend und müssen es bei der wechselnden Länge der **Pars spongiosa** sein. Die Beobachtungsfehler erreichen in der Reihe, wo die vitalen Größenverhältnisse des Penis gar nicht in Anschlag kommen, und bei Benutzung eines und desselben Katheters eine Größe bis zu 9 Linien. Im lebenden Individuum und bei Anwendung von verschiedenen Instrumenten müssen sie noch beträchtlicher auffallen. Die Messungen vermittelst eines auf den Schamberg aufgesetzten Maßstäbchens geben genauere Resultate. Doch hat auch diese Methode ihre Fehlerquellen. Einestheils ist es sehr schwer, den Maßstab immer in gleicher Richtung auf den Schamberg aufzusetzen, und jede Neigung des Winkels gibt verhältnißmäßige, wenn

auch nicht sehr beträchtliche Längendifferenzen; andererseits bietet die den Knochen bedeckende Fettschicht eine nachgiebige Unterlage und eine verhältnißmäßige Differenz, je nachdem man das Maßstäbchen fester oder loser aufsetzt. In derselben Hand und unter günstigen Bedingungen kann die Methode eine Genauigkeit bis auf 4 Linien Fehler erreichen. Unter ungünstigen Bedingungen und bei Anwendung verschieden gebogener Instrumente erreichen die Beobachtungsfehler eine Größe von 6 — 9 Linien. Bessere Methoden sind bis jetzt nicht bekannt, alle genaueren Angaben deshalb mit Mißtrauen aufzunehmen. Die Länge der pars prostatica und membranacea der Harnröhre läßt sich schon eher mit Genauigkeit an der Leiche bestimmen, da diese Theile keine wesentliche Veränderung in ihren Längendimensionen erfahren. Deshalb stimmen auch die meisten Angaben ziemlich überein. Die Länge der pars prostatica ist im Durchschnitte 10 — 12‴, die der pars membran. 8—10 Linien. Hinsichtlich der Harnröhre bemerkt der Verf., daß von einer Weite derselben nicht die Rede sein kann, sondern daß Alles, was darüber gesagt wird, nur ihre Erweiterungsfähigkeit beim Durchgange verschiedener Medien betrifft. Man sollte daher nur von einer Capacität der Harnröhre sprechen. Auch hier berücksichtigt der Verf. die Anwendung des Katheters. Wenn die Frage aufgeworfen wird, an welchen Stellen vorzugsweise Gefahr vorhanden sei, durch fehlerhafte Führung ungünstig gebogener Instrumente Verletzungen oder Durchbohrungen der Harnröhre zu bewirken, so stellen sich vorzugsweise die beiden Punkte der hinteren Ausbuchtung der Harnröhre heraus, unter der pars membranacea und in der pars prostatica zwischen uvula orificii vesicae

und Samenhügel. Bei der Prostata gibt der Vf. Punkte der feineren Structur derselben an, über welche wir den Leser auf die Abhandlung selbst verweisen müssen. Genau ist die Structur der Corpora cavernosa angegeben. Ueber die Abzugscanäle der Corp. cav. penis bemerkt der Vf. Folgendes: wenn man zu erfahren wünscht, auf welchem Wege sich die Körper am leichtesten des enthaltenen Blutes entledigen, so geschieht dies am besten durch Injectionsversuche oder Aufblasen mit Luft. Zu Injectionen verwendete der Vf. vorzüglich Cacaobutter, da diese bei 30° R. fließt und nach geringer Erwärmung der Präparate vortrefflich eindringt. Der Verf. gewann folgende Resultate: die Corp. cav. penis stehen mit dem übrigen Schwellgewebe nur in geringem Zusammenhange und haben einen schwierigen Abfluß. Befestigt man in ein corp. cav. pen. einen tubulus genau, so läßt sich dieser Theil stark aufblasen und collabirt nur langsam. Aus den Venen der Beckenhöhle dringt entweder keine oder wenig Luft während starken Einblasens. Injicirt man Masse, so füllen sich die cavernosen Körper des pen. sehr vollständig, und selbst bei starkem Druck dringt nicht leicht Masse in die Venen der Beckenhöhle, ja selbst selten in die Venae circumflexae penis. Doch hat der Verf. diese zuweilen schwach angefüllt gefunden. Hat man das corp. cav. penis zuerst z. B. mit gelber Masse unter sehr kräftigem Drucke injicirt und spritzt nachher das corp. cav. urethrae mit rother Masse aus, so findet man gewöhnlich alle venae circumflexae von ihren feineren Ursprüngen an, so wie die v. dors. pen. ꝛc. roth.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.

Den 31. August 1854.

Leipzig

Schluß der Anzeige: „Zur Anatomie und Physiologie der Beckenorgane nebst naturgetreuer Abbildung der Längsdurchschnitte des männlichen und weiblichen Beckens von Dr. O. Kohlrausch.“

Umgekehrt ist auch der Schwellkörper der Ruthe schwer durch Vermittlung des corp. cav. urethr. anzufüllen. Setzt man in die ven. dors. einen tubulus nach vorn hin ein und unterbindet natürlich die Oeffnung des hinteren Theils der besagten Vene, so findet die eingeblasene Luft sehr leicht ihren Weg in die Eichel und das corp. cav. urethr. Die Corp. cav. p. lassen sich aber nur bei nachhaltiger Anstrengung und wenn man die ven. dors. p. an der Wurzel des Gliedes comprimirt auf diesem Wege aufblasen. Freilich behalten sie dann auch die Luft, während die anderen Theile nach Aufhören des Einblasens leicht collabiren. Hieraus scheint dem Verf. hervorzugehen, daß die corp. cav. pen. aus ihrer Verbindung mit dem corp. cav. urethr. und der ven.

Digitized by Google

dors. pen. leichter Blut aufnehmen, als dahin abgeben; denn die Aufnahme erfolgt doch, wenn auch schwierig, die Abgabe aber fast gar nicht. Die Eichel steht mit dem corp. cav. urethr. in genauestem Zusammenhange und kann ihren Blutreichthum auf diesem Wege ohne Schwierigkeit los werden. Dennoch scheint dem Verf., als ob sie leichter Blut daher bekommen, als dahin wieder abgeben kann. Setzt man nämlich einen tubulus direct in die Eichel ein und umnäht ihn genau, so dringt die Injectionsmasse, nachdem sie die Eichel gefüllt hat, nicht ganz leicht im Corp. cav. urethr. rückwärts. Dagegen füllen sich sehr bald die nicht unbedeutenden Ven. subcut. pen. strotzend an. Den leichteren Ausgang finden daher die Venen der Eichel zu den subcutan. Dorsalvenen des Penis. Das Corp. cav. der Harnröhre hat eine solche Menge leicht durchgängiger Abzugskanäle, daß es sich gar nicht dauernd aufblasen oder injiciren läßt, wenn man diese Venen nicht in der Beckenhöhle unterbindet. Doch wird der Abfluß schon sehr erschwert, wenn man nur die Dorsalvene an der Wurzel des Gliedes comprimirt. Sehr gründlich hat der Verf. die Fascien des kleinen Beckens und der unteren Beckenapertur erörtert, eine der schwierigsten Aufgaben, einestheils, weil es sehr schwer ist, in Worten ein Bild von der Lage der verschiedenen Flächen zu geben, anderntheils, weil die Präparation der Fascien immer zu mancherlei Willkürlichkeiten Veranlassung gibt. Dann betrachtet der Verf. die Muskeln am Beckenausgange, wobei er auch ihre Wirkungen berücksichtigt, handelt von der Erection, über welche er seine Meinung in folgendem Resumé zusammenfaßt: Auf den Grund einer unbewußten und unwahrnehmbaren Reizung der Ge-

Digitized by Google

fäßnerven erschlaffen die contractilen Fasern der Arterien und des Balkengewebes des Penis. Der verringerte Widerstand bedingt einen vermehrten Blutzufluß. Der wachsenden Anfüllung kann der Abfluß nicht gleichen Schritt halten, weil in den corp. cavern. pen. die Vorrichtung liegt, daß nur durch Zusammenziehung der Wandungen die Höhlen mit den Ausführungsmündungen correspondiren, und weil die venae bulbi profundae durch den m. accelerat., die dorsales durch den adductor prostatae und durch die vermöge der Muskeln gespannte fascia penis comprimirt werden. Bei steigender Anfüllung nimmt das Glied die Richtung der absteigenden Schambeinäste an, weil die crura penis diesem der Länge nach adhäriren, weil der bulb. urethrae, hebelartig nach hinten vortretend, gegen die aponeurosis perinealis und den m. transvers. perinaei profund. anschwillt, weil der m. erector pen. sich contrahirt und vermöge seiner mechan. Anordnung die Richtung der crura pen. in derselben Weise bedingt. Endlich trägt vielleicht der erect. pen. accessorius durch Abwärtsziehen der Seiten des bulb. urethr. zur Vervollständigung bei. Bei der Ejaculation treten folgende Elemente in Wirkung: die vesicul. seminales ziehen sich vermöge der unwillkürlichen Muskelfasern, welche kreisförmig, d. h. transversal in den Wandungen der schlauchförmigen Windungen liegen, zusammen; darin werden sie unterstützt durch die unwillkürlichen Muskelfasern, welche sich in dem stärkeren unteren Blatte der capsula vesicular. seminal. gebildet von der fascia pelvis finden. Der ausgepreßte Samen gelangt in die pars prostatica urethrae und vermischt sich mit dem succus prostaticus, welcher vermöge des m. adductor prostat. ausgepreßt ist.

Digitized by Google

Das Fluidum kann nicht nach hinten und oben entweichen. Einestheils hindert dies der sphinct. vesicae, anderntheils wird der hintere Raum der pars prostatica überhaupt wohl kein großes Lumen bieten, da der adductor prostatae die Drüse zusammenpreßt. Nach unten dagegen bietet sich kein Hinderniß, der Samen fließt in die pars bulbosa, welche nun, während der rhythmischen Relaxation des m. accelerator die pars minoris resistentiae bildet. Soll man, wie gewöhnlich geschieht, eine Theilnahme der Cowperschen Drüsen bei der Ejaculation annehmen, so wird man die Emission dieses Saftes auf Rechnung der Contraction des m. transvers. perinaei profund. setzen müssen. Hat sich die pars bulbosa urethrae einigermaßen gefüllt und ausgedehnt, so folgt die stoßweise Contraction des musc. accelerator, der dann gleichzeitig durch seine Contraction den vorderen Theilen des Penis eine vermehrte Blutfülle zuschiebt, und den in seinem Bereiche angesammelten Samen ausspritzt. Der Verf. spricht es selbst aus, daß in diesem Resumé manche Hypothesen enthalten und viele Einwürfe gegen dasselbe möglich sind. Er gab es auch nur als seine subjective Ansicht von dem Vorgange, sicher, daß Vieles anderweitig geglaubt, nicht aber etwas Widersprechendes bis jetzt bewiesen werden kann. Endlich betrachtet der Verf. den Uterus mit der Vagina, wozu eine sehr instructive Abbildung gegeben ist. Eine scharfe Grenze zwischen Körper und Hals des Uterus findet sich nicht; eine ziemlich genaue kann man ziehen, wenn man den Theil des Uterus, welcher genau und durch unmittelbare Verwachsung mit dem Bauchfellüberzuge bekleidet ist, als Körper, das Uebrige als Collum bezeichnet. Die Portio vaginalis ist nach hinten

Digitized by Google

und unten gerichtet. Die beiden Lippen haben sehr verschiedene Länge. Die hintere ist im Ganzen länger als die vordere, da die hintere Wand der Vagina weit höher hinaufragt, als die vordere, die vordere Lefze steht aber tiefer als die hintere. Die Zeichnung gibt eine richtige Anschauung der Lage der Theile, nur ist hier auch die ganze Portio vaginalis etwas dicker, geschwollener, als bei nicht Schwangeren, und nicht Menstruirten. (Das Frauenzimmer, von welchem der Verf. das Präparat genommen, hatte sich während der Menstruation erhängt). Die Uterushöhle, ein abgeplatteter Canal, läuft nicht gerade, sondern schwach Sförmig gekrümmt, sowie die Gestalt des ganzen Uterus in seiner Lage nicht eine gestreckte, sondern eine zuerst sehr wenig nach hinten, dann stärker nach vorne gekrümmte ist. So fand es der Verf. bei allen Exemplaren, bei den meisten jedoch etwas schwächer, als bei den abgebildeten. Die Lage des Uterus muß sich nothwendig nach der Lage der Nachbarorgane richten. Je nachdem die Blase oder der Mastdarm mehr gefüllt sind, wird er mehr im vorderen oder hinteren Theile des kleinen Beckens, etwas höher oder tiefer liegen. Die Scheide wird fast in allen Abbildungen als ein hohler Schlauch dargestellt. Da dieselbe außer etwa vorhandenem Schleime keinen perpetuirlichen Inhalt hat, so versteht sich von selbst, daß diese Darstellung sich nur auf die künstlich erweiterte Vagina beziehen kann und keine Ansicht von den normalen Verhältnissen gibt. Eine künstliche Erweiterung hat aber für die Abbild. gar keinen Werth: der Verf. hat sie deshalb so dargestellt, wie sie sich auf dem Längendurchschnitte in den Präparaten zeigt. Die Wandungen liegen, wenn man sie nicht auseinander zerrt,

Digitized by Google

überall dicht aneinander, und zwar von vorne nach hinten, so daß sie seitlich in einem mehr oder weniger spitzen Winkel zusammenstoßen. Die Richtung der Scheide ist eine nach hinten leicht convexe, jedoch abhängig von der Füllung der Nachbarorgane, so daß sie, wenn die vordere untere Krümmung des Rectums etwas hervorragt, in ihrem unteren Theile eine mehr gestreckte Richtung annimmt. Die Schleimhaut der Scheide wird von einem starken Unterhautzellgewebe gestützt, welches außer dem reichen Capillarnetze von vielen und ziemlich großen Venen durchzogen ist, deren Anfüllung dem Organe eine gewisse Turgescenz und Rigidität geben kann. Die Schleimhaut tritt an der vorderen und hinteren Fläche besonders in der Mittellinie wulstig und faltig hervor, was ganz auffallend in der untersten Partie der vorderen Wand geschieht, wo ein beträchtlicher Wulst, der Scheidenwulst, dadurch hervorgebracht wird. Die Muskelhaut der Scheide besteht aus einer nicht unbeträchtlichen Schichte querlaufender, oder wenn man will, circulärer Fasern. Sie gehören dem unwillkürlichen Systeme an. Am vollständigsten entwickelt ist dies Stratum im obersten Theile der Vagina, wo die Muskelfaserschicht derselben mit den Muskelfasern des Uterus in Verbindung steht. Abwärts nimmt es an Stärke ab, und verliert sich auf der Hälfte oder am unteren Dritttheil der Scheide. Tiefer findet man, wenn man mikroskopisch untersucht, dem Gewebe noch unwillkürliche Muskelfasern beigemischt, aber ein vollständiges Stratum, wie in den oberen Partien, hat der Verf. da nie gesehen. Uebrigens sind auch Fälle vorgekommen, wo die Ausbildung dieses Stratums schon in den oberen Partien sehr mangelhaft war, und sich auf dem Längenschnitt

nur unterbrochen als wirkliche Schicht erkennen ließ. Die blasse Farbe der Muskelfasern macht die Untersuchung schwierig. Nach außen ist der Muskelschicht immer noch eine Zellstoffhaut aufgelagert, wodurch die Wand der Scheide verdickt wird. Die Länge der Vagina hat der Verf. bei den Präparaten, wo Alles in natürlicher Lage geblieben war, nie über $2\frac{1}{2}$ Par. Zoll gefunden, und zwar in der längsten Ausdehnung, vom Eingang bis zur oberen Endigung der hinteren Wand. Die vordere Wand ist 6—9''' kürzer. Wenn in den Lehrbüchern die Länge gewöhnlich auf $3\frac{1}{2}$—4 Zoll angegeben ist, so kann sich dies, wo es auch nicht ausdrücklich angegeben ist, immer nur auf die gestreckte und ausgedehnte Scheide beziehen. Wenn man dies nicht festhält, so kommt man zu unrichtigen Vorstellungen über die Lage der Theile. Rechnet man die Länge der Vagina zu 4 und dazu den Uterus mit 2 Zoll, so würde man den Fundus uteri einen Finger breit über dem Promontorium zu suchen haben: er bleibt aber bei gewöhnlichen Zuständen immer im kleinen Becken.

Die beigegebenen Abbildungen lassen nichts zu wünschen übrig, sie werden dazu beitragen, bessere und naturgetreuere Ansichten über die Lage und Beschaffenheit der betreffenden Theile zu verbreiten, als solche bisher überall angenommen wurden. Die Genauigkeit, durch welche sich alle bisher vom Verf. bekannt gemachten Arbeiten ausgezeichnet haben, bürgen auch hier für die Wahrheit des Dargestellten. v. S.

Berlin

Druck und Verlag von G. Reimer 1854. Ueber einige durch Erkrankung der Gelenkverbindun-

gen verursachte Mißstaltungen des weiblichen Beckens von Dr. E. Gurlt, Privat-Docenten zu Berlin. Mit 5 Taf. Abbild. u. 1 Tabelle. IV und 40 S. in Fol.

Wenn auch die Lehre von den Mißstaltungen des Beckens im Allgemeinen besonders in Deutschland, eine nach allen Richtungen hin sehr gründliche Bearbeitung gefunden hat, so sind doch gerade einzelne Abweichungen verhältnißmäßig weniger beachtet worden. Dahin gehören unt. and. Erkrankungen des Sacrolumbar- und Hüftgelenkes, welche eine so bedeutende Verengung des kleinen Beckens herbeizuführen vermögen, daß die Geburt auf dem normalen Wege überhaupt nicht möglich ist. Der Verf. beginnt mit den Mißstaltungen durch Erkrankung des Sacrolumbargelenkes. Zu den Veränderungen, welche niemals primär, sondern stets in Folge eines anderweitigen abnormen Zustandes in den Gelenkverbindungen des Beckens beobachtet werden, gehört zunächst eine Art von Hypertrophie der Intervertebralscheibe zwischen dem letzten Lendenwirbel und dem Kreuzbein, welches dann auftritt, wenn in einem oder beiden Hüftgelenken die Beweglichkeit des Schenkelkopfes eine sehr unvollkommene oder ganz aufgehobene ist. Auch Osteophyten oder Exostosen kommen an dem unteren vorderen Rande des 5ten Lendenwirbels und an dem Promontorium des Kreuzbeins vor, und beschränken dann die Conjugata oder einen andern Theil des Umfanges des Beckeneingangs. Doch kommen diese Auswüchse mehr im höhern Alter vor, wie das auch mit den knöchernen Verbindungen zwischen dem letzten Lendenwirbel und dem Kreuzbeine der Fall ist. Von geringerer Bedeutung noch als die Osteophyten für die Beschränkung des Beckens sind die aus

ihnen hervorgegangenen knöchernen Verbindungen zwischen dem letzten Lendenwirbel und dem Kreuzbein, welche wohl selten eine beträchtliche Höhe erreichen, und ebenfalls vorzugsweise nur bei alten Personen gefunden werden. Dasselbe gilt auch von der verhältnißmäßig selten vorkommenden theilweisen oder gänzlichen Verknöcherung der Intervertebralscheibe zwischen beiden, so wie auch von den anomalen Verbindungen der Querfortsätze des fünften Lendenwirbels mit den Kreuzbeinflügeln bei sonst regelmäßiger Bildung des Beckens. Von Osteophyten an dem letzten Lendenwirbel führt der Verf. 3 Beispiele an, welche Stein, Kilian und Busch beobachtet hatten. Der Fall von Busch machte die Anlegung der Zange nothwendig. Außerdem gehört hierher jene merkwürdige, erst in der neusten Zeit bekannt gewordene Mißstaltung des Beckens durch Dislocation des letzten Lendenwirbels nach vorne, von der zuerst Kiwisch, später Seyfert, und neuerdings Kilian das erste derartige Exemplar beschrieben und abgebildet haben. Letzterer hat seiner Abhandlung außerdem noch die Beschreibung und Abbildung eines zweiten noch bedeutender in gleicher Weise mißgestalteten Beckens hinzugefügt, und gibt an, bereits im Jahre 1836 ein drittes ganz ähnliches Exemplar in der Maternité zu Brüssel gesehen zu haben, Ein viertes, das bereits seit langer Zeit sich in Wien befindet, ist erst jetzt durch Spaeth der Oeffentlichkeit übergeben worden. Die von Kilian für diese Becken gewählte Benennung ist **Pelvis obtecta**, und glaubt er die Entstehung derselben aus einer allmäligen Luxation des letzten Lendenwirbels aus seiner Gelenkverbindung mit dem Kreuzbein erklären zu müssen, für welche neue Art von Dislocation er die Bezeichnung:

Spondylolisthesis gewählt hat (ὀλίσθησις, luxatio). Die Geburtsgeschichten sind mitgetheilt: in 2 Fällen Kaiserschnitt (in dem einen sogar 2maliger), in einem Falle (Spaeth) Perforation. Hinsichtlich der Entstehung dieser neuen Art von Beckenmißstaltung schließt sich der Verf. ganz der Ansicht Kilian's an, welcher annimmt, daß zuerst ein Erweichungsproceß der Knorpelscheibe und der Ligamente des Sacrolumbargelenkes Statt gefunden, mit gleichzeitiger Erweichung des Kreuzbeins. Sodann muß eine allmälige Dislocation des letzten Lendenwirbels und der übrigen mit ihm zusammenhängenden Wirbel aufgetreten sein, die allmälig an Ausdehnung zunahm. Angeboren sind diese Abnormitäten nicht. — 2. Mißstaltung durch Erkrankung der Steißbeingelenke. Hier Ankylose, um deren nähere Beschreibung sich Trefurt besondere Verdienste erworben. Ein Fall von diesem letztern ist mitgetheilt, und dann noch kurz auf einen andern von Wagner hingewiesen. — 3. Mißstaltung durch Erkrankung der Kreuzdarmbeinfuge. Ueber die schräg und quer verengten Becken spricht der Verf. nicht, da diese eine vollständige und vortreffliche Würdigung von vielen Seiten her erhalten haben. Dagegen gibt es auch eine Anzahl von Becken, bei denen eine Ankylosirung einer oder beider Kreuzdarmbeinfugen ohne irgend welche Mißstaltung des übrigen Theils des Beckens beobachtet wird. Hier können Entzündung, aber auch Verknöcherung der Ligamente und Interarticulationsscheiben, sowie Knochenbeulen Ursache sein. — 3. Mißstaltung durch Erkrankung der Schambeinfuge. Angeborner Mangel der Schambeinverbindung kommt sehr selten vor. Creve beschrieb ein solches Becken (es war zugleich Vorfall der umgestülpten Harnblase zugegen). Von

Digitized by Google

einem zweiten (männlichen) Becken berichtet Walter. Ektopie der Blase fand hier nicht Statt. Bei beiden Becken ist das Merkwürdigste, daß an den beiden Kreuzdarmbeinfugen weder eine ungewöhnliche Verstärkung der Ligamente, noch viel weniger eine theilweise oder gänzliche Ankylosirung vorhanden war, da auf ihnen allein doch das ganze Gewicht des Rumpfes ruhte, und da, wie sich aus den starken ausgewirkten Beckenknochen vermuthen läßt, die betreffenden Personen im Leben sich ihrer unteren Extremitäten in derselben Art wie wohlgebildete Menschen bedient zu haben scheinen. Den Gegensatz bildet die Ankylosirung der Schambeine. Die in Folge von Entzündung und Ulceration sich ausbildende Ankylosirung ist noch nicht mit völliger Bestimmtheit anatomisch nachgewiesen, obgleich sowohl die Analogie als auch die häufig in der nächsten Umgebung vorkommenden sehr reichlichen kleinen Osteophytenbildungen dafür zu sprechen scheinen. Von den übrigen Entstehungsweisen, nämlich durch Verknöcherung der Interarticulationsscheiben und durch äußerlich übergelagerte Osteophyten und Knochenbrücken, scheint die erstere Art auch bei ganz jungen Individuen vorzukommen, während die letztere gewöhnlich erst in späteren Jahren in einem höheren Lebensalter vorgefunden wird. Mehrere Beispiele sind angeführt. Die seltenste Art der Ankylos. der Schambeinfuge ist die durch eine geheilte Fractur in der Nähe derselben veranlaßte, sie hat unter Umständen einen viel übleren Einfluß auf die Geburt, da das Becken in der Regel eine viel beträchtlichere Mißstaltung erleidet, indem durch die meistens mit Dislocation der Bruchenden verbundene Fractur eine nicht unbeträchtliche Einknickung entsteht, wie die beiden mitgetheilten Fälle von Otto

Digitized by Google

und Sandifort (dieser beschreibt freilich
männl. Becken) beweisen. — 5. Mißstaltung du
Erkrankung des Hüftgelenkes. In weit höher
Grade als die Erkrankungen der übrigen Gele
verbindungen des Beckens führen die des Hüft
lenkes Formveränderungen und Mißstaltungen d
selben in seiner Totalität herbei, so daß bei e
zelnen derselben keiner der das Becken zusamme
setzenden Knochen unverändert bleibt. Es ist d
ses Verhalten zur Genüge dadurch erklärlich, d
gerade das Becken die Vermittelung bei dem Fo
bewegen des größten Theiles der Körperlast du
die unteren Extremitäten übernimmt und dem
mäß bei veränderten Unterstützungspunkten
Hüftgelenke den Einwirkungen der ersteren in v
änderter Weise als im normalen Zustande aus
setzt ist. Der größte Theil der durch Erkranku
gen im Hüftgelenke bedingten Beckendeformitä
ist unter der Bezeichnung der coxalgischen Be
von Rokitansky zusammengefaßt worden, u
kommen hier namentlich diejenigen Veränderung
in Betracht, welche dadurch hervorgebracht w
den, daß einer oder beide Schenkelköpfe aus ih
Pfannen luxirt sind, theils angeboren, theils du
äußere Gewalt, theils consecutiv nach Entzündu
des Hüftgelenkes, oder auch bei dem Ausga
des letzteren in Ankylosirung. Obgleich die d
Becken aufgeprägten Veränderungen bei allen d
sen Zuständen einander sehr ähnlich sind, so
es doch zweckmäßiger, die einzelnen Arten m
als es von Rokitansky geschehen ist, auseinan
zu halten. Sonach betrachtet der Verf. zu
die Veränderung durch Entzündung des Hüft
lenkes. Zu den als unmittelbare Folge der e
zündlichen Erkrankung auftretenden Veränder
gen gehört eine Beschränkung der Höhle des

[...]ten Beckens durch den mehr oder weniger zerstörten Schenkelkopf, welcher durch eine Perforation im Boden der Pfanne in jene eingetreten ist, in welchem Falle auch nicht selten ziemlich beträchtliche Eiteransammlungen im kleinen Becken sich vorfinden können, welche, selbst wenn die Ulceration des Knochens gänzlich geheilt ist, noch mit ihrem dann stark eingedickten Inhalt vorhanden sein und eine Beengung des Beckenraums bewirken können. Daß auch äußerliche Narben nach Fistelgängen Unbeweglichkeit des Schenkels hervorbringen und dem Geburtshelfer bei zu leistender Kunsthülfe störend sein können, beweist ein Fall von Marcusson. Viel häufiger sind die bedeutend später, längere Zeit nach eingetretenem Ablauf des Krankheitsprocesses, sich ausbildenden secundären Mißstaltungen des Beckens, welche vorzugsweise in einer größeren oder geringeren Unbeweglichkeit des Gelenkes, welche theils in einer mehr oder weniger straffen fibrösen oder gar einer knöchernen Ankylose, sehr viel seltener in der früher fast in jedem Falle von Erkrankung des Hüftgelenkes angenommenen, in der That aber durchaus nicht sehr häufig vorkommenden consecutiven Dislocation des Schenkelkopfes aus der Gelenkpfanne ihren Grund hat. Bekanntlich findet eine solche, wenn sie überhaupt eintritt, in der Mehrzahl der Fälle gleich den traumatischen und angeborenen Luxationen auf die äußere Fläche des Darmbeines nach oben und außen von der Pfanne Statt, und sind demnach die secundären Veränderungen, welche das Becken in Folge davon erleidet, bei allen diesen drei verschiedenen Zuständen einander so ähnlich, daß der Verf. bei dem Mangel eigener Beobachtungen über die Beckenmißstaltungen hervorgebracht durch die consecutive

Dislocation nach einer Hüftgelenksentzündung a
seine weiter unten ausführlicher zu besprechend
Veränderungen bei den Luxationen, den einseit
gen und doppelten, angeborenen und veraltete
traumatischen verweist. Was die Mißstaltunge
des Beckens in Folge der Ankylosirung eines de
beiden Hüftgelenke betrifft, so kommen sie eines
theils ohne weitere Erkrankung irgend einer Ge
lenkverbindung des Beckens vor, und sind auch
in diesem Falle insofern von geburtshülflichem
Interesse, als sich bei ihnen fast in allen Apertu-
ren des Beckens einzelne Durchmesser verkleinert
finden: jedoch ist die Zahl der bekannt geworde-
nen derartigen Becken noch zu klein, um allge-
mein gültige Gesetze daraus zu entwickeln. Nächst-
dem aber findet sich in seltenen Fällen eine für
die Geburtshülfe noch größeres Interesse darbie-
tende Combination an demselben vor, nämlich die
einer Ankylosirung des einen Hüftgelenkes mit ei-
ner eben solchen, einer Kreuzdarmbeinfuge, und
gleichzeitigen schrägen Verengung des Beckens,
und zwar scheint die Ankylosirung der beiden Ge-
lenkverbindungen häufiger auf entgegengesetzten
Seiten Statt zu finden, wie z. B. in zwei von
Litzmann beschriebenen schräg verengten Becken,
während im Gegensatz dazu an dem von Da-
nyau beschriebenen schräg verengten Becken die
Ankylosirungen sich auf derselben Seite vorfinden.
Ohne eine Erklärung des Zusammenhanges zwi-
schen diesen beiden Erkrankungen zu versuchen,
weist der Verf. nur darauf hin, daß diese Becken
in ihrer Gestaltung sich außer der schrägen Ver-
engung dadurch von den übrigen schräg vereng-
ten Becken ohne Erkrankung des Hüftgelenkes
unterscheiden, daß sich an ihnen bereits ziemlich
deutlich diejenigen Veränderungen vorfinden, welche

Digitized by Google

das Becken durch eine Erkrankung des Hüftgelenkes erleidet, und daher unter Umständen bei einem Geburtsfalle eine noch üblere Prognose geben können, als die Becken der ersten Gruppe. Der Verf. theilt nun Beispiele der Becken mit, bei welchen keine Ankylosirung der Kreuzdarmbeinfuge Statt gefunden. Eine andere Reihe von Mißstaltungen des Beckens kommt bei der bisher fast ausschließlich mit dem Namen malum coxae senile bezeichneten Erkrankung jenes Gelenkes vor, die der Verf. chronische Entzündung nennt. Bekanntlich finden sich bei derselben außerordentlich mannichfaltige Formverschiedenheiten vor, so daß der Schenkelkopf und die Pfanne ein sehr verschiedenartiges Aussehen darbieten können. Der gewöhnlichste Befund ist indessen eine Vergrößerung der Pfanne, theils mit Abflachung, theils mit Vertiefung derselben verbunden, bei entsprechender Größezunahme des Schenkelkopfes, die ihrerseits entweder durch Abflachung oder durch Anlagerung großer Massen von Osteophyten, oder durch Beides zugleich entstanden ist. Durch die Vergrößerung der Pfanne, namentlich wenn diese sich nach oben und außen auf das Darmbein hin erstreckt, wird eine secundäre Mißstaltung des Beckens veranlaßt, die mit der bei wirklichen Luxationen nach dieser Gegend des Beckens hin sich vorfindenden einige Aehnlichkeit haben kann, da auch hier, wie bei jener die Unterstützungspunkte der Last des Rumpfes auf eine andere als die normale Stelle hinfallen, und die Beckenknochen sich danach zu accommodiren genöthigt sind. So findet sich bei diesen Vergrößerungen der Pfanne, welche nicht selten die Spina ant. infer., den Raum zwischen dieser und der Spin. ant. sup. so wie das ganze Darmbein bis zur Incis. ischiad. major in der

Ausdehnung von 3 — 5 Zoll einnimmt, ziemlich gewöhnlich eine Einknickung an der Verbindung des sich senkrechter als gewöhnlich stellenden Darmbeines mit dem horizontalen Theile des Schambeines. Ebenso kann eine Erweiterung des Beckenausganges die Folge dieser eigenthümlichen Bildung des Gelenkes sein, jedoch erreichen diese secundären Mißstaltungen wohl niemals den hohen Grad, wie die durch wirkliche Luxation hervorgebrachten. Bei diesem Verhalten der Gelenkpfanne findet sich keine irgendwie beträchtliche Verengerung der Durchmesser des kleinen Beckens, im Gegentheile meistens eine Erweiterung einzelner derselben, wie ein mitgetheilter Fall (No 7) zeigt. Beispiele sind mitgetheilt. Hierauf betrachtet der Verf. die Mißstaltungen des Beckens, wie sie durch Luxation des Schenkelkopfs theils auf einer Seite allein, theils auf beiden gleichzeitig hervorgebracht werden. Hier tritt aber der Umstand hervor, daß bei einer großen Anzahl von Becken nur bei sehr wenigen mit Sicherheit constatirt ist, ob die an ihnen bemerkbare Mißstaltung eine angeborene oder durch eine traumatische Veranlassung während des Lebens erworbene ist: ja unter Umständen können sogar Zweifel darüber obwalten, ob in einem vorliegenden Falle nicht eine in Heilung übergegangene Entzündung mit consecutiver Dislocation des Schenkelkopfes aus der Pfanne vorliegt, obwohl meistens dieser letztere Zustand ziemlich deutliche Spuren hinterläßt, so daß nur in ganz seltenen Fällen ein Zweifel in dieser Hinsicht möglich sein kann.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 2. September 1854.

Berlin

Schluß der Anzeige: „Ueber einige durch Erkrankung der Gelenkverbindungen verursachte Mißstaltungen des weibl. Beckens von Dr. E. Gurlt.“

Diese angedeuteten Uebelstände beziehen sich indessen ausschließlich nur auf die nach oben und außen von der Gelenkpfanne auf das Darmbein hin Statt findenden Luxationen, indem die Zahl der nach einer andern Richtung als dieser beobachteten Fälle für die angeborenen Luxationen verschwindend klein ist, gegen die große Anzahl der nach oben und außen hin beobachteten, und außer dem von den veraltetentraumatischen Luxationen nach den anderen, ungewöhnlichen Richtungen einige sichere und sehr charakteristische Fälle vorliegen; nächstdem trifft die Ungewißheit, bei dem Mangel genauer historischer Angaben über die betreffenden Mißstaltungen, besonders die auf einer Seite beobachteten, indem der Verf. geneigt ist, die auf beiden Seiten gleichzeitig sich vorfindenden gleichartigen Veränderungen, sobald nicht

Digitized by Google

andere Umstände dagegen sprechen, für mit ziemlicher Gewißheit angeborene Luxationen zu halten. So schwierig, ja in den meisten Fällen unmöglich es auch ist, die einzelnen Entstehungsarten an den betreffenden Becken herauszufinden, so sind die secundären Mißstaltungen des letzteren dabei sämmtlich einander so ähnlich, daß sie mit gutem Grunde vereinigt beschrieben werden können, was der Vf. auch thut. Ist eine einseitige Luxation nach hinten und oben von der Pfanne, so springt zunächst das bisweilen sehr beträchtliche Mißverhältniß zwischen den beiden Beckenhälften in die Augen. Die Hälfte, wo die Luxation Statt findet, ist nicht unbedeutend kleiner, atrophisch, und weniger entwickelt. Das Darmbein steht mehr perpendiculär; die fossa iliaca interna ist stärker als gewöhnlich von den Seiten her ausgehöhlt: die Scham- und Sitzbeine nehmen an der allgemeinen Atrophie der Knochen an der luxirten Seite Antheil, das Sitzbein, namentlich sein Tuber ist stark nach außen gewendet. Auch das Kreuzbein nimmt auf der Seite der Luxation an der Mißstaltung Theil, indem häufig der entsprechende Flügel desselben verkleinert und dasselbe ganz und gar nach dieser Seite hin geneigt gefunden wird. Das Becken als Ganzes betrachtet, gehört demnach in die Kategorie der asymmetrischen und schiefen. Dazu wieder mehrere Beispiele. Was die beiderseitigen Luxationen des Schenkelkopfes nach hinten und oben von der Pfanne betrifft, so sind wohl sämmtliche Fälle von unbekannter Herkunft angeboren. Die Formen der einzelnen Theile des Beckens für sich betrachtet, sind daher ganz ähnlich denen bei einseitiger Luxation, die Gestaltung des Beckens im Ganzen aber wird dabei eine andere. Abgesehen von einer bisweilen vor-

Digitized by Google

kommenden scoliotischen Verbiegung der untersten Lendenwirbel bei ungleicher Mißstaltung der beiden Beckenhälften, zeigen die Lendenwirbel in der Regel eine ziemlich starke Lordose bei gleichzeitig vermehrter Steigung des Beckens, dabei pflegt die Beweglichkeit der Lendenwirbel auch hier eine freiere als gewöhnlich zu sein, indem sich an den Intervertebralscheiben eine Vermehrung ihrer Dicke vorfindet, und somit die Möglichkeit gegeben ist, ausgedehntere Bewegungen als im normalen Zustande vorzunehmen. Die Durchmesser der verschiedenen Beckenräume gestalten sich folgendermaßen: auch hier wie bei der einseitigen Luxation nimmt die Vergrößerung der Querdurchmesser progressiv nach unten zu, so daß der des Beckenausgangs nicht nur absolut, sondern auch relativ der größte ist, bei gewöhnlich gleichzeitiger Verkleinerung der geraden Durchmesser, welche im Beckenein- und Ausgange am beträchtlichsten ist. Auch hier Beispiele. Der Verf. betrachtet dann noch die Veränderungen des Beckens, welche die Folge einer veralteten traumatischen Luxation sind. Während diejenigen Beckendeformitäten, welche sich bei der gewöhnlichsten Form derselben, nämlich der auf das Darmbein nach hinten und oben von der Pfanne, seltener gerade nach oben vorfinden, bereits in dem Vorstehenden abgehandelt sind, indem sie keine wesentlichen Unterscheidungsmerkmale von den auf eine andere Weise nach dieser Richtung hin entstandenen Luxationen darbieten, bleiben noch einige der sehr seltenen Arten der Oberschenkel-Luxation näher zu erörtern übrig. Was zunächst die Luxation auf das For. obturat. betrifft, so erleidet die Räumlichkeit des kleinen Beckens dabei eine nicht unbeträchtliche Beschränkung, indem, wie es scheint, constant das

for. ovale durch eine convex, bisweilen fast halbkugelig in das kleine Becken hineinragende Knochenwand, an Stelle der verknöcherten Membrana obturatoria, welche den Boden der neuen Gelenkhöhle bildet, in der sich der Schenkelkopf nunmehr häufig mit ziemlich großer Freiheit bewegt, ausgefüllt, und nach der Beckenhöhle hin geschlossen gefunden wird. Die dadurch hervorgebrachte Beschränkung der Beckenhöhle betrifft eine ganze Seite derselben, und kann der Geburt ein nicht unbedeutendes Hinderniß entgegensetzen. Beispiel von Astl. Cooper. Eine andere der seltenen Arten von Luxationen ist die auf der horizontalen Schambeinast, bei welcher nicht nur durch die neu gebildete Gelenkfläche, welche mit ihren Rändern den Rand des kleinen Beckens überragen kann, sondern auch durch den Schenkelkopf selbst, der in dieser ruht, der vordere Theil des kleinen Beckens an der betreffenden Seite eine Beschränkung erleidet; indessen scheint diese, wie zwei bekannt gewordene Beobachtungen zeigen, weniger erheblich zu sein, als bei der Luxation auf das foramen ovale. Was endlich die veraltete Luxation nach der Incisura ischiadica hin betrifft, so scheint zunächst bei ihr keine directe Beschränkung des Beckens Statt zu finden, indem der Schenkelkopf sich auf der Incisura ischiadica und deren nächster Umgebung ein Lager bildet, während die Formation einer neuen Gelenkhöhle bis jetzt noch nicht beobachtet worden ist. Die Veränderungen des Beckens bestanden in einem von Gruber beschriebenen Falle einer derartigen linksseitigen Luxation darin, daß es auf der linken Seite etwas eingedrückt erschien, daher die linke Seite der Beckenhöhle weniger concav war als die rechte. Der horizontale Ast des Schambeins stand weniger ho-

rizontal und die linke Beckenhälfte war um ein Geringes nach vorne hin mehr entwickelt als die rechte, weshalb daselbst nie vom Tuberculum pubis gerade nach hinten gezogener Durchmesser größer war als rechts. Das Darmbein war links senkrechter gestellt, auch kleiner als das rechte. Die hintere Fläche des Körpers des Sitzbeins erschien schmaler als rechts; durch einen ihrer Länge nach verlaufenden Winkel war sie in eine äußere, gegen die Pfanne, und in eine innere, gegen das foram. ischiadicum majus gelagerte Hälfte geschieden, welche letztere der Lagerung des Gelenkkopfes entsprach. Die Tuberos. ischii ragte weniger nach unten, als auf der rechten Seite. Die Spitze des Steißbeins sah nach rechts. Schließlich stellt der Verf. noch einige Betrachtungen über die durch geheilte Fracturen der Pfanne des Hüftgelenkes hervorgebrachten Deformitäten des Beckens an. Bekanntlich kommt eine derartige Fractur meistens mit der Fractur anderer Beckenknochen vereinigt vor, und kann dann die Mißstaltung des Beckens, welche es nach der Heilung eines solchen zurückbehält, von größerer Bedeutung sein, als die durch die Pfannenfractur hervorgebrachte. In der Regel erleidet die Pfanne eine mehrfache Fractur, bei der gewöhnlich ein oft nicht unbedeutendes Auseinanderweichen der Bruchstücke Statt findet, so daß die Pfanne dadurch meistentheils vergrößert wird, während als eine natürliche Folge davon dieselbe sich in die Beckenhöhle hineingetrieben findet, wobei die Bruchstücke entweder durch Callus oder nur durch fibröses Gewebe vereinigt gefunden werden, so daß man nach der Maceration, an Stelle des letzteren, Lücken und Perforationen, die mit der Beckenhöhle in unmittelbarer Berührung stehen, im Boden der

Digitized by Google

Pfanne vorfinden kann. Diese Perforationen können übrigens die Größe erreichen, daß der Schenkelkopf ganz und gar hindurchtritt. Die Beengung der Beckenhöhle ist natürlich ganz und gar von dem Grade der Hineintreibung der gebrochenen Pfanne abhängig, und erreicht einen enormen Grad bei jenem Hindurchtreten des Schenkelkopfes.

Die dem Werke beigegebenen Abbildungen sind sehr sauber und schön ausgeführt. v. S.

Braunschweig

Friedrich Vieweg und Sohn 1853. Eine neue operative Heilmethode der sämmtlichen wahren Hornhautstaphylome nebst Untersuchungen über die Form und Bildungsweise dieser Staphylome von Dr. H. Küchler.

Abweichend von den neueren Ansichten, welche durch die bekannten pathologisch-anatomischen Untersuchungen über das Wesen des Staphylomes der Cornea gewonnen worden sind, ist Verf. vorliegender Schrift durch genaue Beobachtung der Entwicklung der staphylomatösen Geschwulst und ihres Verhaltens während und nach der Operation zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Staphylom nicht in einer Neubildung, sondern in der ausgedehnten Hornhaut selbst besteht. Aber nur die lebendige, nicht die todte Cornea, besitzt nach ihm die Fähigkeit ausgedehnt zu werden, es kann dieselbe also nicht am Leichnam wahrgenommen werden. Bei der Staphylombildung zeigt sich diese Eigenschaft in höherm Grade, weil sich hier das Cornealgewebe im Zustande der Erweichung, welche von Geschwüren der Cornea ausgeht, befindet. Die Ausdehnung der erweichten Cornea kommt aber nur dann zu Stande, wenn Perforation dieser Membran, Ausfluß der wässerigen Feuchtigkeit

Digitized by Google

und Vorwärtsdrängen der Linse voranging. Vf. hält also die Angabe, daß für die Staphylombildung Durchbruch der Cornea allgemeine Bedingung ist, für eine erwiesene Thatsache, deren Nachweis er als wahren Fortschritt in der Staphylomlehre bezeichnet. Nur die Annahme einer Pseudocornea hält er für unwesentlich. Denn die Größe des Hornhautgeschwürs hat nach seinen Beobachtungen für die Entwicklung eines Staphyloms eine Bedeutung, welche derjenigen grade entgegengesetzt ist, welche man ihr neuerdings unterzulegen gewohnt ist. Ist nämlich bei bedeutender Zerstörung der Hornhaut die Pupille, wie gewöhnlich, vorhanden, so wird, wie vier aufgeführte Fälle darthun, die Linse durch Berstung entleert, und es kommt nicht zur Staphylombildung. Bildet sich aber nach einer geringeren Zerstörung der Cornea ein Staphylom, so begreift man nicht, wie man einen geringen narbigen Ersatz Pseudocornea nennen kann, da die Masse des wirklich Neugebildeten im Verhältniß zu der stark ausgedehnten, staphylomatösen Geschwulst gar nicht in Betracht kommt. Die dislocirte, nach vorn gepreßte Linse nun, welche meist in der Spitze der staphylomatösen Hornhaut gefunden wird, oder deren Bett in der Concavität derselben (mithin ihre frühere Existenz) immer nachzuweisen ist, vollführt in allen Fällen durch Druck die Ausdehnung der erweichten Hornhaut. Nach Verlust der Linse kommt es niemals zur Bildung eines Staphyloms: das Dasein der Linse ist nebst Durchbruch der erweichten Cornea für die Entwicklung dieser Krankheit, conditio, sine qua non. — Mit Entfernung der Linse durch die Operation erreichen wir nun nicht allein Stillstand, sondern selbst Rückbildung des Krankheitsprocesses, und zwar ohne daß der Aug-

Digitized by Google

apfel atrophirt. — Die Operationsmethode des Vfs, die Linse zu entfernen, welche derselbe in einer großen Anzahl von in der Schrift mitgetheilten Fällen, immer mit dem angegebenen, günstigen Erfolge ausgeübt hat, unterscheidet sich von der Extraction der Linse bei Cataracte dadurch, daß mittelst des Staarmessers der erhabenste Theil des Staphyloms quer gespalten, also keine Lappenbildung vorgenommen wird. Die Neigung der Wundränder zu verwachsen, ist indeß so groß, daß ihre Vereinigung meist früher, als eine vollständige Zusammenziehung oder Rückbildung der Hornhaut zu Stande kommt. Die Wunde muß daher in den meisten Fällen durch mechanische oder chemische Mittel alle 1—2 Tage, bis dieser Zweck erreicht ist (zuweilen 4—6 Wochen lang) wieder eröffnet werden. — Die entwickelte Theorie des Vfs über die Bildung und das Wesen des Staphyloms wird ohne Zweifel manche Anfechtung erleiden. Die auf derselben gegründete Operationsmethode kann indeß nicht anders als am Krankenbette geprüft werden. Ref. hat daher dieselbe in einem Falle von Staphyloma globosum totale genau befolgt, die Wiedereröffnung der Querwunde zu wiederholten Malen in der vorgeschriebenen Weise vorgenommen und muß dem günstigen Resultate zufolge mit dem Verf. vollkommen übereinstimmen, wenn er diese Methode allen bis jetzt gebräuchlichen vorzieht. Ihr Vorzug wird allerdings hauptsächlich dadurch begründet, daß durch dieselbe die Atrophie des Bulbus vermieden werden soll: ob letztere jedoch nicht nach Jahren dennoch sich einstellt, darüber vermag Ref. seine Besorgnisse nicht zu unterdrücken. Dieses endliche Resultat würde indeß keineswegs dieser Methode ihren Vorrang vor andern, durch welche dieser

Ausgang sofort gesetzt wird, streitig machen. — Zum Schlusse bemerken wir, indem wir die neuern histologischen Untersuchungen über das Staphylom denn doch nicht als dürftig bezeichnen möchten, daß der Streit über die Pseudocornea gar leicht auf chemischem Wege durch die verschiedene Reaction des Glutins und Chondrins beseitigt werden könnte. Außerdem glauben wir, daß, um die Entwicklung des Staphyloms vollständig zu begreifen, eine gründliche Berücksichtigung der erkrankten Gebilde, des Processes in seiner Totalität, nothwendig ist. Die physikalischen Verhältnisse, welche man einseitig in's Auge gefaßt hat, vermögen nicht das oft bedeutende Wachsthum der Staphylome, nachdem die Narbenhaut sich bereits gebildet hat, zu erklären, wenn man nicht zugleich das Leben der Cornea und der Iris, welche gleichsam als Extremitäten die Enden der selbst für das Licht empfindlichen Ciliarnerven aufnehmen, in Erwägung zieht. Im Normalzustande ist die zarte und sehr sensible Iris zwischen dem indifferenten **humor aqueus** ausgespannt. Bei der Staphylombildung geht zwar ihre Structur mehr oder weniger zu Grunde, aber es verbleibt dem Centralorgan das empfindliche Ciliarnervensystem, dessen peripherisches Irisende theils in dem Vernarbungsproceß verwickelt, dessen Zweige im Cornealgebiete aber durch Ulceration zum Theil verstümmelt sind. Nicht eine indifferente Flüssigkeit, sondern eine mit zuweilen verdickten und veränderten Epithelialzellen bekleidete Zellgewebshaut umstrickt oder verbindet die Rudimente der Iris und Cornea. Wie beim Clavus der gleichfalls mit sehr empfindlichen Nerven versehenen Fußzehen das Gewebe der Cutis atrophirt, so bei'm Staphylom das der Iris und ohne Zweifel auch das der

Cornea. In beiden Zuständen finden wir die Nerven in einer habituellen Irritation, bei'm Clavus durch die Hypertrophie der Epidermis, bei'm Staphylom durch das sie umstrickende Narbengewebe. Die Kranken klagen schon vor der Entwicklung der Geschwulst über periodische Schmerzen in der Bahn des Trigeminus. — Wir sind, auf Beobachtungen gestützt, mit dem Vf. vollkommen überzeugt, daß eine mathematisch bestimmbare Grenze, bis zu welcher ein ulcus perforans Corneae vorgeschritten sein muß, um sich zur Staphylombildung zu qualificiren, in der Natur nicht existirt. Es müßte das Maß jener motivirten Irritation der Ciliarnerven bei jeder Individualität gleichfalls bestimmbar, bei allen ein gleiches sein, wenn nur die Größe des Geschwürs in Betracht käme. Die individuell verschiedene Irritation der Ciliarnerven, welche anfangs schon durch die Ulceration der Cornea, dann durch den prolapsus iridis, der in der Hornhautwunde eingekeilt und hinten von den Contentis des Bulbus gedrückt wird, später durch die Compression erklärt werden muß, welche derselbe mit seinen Nerven durch das Narbengewebe erfährt, setzt als Product erhöhte (active) seröse Exsudation, welche unter periodischen der Bahn des Trigeminus folgenden Schmerzen in allen Gebilden Platz greifen kann, die von Nerven und Gefäßen des Ciliarsystems versorgt werden; sie kann endlich zur Paralyse jener Nerven führen, mit deren Auftreten der vitale Tonus der Gefäßwände schwindet, und die Exsudation den passiven Charakter annimmt. Etwas Analoges findet sich häufig bei'm Clavus: die Exsudation tritt in der Tiefe unter der Sehne des Extensor digitorum in der Form des Schleimbeutels auf. — Hierdurch allein werden die Sectionsbefunde verständ-

Digitized by Google

lich, welche bei'm Staphylom die Choroidea, die Stätte der Ciliarnerven hell und bleich, durch Aufsaugung ihres Pigmentes fast ganz beraubt, die Ciliarfortsätze atrophirt und geschwunden, ja selbst die Theilnahme der indolenten Sclera (unter der Form des Staphyloma annulare) erwiesen haben. — Wenn man in seltenen Fällen bei'm Staphylom die Iris völlig unverwachsen mit der Cornea, die Linse an ihrem normalen Orte gefunden hat, so sind dies sicher nicht Zustände, welche im Anfange des Uebels bestanden; es müssen dieselben von ähnlichen Gesichtspunkten aus, wie sie Arlt (Krankheiten des Auges I, p. 230. 232) näher erörtert, erklärt werden. — Ob der Existenz der Linse, als einzig festweichem Körper unter den Contentis des staphylomatösen Augapfels ein vorzüglicher Antheil an jener nervösen Irritation gebührt, dafür ist wohl die Heilung des Staphyloms durch Entfernung der Linse kein vollgültiger Beweis. Ein Operationsverfahren kann von Erfolg sein, ohne daß dessen Angriff direct ein ursächliches Moment abschneidet. Wenn die Unterbindung der aneurysmatischen Arterie nach Brasdor Heilung bewirkt, so erreicht sie dieselbe, ohne daß sie dem Blute den Weg in den aneurysmatischen Sack versperrt. Wohl aber würde die Thatsache, welche Verf. auf mehrere Beobachtungen fußend, für erwiesen hält, daß ein Staphylom sich nicht ohne Linse entwickeln kann, nicht nur beweisend sein, sondern auch eine sehr wichtige Richtschnur für die Therapie eines drohenden Staphyloms anzeigen. Daß das Dasein der Linse auch eine Bedeutung für die Form der das Auge constituirenden Gebilde habe, kann nicht bestritten werden. Obgleich die Iris in der Norm nicht unmittelbar von der Linse gestützt wird, so vermag die Ent-

Digitized by Google

fernung dieser letzten dennoch Iridodenosis hervorzubringen. Bei der Staphylombildung wird die Linse meist nach vorn gepreßt, und auf ihre Rechnung ist es vorzüglich zu setzen, wenn man die Iris an verschiedenen Stellen vom Ciliarbande gelös't, und die Entstehung mehrerer künstlichen Pupillen bei Sectionen gefunden hat (v. Ammon). — Verf. legt übrigens unserer Ansicht nach zu wenig Gewicht auf die wiederholte Eröffnung des Hornhautschnittes, welche er seiner Operation nachfolgen läßt. Bekanntlich beobachtet man nach Hornhautfisteln niemals Staphylombildung. Die Ernährung der Contenta des Bulbus hängt nämlich wesentlich von der normalen Spannung seiner Membranen, insbesondere der Choroidea, ab. Büßt der Bulbus durch totalen oder partiellen Verlust seines Inhaltes seine Form mehr oder weniger ein, so collabiren mit ihm verhältnißmäßig Gefäße der Choroidea, welche Membran fast allein der Blutzufuhr, der Ernährung der Contenta vorsteht. Diese Gefäße, welche nach dem Collapsus weder in der prallen Augenkapsel noch in den Contentis eine Stütze finden, sind in diesem Zustande nicht fähig, einen stetigen Kreislauf des Blutes zu unterhalten. Es muß zur Stockung kommen, welche, da sie von dem Collapsus der Choroidea unzertrennlich ist, auch nur mit Herstellung der normalen Wölbung dieser Membran, mit Herstellung der normalen Lage ihres Gefäßsystems schwinden kann. Dieses letztere befindet sich allerdings nach dem Collapsus in einer Verfassung, worin es durch eigene Thätigkeit die normale Wölbung seines Bettes wieder hervorbringen kann: auf Stockung des Blutes folgt seröse Exsudation. Damit diese aber die Augenkapsel ausdehnen und nicht nach außen gelangt,

Digitized by Google

muß die Augenkapsel vorher wieder geschlossen sein. Gelangt die exsudirte Flüssigkeit durch eine Oeffnung der Kapsel stetig nach außen, so ist eine vollständige Wiederherstellung des normalen Kreislaufes undenkbar. Die Stockung des Kreislaufes im Gefäßsystem wird total oder partiell eine bleibende und führt endlich zur Obliteration. Ohne Zweifel tritt daher die wiederholte Eröffnung der Hornhautwunde unter den verschiedenen Acten der vorliegenden Operation nicht ganz in den Hintergrund. — Ob die Entfernung der Linse bei'm Staphylom auch auf dem gewöhnlichen Wege der Extraction mit demselben Erfolge vorgenommen werden kann, darüber kann nur der Versuch entscheiden. Man erwäge indeß hiebei, daß eine Lappenwunde, besonders für die erkrankte Cornea, ein stärkerer Eingriff, als eine einfache Schnittwunde sein wird. Gieseler.

London

Longman, Brown, Green and Longmans 1853. Lectures on surgical pathology delivered at the royal college of surgeons of England by James Paget. Vol. I. XIV und 499 S. Vol. II. XII u. 637 S. in Octav.

Wir können in dem vorliegenden Werke eine der werthvollsten Arbeiten, welche die neuere Zeit über allgemeine Pathologie gebracht hat, begrüßen; zwar hat der Verf. den größten Theil des hier gegebenen Materials schon früher in der Medical Gazette veröffentlicht, aber wir finden dasselbe doch hier bedeutend vermehrt und die einzelnen Abschnitte zu einem Ganzen abgerundet, so daß wir dieses Buch immerhin als eine wesentliche Bereicherung der Litteratur ansehen können. Der Hauptvorzug, welchen dieses Werk vor vielen andern, welche über allgemeine Pathologie in neuerer Zeit geschrieben worden sind, hat, ist der, daß der

Verf. den Weg der empirischen Forschung und Beobachtung einschlägt, theoretische Speculationen aber nur in sehr untergeordneter Weise nebenher laufen läßt. Er hat sich die Aufgabe gestellt, die pathologischen Processe, mit besonderer Berücksichtigung derer, welche vorzugsweise den Chirurgen interessiren, in ihrer materiellen Erscheinung zu verfolgen und darzustellen, daher bediente er sich vor Allem einer sorgfältigen anatomischen und mikroskopischen Untersuchung des in concreten Fällen sich darbietenden Materials und läßt dann aus seinen Befunden allgemeine Folgerungen meist nur so weit hervorspringen, als es die Thatsachen erlauben; die klinische Beobachtung geht mit diesen Untersuchungen immer Hand in Hand und ergänzt das, was die anatomischen nicht geben können. Wer also dieses Werk mit der Erwartung in die Hand nimmt, in demselben eine Masse von Hypothesen und schönen Bildern darüber, wie die Dinge wohl sein könnten, zu finden, wie es wohl sonst in allgemeinen Pathologien zu geschehen pflegt, wird seine Erwartung nicht befriedigt finden, obwohl der Sache nach, begreiflicher Weise auch hier theoretische Anschauungen ihren Platz gefunden haben. Was nun die Richtung dieser letzteren selbst betrifft, so bewegen sie sich im Allgemeinen ganz innerhalb der durch Thatsachen und logisches Denken gegebenen Schranken, und die Wahrheit, Geradheit und Nüchternheit der Speculationen des Verfs läßt in vielen Punkten nichts zu wünschen übrig, nur nach einer Seite hin läßt sich P. hie und da vom geraden Wege wegreißen. Er ist nämlich etwas zu ausschließlicher Humoralpatholog und die Krankheitsstoffe im Blute spielen bei ihm eine große Rolle, so daß er sich nicht ungern damit beschäftigt, das Leben und Treiben dieser Stoffe im Blute zu verfolgen, ihre Geschichte zu

entwerfen 2c., ohne doch den geringsten materiellen Beweis für die bleibende Existenz solcher Stoffe im Blute geben zu können, ihre Spitze erreicht diese Speculation bei dem Versuche das Wesen der Varietäten des Carcinoms zu erklären, indem er, allerdings nach eignem Geständniß nur speculirend, die Fragen aufstellt: Gibt es nur einen Krebsstoff, ein Carcinogen, welches wie ein organisches Radical mit anderen Stoffen neue Verbindungen eingeht, woraus jene Varietäten hervorgehen, oder gibt es für jede Varietät einen besonderen Stoff?

Doch, wie schon erwähnt, den Hauptplatz in diesem Werke nimmt die Darstellung der materiellen Erscheinung der pathologischen Veränderungen ein, und wenn man nicht sagen kann, daß der Verf. durch seine humoralpathologischen Excurse die Wissenschaft wesentlich gefördert habe, so kann man ihm dies Verdienst mit Fug und Recht hinsichtlich seiner Untersuchungen und Beobachtungen zuschreiben. Bei diesen Darstellungen stützt sich der Verf. vorzugsweise auf eigne Beobachtungen, doch läßt er auch da, wo diese lückenhaft sind, die Resultate fremder Forschungen einfließen; die Behandlung aller Fragen und Materien ist daher völlig selbständig und z. Th. auch originell, welches letztere insbesondere von der Darstellung der mikroskopischen Anatomie, welche den ersten Platz einnimmt, und der Geschwülste gilt. Die Beschreibung der Veränderungen sucht er dabei durch eingedruckte Holzschnitte, welche anatomische und mikroskopische Objecte zeigen und sehr vorzüglich sind, zu erläutern, was freilich nur ein schwacher Aushelf ist, wenn man bedenkt, daß ihm bei Abhaltung der Vorlesungen selbst eine reiche Sammlung zu Gebote stand.

Da sich die meisten anatomischen Veränderun-

gen als Abweichungen von der normalen Ernährung darstellen und ihr Verständniß überhaupt ohne eine genaue Kenntniß der Gesetze der letzteren unmöglich ist, so beginnt P. seine Vorlesungen mit der Besprechung des Wesens, der Gesetze und Bedingungen der normalen Ernährung (Lect. 1, 2), und geht von dieser Basis aus zur Betrachtung der einfachsten Abweichungen derselben über, zunächst stellt er die Grenzen zwischen normalem und pathologischem Wachsthum fest (Lect. 3) und läßt dann die Hypertrophie, Atrophie, Degeneration folgen (Lect. 4—6), wobei der Vf. diese Processe nicht allein im Allgemeinen darstellt, sondern sie zugleich an einzelnen Beispielen nachweist. Die nächsten Vorlesungen (Lect. 7—12) sind nun der Regeneration und Reproduction nach Wunden und Substanzverlusten überhaupt gewidmet; die erste derselben enthält ganz allgemeine Betrachtungen, die sich bis auf die Regeneration in der niederen Thierwelt und die der Menschheit durch das Erlösungswerk Christi erstrecken und wohl besser für eine in Wirklichkeit vor einem dazu eigenthümlich gestimmten Publicum gehaltene Rede, als zur Aufnahme in ein solches Werk geeignet waren. In den übrigen aber theilt P. die Resultate seiner anatomischen und mikroskopischen Untersuchungen über den Heilungsproceß der Wunden überhaupt, der Fracturen und Verletzungen vieler anderer Organe insbesondere mit. Diese Materie führt ihn dann zur Entzündung über, welche er in allen ihren Erscheinungen sehr ausführlich bespricht (Lect. 13—18) und in einzelnen Organen verfolgt, dann folgt eine Vorlesung über Brand und Nekrose und den ersten Band beschließt eine theoretische Speculation über die specifischen Krankheiten.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.

Den 4. September 1854.

London

Schluß der Anzeige: »Lectures on surgical pathology delivered at the royal college of surgeons of England by James Paget.«

Der zweite Band ist ausschließlich zur Darstellung der Geschwülste bestimmt, als bestimmendes Princip zur Eintheilung der Geschwülste benutzt P. bald den Verlauf, bald die Textur, er theilt dieselben im Allgemeinen in bösartige und gutartige, im Besonderen behandelt er, nachdem er in der ersten Vorlesung die Classification der Geschwülste besprochen hat, folgende Species: Einfache und zusammengesetzte Cysten (Lect. 2, 3); — Lipome; Zellgewebsgeschwülste von der Textur des ungeformten Zellgewebs mit seröser oder schleimiger interstitieller Flüssigkeit; die subcutanen schmerzhaften Geschwülste (Lect. 4); — fibröse Geschwülste, mit der Textur des geformten Bindegewebes (Lect. 5); — die recidivirenden fibrösen und Faserkerngeschwülste, beide charakterisirt durch die Neigung zu localen Recidiven, die letzteren auch durch ihre

Digitized by Google

Textur, sie bestehen aus Kernen, welche in ein fasriges Stroma eingebettet sind (Lect. 6); — Knorpelgeschwülste (Lect. 7); — Markgeschwülste, so nennt P. die fibroplastischen Geschwülste Leberts oder die Sarcome, wegen der darin vorkommenden großen, kernhaltigen Mutterzellen, die in ähnlicher Weise auch im fötalen Knochenmark vorkommen; Knochengeschwülste, (Lect.8); — Drüsengeschwülste, charakterisirt durch selbständige Wucherung von Drüsengewebe, z. B. der Mamma, Schilddrüse, Prostata; — Gefäß- oder erectile Geschwülste, aus normalen Gefäßen hervorgehend (L. 9); — Scirrhus, harter Krebs (L.10); — Medullarkrebs (L.11); — Epithelialkrebs (L. 12); — Melanotischer, hämatoider, osteoider, Zotten- und Colloidkrebs (L. 13). In den folgenden 2 Vorlesungen gibt P. eine allgemeine Pathologie des Krebses und beschließt in der 16. die Reihe der Geschwülste mit dem Tuberkel. — Hinsichtlich der zahlreichen, wichtigen einzelnen neuen Beobachtungen muß ich den Leser um so mehr auf das Buch selbst verweisen, als dieselben zum großen Theil schon durch Auszüge in anderen Zeitschriften nach den in der Medical Gazette veröffentlichten Vorlesungen bekannt gemacht worden sind. F.

Leipzig

Hinrichssche Buchhandlung 1853. Die Paulinische Rechtfertigungslehre unter Berücksichtigung einiger verwandten Lehrstücke nach den vier Hauptbriefen des Apostels dargestellt von Dr. Rich. Adelb. Lipsius. Mit einem Vorwort von Prof. C. Th. Alb. Liebner. 219 S. in Octav.

Dieser Schrift, der Erstlingsfrucht der theologischen Studien des Verfs, gebührt schon wegen des in ihr behandelten Gegenstandes ein besonderes

Interesse. Sie behandelt einen Abschnitt aus dem Lehrbegriffe desjenigen Apostels, der uns die reichste und vielseitigste Entwicklung der christlichen Wahrheit gegeben hat, dessen Lehre daher auch im besonderen Maße auf die Bildung des kirchlichen Lehrbegriffes, so wie der systematischen Theologie bestimmend eingewirkt hat. Und zwar versetzt sie uns in den Mittelpunkt des Systems des Apostels, indem bei der Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben alle Lehren, welche für Paulus besonders charakteristisch sind, zur Sprache kommen müssen. Es gewinnt die Lehre, die diese Schrift von neuem aus den Briefen desjenigen Apostels, der unter den neutestamentlichen Schriftstellern allein von dieser Seite die christliche Wahrheit entwickelt hat, noch dadurch ein besonderes Interesse, als sie für den Gegensatz der protestantischen und katholischen Kirche eine entscheidende Bedeutung gewonnen hat. Mit Recht bezeichnet der Verf. die paulinische Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben als das Fundamentaldogma der protestantischen Kirche, mit der dieselbe steht und fällt (S. 198), und erörtert die Bedeutung derselben für die ganze Gestaltung des christlichen und kirchlichen Lebens, so daß es vor Allem einer Wiederbelebung dieser Lehre bedürfe. Aber er findet, daß dieses Dogma in der protestantischen Kirche bald veräußerlicht wurde und „gerade wegen dieser Veräußerlichung in seinem unendlich tiefen Gehalte dem kirchlichen Bewußtsein auf Zeiten so gut wie völlig verloren ging“ (S. 14 d. Vorr.). Der paulinische Begriff vom Glauben sei von so unendlicher, bewunderungswürdiger Tiefe, daß man sich nicht wundern könne, daß man schon in der alten Kirche denselben bald verloren hatte. „Es lasse sich, sagt der Verf. S. 197, mit Recht behaupten,

daß unter den auf uns gekommenen Schriftstellern der ältesten Kirche kein einziger, auch Clemens von Rom, Polykarpos und der Verfasser des Hebräerbriefes nicht, den Apostel recht verstanden habe." „So lange man unter πίστις bloß ein Fürwahrhalten mit dem Verstande, oder höchstens eine im Wesen mit der ἐλπίς zusammenfallende, bloß auf die Zukunft gerichtete vertrauensvolle Erwartung begriff, so lange mußte das Verständniß der paulinischen Lehre so gut wie verschlossen bleiben." (S. 197). Am wenigsten hat nach dem Verf. wohl Jacobus den Paulus recht verstanden, indem er geradezu direct gegen die (freilich mißverstandene) paulinische Lehre polemisire, was bis jetzt nur mit vergeblichen Anstrengungen wegzuleugnen versucht worden sei (S. 197). Aber auch in der protestantischen Kirche sei bald das rechte Verständniß der paulinischen Lehre verloren gegangen. Daß man da nicht den Paulus verstand, wo man „den Glauben für ein bloßes Fürwahrhalten irgend einer bestimmten Summe von Glaubenslehren hielt, die bewirke, daß Gott uns trotz unserer Sünde für gerechtfertigt erkläre" (S. 14 d. Vorr.), konnte der Verf. leicht zeigen. Indessen geht derselbe noch einen Schritt weiter, indem er auch die Beschränkung der Rechtfertigung auf den actus forensis, die Auffassung des Todes Christi als eines Strafleidens in dem Sinne, in welchem dies gewöhnlich verstanden wurde, nicht für paulinisch hält. Da in diesem letzteren Punkte auch die Reformatoren ganz auf Seiten der protestantischen Theologen des 16. und 17. Jahrh. stehen, ja von ihnen diese Auffassung erst ausging, so müßte der Verf. consequent sagen, daß auch ihnen wenigstens das ganze und volle Verständniß der paulinischen Lehre noch verschlos-

Digitized by Google

sen gewesen sei. Zur Wiederbelebung der Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben bedarf es daher nach dem Verf. vor Allem erst eines tieferen Verständnisses derselben. Zur Veröffentlichung seiner, von der gewöhnlichen abweichenden Ansicht von der paulinischen Rechtfertigungslehre wurde der Verf. noch insbesondere veranlaßt durch die Schrift des niederländischen Theologen Rauwenhoff: Disquisitio de loco Paulino, qui est de δικαιώσει. Lugduni-Batavorum 1852. Indem Rauwenhoff von neuem die Ansicht der älteren protestantischen Theologen und der meisten neueren Darsteller des paulinischen Lehrbegriffs, sowie der Commentatoren des Römerbriefs, nach welcher die Rechtfertigung auf den actus forensis zu beschränken sei, und der actus efficiens als ein besonderer, davon verschiedener Act aufgefaßt werden müsse, exegetisch zu begründen sucht, gab er dem Verf. den nächsten Anlaß, seine davon abweichende Ansicht und zwar unter fortgehender Berücksichtigung der bezeichneten Schrift von Rauwenhoff, mit der er sich in manchen Punkten, namentlich in der Erörterung des Begriffes des Glaubens, zwar einverstanden findet, von der er jedoch gerade in dem wesentlichsten Punkte abweicht, ausführlicher zu erörtern und exegetisch zu begründen. — Da die Rechtfertigungslehre im engsten Zusammenhang mit anderen wichtigen Lehrstücken des Paulus steht, und durch die von der gewöhnlichen Ansicht abweichende Anschauung des Verfs von der Rechtfertigungslehre auch die Auffassung jener anderen Lehrstücke mehr oder weniger modificirt werden muß, so schien dem Verf. auch eine neue Darstellung einer Reihe von andern Lehrstücken nothwendig, welche mit der Rechtfertigungslehre eng zusammenhängen, ohne welche diese letz-

Digitized by Google

tere nur unvollkommen verstanden werden kann. In der Benutzung aber der Quellen beschränkte sich der Verf. auf die älteren Briefe des Paulus, die vier Hauptbriefe desselben, den Galaterbrief, die beiden Briefe an die Korinther und den Römerbrief. Zu dieser Beschränkung wurde er bestimmt durch die Rücksicht auf die sogenannte Tübinger Schule, die bekanntlich nur diese vier Hauptbriefe von dem Apostel ableitet. Allerdings sind gerade die Briefe, aus welchen der Verf. die Lehre des Paulus entwickelt, für diejenige Lehre, welche diese Schrift von neuem untersucht, von besonderer Wichtigkeit, indessen, da auch die übrigen Briefe, welche der Verf. nur gelegentlich berücksichtigt, für alle die Lehren, die in unserer Schrift zur Sprache kommen, einen reichen Beitrag geben, so können wir es nur bedauern, daß der Verf. durch die Rücksicht auf die Zweifel an der Echtheit jener übrigen Briefe von Seiten der neueren Kritik sich hat bestimmen lassen, jene Briefe sogleich auszuschließen von den Quellen für seine Darstellung der paulinischen Lehre. Wir glauben, daß er damit jenen Zweifeln eine Bedeutung zugeschrieben hat, die sie für die Darstellung des paulinischen Lehrbegriffes nicht haben. Gerade indem der Verf. aus allen diesen Briefen seinen Stoff schöpfte, konnte er den von ihm beabsichtigten Zweck am besten erreichen, nämlich zu zeigen, wie zwischen diesen vier Hauptbriefen und dem Philipperbrief ein Widerspruch in Bezug auf die Lehre von der Rechtfertigung in Wahrheit nicht vorhanden sei. Dem Verf. gebührt das Zeugniß, daß er mit großem Fleiße und scharfem Blick auch für das Einzelne, Kleine die Quellen, welche er seiner Darstellung zu Grunde gelegt hat, benutzt hat. Ueberall zeigt sich, daß ein genaues,

Digitized by Google

eindringendes Studium dieser Quellen der Darstellung vorangegangen ist. Um so mehr hätten wir gewünscht, von der fleißigen und geschickten Hand des Verfs auch die Lehre der übrigen Briefe, die er sogleich von vorn herein ausschließt, dargestellt zu sehen. Wenn auch die Ansicht des Vfs von der Rechtfertigungslehre selbst nicht eine ganz neue ist, indem ähnliche Versuche einer Vereinigung der protestantischen und katholischen Rechtfertigungslehre schon früher mehrfach gemacht worden sind, so ist doch die Art und Weise, in welcher der Verf. seinen Gegenstand behandelt und aus den Quellen exegetisch zu begründen sucht, neu und eigenthümlich, und verräth Scharfsinn. Auch diejenigen, welche mit dem Endresultat des Verf. nicht übereinstimmen, oder es doch nur in bedingter Weise sich aneignen können, werden durch die sorgfältigen Erörterungen des Verf. sich in ihrem Verständniß der paulinischen Lehre mannichfach gefördert und angeregt fühlen, und werden für manche wohlgelungene Ausführungen im Einzelnen dem Verf. Dank wissen. Ueberall zeigt sich das Streben nach einer selbständigen Auffassung. Nach unserer Ansicht hat der Verf. auf Punkte in der Lehre des Paulus hingewiesen, welche in der älteren protestantischen Theologie nicht genug hervorgehoben worden sind, welche aber für das Verständniß der paulinischen Lehre in ihrem ganzen Zusammenhange von besonderer Wichtigkeit sind, wenn gleich der Verf. diese Momente mit einer gewissen Einseitigkeit hervorhebt und eben dadurch andere, nicht minder wesentliche Momente in der Lehre des Paulus nicht zu ihrem vollen Rechte kommen läßt. Gerade die paulinische Rechtfertigungslehre findet nur in der engen Zusammenfassung aller Momente ihr rechtes Verständniß und

ihre Rechtfertigung gegen die vielfachen Einwürfe, welche darauf meistens beruhen, daß man sie nicht in diesem Zusammenhange aller ihrer Momente auffaßte. Indem auch der Verf., wie wir glauben, einige, allerdings wichtige Momente mit einem gewissen Gegensatze gegen andere, ebenso wesentliche hervorhebt, verletzt er damit wesentliche Lehren des Paulus, dennoch hat er das Verdienst, Lehren von entscheidender Bedeutung, die nicht immer genug beachtet worden sind, mit Nachdruck hervorgehoben zu haben. — Die eigenthümliche Aufgabe des Verfs brachte es mit sich, daß er auch, namentlich im 1sten Abschnitte, in die Exegese des Einzelnen einging, und die Sorgfalt, mit der er seine Ansicht aus den einzelnen Stellen zu erweisen sucht, muß gerühmt werden, und, wenn wir auch im Einzelnen mit der Auslegung des Verf. uns keineswegs immer einverstanden fühlen können, so müssen wir doch das Streben nach genauer Begründung des Einzelnen, die philologische Strenge des Vfs durchaus anerkennen. Weniger kann es gerechtfertigt werden, daß der Verf. nicht selten auf Gegenstände mit großer Ausführlichkeit einging, welche mit dem eigentlichen Gegenstande des Verf. nur in einer sehr entfernten Beziehung stehen, daß er überhaupt der Begründung des Einzelnen oft zu sehr nachgeht. Dadurch entsteht ein gewisser Mangel an Uebersichtlichkeit und Klarheit, zu welchem noch hinzukommt eine gewisse lästige Breite und häufige Wiederholung des schon früher Gesagten.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. 143. Stück.

Den 7. September 1854.

Leipzig

Fortsetzung der Anzeige: „Die Paulinische Rechtfertigungslehre unter Berücksichtigung einiger verwandten Lehrstücke nach den vier Hauptbriefen des Apostels dargestellt von Dr. R. A. Lipsius.“

Indem der Verf. überall mit besonderer Sorgfalt auf das Einzelne eingeht, treten die Hauptpunkte, in denen das Neue und Eigenthümliche der Ansicht des Verf. liegt, nicht genug in's Licht, und indem er überall der Exegese der einzelnen Stellen mit besonderer Vorliebe nachgeht, macht sich ein gewisser Mangel an organischer Gedankenentwicklung fühlbar.

Den reichen Stoff, der in dieser Schrift behandelt ist, bringt der Verf. in vier Abschnitten zur Darstellung. In dem ersten handelt er vom Begriff der Rechtfertigung im Allgemeinen. In demselben sucht er nachzuweisen, wie zur Beschränkung der Rechtfertigung auf den actus forensis in den paulinischen Briefen kein Grund vorliege. Ist nach der Ansicht des Verf. die Rechtfertigung zu-

Digitized by Google

nächst die Bewirkung eines neuen Lebenszustandes, so mußte er weiter nachweisen, wie der Glaube ein solcher Zustand principieller Gerechtigkeit ist, und deshalb die Rechtfertigung zu bewirken vermag. Da dies jedoch nur im Gegensatze zum Gesetze und der Rechtfertigung aus dem Gesetze recht verstanden werden kann, war zuerst nachzuweisen, wie das Gesetz diesen Zustand principieller Gerechtigkeit nicht zu wirken vermag, wie es auch von Gott gar nicht zu dem Zwecke gegeben sein konnte, diesen neuen Lebenszustand zu bewirken. Um nun aber im Gegensatze hierzu nachzuweisen, wie in dem Glauben die Herstellung einer principiell neuen Lebensbeschaffenheit gegeben ist, mußte der Verf. zuerst den paulinischen Begriff vom Glauben näher untersuchen. Deshalb läßt er der Auseinandersetzung über das Verhältniß des Glaubens zur Rechtfertigung, wie sie im vierten Abschnitt gegeben ist, eine eingehendere Erörterung des Begriffes des Glaubens im dritten Abschnitt vorangehen. In einem Anhang behandelt er endlich noch einige Fragen, welche zur nächsten Aufgabe des Verf. nicht in einer so unmittelbaren Beziehung stehen, welche aber doch dienen, die Anschauung des Verf. von dem Verhältnisse des Glaubens zur Rechtfertigung zu vervollständigen. Er untersucht hier die Frage nach dem Verhältnisse des Glaubens zur Liebe und zur Hoffnung, insbesondere auch die paulinische Auffassung von der Bedeutung der Werke im Christenthum. —

Das Resultat seiner Untersuchung über den paulinischen Begriff der Rechtfertigung im Allgemeinen (noch ohne Beziehung auf das Verhältniß des Glaubens zur Rechtfertigung) faßt der Verf. in der Ueberschrift des zweiten Kapitels des ersten Abschnittes dahin zusammen, daß die Rechtferti-

Digitized by Google

gung ebensowohl ein durch den Richterspruch Gottes erfolgendes für gerecht Erklären als ein durch die Gnade erfolgendes Gerechtmachen sei. Um dieses zu erweisen, geht der Verf. nicht aus, wie man zunächst hätte erwarten sollen, von der Untersuchung des paulinischen Begriffes von δικαίωσις, δικαιοῦν, sondern von der genaueren Bestimmung des Begriffes der δικαιοσύνη. Indem der Verf. nachzuweisen versucht, daß „δικαιοσύνη in keiner Stelle der paulinischen Briefe ausschließlich ein objectiv gegebenes äußerliches Verhältniß zu Gott bezeichne, sondern stets zugleich einen wirklichen inneren Zustand der Rechtbeschaffenheit, der bald als ein (principiell) bereits eingetretener, und als solcher im Menschen sich schon jetzt wirksam erweisender, bald als ein (in seiner Vollendung) erst noch bevorstehender dargestellt werde“ (S. 10), glaubt der Verf. schon hieraus den Schluß ziehen zu können, daß δικαίωσις von der Bewirkung eines Gott wohlgefälligen Zustandes durch die göttliche Gnade verstanden werden müsse, eines Zustandes, welchen Gott (sei es nun, daß diese Gerechtigkeit bereits eine völlige sei oder noch nicht) doch durch seinen Urtheilsspruch für gerecht erklären kann (S. 15). Darnach erklärt der Vf. δικαιοσύνη als den „principiell neuen Lebenszustand, welcher die vollendete δικαιοσύνη im Keime enthält, aber eben deshalb andrerseits dieselbe erst aus sich noch herausstellen muß“ (S. 6). Wir müssen hier zunächst den durch die ganze Schrift des Vfs sich hindurchziehenden Sprachgebrauch in Anspruch nehmen, nach welchem gerade nur die Herstellung eines solchen principiell neuen Lebenszustandes der göttlichen Gnade zugeschrieben wird. Im Gegensatze hierzu muß das gerecht Erklären von Seiten Gottes als ein Act göttlicher Gerech-

tigkeit betrachtet werden. Dagegen ist nach Paulus gerade die Lossprechung des Sünders von der Schuld des alten Lebens, wonach er seine ganze Vergangenheit als nicht vorhanden betrachten kann, überall als der höchste Erweis der göttlichen Gnade betrachtet (Röm. 3, 24 u. a. St.), keineswegs wird bloß die Bewirkung eines neuen Lebenszustandes auf die göttliche Gnade zurückgeführt, dagegen jene Gerechterklärung auf die göttliche Gerechtigkeit. Ferner ist die nähere Bestimmung des paulinischen Begriffes der *δικαιοσύνη* abhängig von der Bestimmung des Begriffes der *δικαίωσις, δικαιοῦν*, nicht aber umgekehrt. Bezeichnet *δικαίωσις* überall nur bei Paulus die Gerechterklärung des Sünders, so schließt der Begriff der *δικαιοσύνη* zunächst nichts weiter als das Gerechtfertigtsein in sich, es ist zunächst nur der Zustand dessen, dem die Schuld des alten Lebens erlassen ist, der als solcher in den Augen Gottes als Gerechter dasteht, und der, weil ihm die Sünden vergeben sind, geschickt ist zum Eintritt in das Reich Gottes. Gewiß geht daraus sogleich die subjective Gerechtigkeit hervor, die *δικαιοσύνη* wird, wo dieser Act des rechtfertigenden Glaubens in seiner Reinheit und Wahrheit Statt gefunden hat, sogleich auch zu einem subjectiven Besitze, und die *δικαιοσύνη* in diesem letzteren Sinne ist, wie der Verf. sehr richtig nachweist, nach Paulus eine immer wachsende, und darf auch keineswegs, wie der Verf. S. 5 richtig bemerkt, in die bloße Möglichkeit des Rechtbeschaffenseins, noch auch in einen bloßen Proceß des Rechtbeschaffenwerdens umgewandelt werden, aber wenngleich diese *δικαιοσύνη* als Eigenschaft und Besitz des Subjectes, welches gerechtfertigt ist, immer sogleich folgt, so ist doch *δικαιοσύνη* nach dieser Auffassung von

δικαιοῦν immer zunächst nur der Zustand dessen, dessen sündhafte Vergangenheit durch die Vergebung der Sünden aufgehoben und bedeckt ist. Heißt dagegen, wie der Verf. meint, δικαίωσις zunächst die Herstellung eines neuen Lebenszustandes, so hat der Verf. Recht, wenn er überall δικαιοσύνη als einen inneren, im Wesen mit der Heiligkeit identischen Zustand auffaßt, der seine Vollendung erst im Jenseits erhält. Aber eben, weil die genauere Bestimmung des paulinischen Begriffes der δικαιοσύνη von der Auffassung des Begriffes der δικαίωσις abhängt, hätte der Verf. auch von der Bestimmung dieses letzteren Begriffes ausgehen sollen. Daß δικαιοσύνη zunächst nur den Zustand dessen bezeichnet, der die Lossprechung von der Schuld des alten Lebens empfangen hat, scheint uns aus Stellen wie Röm. 3, 21 ff., 2 Kor. 5, 21, 1 Kor. 1, 30 mit Sicherheit hervorzugehen, wo es nicht nach dem ganzen Zusammenhang dieser Stellen von einem wirklichen inneren Zustande der Gerechtigkeit verstanden werden kann. Doch ist deshalb damit noch nicht, wie der Verf. vorauszusetzen scheint, ein rein äußerliches Verhältniß zu Gott gegeben. Wer diese Lossprechung des Sünders von der Schuld des alten Lebens im Glauben ergriffen hat, steht eben nach dem tiefen paulinischen Begriff vom Glauben nicht mehr in einem rein äußerlichen Verhältniß zu Gott.

Was nun die genauere exegetische Erörterung des Begriffes δικαιοῦν, δικαίωσις, wie sie der Verfasser im 2ten Kap. des 1sten Abschnittes gibt, betrifft, so wollen wir es hier dahin gestellt sein lassen, ob wirklich, wie der Verf. S. 22 meint, die allgemeine griechische Bedeutung des Wortes justum facere sei, mithin das günstige Vorurtheil

Digitized by Google

vor justum habere voraushabe, für den paulinischen Sprachgebrauch gibt der Verf. S. 22 selbst zu, daß es hier allerdings justum habere wirklich bedeute. Da er dies selbst an einer Reihe von Stellen erörtert, so sind wir dadurch des Nachweises überhoben, daß δικαιοῦν die Bedeutung von justum declarare, habere bei Paulus wirklich habe. Die Meinung des Vfs ist also keineswegs, wie nach der Ansicht der katholischen Kirche dies der Fall ist, den actus forensis in dem Begriffe der δικαίωσις ganz auszuschließen, er glaubt nur, daß in den paulinischen Briefen kein Grund vorläge, das δικαιοῦν nach der Ansicht der meisten neueren Darsteller des paulinischen Lehrbegriffs auf den actus forensis zu beschränken. Das Resultat seiner Untersuchung faßt der Vf. S. 21 dahin zusammen, daß „an den einen Stellen der paulinischen Briefe der actus efficiens und der actus declaratorius unter dem Begriffe des δικαιοῦν zusammenzufassen sei, vorwiegend aber die Gnadenwirksamkeit zu betonen, an den anderen Stellen aber das δικαιοῦν nur in seinem Ergebnisse unter der Vorstellung eines Urtheilsspruches zusammengefaßt werde, ohne daß derselbe einen ausdrücklichen Unterschied von der verursachenden Gnadenwirkung begründete." Daß δικαιοῦν überall zugleich den actus efficiens mit einschließe, darauf soll schon hinführen der Ausdruck δικαιοσύνη θεοῦ, welchen der Verf. richtig S. 12 ff. von der Gerechtigkeit, die Gott gibt, nicht von der Gerechtigkeit, deren Gegenstand Gott ist, versteht. Indessen behält doch dieser Ausdruck auch sein vollkommnes Recht bei der Auffassung, welche unter δικαιοῦν nur den actus forensis, das justum declarare versteht. Zunächst scheint uns schon gegen die Ansicht des Vfs, welcher den actus ef-

Digitized by Google

ficiens und den actus declaratorius namentlich gegen Rauwenhoff dem δικαιοῦν vindiciren will, schon dies zu sprechen, daß es sich nicht einsehen läßt, wie der Apostel zwei so verschiedene Begriffe, wie justum facere und justum habere sind, in einem und demselben Worte verbunden haben sollte. Nach dem Vf. bezieht sich das δικαιοῦν zunächst auf die Bewirkung des Glaubens, wie kann nun der Apostel unter demselben Worte δικαιοῦν zugleich dies verstehen, daß Gott den Zustand principieller Gerechtigkeit, welcher im Glauben gegeben ist, über seinen factischen Werth anschlägt, ihn, wenn auch nur vorläufig, für vollkommene Gerechtigkeit erklärt? Dies sind zwei ganz verschiedene Begriffe, von denen sich der eine nicht aus dem andern ableiten läßt, die deshalb auch unmöglich in einem und demselben Worte mit einander verbunden sein können. Nach der Auffassung des Vf. würde, wenn auch noch ein feiner Unterschied angenommen werden könnte, δικαίωσις und ἁγιασμός im Wesentlichen völlig identisch sein. So sagt auch der Verf. S. 185 ausdrücklich, „daß die hergebrachte dogmatische Scheidung zwischen δικαίωσις und ἁγιασμός wenigstens für den paulinischen Lehrbegriff unmöglich festgehalten werden könne", und S. 184: „Die Ansicht derer, welche die sanctificatio als den fortdauernden christlichen Lebensproceß auf den einmaligen Act der justificatio folgen lassen, ist durch die paulinische Lehre nicht begünstigt." Wenn nun aber ἁγιασμός und δικαίωσις im Wesentlichen völlig nach Paulus zusammenfielen, weshalb unterscheidet doch der Apostel da, wo er die Momente des Erlösungsheiles ausführlich darstellt, bestimmt zwischen δικαίωσις und ἁγιασμός, zwischen δικαιοῦσθαι und ἁγιάζεσθαι, wie 1 Kor. 1, 30;

Digitized by Google

6, 11. Warum gebrauchte er nicht überall für δικαίωσις einfach ἁγιασμός? Daß er aber bestimmt den Act der Rechtfertigung von dem der Heiligung unterscheidet, und jenen diesem vorangehen läßt, darauf führt nicht bloß hin die ausdrückliche Unterscheidung von ἁγιάζεσθαι und δικαιοῦσθαι in den eben bezeichneten Stellen, sondern auch die Folge der Momente des Erlösungsheiles im Römerbrief. Es spricht auch nicht dagegen, daß er 1 Kor. 6, 11 das ἐδικαιώθητε dem ἡγιάσθητε folgen läßt, insofern Paulus hier nicht nach der Ordnung des Systems schreibt. Wir wollen gern bei dem Verf. das Bestreben anerkennen, den innigen Zusammenhang zwischen der Rechtfertigung und Heiligung nachzuweisen, und zu zeigen, welche wichtige Stelle die Heiligung in dem System des Paulus einnimmt gegenüber einer Ansicht, welche die Rechtfertigung einseitig hervorhebt, nur folgt daraus nicht, daß Paulus die Rechtfertigung und Heiligung nicht von einander unterschieden habe, wenngleich im Leben die Rechtfertigung, wo sie in ihrer Reinheit und Wahrheit Statt gefunden hat, sogleich die Heiligung zur Folge hat. Da die Versetzung in einen neuen Lebenszustand und die Anerkennung dieses Zustandes von Seiten Gottes, die Erklärung der principiellen Gerechtigkeit für die vollkommene zwei so verschiedene Begriffe sind, die nicht wohl in einem und demselben Wort mit einander verbunden sein können, so muß auch der Verf. einen dieser beiden Begriffe zum Hauptbegriff machen, und da dies bei ihm überall die Herstellung des neuen Lebenszustandes ist, so nähert er sich von dieser Seite doch sehr der katholischen Auffassung des Begriffes der Rechtfertigung, und es muß nur gefragt werden, wie es sich damit vereinigen läßt,

daß, wie der Verf. selbst zugesteht, in den meisten der von ihm angeführten Stellen des Paulus das justum habere, declarare bei Paulus im Vordergrund stehe. — Der Verf. hätte nachweisen müssen, daß δικαιοῦν nothwendig auch als justum facere bei Paulus aufgefaßt werden müsse. Statt dessen beschränkt er sich meist nur auf das Negative, daß nichts hindere, δικαιοῦν neben der Bedeutung justum habere auch noch in der Bedeutung justum facere aufzufassen. So soll nach S. 40 „uns durchaus nichts hindern", das δικαιωθέντες von dem in den Zustand der Gerechtigkeit Versetztsein zu erklären. Bei Röm. 6, 7 „hindert uns nichts" zu erklären: Der Gestorbene ist gerecht geworden, wenngleich die andere Auffassung, wie der Verf. selbst zugesteht, keineswegs unzulässig sei. Nach S. 38 soll bei Röm. 5, 1. 9. 10. das, was doch eines positiven Beweises bedurfte, von selbst sogleich einleuchten. Die von dem Vf. angeführten Stellen behalten alle ihr Recht, wenn man in ihnen das δικαιοῦν in dem Sinne von justum habere, declarare auffaßt. Wenn er sich S. 49 ff. auf 1 Kor. 6, 11 dafür beruft, daß auch in der Rechtfertigung, wie in der Heiligung ein Wirken des πνεῦμα auf den Menschen Statt finde, also die Rechtfertigung wesentlich identisch sei mit der Heiligung, so ist doch an dieser Stelle das ἐν τῷ πνεύματι τοῦ θεοῦ ἡμῶν wegen des vorhergehenden ἡγιάσθητε hinzugesetzt und kann nach der sonstigen Anschauung des Paulus von dem Verhältnisse der Rechtfertigung zur Heiligung nur auf ἡγιάσθητε seine Beziehung finden. Selbst in der Stelle Röm. 4, 2, auf die der Verf. besonderes Gewicht legt, soll nach dem Verf. das ἐδικαιώθη doch nicht ausschließlich, sondern nur zugleich in dem Sinne von

justum facere gebraucht sein. Auch hier muß der Verf. das justum habere nach S. 36 mit zu Hülfe nehmen. Wir würden dem Verf. vollkommen beistimmen, wenn seine Polemik nur gegen die Anwendung rein juristischer Formeln auf die Rechtfertigungslehre gerichtet wäre. Indessen geht doch der Verf. weiter, wenn er aus dieser Ablehnung rein juristischer Anschauungen und Formeln schließen zu können meint, daß ein bestimmter Unterschied zwischen Rechtfertigung und Heiligung nicht gemacht werde. Daß Paulus δικαιοῦν in dem Sinne von justum habere, declarare auffaßt, kann schon daraus hervorgehen, daß dieses Wort im alten Testament, auf welches Paulus hierbei zurückgeht, nach der LXX niemals in dem Sinne von justum facere gebraucht wird. Es heißt auch in den Evangelien niemals: „jemanden zur Gerechtigkeit führen, leiten.“ Daß es aber auch bei Paulus nicht in diesem Sinne vorkommt, daß es vielmehr die forensische Bedeutung habe, dafür spricht zunächst schon, wie auch der Verf. mit Recht anführt, das παρὰ τῷ θεῷ, ἐνώπιον τοῦ θεοῦ, wonach δίκαιος παρὰ τῷ θεῷ nur denjenigen bedeuten kann, der in den Augen Gottes, nach Gottes Urtheil für gerecht gilt, es spricht ferner dafür, daß der Gegensatz von δικαίωσις Röm. 5, 18 κατάκριμα ist, daß dem δικαιωθήσονται gegenübersteht das κριθήσονται (Röm. 5, 12. 13), ferner daß δικαιοῦν als Zurechnung der Gerechtigkeit von Paulus selbst erklärt wird. Da dies der Verf. bei Röm. 4, 5 selbst zugibt, so hätte er es auch in der kurz vorhergehenden Stelle Vs 2 und 3 nicht in Abrede stellen sollen. Diese Zurechnung der Gerechtigkeit erklärt aber der Apostel Röm. 4, 7. 8 selbst von der Vergebung der Sünden, ebenso erklärt er 2

Digitized by Google

Kor. 5, 19 das *καταλλάσσων ἑαυτῷ* von der nicht Zurechnung der Sünden. Wenn der Verf. diese forensische Bedeutung nicht in Abrede stellt, damit aber überall die Bewirkung eines neuen Lebens in Verbindung bringen will, so heißt das nicht, wie der Verf. meint, eine Mannichfaltigkeit der Anschauung aufzeigen, sondern ganz Verschiedenes in einem und demselben Begriffe mit einander verbinden. —

Das Erste, was von Gott im Verhältnisse zu dem sündigen Menschen ausgeht, ist nach der Anschauung des Verfs die Herstellung eines neuen Lebenszustandes. Da nun in dem Glauben ein solcher neuer Lebenszustand principiell gegeben ist, so bezeichnet nach S. 41 *δικαίωσις* zunächst diejenige göttliche Wirksamkeit, welche durch die Vermittelung der Erlösung den Glauben als ein neues Lebensprincip in dem Menschen schafft. Da diese Bewirkung des Glaubens auf eine göttliche Thätigkeit zurückgeführt wird, so ist damit nach dem Verf. das gesetzliche Verhältniß überschritten, der Glaube kann nicht als ein Verdienst von Seiten des Menschen betrachtet und von dem Menschen Gott als Verdienst entgegengebracht werden. Die *δικαίωσις* als actus forensis gedacht besteht nach dem Verf. hiernach nur darin, daß Gott diesen von ihm bewirkten neuen Lebenszustand nun auch ausdrücklich anerkennt. Es ist nach S. 42 „nur die objectiv-äußerliche Anerkennung des durch die Gnadenwirksamkeit im Subjecte gewirkten neuen Zustandes.“ Da das göttliche Urtheil hiernach nur den wirklich vorhandenen neuen Lebenszustand auch äußerlich anerkennt, so ist es ganz consequent, wenn hiernach der Verf. die *δικαίωσις* in diesem letzteren Sinne nur als einen Act der göttlichen Gerechtigkeit betrachtet. S. 124 sagt er deshalb:

„daß Gott, wenn er den Menschen für gerecht erkläre, nicht bloß als gnädig, sondern auch als gerecht erscheine", und S. 149 „daß Gott, wenn er die wirklich vorhandene Gerechtigkeit nun auch ausdrücklich anerkenne, darin den Menschen nur gerecht behandele." Ist hiernach die δικαίωσις als actus forensis gedacht nur die ausdrückliche Anerkennung dessen, was der Mensch schon wirklich ist, so könnte dieser Act als ein überflüssiger betrachtet werden, wenigstens wird hiernach der Hauptnachdruck jedenfalls auf die Herstellung jenes neuen Lebenszustandes gelegt werden müssen. Doch ist diese Gerechtigkeit, wie sie von Gott in dem Menschen bewirkt wird, nur erst eine principielle, ideell vorhandene. Die Sünde ist noch nicht vernichtet, sondern nur ihre Macht gebrochen. Sodann da der Verf. die Vergebung der Sünden des alten Lebens aus dem Acte der Rechtfertigung keineswegs ausschließen will, wird die Rechtfertigung, als actus forensis gedacht, nach der Anschauung des Vfs genauer betrachtet, darin bestehen, daß er die Sünde, die noch vorhanden ist, nicht mit in Anschlag bringt, daß er ferner die πίστις über ihren factischen Werth veranschlagt, sie für die volle Gerechtigkeit erklärt, und daß er endlich die Schuld des alten Lebens dem Menschen erläßt, ihn von der Strafe der Sünde entbindet. Dies Letztere kann jedoch nach der Anschauung des Vfs nur geschehen unter der Voraussetzung, daß auch wirklich bereits die Macht der Sünde principiell im Menschen gebrochen ist, also nach der vorhergegangenen Heiligung. Da nun aber der Mensch, in welchem durch die göttliche Gnade ein neuer Lebenszustand bewirkt worden ist, doch wieder aus dieser Gnade fallen kann, so ist diese Rechtfertigung nach dem Verf. nur

eine vorläufige, sie ist nur auf die Bedingung hin geschehen, daß der Mensch in allmäliger Entwicklung die vollkommene Gerechtigkeit aus sich herausgestaltet. Deshalb unterscheidet der Verf. eine zwiefache *δικαίωσις*, als actus forensis gedacht, eine vorläufige und eine definitive. Diese letztere kann erst erfolgen, wenn die Gerechtigkeit ein vollkommenes subjectives Besitzthum des Menschen geworden ist, also im ewigen Leben. Erst dann könne auch, da nach dem Verf. der Erlaß der Sünden immer durch die eigene Gerechtigkeit bedingt ist, die vollkommene Freisprechung von der Schuld und von den Strafen der Sünde eintreten. Doch gesteht der Verf. zu, daß Paulus nicht ausdrücklich die Unterscheidung einer zwiefachen Rechtfertigung, einer vorläufigen und einer definitiven mache.

Nach dieser Auffassung vom Begriff der Rechtfertigung muß die Heiligung, die wirkliche Vernichtung der Sünde im Menschen zum Ersten gemacht werden, die Versöhnung, die Vergebung der Sünden, der Erlaß der Strafen wird das Zweite. Daß dies die Anschauung des Vfs auch wirklich ist, spricht er selbst deutlich aus, wenn er S. 144 sagt: „Die Befreiung von der Strafe der Sünde ist nicht unmittelbar durch Christi Tod gewirkt, sondern erst mittelbar durch die Befreiung vom Sündenprincipe. Nach unserer Auffassung der paulinischen Lehre wird uns also die Vergebung der Sünden als eine Consequenz der Befreiung vom Sündenprincipe zu Theil, nicht umgekehrt die Befreiung vom Sündenprincipe als Consequenz der Vergebung der früheren Sünden", und S. 151: „Die Aufhebung der Sündenstrafe ist bedingt durch die Aufhebung der Herrschaft des Sündenprincips." Deshalb stellt auch der Verf.

immer die Heiligung der Rechtfertigung im engeren Sinne voran, nennt z. B. S. 177 den Glauben das innerliche Princip der Heiligung und der Rechtfertigung. Nach dieser Anschauung ist allerdings das gesetzliche Verhältniß darin überschritten, daß dieser neue Lebenszustand auf die Wirksamkeit der göttlichen Gnade zurückgeführt wird und daß der Gerechterklärung nur ein principiell oder ideell vollendeter neuer Lebenszustand vorangeht. Aber darin findet doch eine Annäherung an das gesetzliche Verhältniß Statt, daß ein neuer Lebenszustand, die subjective Gerechtigkeit der Anerkennung desselben von Seiten Gottes vorangeht, daß diese Anerkennung nur der Lohn ist für die zuvor geschehene Heiligung des Menschen, und diese Annäherung an den gesetzlichen Standpunkt wird noch größer, wenn wir beachten, daß doch auch nach dem Verf. dieser neue Lebenszustand, der der Sündenvergebung vorangehen soll, gewiß nicht bloß als ein Werk Gottes betrachtet werden kann, daß vielmehr der neue pneumatische Zustand doch nach Paulus als eine Verbindung göttlicher und menschlicher Thätigkeit gedacht werden muß, wenn auch diese Thätigkeit von Seiten des Menschen nur in der Hingabe an die göttliche Gnade besteht. Ist dies aber der Fall, so läßt sich der Consequenz nicht ausweichen, daß die Rechtfertigung im engeren Sinne, d. h. die Versöhnung in irgend einem Sinne verdient sei durch eine vorhergegangene sittliche Leistung, was aber nach Paulus das charakteristische Merkmal des gesetzlichen Standpunktes ist. — Wir erkennen bei dem Verf. gern das Streben an, die innige Verbindung zwischen Versöhnung und Heiligung, die bei Paulus Statt findet, nachzuweisen und zu zeigen, wie nur der der Versöhnung gewiß wer-

Digitized by Google

den kann, in welchem die Sünde auch wirklich sogleich im Princip getödtet wird und bei dem der Glaube immermehr einen neuen Lebenszustand aus sich herausgestaltet. Wir stimmen auch darin dem Verf. bei, daß die wirkliche Umgestaltung des Lebens, die wirkliche Erfüllung des Gesetzes von Seiten der Gläubigen das Ziel des ganzen Erlösungswerkes ist, daß die Versöhnung hierfür nur als Mittel zum Zweck in Betracht komme. Ein tiefes ethisches Interesse liegt ohne Zweifel dieser ganzen Auseinandersetzung des Vfs über die Rechtfertigungslehre zu Grunde, und es verdient dies um so mehr Anerkennung, als man häufig diesen engen Zusammenhang zwischen Versöhnung und Heiligung, zwischen Christus als Versöhner und als Mittheiler eines neuen göttlichen Lebens an die Menschheit verkannte. Aber in der Art, wie der Vf. diesen sehr richtigen Gedanken ausführt, macht er geradezu den Anfang einer wahren, echten Heiligung unmöglich. Die Mittheilung des heiligen Geistes zur Erzeugung eines neuen Lebenszustandes im Menschen hat nach Paulus zur Voraussetzung die Aufhebung der göttlichen ὀργή. Denn daß die καταλλαγή auch zugleich die Aufhebung der ὀργή Gottes in sich schließt, ist von dem Verf. richtig auseinandergesetzt, wie er denn überhaupt den Begriff der καταλλαγή S. 128 richtig erörtert. Wenn nun aber doch die Versöhnung, die Vergebung der Sünden des alten Lebens, die Verwandlung der göttlichen ὀργή in die göttliche Liebe von dem Verf. nicht das erste, sondern das zweite, abgeleitete, durch die vorhergegangene Vernichtung der Sünde bedingte ist, wie kann doch da Gott seine Gnadengaben dem Menschen geben, auf welchem noch die göttliche ὀργή ruht? Dazu kommt, daß, während Paulus

überall die Vergebung der Sünden als durch den Tod Christi bewirkt bezeichnet, der Verf. diese Aufhebung der Strafe nicht sowohl durch den Tod Christi, als vielmehr durch das neue Leben der Gläubigen bewirkt betrachtet. Auf der andern Seite ist die Seele der Heiligung nach Paulus die kindliche Liebe zu Gott. Wie kann aber diese kindliche Liebe in dem Menschen entstehen, ehe nicht das Schuldbewußtsein aufgehoben ist, er sich nicht entbunden weiß von der Strafe der Sünden, ehe also die καταλλαγή erfolgt ist? Nach der Anschauung des Vfs aber von dem Verhältniß der Heiligung zur Versöhnung müßte der Mensch erst einmal sich des Gedankens an die Schuld entschlagen, den göttlichen Geist in sich wirken lassen und dann erst, wenn dieser den Menschen vom innersten Grunde aus umgewandelt hätte, könnte er der Versöhnung gewiß werden, was nach dem ernsten und tiefen paulinischen Begriff von der Sünde geradezu unmöglich ist. Und dann — wann kann der Gläubige annehmen, daß ein solcher Zustand der Gerechtigkeit wirklich in ihm erreicht ist, um sich der Aufhebung der Schuld und Strafe der Sünde wirklich getrösten zu können? Nothwendig müßte von hier aus der Verf. zu der Ansicht hingeführt werden, daß eine feste Gewißheit, gerechtfertigt, d. h. der Schuld und Strafe der Sünde enthoben zu sein, überall nicht der Gläubige haben könnte. Ehe nicht das Verhältniß des Menschen zu Gott ausgeglichen ist, kann nach Paulus die Heiligung nicht beginnen.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 9. September 1854.

Leipzig

Schluß der Anzeige: „Die Paulinische Rechtfertigungslehre unter Berücksichtigung einiger verwandten Lehrstücke nach den vier Hauptbriefen des Apostels dargestellt von Dr. R. A. Lipsius."

Das Erste ist nach Paulus die ἀπολύτρωσις und diese ist nicht, wie der Verf. S. 144 erklärt, Befreiung von der Macht und Herrschaft der Sünde über uns und erst in abgeleiteter Weise Befreiung von der Strafe, sondern sie wird von Paulus Col. 1, 14; Eph. 1, 7 von der ἄφεσις τῶν ἁμαρτιῶν, der Aufhebung der Schuld, dem Erlaß der Strafen erklärt und diese, wie überall bei Paulus, der so großes Gewicht auf das objective Erlösungswerk legt, nicht an das neue Leben, sondern an den Tod Christi geknüpft. Von dem Bewußtsein, der Vergebung der Sünden und damit des vollen Anrechtes auf alle Güter des Reiches Gottes theilhaftig geworden zu sein, geht nach Paulus das neue Leben aus, es ist selbst nur ein Tribut kindlichen Dankes für die empfan-

gene Versöhnung, dem aber nie eine die Rechtfertigung bewirkende Kraft beigelegt wird.

Ueber den zweiten und dritten Abschnitt, in welchen der Verf. das Gesetz und die Rechtfertigung und den Begriff des Glaubens, zunächst den Begriff der *πίστις* im Allgemeinen und sodann den Begriff der christlichen *πίστις* erörtert, wollen wir kürzer hinweggehen, um noch einige Bemerkungen an den vierten Abschnitt (der Glaube und die Rechtfertigung), in dem sich die eigenthümliche Auffassung des Vfs von der paulinischen Rechtfertigungslehre am meisten darlegt, anzuknüpfen. Dieser zweite und dritte Abschnitt sind besonders reich an wohlgelungenen Ausführungen im Einzelnen. Richtig erörtert der Verf. zunächst den Begriff des Gesetzes, die Stellung desselben zur Sünde und zum Tode und den Grund, weshalb es die Rechtfertigung nicht zu bewirken vermöge. Auch die Ausführung über den eigentlichen Zweck, zu welchem das Gesetz von Gott gegeben sei, enthält vieles Treffende, wenngleich man zweifelhaft sein kann, ob in Gal. 3, 19 in den Worten *τῶν παραβάσεων χάριν ἐτέθη* nach dem Zusammenhang mit dem Folgenden wirklich die Mehrung der Sünde als der Zweck des *νόμος* bezeichnet ist. Auch das Verhältniß von Verheißung zu Gesetz bestimmt der Verf. in richtiger Weise, auch sind wir mit dem Verf. in der Bestimmung des Begriffes der *στοιχεῖα τοῦ κόσμου* S. 83 vollkommen einverstanden. Auch das Verhältniß des Gesetzes zum Christenthum, die Untersuchung der Frage, inwiefern nach Paulus das Gesetz aufgehoben und inwiefern es aufgerichtet ist, hat der Vf. recht gut erörtert. In dem dritten Abschnitt, über den Begriff des Glaubens, zeigt sich überall bei dem Verf. das Bestreben, die Tiefe des paulini-

Digitized by Google

schen Glaubensbegriffes zur Anschauung zu bringen, um nachher im vierten Abschnitte nachzuweisen, wie gerade der Glaube im Unterschiede von dem Gesetz von Gott dem Menschen als Gerechtigkeit angerechnet werde. Die Erörterung des Verhältnisses der πίστις zur γνῶσις, die Bestimmung des Begriffes der γνῶσις bei Paulus, ferner der Nachweis gegen Rauwenhoff, wie der Glaube nach Paulus ebensowohl Christus als Gott zum Gegenstand habe, endlich wie die πίστις fort und fort der Entwicklung und der innerlichen Stärkung und Förderung nicht allein fähig, sondern auch bedürftig sei, ist dem Verf. wohlgelungen. Wenn wir hier auch noch sogleich auf den Anhang einen Blick werfen, so ist hier, wenngleich es zweifelhaft ist, ob 1 Kor. 13 wirklich die ἀγάπη darum von Paulus μείζων genannt werde, weil sie erst das Kriterium der Echtheit des Glaubens und die Bürgschaft der Gewißheit der Hoffnung ist, das Verhältniß des Glaubens zur Liebe und die Stellung der ἔργα zur πίστις im Wesentlichen in vollkommen richtiger Weise von dem Vf. bestimmt worden.

In dem vierten Abschnitte, in welchem neben dem ersten das Eigenthümliche der Ansicht des Verfs besonders enthalten ist, liegt die oft schon, namentlich von katholischen Polemikern gegen die protestantische Rechtfertigungslehre aufgeworfene Frage zu Grunde, wie Gott den, welcher doch subjectiv noch nicht vollkommen gerecht ist, für einen gerechten erklären kann. Der Verf. geht hier mit Recht zurück auf den tiefen paulinischen Begriff der πίστις und sucht aus diesem Begriff des Glaubens zu zeigen, wie Gottes rechtfertigendes Urtheil über den, der die πίστις hat, nichts weniger als willkürlich ist, wie der, welchen Gott

für gerecht erklärt, bereits herausgetreten ist aus dem Zustande der Sünde, und Gottes rechtfertigendes Urtheil auf den innersten Kern eines solchen Lebens geht, das durch die That des rechtfertigenden Glaubens in die Gemeinschaft Christi eingetreten ist. Er weist sehr richtig nach, wie gerade deshalb der Glaube die Rechtfertigung zu bewirken vermag, weil er volle unbedingte Hingabe an Gott ist, weil der, welcher diesen Glauben hat, gerade darin nicht mehr in seinem Verhältnisse zu Gott auf seine eigenen sittlichen Kräfte sich stellt, sondern Alles nur durch und von Gott haben will, wie eben Gottes rechtfertigendes Urtheil nur eine kühne Anticipation dessen ist, was sich in der Zeit unter mannichfachen Schwankungen entwickelt, was aber sicher zu Stande kommt, wenn der Gläubige die ihm dargebotenen Mittel treulich benutzt. Sehr treffend erörtert der Verf. S. 122, wie der Ursprung der Sünde nach den Consequenzen der paulinischen Lehre, nicht in der Sinnlichkeit als letztem Grunde, sondern in der Selbstsucht des Menschen, die im Gegensatze zu Gott etwas sein will, liegt, und daß gerade deshalb der Glaube als die Bedingung der Rechtfertigung dargestellt werde, weil er das Aufgeben des eignen Willens an den göttlichen sei, insofern der Glaube eben darin nach Paulus sein Wesen habe, daß der Mensch nichts für sich sein wolle, sondern sich in rückhaltslosem Vertrauen an Gott hingebe; darin bestehe das Wesen der πίστις, daß sie allein auf Gott, und nicht auf ihr eigenes Verdienst ihr Vertrauen setze, weshalb sich auch Glaube an Gott und Vertrauen auf eigenes Verdienst einander schlechthin ausschlössen (S. 122). Der Glaube geht nach Paulus hervor aus dem Verzichten auf die eigene Gerechtigkeit. Da nun

Digitized by Google

nach Paulus, wie der Verf. sehr richtig erörtert, das Streben nach der ἰδία δικαιοσύνη recht eigentlich der Grund der Sünde ist, so hat der, welcher an der Möglichkeit, ἐξ ἔργων die Rechtfertigung zu erlangen, verzweifelt und sich in unbedingtem Vertrauen an Gott hingibt, eben damit schon von der Sünde sich losgesagt. Er hat zwar noch nicht das neue Leben selbst, aber indem der Mensch im Glauben die göttliche Gnade ergreift, wird damit die bisher im Menschen gebundene, verhüllte Liebe, aus der der Glaube selbst hervorgeht, hervorgetrieben, nämlich die dankbare Gegenliebe für die zuvorkommende Liebe Gottes. Insofern nun der Glaube nach Paulus nicht bloß Werk des Menschen ist, sondern er, als der Grund des ganzen christlichen Lebens, gewiß vorzugsweise auf einer Wirkung Gottes beruht, könnte man dem Verf. beistimmen, wenn er sagt, daß der Act der Rechtfertigung nicht ein bloßer actus forensis sei, sondern daß in ihm auch eine Mittheilung Gottes an den Menschen gegeben sei. Ja indem doch nur der gerechtfertigt wird, der diesen Glauben hat, müßte hiernach die Erzeugung des Glaubens und eben damit, weil im Glauben das neue Leben implicite gegeben ist, die Erzeugung eines neuen Lebenszustandes der Rechtfertigung im engeren Sinne, der Lossprechung von der Schuld und Strafe der Sünde, vorangehen, eben damit aber könnte es erwiesen scheinen, daß zwischen Rechtfertigung und Heiligung von Paulus nicht so streng geschieden werde. Indessen würde doch daraus zunächst noch keineswegs folgen, daß δικαιοῦν auch bei Paulus Beides, justum habere und justum facere, zugleich bedeute. Allerdings beruht der Glaube nach Paulus auf einer Wirksamkeit Gottes, ist nicht bloß Product des Men-

schen, aber diese Wirksamkeit Gottes zur Erzeugung des Glaubens ist doch noch zu unterscheiden von der Wirksamkeit des Geistes im Stande der Heiligung. Diese letztere hat zur Voraussetzung, daß die Rechtfertigung, die Vergebung der Sünde, Statt gefunden habe. Sodann muß nach Paulus hierbei unterschieden werden zwischen den zwei Beziehungen, die der Glaube hat, die eine, die Beziehung auf die Rechtfertigung, die andere, nach welcher er zugleich Anfang des neuen Lebens ist, die subjective Gerechtigkeit schon implicite in sich trägt. Diese letztere Beziehung, der Glaube als ethisches Princip, ist von dem Verf. sehr gut erörtert worden. Dagegen findet die erstere gar keine Stelle in der Erörterung des Verfs, nach welcher der Glaube nur insofern in Betracht kommt, als die in Christo dargebotene Vergebung der Sünden, Einsetzung in die Rechte eines Kindes und eben damit in alle Güter des Reiches Gottes ohne die Empfänglichkeit des Menschen nicht unser Eigenthum werden kann, während doch diese letztere Beziehung, die der Glaube hat, gerade in den Hauptstellen der Versöhnungslehre entschieden hervortritt (Röm. 3, 25). Indem der Verf. überall nur diejenige Seite des Glaubens, wonach derselbe der Grund und der Anfang des neuen Lebens ist, die Gerechtigkeit, die im ewigen Leben sich vollendet, schon implicite in sich trägt, erörtert, muß nach ihm der Glaube zur Mittelursache der Versöhnung werden, kann es nach dem Verf. nicht mehr heißen, daß wir per, sondern daß wir propter fidem gerechtfertigt werden. Das objective Erlösungswerk kann hiernach nicht mehr als der alleinige Grund und die Ursache der Rechtfertigung betrachtet werden, sondern es kann darnach nur insoweit in Betracht kommen,

Digitized by Google

als ohne die Voraussetzung des heiligen Lebens und Todes Christi der Glaube als ein neuer Lebenszustand nicht im Menschen entstehen kann. Eben damit aber muß nach dem Verf. der Tod Christi eine wesentlich andere Stelle im System des Paulus einnehmen, als er uns bei unbefangener Auslegung der betreffenden Stellen wirklich zu haben scheint. Es ist bei dem Verf. das Bestreben anzuerkennen, den Tod Christi in eine enge und innige Beziehung zu unserem eigenen Absterben der Sünde zu bringen, nachzuweisen, wie der Tod Christi, wenngleich das Erlösungswerk für Alle bestimmt ist, doch für uns nur zur Geltung kommt, wenn wir durch die Todesgemeinschaft mit Christus uns des Strafleidens Christi für unsere Sünden innerlich theilhaftig machen, so daß der Tod Christi für uns nicht als ein äußerliches, sondern nur als ein von uns innerlich mitempfundenes zur wirklichen Geltung kommt. Die paulinische Lehre von der Todes- und Lebensgemeinschaft mit Christo, welche bei der Anwendung rein juristischer Formeln und Anschauungen auf den Tod Christi nicht zu ihrem Rechte kommen kann, ist in ihrer Bedeutung für das System des Paulus von dem Verf. richtig erkannt, und treffend erörtert worden. Mit Recht lehnt auch der Verf. S. 146 die Vorstellung ab, daß Paulus eine doppelte Versöhnungslehre vorgetragen habe, daß er, weil er mit jener absoluten Stellvertretungstheorie nicht ausgekommen sei, Röm. 6, 1 ff. eine andere Lehre entwickelt habe. Wenn wir auch nicht mit dem Verf. sagen können, daß durch die Lebensgemeinschaft mit Christus, wie sie auf die Todesgemeinschaft unmittelbar folgt, auch bereits im gegenwärtigen Leben physisch ein ganz neuer Organismus hergestellt,

daß das σῶμα τῆς ἁμαρτίας auch physisch dadurch wirklich schon jetzt vernichtet, und selbst die äußere Gestalt und Erscheinung umgestaltet werde (S. 129 und besonders S. 132) — denn das σῶμα bleibt nach Röm. 8, 10 νεκρὸν δι' ἁμαρτίαν —, so ist doch das Bestreben anzuerkennen, diese Lebensgemeinschaft als eine solche aufzufassen, die nicht eine bloß sittliche ist, sondern die auch die Verklärung des leiblichen Lebens bei der Wiederkunft Christi zur Folge hat unter Vermittlung des πνεῦμα (Röm. 8, 11). Besonders auch ist von dem Verf. treffend erörtert worden, wie das πνεῦμα das Princip des neuen Lebens der Gläubigen und das Princip einer von Christus ausgehenden Gemeinschaft ist. Auch ist das Bestreben des Verf. anzuerkennen, die sühnende Bedeutung des Todes Christi in innige Verbindung mit der Seite, wonach durch denselben die Ertödtung des Sündenprincips gewirkt ist, zu bringen, nachzuweisen, wie nur da wirklich der Gläubige der Vergebung der Sünden gewiß werden kann, wo nun derselbe die Sünde immerfort in sich verdammt, mit Christo immerfort stirbt, um mit ihm aufzuerstehen. Mit Recht macht der Verf. S. 134 darauf aufmerksam, daß wenn nicht mit der Vergebung der Sünden sogleich das Sündenprincip selbst getödtet wäre, wenn nicht die Vergebung der früheren Sünden mit der Vertilgung der Macht der Sünde in der engsten Beziehung stände, die Vergebung der Sünde nur als zwecklose Willkür betrachtet werden könnte, wie er auch S. 150 mit Recht darauf hinweist, daß niemals der Glaube als ein bloß äußerliches Fürwahrhalten einer beliebigen Thatsache Rechtfertigungsprincip sein könne, sondern daß dies der Glaube seiner ganzen inneren Beschaffenheit nach ist, wie auch der Verf.

S. 119 die Ansicht Baur's, daß der Glaube zunächst Fürwahrhalten des evangelischen Inhaltes sei und daß daraus erst Vertrauen und die Gewißheit der Ueberzeugung entstehe, mit Recht ablehnt. Wenn nun aber nach dem Vf. der Glaube nicht weil er das vertrauensvolle Ergreifen der im Tode Christi bewirkten Vergebung der Sünde ist, sondern wegen des im Glauben gegebenen neuen Lebenszustandes die Rechtfertigung wirkt, wie der Verf. S. 174 dies ausdrücklich bemerkt, daß eben dieser neue Lebenszustand, weil ein in Wesensgemeinschaft mit Gott und Christo bestehender, auch ein wahrhaft rechtfertigender sei, so entsteht die Frage, welches denn nach dem Verf. die Bedeutung des Todes Christi sei. Wir finden in dieser Beziehung, daß der Verf. ausdrücklich den Tod Christi wiederholt als ein stellvertretendes, sühnendes Leiden, ja als einen Opfertod bezeichnet. Indessen weicht er doch in der näheren Auffassung dieser Bezeichnungen so sehr von der gewöhnlichen Anschauung, nach welcher der Tod Christi nach Paulus als ein Strafleiden, als ein Aequivalent für unseren Tod betrachtet wird, ab, daß er selbst S. 145 die von ihm gegebene Stellvertretungslehre eine von dieser gewöhnlichen wesentlich verschiedene nennt. Ja er hält diese Auffassung der älteren protestantischen Theologen und der meisten neueren Darsteller des paulinischen Lehrbegriffs und Commentatoren der paulinischen Briefe für so falsch, daß er S. 145 kein Bedenken trägt zu sagen, daß, wäre die gewöhnliche Auffassung wirklich die paulinische, daraus für uns doch keinerlei Nöthigung hervorgehen könnte, uns ihr zu unterwerfen. Daß die Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre des Vfs ein sehr subjectives Gepräge hat, geht schon aus der

Digitized by Google

Stellung hervor, welche in dem Werke des Verfs dem Tode Christi gegeben ist. Nach der von dem Verf. bekämpften Ansicht hätte der Verf. dem Abschnitte über den Glauben und die Rechtfertigung nothwendig die Lehre des Paulus vom Tode Christi voranschicken müssen. Dies ist in der That der Gang, den Paulus selbst im Römerbrief, der doch die am meisten systematische Darstellung seiner Lehre ist, einschlägt. Da nun die Lehre vom Tode Christi nur recht verstanden werden kann im Zusammenhang mit der Lehre des Apostels von der Person Christi, so hätte er nothwendig zum Verständniß der Lehre vom Werke Christi auch diese in den Kreis seiner Darstellung ziehen müssen. Da hingegen der Vf. alles Gewicht auf das Subjective legt, während Paulus gerade überall von dem Subjectiven auf das objective Erlösungswerk als den Grund des Vertrauens für die Gläubigen hinweist, kann der Tod Christi nur als Voraussetzung für die Entstehung des neuen Lebens der Gläubigen in Betracht kommen. Nur insofern soll der Tod Christi ein stellvertretender genannt werden als in demselben die Möglichkeit und die Bürgschaft für unsere eigene neue Lebensrichtung gegeben ist. Dieser Gedanke kehrt oft bei dem Verf. wieder. So sagt er S. 142, daß die sündentilgende Kraft des Todes Christi darin besteht, daß unser geistiges der Sünde Absterben dadurch ermöglicht ist. Nach S. 139 ist der Tod Christi dadurch ein Lösegeld geworden, dadurch stellvertretend für unseren Tod, daß dadurch die Möglichkeit uns eröffnet ist, der Sünde geistig abzusterben. Nach S. 143 leistete der Tod Christi dadurch der zürnenden Gerechtigkeit Gottes Genüge, weil in seinem Tode die Bürgschaft unseres der Sünde Absterbens gege-

Digitized by Google

ben ist. Der Verf. bekämpft häufig die Ansicht, nach welcher der Tod Christi als ein Strafleiden betrachtet werde. Nach Paulus sei der Tod für Christus nicht Strafe, sondern nur Uebel (S. 149). Würde der Verf., wenn er die Ansicht, daß der Tod Christi ein schlechthinniges Aequivalent für unseren Tod sei, bekämpft, nur eine rein äußerliche juristische Auffassung dieses Verhältnisses, von der die ältere Theologie nicht frei ist, bekämpfen, so würden wir ihm beistimmen können. Indessen geht der Verf. weiter und leugnet die Betrachtung des Todes Christi als eines Strafleidens überhaupt. Die Kritik dieser Theorie, die der Verf. gibt, können wir dahin gestellt lassen, da es sich hier nur handelt um die paulinische Lehre. Daß nun Paulus den Tod Christi wirklich als ein im strengen Sinne stellvertretendes Leiden, als ein Aequivalent für unseren Tod, also als ein Strafleiden betrachtet, kann, wie wir glauben, bei unbefangener Auslegung der Hauptstellen der paulinischen Versöhnungslehre Röm. 3, 25 f.; 8, 3; Gal. 3, 13; 2 Kor. 5, 21 nicht zweifelhaft sein. Wenn der Verf. die Hauptstelle unter diesen, den locus classicus der Lehre des Paulus vom Tode Christi Röm. 3, 25 f. dahin erklärt, daß Gott vermöge seiner Rechtbeschaffenheit auch unsere Rechtbeschaffenheit herstellen wolle, so steht und fällt diese Ansicht mit der Auffassung des Verss von δικαιοῦντα τὸν ἐκ πίστεως Ἰησοῦ als justum facere, es hat aber auch eine solche Erklärung den ganzen Zusammenhang dieser Stelle gegen sich, nach welchem die bis dahin unbestraft gelassene Sünde vermöge der göttlichen Heiligkeit nun mit einemmale und zwar vollkommen bestraft und eben dadurch gesühnt wird in dem Leiden Christi. Wenn der Verfasser

Digitized by Google

S. 148 sagt, daß der Tod Christi schon deshalb nicht als ein Aequivalent für unseren Tod betrachtet werden könne, weil Christus ja nicht, wie die Menschen, Gewissensqualen zu erleiden hatte, so beruht dies nur auf einer äußerlichen Auffassung des paulinischen Begriffes des θάνατος. Da nach dem Verf. der Tod Christi nur in der Weise in Betracht kommt, daß dadurch die Bürgschaft und die Möglichkeit unseres der Sünde Absterbens gegeben ist, so wird er niemals die Nothwendigkeit des Todes Christi in dem Werke der Erlösung hinreichend erweisen können. Es bleibt bei dieser Ansicht die unermeßliche Bedeutung, welche Paulus gerade dem Tode Christi in dem Werke der Erlösung gibt, völlig unerklärt. Nach der Ansicht des Verfs würde auch schon das heilige Leben Christi als die Möglichkeit und Bürgschaft unserer eigenen Heiligung genügt haben. Wenn nach dem Verf. die Aufhebung der Strafe der Sünde nicht unmittelbar durch den Tod Christi, sondern erst durch das eigene neue Leben bedingt sein soll, so spricht dagegen Alles, was wir oben gegen diese Voranstellung der Heiligung bemerkt haben. Wohl muß dem Acte der Rechtfertigung durch den Glauben nach Paulus eine sittliche Empfänglichkeit vorausgehen, der, welcher die Rechtfertigung im Glauben ergreift, hat sich schon von der Sünde abgewandt, indem er an der Möglichkeit, ἐξ ἔργων gerechtfertigt zu werden, verzweifelt, aber das neue Leben selbst hat nach Paulus zur Voraussetzung den Erlaß der Strafe, die Vergebung der Sünde. Soll nach dem Verf. unsere Lebensgemeinschaft mit Christo die Rechtfertigung bewirken, so spricht dagegen, daß Paulus gerade an den Hauptstellen der Versöhnungslehre diese Rechtfertigung nur an

Digitized by Google

den Tod Christi knüpft, hier aber gar nicht von unserer Lebensgemeinschaft mit Christo redet. Er kann aber auch diese Lebensgemeinschaft nicht zum Grunde unserer Rechtfertigung machen, weil nach dem tiefen und ernsten paulinischen Begriff von der Sünde diese schlechthin erst gesühnt sein muß, ehe das neue Leben im Menschen entstehen kann, dieses neue Leben selbst aber, zumal da es nach Paulus im Anfange noch am meisten schwach und unvollkommen ist, erst allmälig immer mehr an Reinheit und Stärke gewinnt, unmöglich die Pflichtverletzung des alten Lebens sühnen kann. Besonders aber müssen wir dem Verfasser die Berechtigung streitig machen, bei seiner Auffassung des Todes Christi als der Bürgschaft für unsere Heiligung denselben noch einen stellvertretenden, einen Opfertod nennen zu können. Diese Bezeichnungen haben überall nur den Sinn einer Uebertragung der Strafe, die der Verf. aber entschieden ablehnt. Entweder müßte der Verf. diese Bezeichnungen des Todes Christi als eines stellvertretenden, sühnenden Leidens ganz ablehnen, damit aber würde er in einen bestimmten Widerspruch treten mit der paulinischen Lehre, der diese Ausdrücke wesentlich sind, oder er muß seine Auffassung vom Tode Christi und eben damit auch von der Rechtfertigung aus dem Glauben wesentlich modificiren, indem Beides unzertrennlich zusammenhängt.

Wir haben uns bei dieser Schrift, die einen so reichen Stoff behandelt, in unserer Anzeige nur auf die Punkte, welche uns vorzüglich dabei in Betracht zu kommen schienen, beschränkt, manches Andere dagegen, z. B. die Untersuchung der Frage, ob wirklich, wie der Verf. meint, die δικαίωσις an manchen Stellen der paulinischen

Briefe als etwas für die πιστεύσαντες noch gar nicht Erfolgtes, sondern vielmehr an dem Schlußpunkt der christlichen Entwicklung Stehendes betrachtet werde ausgeschlossen. Es hängt diese Frage mit der eigenthümlichen Auffassung des Verfs von δικαιοῦν eng zusammen. Ist δικαίωσις zunächst und vor allem die Herstellung eines neuen Lebenszustandes im Menschen, so erhellt, daß dieselbe, wie die Heiligung, etwas immer Fortgehendes, erst im ewigen Leben Abgeschlossenes ist. Ist aber δικαίωσις der Act, in welchem Gott den Menschen losspricht von der Schuld und Strafe der Sünde des alten Lebens, so muß die δικαίωσις in diesem Sinne aufgefaßt, stets dem neuen Leben selbst vorangehen, was auch bei Paulus durchgehends der Fall ist und durch die von dem Verf. angeführte Stelle Gal. 2, 17 keineswegs ausgeschlossen wird. Nur die δικαιοσύνη, welche der Glaube, der diese Lossprechung vertrauensvoll ergreift, aus sich erzeugt, ist allerdings eine immer wachsende und erst im ewigen Leben zur Vollendung kommende, im irdischen Leben, wie der Verf. mit Recht bemerkt, nach Gal. 5, 5 noch immer Gegenstand der Hoffnung. Wir schließen diese Anzeige mit dem Ausdruck des Dankes für die mannichfache Anregung und Belehrung, welche uns diese Schrift des Verfs, wenngleich wir ihr in manchen wesentlichen Punkten widersprechen mußten, in reichem Maße gewährt hat.

Repetent Meßner.

Paris

Labé 1853. Traité pratique des retrécissements du canal de l'urètre par M. le Dr. J.-F. Reybard. Ouvrage couronné par l'Académie

impériale de médecine. XXXI u. 600 S. in Octav. 2 Taf.

Der Verf. übergibt in diesem Werke die Frucht zwanzigjähriger Untersuchungen über den Bau, die Ursachen und die Behandlung der Stricturen der Urethra; dasselbe wurde in der Sitzung vom 24. August 1852 von der Akademie mit dem Argenteuil'schen Preise (12,000 Fr.) gekrönt. Die für die Praxis wichtigsten Resultate dieser Untersuchungen sind folgende: Durch Experimente an Thieren wurde klar erwiesen, daß Längswunden der Urethra nie mit Strictur derselben heilen, im Gegentheil oft mit Erweiterung derselben an der Stelle der Verwundung, daß hingegen Querwunden stets mit Verengerung der Urethra heilen. Ferner sah R. stets nach energischer Application von Causticis auf die Urethra Stricturen entstehen und hält also deren therapeutische Anwendung für irrationell und ungefährlich. Die gewöhnlichste Form der Stricturen, welche sich nach Blennorrhoe der Urethra bildet, besteht aus einer feinen oder derben Narbensubstanz, die sich meist nur in der Schleimhaut bildet und nicht durch ihr Prominiren in die Höhle der letzten verengert, sondern durch ihre Contraction und die Behinderung der Ausdehnung beim Durchgang des Urins als Strictur wirkt. Diese ganz richtige Ansicht ist durch genaue Beobachtungen bewiesen und mit großer Ausführlichkeit und gründlicher Umsicht an das Licht gesetzt. Zur Heilung dieser Strictur bedient sich R. der »Urétrotomie«, d. h. der Durchschneidung der Strictur und der sämmtlichen Wandungen der Urethra in der Längsrichtung von innen her. Indem dann die klaffende Wunde auseinander gehalten wird, überhäuten sich ihre Flächen und so gewinnt die Urethra wieder

ihre gehörige Weite. Das Urétrotome, dessen sich R. bedient, besteht aus einer in ihrer ganzen Länge gespaltenen Scheide, welche eine Klinge enthält, die der Operateur durch einen einfachen Mechanismus seitlich vortreten lassen kann, um damit die Urethra zu durchschneiden. Der Einschnitt muß stets seitlich gemacht werden, da hier die Wände am dünnsten sind und man die unten verlaufenden Arterien vermeidet; er muß ungefähr 6 Centim. lang und 5—6 Millim. tief sein. Um die Wundränder auseinander zu halten, genügt es täglich einige Minuten lang einen Dilatator einzubringen. Die Heilung erfolgt meist rasch und gründlich, wie die mitgetheilten Fälle beweisen, als üble Folgen treten zuweilen starke Blutungen, heftige Fieber und Entzündungen auf. Der Inhalt ist in folgender Weise vertheilt: Zuerst gibt R. eine Anatomie und Physiologie der Urethra (S. 1—43), dann folgt die Aetiologie (S. 47—98), sodann die pathologische Anatomie der Stricturen (S. 98—111) und ihre Pathogenie (S. 111—142); an diese schließen sich ihr Mechanismus, physikalische Bedingungen ꝛc. an (S. 142—156). Darauf folgt eine Symptomatologie und Diagnostik (S. 157—201), die größere Hälfte des Buches umfaßt dann die Therapie (S. 202—482) und den Schluß bilden eine Anzahl eigner Beobachtungen (S. 483—491). Auf zwei Tafeln sind die von R. vorzugsweise benutzten und erfundenen Instrumente abgebildet.

Fr.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stück.

Den 11. September 1854.

Berlin

Verlag von Wilhelm Hertz 1854. Das allgemeine linguistische Alphabet. Grundsätze der Uebertragung fremder Schriftsysteme und bisher noch ungeschriebener Sprachen in Europäische Buchstaben. Von R. Lepsius, Dr., o. Prof. an der Universität und Mitglied der K. Acad. der Wissenschaften in Berlin. 70 Seiten in gr. Octav.

Die Wünsche nach einer allgemeinen Schrift, welche in neuern Zeiten bisweilen laut geworden sind, ja auch schon zu manchen Versuchen hingeführt haben, kann man keineswegs zu den müssigen Träumereien rechnen, wie etwa die nach einer allgemeinen Sprache. Die heimische Sprache verlangt von jedem heutigen Volke nur, daß es ihre Schätze bewahre und sie nicht verderben lasse: die Schrift ist von jeher etwas weit Willkürlicheres und Unvollkommneres gewesen. Auch ist nie eine Schrift gewesen oder wird künftig erdacht werden können, welche eine Sprache vollkommen in allen Einzeln-

heiten ihrer Laute ausdrückte: auch die vollkommenste und folgerichtigste Schrift welche wir geschichtlich kennen, die Sanskritschrift, ist nicht so vollkommen, daß sie Alles was wir wünschen könnten bis ins Einzelnste genau ausdrückt. Nur die lebende Sprache selbst vermag die Mängel der stets nur andeutenden Schrift zu ergänzen: ist uns aber die Kenntniß der lebenden Sprache bereits verloren, so können wir nur durch vielerlei Schlüsse das einstige wirkliche Leben ihrer Laute aus ihrer Schrift annähernd erkennen. Der Sprach- und Schriftkenner wird daher für sich selbst nie wünschen, daß es nur éine allgemeine Schrift gebe: er betrachtet die vielerlei Schriftarten nur als Mittel zum Ziele, und weiß, daß die Schrift sich nach jeder Sprache immer sehr verschieden gestalten muß. Allein einmal reißen in jede Schrift, auch wenn sie anfangs besser war, leicht im Verlaufe der Zeiten allerlei neue Mängel und üble Gewohnheiten ein, welche man am richtigsten nur durch eine allgemeine Rücksicht theils auf ihren Ursprung, theils auf das Wesen und die Bestandtheile aller Schrift verbessert: schon deshalb könnte man eine allgemeine Schrift als Muster und Vorbild für jede einzelne aufstellen, zumal alle unsre jetzigen höchst vielfachen und unendlich von einander abweichenden Schriften auf sehr wenige alte Urschriften zurückgehen, welche nur richtig wieder aufgefunden werden wollen. Ferner muß doch jeder feinere Sinn an dem erschrecklichen Wirrwarr sich stoßen, welcher bei der Wiedergabe fremder Wörter und Namen in unsern jetzigen Sprachen sich zeigt: ein möglichst festes Gesetz über diese Wiedergabe würde gerade für Volksschriften höchst erwünscht sein; und man sollte meinen die jetzigen gebildeten Völker in Europa ständen sich wech-

Digitized by Google

selseitig so nahe, daß sie gern ein gemeinsames Gesetz zum Umschreiben wenigstens vorläufig der außereuropäisch n Namen und Wörter annehmen würden. Dazu kommt, daß diese neuern europäischen Völker jetzt immer häufiger in die Nothwendigkeit kommen für noch nie geschriebene Sprachen von vorne an entsprechende Schriften zu erfinden: es wäre thöricht, wenn man (wie freilich bis jetzt oft geschehen) eine einseitige Schriftart, etwa die englisch französische oder deutsche, auf solche Sprachen anwenden wollte, da man vielmehr schon zum Vortheile der künftig nach diesen neuen Schriften zu bildenden Ureinwohner jedesmal die möglich richtigsten Schriftzüge festsetzen sollte.

Letztere Veranlassung ist es eben, welche die vorstehende Schrift ins Leben gerufen hat. In London als dem heutigen großen Hauptsitze der evangelischen Sendungen in die Heidenländer und zugleich der allgemeinen Bibelverbreitung kam man in jüngster Zeit zu der Einsicht, daß es besser sei für die Bibelübersetzung in so viele bis dahin noch nie in Schrift gebrachte Sprachen ein festes Laut- und Schriftgesetz zu besitzen als die Schreibung der Laute jedem einzelnen Uebersetzer zu überlassen. Der Secretär der Church Missionary Society, Rev. Henry Venn, veröffentlichte zuerst 1848 Rules for reducing unwritten languagues to alphabetical writing in Roman characters, with reference especially to the languages spoken in Afrika; und mein Freund und früherer Schüler, Rev. S. W. Koelle, welcher von dieser Gesellschaft ausdrücklich zu dem Zwecke die westafrikanischen Sprachen der zu bekehrenden Völker näher kennen zu lernen ausgesandt war, nahm sich der Sache besonders eifrig an. Der

Digitized by Google

preußische Gesandte Bunsen in London, auch für Alles was Sprache und Schrift betrifft höchst theilnehmend, bewirkte dann die Zuziehung des Herrn Prof. Lepsius zur nähern Erörterung der Frage, wofür wir ihm, sofern er überhaupt dafür sorgte, daß die deutsche Wissenschaft dabei gehört wurde, recht dankbar sein können; und so erschien die vorliegende umfassende Abhandlung über den Gegenstand. Die Abberufung des langjährigen preußischen Gesandten von London wird freilich wie andern so auch diesem scheinbar unbedeutendem Unternehmen wenig Vortheil bringen: indessen wünschen wir, daß die so kräftig angeregte Sache nicht wieder einschlafe. Wir müssen es schon für ein günstiges Zeichen der Zeit halten, daß die Engländer so viel Bereitwilligkeit zeigen in dieser Sache ihre eigne von so absonderlichen Gewohnheiten ausgehende Rechtschreibung nicht zum höchsten Maßstabe aufzustellen.

Man übertreibe freilich auch die Nützlichkeit und Ausführbarkeit der Sache nicht. Jede Schriftart, welche man wählt, wird immer nur Andeutungen für die lebendigen Laute geben, nie diese völlig entsprechend und genügend wiedergeben können. Ferner sind die menschlichen Sprachlaute fast unerschöpflich mannichfaltig: jeder neue Sprachstamm hat uns darin Ungeahnetes gelehrt; und erst etwa, wenn alle möglichen menschlichen Sprachen bereits vollkommen bekannt und genau beschrieben wären (woran bis jetzt noch sehr viel fehlt) könnte man daran denken eine allgemeine Schrift zu entwerfen, welche wirklich alle die Abschattungen menschlicher Laute vollständiger darstellte. Wiewohl auch eine solche allgemeine Schrift wiederum höchstens für die Gegenwart genügen würde: da keine Sprache ihre Laute beständig unverändert

Digitized by Google

festhält und die Geschichte der möglichen Lautveränderungen in den Sprachen bei weitem noch nicht beendigt ist. Indessen ist trotzdem der Versuch zu wagen; und da ein solcher Versuch ohne genauere Kenntniß theils der Lautgesetze an sich, theils möglichst vieler und möglichst verschiedener Sprachen und Sprachstämme überhaupt nicht wohl gewagt werden kann, so wird auch die Wissenschaft dabei vielfach gewinnen können.

Die vorstehende Schrift ist nun schon dadurch nützlich, daß sie S. 49—64 den Versuch macht für 26 afrikanische, 17 asiatische, 8 amerikanische und 3 australische größtentheils noch wenig bekannte Sprachen eine gleichmäßige Lautschrift aufzustellen. Die Schrift selbst, welche sie als Muster einer allgemeinen aufstellt, kann jedoch nur als ein Vorschlag zu einer solchen betrachtet werden: und es würde sich zunächst fragen, ob die dabei angewandten Grundsätze die richtigsten seien.

Manche dieser Grundsätze sind allerdings unter den deutschen Sprachkennern schon so gut als feststehend zu betrachten. Der Verf., welcher die Geschichte dieser Ansichten und Sitten berührt, erklärt sie doch nicht genau genug, vielleicht weil der Umfang dieser Abhandlung ihm zu beschränkt schien: aber auch bei diesen schon so gut als feststehenden Grundsätzen kommt es sehr auf ihre richtige Anwendung an. So ist der erste hier aufgestellte Grundsatz, jeder einfache Laut dürfe nur durch ein einfaches Zeichen wiedergegeben werden: dieses führte ich schon 1829—1830 im Arabischen fast vollständig durch; aber was ist nun näher betrachtet ein einfacher Laut? Der Verf. erklärt sich darüber nicht: allein indem er auch das ng in Wörtern wie deutsch enge, englisch *singing* für einen solchen einfachen Laut hält

und dafür nur éin Zeichen dem sanskritischen Kehl-nasenlaute entsprechend fordert, fürchte ich, daß damit schon über die Grenzen einer deutlichen und klaren Lautschrift hinausgegangen sei. Denn offenbar verhält es sich mit einem solchen ng zwischen zwei Vocalen doch nur ebenso wie mit dem wiederholten oder doppelten einfachen Laute: setzen nun viele alte Schriftarten für *nn ss bb* ꝛc. stets nur den einfachen Laut, so können wir dies keineswegs heute als Muster aufstellen, und so gut als man stets essen schreiben wird, wird die Schreibart ng oder ṅn stets wohl unangefochten bleiben. Auch ist es nicht richtig, daß das Sanskrit für solche Fälle wie die hier genannten sind bloß sein ङ gebrauche: es setzt dies nie zwischen zwei Vocalen. Ferner zieht der Verf. dahin das *ch* und *th*, wofür er die griechischen Zeichen χ ϑ einzuführen vorschlägt: dies stößt mit einem andern Grundsatze zusammen, welchen wir bedauern hier gar nicht berührt zu sehen.

Man wird nämlich éine Schrift zu Grunde legen müssen, welche schon jetzt als die allgemeinst gebrauchte gilt: und so stimmt man ja auch im Zugrundelegen der lateinischen überein. Handelt es sich nun darum, aus einer solchen als Grundlage angenommenen Schrift eine allgemeinere zu bilden, so wird man ihre Zeichen so verständig als möglich anwenden, keines derselben leicht als unnöthig ganz fortwerfen (denn je mehr gegebene Zeichen schon vorliegen, desto besser ist es), und wo es unvermeidlich ist zwar einige Neuerungen durch kleine Striche oder Stiche an den gegebenen Zeichen wagen, aber auch diese Neuerungen so eng als möglich an den gegebenen Grund anschließen. Was sollte uns also bewegen statt ch und th χ und ϑ einzuführen? Daß die Laute welche aus den straffen **k t p** durch eine Art vo

weicherem Anhauche oder ein hinzutretendes Lispeln hervorgehen in der Schrift ebenfalls nicht so einfach bezeichnet zu werden brauchen, zeigt sogar das Sanskrit, wenn man auf die Entstehung seiner Zeichen für die gehauchten Laute achtet; das einzige Wünschenswerthe wäre also, daß man ch und th auch in der Schrift und im Drucke stets ganz eng zusammenschriebe und möglichst in einander zöge, um dadurch ihre Einheit im Laute zu bemerken und sie von solchen Fällen zu unterscheiden, wo t-h etwa getrennt gesprochen werden müßten. Dies wäre eine leichte Verbesserung, die zumal im Drucke ausgeführt sich auch außerdem vielfach empfehlen würde. Griechische Buchstaben aber mitten in die lateinischen zu mischen, würde ein äußerstes Mittel sein, welches man schwerlich in einer nicht für lateinisch und griechisch gelehrte Leute berechneten Schrift ausführen könnte. Daß einzelne gelehrte Deutsche χ und ϑ bereits so gebraucht haben, ist hier ohne Gewicht: sie schrieben für griechisch Kennende. Die hier vorzuschlagende Schrift sollte ja aber umgekehrt für den allgemeinsten Gebrauch dienen: die Vermischung der griechischen und lateinischen Buchstaben, schon an sich bedenklich und unschön, würde ihr sicher nicht zur leichten Einführung dienen; und unscheinbare Verbesserungen, welche sich ganz an den bisherigen Bestand anschließen, sind den gewaltsamen nirgends mehr als hier vorzuziehen.

Ein anderer sehr bedenklicher ja unrichtig scheinender Grundsatz, welchen der Verf. aufstellt, ist: „man solle diejenigen Buchstaben, welche in den wichtigsten europäischen Orthographien einen verschiedenen Werth haben, in einem allgemeinen Alphabete überhaupt nicht anwenden.“ Für eine so zarte Rücksicht findet sich wohl schon an sich

Digitized by Google

kein Grund: damit nicht Einige straucheln, ehe sie zu gehen gelernt haben, soll man die ganze Bahn aufheben? und wenn ein Zeichen in einer einzelnen Sprache seinen ursprünglichen Laut verloren hat, so soll man es nicht beibehalten, obgleich es in einer andern ihn noch besitzt? Aber wenn man den Grundsatz gar wörtlich nehmen wollte, wie viele lateinische Buchstaben würden dann wohl zum freien Gebrauche für das Musteralphabet noch übrig bleiben?

Der Verf. aber will nach diesem Grundsatze wenigstens *c* und *j* ganz ausschließen. Wir finden jedoch schon für die Ausschließung des *c* keinen Grund, da kein Zeichen seiner bisherigen Geschichte nach geeigneter ist als dieses die in so vielen Sprachen vorkommenden gequetschten Laute auszudrücken, sobald man neben ihm beständig *k* für die eigentlichen Kehllaute gebraucht. Wozu soll man den Reichthum fortwerfen, welcher sich wirklich vorfindet und der sich ganz vortheilhaft anwenden läßt? Sogar das *x* braucht für viele Sprachen nicht im Mindesten verloren zu gehen, obgleich wir nicht bemerken, daß der Verf. es irgendwo aufgenommen wünscht.

Der Wegfall des *j* für den Halbvokal läßt sich ebensowenig ja wohl noch weniger vertheidigen. Mögen Franzosen und Engländer seinen Laut sich haben verändern lassen und es dann überhaupt für einen verschiedenen Laut anwenden: was folgt daraus gegen seine Anwendung in der ihm eigenen ursprünglichen Bedeutung? Wenn der Verf. dafür durchaus *y* setzen will, so trifft er zwar dadurch mit einigen deutschen Sanskritgelehrten zusammen, welche besonders in neueren Zeiten bei der Wiedergabe indischer Wörter gern den Engländern folgend *y* für *j* setzen.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. 147. Stück.

Den 14. September 1854.

Berlin

Schluß der Anzeige: »Das allgemeine linguistische Alphabet. Grundsätze der Uebertragung fremder Schriftsysteme und bisher noch ungeschriebener Sprachen in Europäische Buchstaben. Von R. Lepsius.«

Allein wie ich in indischen Wörtern beständig *j* gebraucht, diesen Gebrauch auch in der 1837 hier in Göttingen angefangenen Morgenländischen Zeitschrift durchgeführt habe, so habe ich noch neulich bei einer andern Veranlassung erörtert wie unwürdig es eines zumal indisch verstehenden deutschen Gelehrten und Schriftstellers sei hierin die Engländer nachzuahmen. Möge man näher untersuchen wie es gekommen, daß die Engländer *y* statt unseres *j* schreiben; mag es sein, daß dieses *y* ursprünglich nur ein *ij* oder ein verstärktes *i* darstellen soll: in der Wirklichkeit fällt sein Zeichen mit dem eines sehr verschiedenen und häufig gebrauchten griechischen Lautes zusammen; und da wir *j* haben, so werden wir es doch sicher so-

wohl sonst überall als insbesondre für eine Musterschrift beibehalten, und können wohl erwarten, daß darin Engländer und Franzosen, wenn sie wirklich eine allgemeine Schrift haben wollen, uns nachfolgen werden. Auch kommt ja der Verf. dadurch in Widerspruch mit seinem eignen Grundsatze, „daß verschiedene Laute nicht durch ein und dasselbe Zeichen dargestellt werden dürfen": denn das *y* wird man in seinem bekannten griechischen Gebrauche nicht abschaffen können.

Dagegen empfiehlt sich das vom Verf. vorgeschlagene *s* für sch, wofür das englische *sh* schon einfacher ist. Auch ein ; oder ein zwiefacher Hauch für ע ließe sich empfehlen, da der Hauch den ich in Druckschriften dafür wählte nur um ein im Drucke bereits gegebenes Zeichen zu nehmen ausgewählt wurde. Die vom Verf. neu gewählten Zeichen sind auf Kosten der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin gegossen.

Wir billigen daher zwar ganz den hier gemachten Versuch sofern er eben nur als solcher gelten will, wünschen aber, daß die Grundsätze, welche hier aufgestellt sind, zuvor noch vielfältiger untersucht werden. Was aber die Anwendung einer solchen allgemeinen Schrift betrifft, so würde sie, sobald sie durch die Einsichten und Rathschläge der kundigsten Männer nur erst etwas zuverlässiger geworden sein wird als sie hier vorliegt, gewiß am nächsten und unmittelbar am nützlichsten für solche Sprachen angewandt, welche noch gar keine Schrift besitzen. Eine weitere Anwendung wäre dann schwerlich durch Sammlung von Unterschriften oder ähnlichen halben Zwang, sondern nur durch die Güte der Sache selbst allmälig zu erreichen. Schon bei der Rechtschreibung der Muttersprache, so viel dabei im Deutschen zu verbes-

Digitized by Google

fern wäre, läßt sich durch Unterschriften, durch Berathungen und ähnliche Mittel nicht viel erreichen: und es ist seltsam, daß man heuer irgendwo in Deutschland, als hätte man nichts Besseres zu thun, über deutsche Rechtschreibung öffentliche Berathung hält. Wie viel weniger ist sobald eine günstige Stimmung Vieler für eine allgemeine Schrift zu erwarten! Darum ermüde man nur nicht die richtigen Grundsätze noch besser als in diesem Versuche geschieht darzulegen, und versuche ihre Anwendung bei jeder Gelegenheit: wenigstens sehr Vieles davon, können sich nur erst die wirklich Sachkundigen damit befreunden, wird dann schon allmälig in allgemeineren Gebrauch kommen. H. E.

Leipzig

bei W. Engelmann 1854. Beiträge zur Physiologie des Sehorgans von Dr. Georg Meißner. 121 S. in Octav. Mit vier lithogr. Tafeln.

Verschiedene Versuche, vor längerer Zeit bereits angestellt, aber noch nicht veröffentlicht, hatten Prof. Baum zu der Ueberzeugung gebracht, daß die horizontale Horopterlinie nicht der bekannte allgemein dafür angenommene Kreis, sondern eine gerade Linie sei, welche durch den fixirten Punkt parallel mit der Verbindungslinie zwischen den Kreuzungspunkten der Richtungsstrahlen beider Augen verläuft. Diese Versuche gaben dem Verf. der vorliegenden Schrift die Veranlassung, das Vorhandensein und die Gestalt des Horopters für die verschiedenen Stellungen der Augen in umfassenderer Weise zu untersuchen. Die reiche Belehrung, welche seine genaue und sorgfältige Arbeit darbietet, erlaubt mir nicht, aller interessanten

Digitized

Nebenpunkte zu gedenken, auf die er beiläufig unsere Aufmerksamkeit lenkt; aber sie verpflichtet um so mehr, durch einen kurzen Ueberblick der Hauptobjecte seiner Nachforschung den Werth derselben für die Entscheidung der hier schwebenden Fragen anzudeuten.

Die häufige Erscheinung von Doppelbildern eines und desselben gesehenen Punktes lehrt hinlänglich, daß nicht unter allen Umständen qualitativ gleiche Eindrücke beider Augen zu einer einzigen Wahrnehmung verschmelzen. Die Frage, warum wir mit zwei Augen einfach sehen, bedarf daher insoweit allerdings einer Beantwortung, als die Bedingungen nachzuweisen sind, unter denen dies Einfachsehn, dessen Gegentheil unter andern Bedingungen nicht unmöglich ist, eintreten muß. Man hat längst diese Bedingungen dahin bestimmt, daß die beiden Bilder des einfach wahrzunehmenden Punktes nicht auf beliebige Stellen beider Netzhäute, sondern auf solche fallen müssen, die ihrer Lage nach vollkommen analog sind, d. h. von den Mittelpunkten der Netzhäute um gleiche Größen nach gleichen Richtungen des Raums abstehen. Nennen wir je zwei solche Stellen identische Netzhautpunkte, so soll dieser Name nicht eine Erklärung des Grundes geben, aus welchem die auf sie treffenden Eindrücke zu einer einfachen Wahrnehmung führen, sondern er gilt uns nur als eine Bezeichnung der Thatsache, daß eben je zwei solche Stellen es sind, deren Erregungen auf einem dahin gestellt bleibenden Wege eine einfache Wahrnehmung veranlassen. Das Bild eines durch beide Augen fixirten Punktes fällt nun stets auf die beiden Mittelpunkte der Netzhäute, die identisch sind, und wird einfach gesehen. Die übrigen bei derselben Stellung der Augen indirect gesehe-

nen Objecte dagegen müssen sich im Raume an bestimmten Orten befinden, damit ihre Lichtstrahlen sich nach den bekannten Gesetzen auf zwei identischen Stellen beider Netzhäute vereinigen können. Verbinden wir diese Orte vieler Punkte zu einer zusammenhängenden Raumgestalt, so erhalten wir den Horopter, der mithin nach des Verfs allgemeiner Bestimmung überhaupt den Theil des Raumes bezeichnet, in welchem die Punkte liegen, die mit dem fixirten zugleich einfach gesehen werden. Für jede andere Stellung der Augen ist daher der Horopter ein anderer, und von den neuen Verhältnissen, in welche durch die Drehung der Augen die identischen Stellen zu einander und zu den Objecten gebracht werden, wird es abhängen, ob für eine bestimmte Stellung überhaupt ein Horopter möglich, und ob der vorhandene eine Fläche oder eine Linie sein wird. Es bleibt also vorläufig dahin gestellt, ob für eine bestimmte Augenstellung es außer dem Orte des fixirten Punktes überhaupt noch einen andern Punkt, oder noch eine Linie oder eine Fläche im Raume gibt, von welcher aus die Lichtstrahlen dort gelegener Objecte sich auf identischen Stellen beider Augen zu zwei verschmelzenden Bildern vereinigen können.

Diese Fragen hat der Verf. experimentell zu lösen versucht, zunächst mit Beschränkung auf die Stellungen, die bei dem normalen und gesunden Gebrauche der Augen vorkommen. Die Untersuchung selbst hat das doppelte Interesse, nicht nur die Gestalt des vorhandenen Horopters zu bestimmen, sondern auch umgekehrt aus den Distanzen und Lagen vorkommender Doppelbilder auf die Veränderungen zurückzuschließen, welche die gegenseitige Lage der identischen Netzhautstellen durch bestimmte Drehungen des Auges erfährt.

Eine Linie, welche die Kreuzungspunkte der Richtungsstrahlen beider Augen verbindet, heiße die Grundlinie G; eine Ebene durch sie und den fixirten Punkt, mithin durch beide Sehaxen, die Visirebene; eine zweite Ebene, durch den fixirten Punkt und den Mittelpunkt von G senkrecht auf die vorige sei die Medianebene, endlich die Durchschnittslinie dieser beiden Ebenen, die der Verf. namenlos gelassen hat, möge Medianlinie heißen. Diese Medianlinie denken wir uns zunächst senkrecht auf G, so daß der fixirte Punkt gleichweit von den Mittelpunkten beider Augen entfernt ist. Wird nun ein Punkt F der Medianlinie fixirt, so gibt jeder andere zugleich indirect gesehene Punkt P derselben Linie Doppelbilder. Und zwar wenn P entfernter vom Mittelpunkt der G ist, als F, sind die Bilder bekanntlich rechtseitige, das rechte dem rechten, das linke dem linken Auge angehörig. Denn beide Bilder fallen auf die (nicht identischen) Nasalseiten der Netzhäute, und liegen hier um gleiche Distanzen von den Mittelpunkten ab; beide werden daher in der Wahrnehmung nach außen von der Medianebene projicirt und das Bild des rechten Auges erscheint ebenso weit nach rechts von dem fixirten Punkt abstehend, als das des linken nach links. Die Entfernung beider Bilder von einander, meßbar an einer Scala, die durch den fixirten Punkt parallel mit G gelegt wird, nimmt mit der Entfernung des Punktes P von F, welcher letztere im Horopter liegt, ab und zu; sie kann deshalb als Maß der Entfernung dienen, um welche der indirect gesehene Punkt P hinter dem Horopter liegt. Ist P dem Auge näher als F, so entstehen verkehrte Doppelbilder, das linke dem rechten, das rechte dem linken Auge angehörig; und die gegenseitige Entfernung dieser

verkehrten Bilder kann in entsprechender Weise als Maß für die Entfernung des P von dem Horopter nach vorn, oder für den vorderen Horopterabstand eines indirect gesehenen Punktes dienen.

Der Verf. wendet sich nun zuerst zur Untersuchung des Horopters in verticaler Richtung und zwar für horizontale Visirebene, natürliche aufrechte Stellung des Kopfes und symmetrische Convergenz der Augenaxen, so daß F in der Medianlinie, und diese senkrecht auf G ist. Befindet sich der indirect gesehene Punkt P in der Medianlinie hinter F und wird er von diesem anfänglichen Orte in senkrechter Richtung aufwärts bewegt, so nimmt die Entfernung seiner (rechtseitigen) Doppelbilder gleichmäßig ab; sie fallen bei Erreichung einer gewissen Höhe L zusammen und P wird einfach gesehen; bei weiterem Steigen des Punktes divergiren die Bilder von neuem, aber jetzt als verkehrte. Sinkt dagegen P von seinem ursprünglichen Orte in der Medianlinie senkrecht unter die Visirebene, so wächst die Divergenz seiner Doppelbilder beständig. Dieser Versuch lehrt also nach dem Obigen, daß P zuerst hinter dem Horopter lag, während seines senkrechten Aufsteigens verminderte sich sein hinterer Horopterabstand, es erreichte den Horopter in der Höhe L und trat von da an weiter steigend vor den Horopter. Lag der Punkt P ursprünglich in der Medianlinie vor dem fixirten F, so wächst, wenn P senkrecht aufsteigt, die Distanz seiner (verkehrten) Doppelbilder beständig; sinkt dagegen P senkrecht unter die Visirebene, so nähern sich die Bilder, fallen bei einer gewissen Tiefe M zusammen und P wird jetzt einfach gesehen; unter M hinab divergiren die Bilder von neuem, doch jetzt als rechtseitige. Mithin lag P in dem Punkt M in dem Horopter und

entfernt sich von ihm senkrecht aufsteigend, beständig nach vorn. Man kennt also für diese Augenstellung drei Punkte des Horopters, L, F, M; es entsteht nun die Frage, ob sie in einer geraden Linie oder in einer Curve liegen.

Eine unmittelbare Markirung der Punkte M und L, welche diese Frage kurz entscheiden würde, ist praktisch nicht wohl ausführbar. Wäre jedoch der verticale Horopterdurchschnitt eine Curve, so würden die horizontalen Abstände der Doppelbilder von der senkrechten Linie oder von einander nicht in einfacher Proportion mit der wachsenden Höhe des aufsteigenden Punktes P abnehmen. Denn diese Distanzen entsprechen den Horopterabständen des P, die ihrerseits den Höhen nicht einfach proportional sein würden, sobald der Horopterdurchschnitt gekrümmt wäre. Vielmehr, wenn diese Horoptercurve dem Auge ihre Concavität zukehrte, so würde der aus der Medianlinie aufsteigende Punkt P sich anfangs der ihm zugewandten Convexität derselben rasch, höher über die Visirebene hinauf dagegen langsamer nähern; die Entfernung der Doppelbilder würde demgemäß zuerst schnell, dann zögernd abnehmen, und sie würden in zwei Curven aufzusteigen scheinen, welche ihre Convexität einander und der Medianebene zukehrten. Umgekehrt, wenn die Horoptercurve convex gegen das Auge läge, würden die Bahnen, welche die Doppelbilder während des Aufsteigens des P durchlaufen, concav gegen einander und gegen die Medianebene sein. Ist endlich der Horopterdurchschnitt eine gerade Linie, so sind hier allein die Horopterabstände und folglich die Distanzen der Bilder proportional den Höhen, und die Bilder nähern sich beim Steigen von P in geradlinigen Bahnen. Um nun zu beurtheilen,

welcher von allen diesen Fällen Statt findet, ist begreiflich der bisher angeführte Versuch ungeeignet, da die Orte der Doppelbilder hier nur successiv zur Anschauung kommen. Anstatt jedoch den Punkt P aus der Medianlinie aufsteigen zu lassen, kann man auf ihm einen senkrechten Stab errichten. Die zugleich sichtbaren Doppelbilder aller verschieden hohen Punkte desselben versinnlichen hier die Bahn, die das Doppelbild des aufsteigenden Punktes durchlaufen hätte. Die Bilder eines solchen hinter dem fixirten Punkte auf der Medianlinie senkrechten Stabes erscheinen nun deutlich genug als gerade nach oben convergirende Linien, deren Kreuzungspunkt unter günstigen Bedingungen wirklich in das Sehfeld rückt. Wird endlich dieser Stab, den man sich durch P unter die Visirebene hinab verlängert denken mag, um eine in dieser Ebene parallel der G liegende Axe so gedreht, daß sein oberer Arm sich vom Auge entfernt; so wird der Horopterabstand desselben vermehrt, der des untern Arms vermindert. Die oberen convergirenden Theile der Doppelbilder weichen aus einander, ihr Kreuzungspunkt verschwindet aus dem Sehfeld, die Doppelbilder des untern Armes nähern sich, und bei ungefähr 14° Abweichung des obern Arms von der Senkrechten (bei horizontaler Visirebene) stehen die Doppelbilder des ganzen Stabes parallel. Diese Thatsache nun, daß überhaupt irgend einer geraden Linie eine Stellung gegeben werden **kann**, in der ihre Doppelbilder parallel werden, beweist, daß der verticale Horopterdurchschnitt eine gerade Linie ist, da, wenn er eine Curve wäre, nur die Doppelbilder einer dieser Curve parallel gekrümmten Linie parallel erscheinen würden. Für die horizontale Visirebene ist also der verticale Horop-

terdurchschnitt eine Gerade, deren über der Visirebene liegender Arm sich vom Auge entfernt.

Diese Ergebnisse benutzt nun der Verf. zu Rückschlüssen auf die Natur der Augenbewegungen. Sind beide Augen so gestellt, daß jede zwei Punkte identisch sind, die von den Mittelpunkten der Netzhäute aus gleiche Coordinaten nach gleichen Richtungen des Raums haben, was wir durch die Formel ru | ru bezeichnen wollen *), so werden die verticalen Meridiane, welche von vorn nach hinten durch die Mittelpunkte der Augen gelegt, beide Netzhäute halbiren, einander so entsprechen, daß je zwei Punkte von gleicher Höhe in ihnen

*) Ich wähle diese Bezeichnung, um ohne Figuren deutlich zu sein. Der verticale Strich kann die Medianebene oder einfacher die Nase vorstellen; die Buchstaben vor ihm beziehen sich auf das linke, die hinter ihm auf das rechte Auge. Der erste dieser Buchstaben bedeutet stets die Abscisse, der zweite die Ordinate eines Netzhautpunktes (oder des auf ihn fallenden Bildes) für die Meridiane als Axen und ihren Durchschnittspunkt als Anfangspunkt. Da es in den hier vorliegenden Fällen und in ähnlichen Untersuchungen bei sehr vielen andern mehr auf die Lage der Coordinaten eines Punktes, als auf ihre Größe ankommt, so bezeichnen die Buchstaben die Richtung, nach der sie genommen werden, die Größe aber nur insofern, als beständig vorausgesetzt wird, daß die Coordinaten in beiden Augen gleich groß sind. Es ist also r rechts, l links, o oben, u unten, und da es für andere Fälle anschaulicher ist, sich nicht auf die Lage der Netzhautpunkte im Raume überhaupt, sondern auf ihr Verhältniß zu identischen Hälften zu beziehen, so sind im Folgenden mehrmals die Abscissen mit a und i bezeichnet, d. h. ihre Richtung nach außen und innen, von oder nach der Medianebene. Identische Stellen sind daher z. B. ru | ru (= iu | au), lo | lo (= ao | io); nicht identische ru | lu oder ro | lo = iu | iu und io | io, welches Stellen der Bilder für indirect gesehene Punkte hinter dem fixirten, und lu | ru = au | au, welches Stellen für die Bilder eines Punktes vor dem fixirten sind.

Digitized by Google

identisch sind, d. h. die verticalen Meridiane sind hier zugleich verticale Trennungslinien der Netzhäute in identische Hälften, oder: die verticalen Trennungslinien (nur beziehungsweise so zu nennen, weil sie eventuell bei den Drehungen des Auges in kleinem Spielraum um die verticale Stellung schwanken) stehen hier wirklich vertical und sind einander parallel. Eine senkrechte Linie würde für diese Augenstellung je nach ihrem Orte im Raume sich entweder auf beiden Trennungslinien selbst abbilden und dann ganz einfach gesehn werden, oder ihre Bilder würden auf die beiden äußern oder auf die beiden innern Hälften der Netzhäute, mithin auf nicht identische Stellen fallen und in rechtseitigen oder verkehrten Doppelbildern erscheinen. Die Netzhautbilder einer senkrechten Linie sind aber immer senkrecht auf dem horizontalen Meridian der Netzhaut. Jedes einzelne Auge würde daher sein ihm gehöriges Bild senkrecht sehen. Denn obgleich wir die schwierige Frage nach dem Zusammenhange zwischen der Lage des Netzhautbildes und der Richtung, die wir dem Bilde in der Anschauung zuschreiben, auch durch die sehr beachtenswerthen Bemerkungen des Verfs noch nicht für erledigt halten können, so dürfte doch für die oben erwähnte normalste aller Augenstellungen die Voraussetzung gelten, daß jedes einzelne Auge dem Bilde im Raume dieselbe Richtung zuschreibt, die das Bild auf der Netzhaut, von seiner Umkehrung abgesehen, besitzt. Im obigen Falle nun würden die beiden senkrechten Bilder nicht nur parallel dem verticalen Meridian, sondern auch der mit diesem identischen Trennungslinie sein, beide also parallel dem Bilde derjenigen Linie, die sich auf beiden Trennungslinien abbildet. Nichts hindert

daher hier, daß jedes Auge einzeln sein Bild senk
recht zu sehen fortfährt, weil beide Bilder ebe
zugleich auch derjenigen Linie parallel sind, d
beiden Augen gemeinschaftlich angehört, und vo
beiden senkrecht gesehn wird.

In den obigen Experimenten verhält sich ab
die Sache anders; die sichtbaren Doppelbilder e
ner hinter dem fixirten Punkt über die Medianl
nie steigenden Senkrechten convergiren nach ober
obgleich ihre Netzhautbilder auch hier auf den
horizontalen Meridian der Netzhäute senkrecht sei
müssen. Wir schließen daraus, daß unter den
Umständen jener Versuche, bei horizontaler Visir
ebene nämlich und symmetrisch convergirenden Au
genaxen die gegenseitige Lage der identischen Stel
len eine andere ist, als in der oben erwähnten
Normalstellung; es fragt sich nun, welche. Es
sei AB die vom Punkt A der Medianlinie aufstei
gende Senkrechte, so bildet sich ihr Fußpunkt A
weil er in der Visirebene liegt, auf dem horizon
talen Meridian der Netzhaut ab; da er aber in
Doppelbildern erscheint, so fallen seine Netzhaut
bilder auf nicht identische Stellen, und es steh
das Bild a des linken Auges vom Mittelpunkt
um dieselbe Abscisse nach rechts oder innen, wi
das Bild α vom Mittelpunkt des rechten Auges
nach links und innen. (Es gilt also für das Bil
von A diese Stellung: i | i, oder r | l, wo r=l
die Ordinate = 0). Der Kopfpunkt B der Lini
sei zugleich der Kreuzungspunkt der Doppelbilder
so ist sein Bild das einzige, das auf identisch
Stellen fällt. Nun steht aber das Netzhautbil
der ganzen Linie AB in beiden Augen senkrecht
hat gleiche Größe und befindet sich in beiden i
einem untern Quadranten. Errichtet man dahe
auf den Punkten a und α Ordinaten nach unter

Digitized by Google

von der Länge des Netzhautbildes u, so sind die Endpunkte dieser Ordinaten die Orte, an welchen sich für diese Augenstellung zwei identische Stellen befinden, nämlich die, welche das einfache Bild des Punktes B geben. Die Coordinaten dieses Punktes sind also iu | iu oder ru | lu. Der rechte untere Quadrant des linken und der linke untere des rechten Auges können aber nur dadurch zu identischen Stellen kommen, daß die verticalen Trennungslinien der Netzhäute ihre Lage ändern. Es müssen die untern Hälften der Trennungslinien nach der Nasalseite convergirt haben, und zwar würde ihre genauere Lage sich aus der obigen Formel ergeben, wenn man diese als Gleichung eines beliebigen Punktes der Trennungslinien ansieht, und sich erinnert, daß ein zweiter Punkt derselben stets der Mittelpunkt des Auges ist.

Die psychologische Analyse der Wahrnehmung unter diesen Umständen hat der Verf. ausführlich in Bezug auf die ganz analogen Erscheinungen bei horizontalen Linien S. 50 unternommen. Nach ihm würde in unserm Falle jedes einzelne Auge fortfahren sein Bild senkrecht zu sehen; aber beide Bilder haben nun im gemeinschaftlichen Sehfelde nur einen Punkt, den Endpunkt, gemein. Sie berühren sich also in diesem Punkte, und nur dieses wahrzunehmen liege ein directer Grund vor, nicht aber dafür, die Bilder nicht vertical zu sehn. Ihre Convergenz würde daher eine Art von secundärem Schein sein, durch den die Anschauung jene primär wahrgenommene Kreuzung erklärte. Um nun die wirkliche Lage der Trennungslinien für einen bestimmten Fall zu ermitteln, scheint es am nächsten zu liegen, unmittelbar den Winkel zu messen, unter dem die Doppelbilder des Stabes convergiren, oder auch den, unter

welchem sie gegen den Horizont geneigt erscheinen. Da jedoch die Kleinheit der fraglichen Winkel die Messung unthunlich macht, sucht der Verf. eine Bestimmung auf indirectem Wege zu ermöglichen. Das Ergebniß einer leichten Rechnung ist die Relation: $\cot. x = \cot. n. \frac{AC}{CF}$. Hierin ist x der Winkel, den das Retinabild des unter dem Winkel n gegen die Medianlinie geneigten Stabes mit dem horizontalen Meridian der Netzhaut macht; AC ist die Hälfte der Grundlinie G, und CF die Entfernung zwischen dem Scheitel des Winkels n und dem Mittelpunkte der Grundlinie. Steht der Stab nicht im fixirten Punkt selbst, sondern hinter ihm in der Entfernung CP von dem Mittelpunkt der Grundlinie, und ist n derjenige Neigungswinkel, bei dem die Doppelbilder des Stabes einander, seine Retinabilder mithin mit den Trennungslinien parallel sind, so gibt die Formel $\cot. x = \cot. n \frac{AC}{CP}$ den Werth des Winkels, den die Trennungslinien mit den horizontalen Meridianen machen. (Ich habe hinzuzufügen, daß auf S. 28 und 29 in diesen Formeln fälschlich $\frac{CF}{AC}$ und $\frac{CP}{AC}$ für die umgekehrten Brüche steht; da jedoch die vorangehende Entwicklung der Formel sofort auf den richtigen Ausdruck leitet, und die späteren Berechnungen diesen voraussetzen, so würde man sich freilich auch ohne diese Bemerkung leicht über den erwähnten Druckfehler orientiren). Kennt man also den Winkel n, um den ein gerader Stab in der Medianebene gegen die Visirebene geneigt sein muß, damit seine Doppelbilder parallel stehen, so ist aus ihm der Nei-

Digitized by Google

gungswinkel α der Trennungslinien gegen die horizontalen Meridiane zu finden; und hieraus endlich der Winkel, den der Horopter selbst mit der Medianlinie macht, und der nicht identisch ist mit n. Wenn nämlich der Stab entfernter als der Visirpunkt, also hinter dem Horopter liegt, so muß er, damit seine Bilder parallel erscheinen können, nicht selbst parallel dem Horopter sein, sondern mit der Medianlinie einen kleineren Winkel als dieser einschließen. Ist m der Neigungswinkel des Horopters, so findet die Relation Statt: $\cot. n : \cot. m = CP : CF$, wo CF die Entfernung des fixirten Punktes, CP die des Scheitels von n von der Mitte der Grundlinie.

Hiernach wendet sich der Verf. zu der Frage, wie sich die Neigung des Horopters und die Lage der verticalen Trennungslinien bei verschiedenen Convergenzgraden und verschiedenen Neigungen der Augenaxen gegen den Horizont verhalten. Doch wird bei diesen Untersuchungen, die neu und dankenswerth sind, da alle bisherigen nur von dem Horopter in einer horizontalen Visirebene sprachen, eine symmetrische Augenstellung vorausgesetzt, die Medianlinie senkrecht auf der Grundlinie, der fixirte Punkt gleich weit von beiden Augen entfernt. Die merkwürdigen Ergebnisse dieser Versuche sind folgende.

Die Abweichung der verticalen Trennungslinien von der senkrechten Stellung nimmt mit abnehmender Convergenz der Augenaxen ab, und bei paralleler Stellung derselben treten sie in die verticalen Meridiane selbst. Bei gleicher Entfernung des fixirten Punktes nimmt die Abweichung der Trennungslinien bei über den Horizont aufsteigenden Richtungen der Sehaxen zu, bei sinkender Sehaxe ab; bei etwa 45° Neigung derselben un-

ter den Horizont fallen die Trennungslinien mit den Meridianen wieder zusammen; die Doppelbilder der auf die Visirebene senkrechten Linie stehen parallel, der Horopter also gleichfalls senkrecht zur Visirebene. Neigen sich die Axen noch weiter nach unten, so convergiren die Doppelbilder der Senkrechten nach unten, der Horopter neigt sich also aus seiner in Bezug auf die Visirebene senkrechten Richtung von oben dem Auge zu. Die Trennungslinien also, die bei einer über den Horizont steigenden Richtung der Axen von außen oben nach innen unten, bei 45° Neigung der Axen unter den Horizont von oben nach unten liefen, sind bei tieferen Neigungen von innen oben nach außen unten gerichtet. Was endlich den combinirten Effect der Neigung und Convergenz betrifft, so nimmt die Abweichung der Trennungslinien bei jeder Neigung ab, wie die Axen sich dem Parallelismus nähern; ebenso nimmt sie ab bei jeder Convergenz der Axen in dem Maß als deren Neigung sich der oft berührten von 45° unter den Horizont nähert.

Wir kommen nun zu dem horizontalen Horopterdurchschnitt, der bisher allein Gegenstand der Untersuchung zu sein pflegte. Da die verticalen Trennungslinien um einen Winkel x von den Meridianen nur durch eine Drehung des ganzen Auges abgelenkt werden können, so müssen auch die beziehungsweis horizontalen Trennungslinien stets denselben Winkel mit den horizontalen Meridianen machen. Sie sind daher nur dann wirklich horizontal, wenn jene wirklich vertical sind, nämlich bei Parallelismus der Axen oder jener Neigung derselben von 45°.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 16. September 1854.

Leipzig

Schluß der Anzeige: „Beiträge zur Physiologie des Sehorgans von Dr. Georg Meißner."

In diesen beiden Fällen entwerfen alle Punkte einer in der Visirebene liegenden Linie ihre Bilder auf den horizontalen Trennungslinien und werden einfach gesehn. Bei allen andern Augenstellungen gibt es dagegen gar keinen horizontalen Horopter, denn jede zwei Retinabildpunkte, welche dann in beiden Augen gleiche Coordinaten in Bezug auf die Meridiane als Axen hätten, würden entgegengesetzte in Bezug auf die Trennungslinien haben, also auf nicht identische Stellen fallen, auch wenn sie auf identische Hälften fielen. Der Grund dieses verschiedenen Verhaltens in horizontaler und verticaler Richtung, in welcher letzteren es immer eine Horopterlinie gibt, ist leicht einzusehn. Von den verticalen Trennungslinien nämlich sind die obern Hälften unter sich, die untern unter sich identisch. Machen nun die obern mit dem Meridian einen Winkel nach

außen oder nach innen, so sind die Stellungen zweier beliebigen identischen Punkte ao | ao oder io | io und entsprechend in der untern Hälfte der Trennungslinien. Aber für jeden Werth von o kann es einen Punkt im Raume geben, der seine Bilder auf diese zugleich in einem obern oder zugleich in einem untern Quadranten gelegenen Netzhautpunkte entwirft, mithin, da diese identisch sind, einfach gesehn wird. In den horizontalen Trennungslinien dagegen sind die rechten und die linken Hälften identisch; wenn nun bei den Augenbewegungen die beiden äußern oder die beiden innern Hälften mit den horizontalen Meridianen den gleichen Winkel x machen, so machen die beiden identischen Hälften ihn allemal nach entgegengesetzten Richtungen und die Lage zweier identischer Stellen ist au | io, ao | iu und dergleichen. Es kann aber keinen Punkt im Raume geben, dessen Bilder diese identischen Stellen fänden, d. h. der sich im rechten Auge im innern obern, im linken im äußern untern Quadranten abbilden könnte. Deswegen gibt es zwar einen verticalen Horopterdurchschnitt immer, einen horizontalen dagegen nur, wo die Trennungslinien wirklich horizontal stehen.

Bildet nun ein in der Visirebene liegender Punkt sich auf den Stellen a | i ab, d. h. auf beiden linken Hälften der horizontalen Meridiane, und zwar so, daß, wie hier immer verstanden wird, a = i, d. h. seine Bilder gleichweit von den Mittelpunkten, und ist ferner die Lage der Trennungslinien und der identischen Stellen wie oben au | io, so befindet sich jedes Doppelbild um den gleichen, aber entgegengesetzten senkrechten Abstand u = o von der Trennungslinie entfernt; d. h. die Doppelbilder des Punktes erscheinen senkrecht

Digitized by Google

übereinander. Und umgekehrt, senkrecht übereinander stehende Doppelbilder gehören einem indirect gesehenen Punkte, dessen Netzhautbilder gleichweit von den Mittelpunkten der Augen abstehen. Der Abstand der Doppelbilder nimmt ab mit der abnehmenden Neigung der Trennungslinien; sie fallen zusammen, wenn diese horizontal liegen. Allein bei Linien von einiger Dicke sind diese senkrechten Doppelbilder, da sie immer zum großen Theil ineinanderfallen, nur schwer wahrzunehmen, und dies erklärt, wie man mit scheinbarem Erfolg Versuche über den horizontalen Horopterdurchschnitt bei Stellungen der Augen machen konnte, bei denen ein solcher streng genommen gar nicht vorhanden ist.

Was nun die Figur dieses Horopters betrifft, so hat die Voraussetzung der gleichförmigen Krümmung der Netzhaut zu der bekannten Construction geführt; denn gleiche Abscissen auf identischen Netzhauthälften konnten unter dieser Voraussetzung nur den Bildern der Punkte zukommen, die sich in einem Kreise durch den fixirten Punkt und die Kreuzungspunkte der Richtungsstrahlen befinden. Nach den Versuchen Baums und Meißners dagegen würde der horizontale Horopter, da wo er überhaupt existirt, eine gerade Linie sein, die durch den fixirten Punkt parallel mit der Grundlinie läuft. Fixirt man bei horizontaler Visirebene den in die Medianebene gerückten Mittelpunkt b einer horizontal vor die Augen gehaltenen Geraden abc, so erscheint diese als liegendes flaches Kreuz mit kleinen Winkeln rechts und links. Je näher die Augenaxen der Neigung von 45° unter den Horizont kommen, um so mehr nähern sich die vorhin senkrecht über einander liegenden Doppelbilder jedes Endpunkts; die Linie wird end-

lich bei jener Neigung völlig einfach gesehn. Mithin ist jetzt eine gerade Linie im Horopter, d. h. dieser selbst ist eine Gerade. Markirt man ferner auf Papier drei in einer Geraden liegende Punkte a, b, c, und fixirt unter denselben Umständen wieder b, so liegen, wie vorhin, die beiden Bilder von a so wie die von c senkrecht über einander; krümmt man nun das Papier, so daß die Linie abc nach dem Auge zu concav oder convex wird, so entfernen in beiden Fällen die beiden Bilder von a so wie die von c sich in schräger Richtung von einander; mithin lagen beide Netzhautbilder jedes dieser Punkte gleichweit vom Mittelpunkt der Retina, so lange die Punkte selbst mit dem fixirten b in einer geraden Linie vor dem Auge lagen; sie fallen auf ungleiche Abstände, sobald a, b, c in einer Curve liegen und entfernen sich mehr vom Horopter als vorher. Der ursprüngliche Versuch von Baum ist endlich dieser. Fixirt man den Endpunkt der Kante eines senkrecht auf die Mitte von G (auf die Nasenwurzel) gesetzten Lineals, so erscheint die ganze Kante in verkehrten Doppelbildern, die im Endpunkt zusammenstoßen. Dreht man dann das Lineal in einen Bogen nach rechts oder links, ohne die Augenstellung zu ändern, so sieht man die beiden Bilder zwar noch convergiren, aber sie erreichen ihren Durchschnittspunkt nicht mehr. Dieser, d. h. ein Punkt des Horopters, liegt also noch über den Kreis hinaus, der mit der Kante des Lineals, d. h. mit der Entfernung des fixirten Punktes von der Mitte der G beschrieben wird; dieser Kreis selbst aber liegt, wie eine leichte Construction zeigt, schon hinter dem gewöhnlich angenommenen Horopterkreise; um so mehr liegt daher der wahre Horopter hinter diesem. Eine Variation des vo-

Digitized by Google

rigen Versuchs lehrt nun seine wahre Lage. Fixirt man nicht den Endpunkt, sondern einen mittlern Punkt F des Lineals, so kreuzen sich in F die Doppelbilder; dreht man dann das Lineal, so rückt der Kreuzungspunkt nach dem vom Auge entfernten Ende desselben hin. Markirt man die Orte des Kreuzungspunktes und vergleicht sie mit der Lage des fixirten Punktes, so liegen sie alle in einer geraden Linie, die der Grundlinie parallel ist.

Diese Ergebnisse leiten nun auf das zurück, was für Baum die erste Veranlassung zur Anstellung der Versuche war. Die protuberantia scleroticalis, d. h. die im Auge des Fötus bemerkliche, später allerdings verschwindende Ausweitung an den äußern Seiten der bulbi ließ vermuthen, daß doch auch später die Krümmung der Netzhaut nicht symmetrisch nach außen und innen sein möge. Gerade eine solche Ausweitung aber, obgleich in sehr geringem Maße, ist das, was zur Erklärung dieser Versuche vorausgesetzt werden müßte. Der Richtungsstrahl eines rechts vom fixirten Punkt b in einem gradlinigen Horopter gelegenen Punktes c macht nothwendig mit der Axe des linken Auges einen kleineren Winkel als mit der des rechten; die Abscisse seines Bildes ist daher auf der äußern Hälfte der linken Netzhaut kleiner als auf der inneren der rechten. Sollen nun beide doch auf identische Stellen fallen, und sollen zwischen dem Bilde von c und dem von b in beiden Augen gleichviel identische Stellen vorhanden sein, damit auch alle Objectpunkte zwischen b und c einfach gesehn werden können, so muß an der äußern Seite der Netzhaut die kleinere Abscisse durch eine Ausweitung der Krümmung compensirt werden.

Digitized by Google

Was endlich die unsymmetrischen Augenstellungen angeht, mit welchen ein Punkt fixirt wird, der von beiden Augen ungleiche Entfernungen hat, so begnügen wir uns die Resultate der Versuche anzuführen, die ganz den aus dem Vorigen zu entnehmenden Erwartungen entsprechen. Die horizontalen Trennungslinien machen hier in beiden Augen nicht denselben, sondern ungleiche Winkel mit den Meridianen, und es gibt, wie sich hieraus leicht übersehen läßt, außer dem fixirten Punkte keinen einzigen im Raume, der sein Bild auf identische Stellen bringen könnte. Nur bei parallelen Augenaxen und bei der Neigung von 45^{0} unter den Horizont gibt es insofern einen Horopter, als man bei beträchtlicher Entfernung von der verschiedenen Größe der Bilder absehn darf, welche die Objecte in dem ihnen nähern und dem entferntern Auge entwerfen. Diese Horopterlinie steht dann senkrecht auf der Verbindungslinie zwischen dem fixirten Punkt und der Mitte der Grundlinie.

Unter den übrigen Versuchen, welche der Verf. noch lehrt, um die Drehungen der Trennungslinien anschaulich zu machen, sind einige, welche den blinden Mariottischen Fleck und seine scheinbaren Stellungen als Marke für jene benutzen. Sie führen zugleich zur Mittheilung einiger mit den Horopteruntersuchungen nicht näher zusammenhängenden Beobachtungen über diese unempfindliche Netzhautstelle, von deren Relation wir jedoch abstehn müssen, da nicht nur eine Aufklärung dieser äußerst verwickelten Erscheinungen, sondern selbst der Versuch, das zu erwähnen, was der Verf. Neues beibringt, uns allzuweit führen müßte.

Dagegen haben wir noch des Abschnittes zu gedenken, in welchem er die auf den ersten Blick

so sonderbar erscheinenden Drehungen des Auges, durch welche die Abweichung der Trennungslinien hervorgebracht wird, auf ein einfaches teleologisches Princip zurückzuführen sucht. Die einfache Construction, die er als veranschaulichendes Bild jener Bewegungen noch ohne directen Bezug auf das Auge vorausschickt, dürfte vielleicht noch klarer sein, wenn sie im Gegentheil unmittelbar auf dasselbe bezogen würde. (Beiläufig bemerkt muß S. 89 Z. 16 und 17 CDO statt CDK und OD statt KD gelesen werden). Eine Ebene, durch die optische Axe und durch die horizontale Trennungslinie gelegt, heiße die optische Ebene des Auges. Stehen beide Sehaxen parallel unter sich, senkrecht auf der Grundlinie und 45° unter den Horizont geneigt (Normal- oder Primärstellung), so liegen beide optische Ebenen in der Visirebene und die horizont. Trennungslinien sind identisch mit den h. Meridianen. Jede horizontale Linie im Raum bildet sich entweder auf den Trennungslinien selbst, oder auf einer Parallele derselben ab, und wird deshalb von jedem einzelnen Auge ebenso wie in dem gemeinsamen Sehfeld beider als horizontale wahrgenommen. Aus dieser Stellung mögen nun die Augen auf doppelte Weise in Secundärstellungen übergehen; entweder die Axen convergiren bei gleichbleibender Neigung oder die Neigung ändert sich bei bleibendem Parallelismus. In beiden Gattungen dieser Secundärstellungen müssen, und damit sind die Versuche in Uebereinstimmung, beide optische Ebenen in der Visirebene und die Trennungslinien in den Meridianen bleiben. Eine Horizontale im Raum wird auch hier für jedes Auge einzeln so wie für das gemeinsame Sehfeld horizontal bleiben. Rein geometrisch nun, d. h. ohne auf den wirklich vorhandenen

Digitized by Google

Bewegungsmechanismus des Auges Rücksicht zu nehmen, läßt sich eine Tertiärstellung construiren, die aus den beiden vorigen so zusammengesetzt wäre, daß beide Augen, nachdem sie um ihre verticalen Axen convergirt hätten, um eine gemeinschaftliche, horizontale Queraxe, die mithin als eine gerade Linie durch beide Augen liefe, nach oben oder unten sich neigten. Man sieht bald, daß auch in einer solchen Tertiärstellung beide optische Ebenen in der Visirebene bleiben würden; aber die Horizontale im Raum, die in den primären und den secundären Stellungen den Trennungslinien parallel sich abbildete, macht jetzt Winkel mit diesen. Und zwar würde ihr Bild bei aufwärts steigenden Augenaxen nach innen und oben gegen die Medianebene streben, mithin dem einzelnen Auge nicht mehr horizontal, sondern schräg erscheinen. Soll der vorige Parallelismus fortbestehen, so kann die Tertiärstellung nicht so sein, wie wir sie hier beschrieben haben, sondern, um die wirkliche zu gewinnen, müssen wir das Auge noch außerdem um eine dritte Axe, deren Richtung die der optischen Axe sein würde, gedreht denken, und zwar so, daß die Trennungslinien an die Stellen rücken, auf welche das Bild der Horizontalen im Raume sich projicirt. Die Stellung, welche auf diesem Wege erreicht würde, ist nun die wirklich vorhandene Tertiärstellung des Auges, wobei, wie gesagt, dahin gestellt bleibt, welcher wirkliche Bewegungsmechanismus am Augapfel den hier geometrisch supponirten Drehungen um die verticale, die quere und die optische Axe entsprechen mag. Dies ist nun das teleologische Princip, welches nach dem Verf. den Sinn jener Abweichungen der Trennungslinien ausmacht: sie sind nothwendig, damit jedes einzelne Auge bei

Digitized by Google

jeder Stellung eine und dieselbe Orientirung zu seinem Gesichtsfelde behalte, damit also eine horizontale Raumlinie dem einzelnen Auge stets horizontal erscheine. Aus diesem Princip würde nun als eine nothwendige Consequenz fließen, daß diese Orientirung, eben damit sie für das einzelne Auge in allen Stellungen Statt finde, für das gemeinsame Sehfeld beider nur in den primären und den secundären möglich ist, in den tertiären dagegen nicht.

Hier wollen wir diesen sinnreichen Erklärungsversuch verlassen, und die Frage nach dem Bewegungsmechanismus, durch den jenes Princip verwirklicht wird, den Untersuchungen Listings, manches Bedenken über die psychologischen Voraussetzungen aber, die hier zu Grunde gelegt sind, den weiteren Untersuchungen des Verfs anheimstellen. Auch hat er hiermit bereits in dieser Arbeit den Anfang gemacht, und ich finde mich persönlich für die scharfsinnige Weise verpflichtet, in der er sich der Principien angenommen hat, die ich über die Localisation der Gesichtsempfindungen und über die Entstehung des Sehfeldes früherhin aufgestellt hatte. Je weniger die höchst einfachen Gesichtspunkte, auf die mir Alles anzukommen schien, in physiologischen Kreisen in ihrem Werthe für die wirkliche Erklärung des Details verstanden zu sein scheinen, um desto mehr freut es mich um der Sache willen, dieselben Principien jetzt in den Händen eines Beobachters zu sehen, der die mathematische Orientirung, die physiologische Kenntniß und die philosophische Bildung vereinigt, welche zur weiteren Entwicklung der Psychologie des Gesichtssinnes nothwendig sind.

Von dem was der Verf. von S. 97 an bis zu Ende seiner Schrift hierüber mittheilt, gehört

Digitized by Google

der erste Theil bis S. 107 der Construction des flächenförmigen Sehfeldes an; von hier ab beschäftigt er sich mit der Entstehung der dritten Dimension oder des Tiefenwerthes unserer Anschauungen. Das Ziel seiner Demonstration ist der Gedanke, daß ein einzelnes Auge auf keinem Wege, auch nicht durch die verschiedenen Accommodationszustände, die für verschiedene Entfernungen eintreten, den Tiefenwerth der gesehenen Bilder begründen könne. Sollte es einen Eindruck hervorrufen, wenn der direct gesehene Punkt sich vom Auge entfernt oder ihm nähert, sollte überhaupt der Begriff einer Entfernung des bisher betrachteten flächenartigen Sehfeldraumes möglich sein, so mußten Bewegungen nothwendig sein, um bei wechselndem Tiefenwerthe immer den Punkt des deutlichsten Sehens der Erregung auszusetzen, Bewegungen analoger Art, wie diejenigen welche Breiten- und Höhendimensionen vertreten. Dadurch wird die wichtige Eigenschaft des Sehorgans bezeichnet, mit zwei beweglichen Augen ausgerüstet zu sein. Mag die Doppelheit des Auges dem Gesichtssinne auch in anderer Beziehung dienen: postulirt war sie nur zur Herstellung der dritten Dimension, und zwar nicht so sehr die Doppelheit der erregbaren Retina, als vielmehr die Doppelheit des Bewegungsapparates für den erregbaren Theil, die dann freilich nicht ohne Doppelheit zugleich der Retina und des ganzen übrigen Auges möglich war. Eben deswegen aber, weil es hierauf und nicht auf eine Doppelheit der Empfindungseindrücke ankam, mußte die Zweiheit der Netzhäute durch ihre Anordnung in identische Stellen gewissermaßen compensirt werden.

Wir müssen es unterlassen, die ausführlichere Begründung und Auseinandersetzung dieser Gedanken hier wiederzugeben. Dankbar für die man-

Digitized by Google

nichfache Anregung, welche die Arbeit des Verfs uns nach sehr verschiedenen Seiten hin gewährt hat, wünschen wir, daß die lebhafte Theilnahme der Physiologen ihn dazu ermuthigen möge, seine Bemühungen noch manchen andern der vielen Räthsel, die dieses Gebiet enthält, mit gleichem Erfolge zuzuwenden. H. Lotze.

Greifswald und Leipzig

C. A. Koch's Verlags-Buchhandlung 1854. Symbolik der christlichen Confessionen und Religionspartheien. Von A. H. Baier, Lic. und a. o. Prof. d. Theol. zu Greifswald. Bd. I. Symbolik der römisch-katholischen Kirche. Erste Abtheilung. Die Idee und die Principien des römischen Katholicismus. X u. 252 S. in Octav.

Der Verf. hat nur ein sehr geringes Bruchstück des von ihm unternommenen Werkes vorgelegt; denn während er die symbolischen Lehren aller christlichen Religionsparteien entwickeln will, hat er gegenwärtig außer einer allgemeinen, den Begriff, die Behandlungsweise und die Litteratur der Symbolik erörternden Einleitung (S. 1—23) nicht mehr als einen kleinen Theil der Symbolik der römisch-katholischen Kirche gegeben, nämlich erstens eine grundlegende historisch-kritische Schilderung der „Genesis des römischen Katholicismus" (S. 29—100), ferner aber, zur eigentlichen Hauptsache vorschreitend, eine Darstellung der „Idee des römischen Katholicismus", wie sich dieselbe besonders in der Lehre von der Kirche ausprägt (S. 102—175), und der „Grundprincipien der römisch-katholischen Kirche", d. h. der Lehren von der Tradition und vom Episkopat (S. 176 ff.). Die so große Unvollständigkeit des Vorliegenden macht um so leichter einen unbefriedigenden Eindruck, weil der Verf. keineswegs mit einer bloßen

Digitized by Google

Relation der symbolischen Lehren, welche eher stückweis gegeben werden könnte, sich begnügt, sondern vielmehr einer raisonnirenden, einer „kritisch-speculativen“ Behandlungsweise, die er mit Nachdruck für die Symbolik fordert, sich befleißigt.

Der Verf. bezeichnet den Standpunkt, von welchem aus er seinen Gegenstand betrachtet, auch wohl als den „ethischen“ (S. 11), indem er sagt, daß auf diesem Standpunkte der zwiefachen Aufgabe der Symbolik, der historischen und der kritischen, am besten entsprochen werde. Historisch will der Verf. darin verfahren, daß er „den wesentlichen Inhalt des kirchlichen Selbstbewußtseins der Confessionen aus der den besondern Bestimmungen immanenten Idee heraus, möglichst treu in der wissenschaftlichen Darstellung zu reproduciren“ versucht; als wahrhaft kritisch aber soll seine Erörterung darin sich zeigen, daß an der „allgemeinen, sittlich-religiösen Idee des Christenthums“ die mannichfaltigen Darstellungen des christlichen Elementes in den Sonderkirchen geprüft werden.

Die Stellung der Symbolik im organischen Zusammenhange der theologischen Wissenschaften und die eigenthümliche Aufgabe derselben hat der Vf., unter wohlbegründeter Abweisung einiger irrigen Ansichten, klar und bedeutend beschrieben. Die Symbolik bildet den Abschluß des geschichtlichen Gebietes und zugleich den Uebergang desselben in das Gebiet der systematischen Theologie, die Dogmatik und Ethik. Als integrirender Theil der historischen Theologie ist die Symbolik der biblischen Theologie und der Kirchengeschichte coordinirt (S. 7); als dialektische Reconstruction des in den Symbolen vorliegenden Lehrstoffs leitet sie aber auch in die eigentliche systematische Theologie hinüber, indem sie dieser „durch Erkenntniß und Rechtfertigung des eigenen confessionellen

Princips den Boden ebnet" (S. 15). Nach dieser tüchtigen Anschauung von der wesentlichen Aufgabe der Symbolik hält der Verf. die Kritik für unzertrennlich von derselben. Mit Recht; denn gerade vermöge ihres historischen Charakters hat die Symbolik zu zeigen, inwiefern die eine oder andere confessionelle Gestaltung des christlichen Lehrstoffs der ursprünglichen Anlage entspricht oder nicht. Keine Bearbeitung der Symbolik kann eigentlich diese kritische Neigung verleugnen. Es ist aber ein anerkennungswerthes Verdienst des Verfs, daß er ausdrücklich und mit guten Gründen die kritische Function der Symbolik vindicirt.

Je höher aber der Verf. durch die Feststellung seiner Aufgabe, wie überhaupt durch die ganze klar, einfach und bündig abgefaßte Einleitung, die Erwartung des Lesers spannt, um so weniger wird er sich beklagen dürfen, wenn ein Leser, wie Ref. von sich gestehen muß, seine Hoffnung nicht erfüllt findet. Etwas scheinbar Aeußerliches und Unbedeutendes, das dem Leser fast auf jeder Seite des Buches entgegentritt, ist die Vorliebe des Verfs für das Prädicat der „Unendlichkeit". Da hören wir von einer „Form der unendlichen Subjectivität" (S. 34), von einem „in sich unendlichen subjectiven individuellen Selbstbewußtsein" (S. 63), von einer „unendlichen subjectiven Gesinnung" (S. 163). Den Kindern Gottes wird eine „unendliche Freiheit" (S. 34) beigelegt. Unendlich ist das Princip des Christenthums und ein „unendlich innerliches geistiges Wesen" ist ihm eigen (S. 125); denn die „unendliche Form der Vermittelung des Selbstbewußtseins mit dem Absoluten ist der geistig-sittlichen Idee des Christenthums immanent" (S. 120), es ruht auf der „unendlichen gottmenschlichen Idee" (S. 125), es hat eine „unendliche Form der Sittlichkeit" (S.

163) oder ein „unendlich allgemeines geistig sittliches Wesen" (S. 132), so daß Alles, was wesentlich christlich ist, unendlich frei, unendlich berechtigt (S. 64. 119) ist rc. Diese und ähnliche immer wiederkehrende Redensarten sind in der That für die Anschauungsweise des Vfs charakteristisch. Das löbliche Streben, die Idee, sei es des Christenthums oder der besondern Confession, speculativ und kritisch zu erfassen, verleitet ihn, die Zeichnung von concreten, lebendigen Gestalten zu vernachlässigen; aber die bedeutend klingenden Worte können die Unbestimmtheit der zerfließenden Vorstellungen nicht gut machen und die mangelnde Schärfe und Kraft der Kritik nicht ersetzen. So kann es doch nur wenig oder nichts verschlagen, wenn der Nerv in der Kritik des römischen Katholicismus der nach allen Seiten hin entwickelte Gedanke ist, daß die „unendlich allgemeine, religiössittliche, tiefinnerliche, göttlichmenschliche" Idee des Christenthums nicht aufgehn könne in die endliche Form der römisch-katholischen Büreaukratie, oder daß die unendliche Versöhnung der Welt mit Gott nicht zu ihrem Rechte komme in dem Dualismus, welchen die katholische Kirche zwischen Göttlichem und Menschlichem, zwischen Heiligem und Weltlichem, zwischen Geistigem und Natürlichem setze (S. 127. 154. 157 rc.). Die Unbestimmtheit, mit welcher die normale Idee des Christenthums dargestellt ist, wirkt auch auf die Entfaltung und Beurtheilung der abnormen Idee des römischen Katholicismus. Was auf beiden Seiten hätte festen Halt, dem speculativen Streben des Verf. gewissen Grund und der Kritik wirkliche Kraft geben können, nämlich das einem protestantischen Theologen immer nothwendige Zurückgehn auf die heilige Schrift, das ist fast gänzlich bei Seite gelassen. Erst gegen den Schluß des Werkes finden

Digitized by Google

sich ab und an bei der Kritik des römischen Systems Beziehungen auf die Schrift; aber was soll ein katholischer Theologe z. B. dazu sagen, wenn der Verf. gegen die „ganz äußerlich-gesetzliche Form des hierarchischen Mechanismus“ in der katholischen Kirche, wodurch „die Nothwendigkeit und innere Gesetzmäßigkeit der absoluten Freiheit des Geistes zu einer kastenmäßigen Schranke und Gebundenheit, die in unendlich freier allgemeiner Form sich vermittelnde Selbstbestimmung des göttlich-menschlichen Geistes zur Willkür und absoluten Despotie der Hierarchie“ wird, wenn dagegen mit Berufung auf Röm. 8, 2. Jac. 2, 12 geltend gemacht wird: „das dem menschlichen Selbstbewußtsein immanente Lebensprincip des gottmenschlichen Willens ist Gesetz des Geistes und der Freiheit“, und daß Christus das Ende der Priesterreligion sei, weil er, nach Hebr. 9, 14, „durch den ewigen göttlich-menschlichen Geist in unendlich innerlicher und freier Form die Menschen erlöst und mit Gott versöhnt“ (S. 242 ff.)? — Schon aus diesen Mittheilungen ist die wissenschaftliche Grundanschauung, welche der Verf. vom Christenthum hat, erkennbar. Es ist die modern-speculative, nach welcher das Christenthum die „Religion der Menschheit“ ist in dem Sinne, daß es die Religion des „unendlich allgemeinen Geistes“ sei, welche „aus dem substanziellen Hintergrunde des endlichen Selbstbewußtseins mit unabweisbarer geschichtlicher Nothwendigkeit hervorgeht“ (S. 30. 31). „Gott selbst ist im Christenthum als Geist in unendlich-allgemeiner von aller Schranke freier Bestimmtheit als ewige Liebe offenbar. Die gottmenschliche Idee ist als göttlich-menschlicher Geist das gleich sehr immanente wie transscendente Princip im Gottesreich“ (S. 34). In diesem Lichte der modernen Speculation schillert sowohl die historische als auch die kritische Seite der vom

Vf. gegebenen Darstellung. So erscheint es nicht auffallend, daß die massiven christlichen Grundbegriffe ihre Härte und Schwere in der Hand des Vfs verließen und in die Unendlichkeit des Geistigsittlichen, Religiössittlichen, Göttlichmenschlichen, oder wie sonst von der Idee des Christenthums geredet wird, zerfließen. — Damit soll jedoch dem Werke des Vfs das Verdienst, welches dasselbe in des Ref. Augen wirklich hat, keineswegs abgesprochen sein. Schon oben ist die formelle Begriffsbestimmung der Symbolik nach Gebühr hervorgehoben; hier soll nicht verschwiegen werden, daß die der modernen Speculation eigenthümliche Virtuosität in dialektischer Verarbeitung eines historischen Stoffes auch an dem vorliegenden Werke sichtbar ist. Dies Lob zollt Ref. nicht der gegebenen Darstellung der Idee des Christenthums, also auch nicht der Kritik des röm. Katholicismus, welche ja nur auf jenem Grunde ruht, auch nicht der allgem. Entwicklung dessen, was der Vf. die Idee des röm. Katholicismus nennt, sondern der eigentlichen Reconstruction des symbolischen Lehrbegriffs der röm. Kirche. Daß der Vf. die Entwickelung dieses Lehrsystems mit dem Fundamentalartikel von der Kirche beginnt, zeugt von einem richtigen histor. Takte und gutem Verständniß der Sache. Es muß auch hinzugefügt werden, daß der Vf. mit großer Umsicht und dialektischer Feinheit sowohl die Lehre von der Kirche im Allgemeinen (S. 128–147), als auch die Lehre von den Prädicaten und Kennzeichen der Kirche (S. 148—157) dargestellt hat. Bei der Lehre von der Tradition (S. 176 ff.) tritt aber die Vorstellung, nach welcher in der kirchl. Tradition die sichere Beglaubigung der h. Schrift enthalten sein soll, nicht scharf genug hervor; u. in dem letzten, von dem Episkopat handelnden, Kap. wird man die bedeutenden Controversen innerhalb der katholischen Kirche selbst, namentlich den Zwiespalt zwischen Curialismus und Episkopalismus kaum genügend erörtert finden. Dr. Fr. Düsterdieck.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. Stück.

Den 18. September 1854.

Hamburg

bei Fr. Perthes 1853. Geschichte von England von Reinhold Pauli. Mit einem Vorwort von J. M. Lappenberg. Dritter Band. XXIX und 912 S. in Octav.

Das Buch, über welches ich hier einen kurzen Bericht abzustatten gedenke, ist geeignet zugleich wehmüthige und freudige Gefühle zu erwecken, wehmüthige, insofern als das ausgezeichnete Werk eines unserer verdientesten Gelehrten hier noch bei Lebzeiten von demselben aufgegeben und in andere Hände überliefert wird, freudige, daß doch auch für diese bedeutende Arbeit sich so bald eine rüstige und ganz geeignete Kraft zur Weiterführung gefunden hat. Die näheren Bekannten Lappenbergs wußten wohl schon geraume Zeit, daß er wenn auch mit Widerstreben sich entschlossen hatte auf die Fortsetzung der englischen Geschichte zu verzichten; dachte er vielleicht zu Anfang nur die spätere Zeit einer andern Hand anvertrauen zu müssen, so hat ihn leider ein zunehmendes

Augenleiden genöthigt, seine Thätigkeit immer mehr zu concentriren und sich von jener allerdings weit umfassenden Arbeit zurückzuziehen. Daß es nur mit schmerzlichen Gefühlen geschehen ist, wird man hier voraussetzen und erhält in dem Vorwort auch eine ausdrückliche Bezeugung. Jedem drängt sich nun der Wunsch auf, daß es ihm dann mindestens vergönnt sein möge, nach anderen ihm persönlich lieb gewordenen und auch der litterarischen Welt sehr willkommenen Publicationen, wie er sie zuletzt im Eulenspiegel gegeben hat, wenigstens noch den Kreis der Arbeiten, die sich auf die Geschichte der Vaterstadt beziehen, dem Abschluß entgegenzuführen: die Fortsetzung des Urkundenbuchs und der Chronikensammlung Hamburgs, beide erst begonnen seitdem der zweite Band der englischen Geschichte erschien, und namentlich das erste auch, wie hier erzählt wird, der nächste Anlaß, daß schon in den 30er Jahren die Thätigkeit sich von dem rüstig und mit so viel Liebe begonnenen Werke abwenden mußte.

Wenigstens die Genugthuung ist Lappenberg nun geworden, daß er den jüngeren Mann, der in seine Fußstapfen getreten ist, selbst der gelehrten Welt vorstellen kann. Schon die erste Arbeit Hn Paulis über die Geschichte Alfreds fand bei Lappenberg hier in diesen Blättern eine ebenso einsichtige wie günstige Beurtheilung; sie zeigte den Verf. im Besitz aller der Eigenschaften, die für die Wiederaufnahme der englischen Geschichte vor allem erforderlich waren, gründlicher Studien, geübter Kritik, voller Hingebung an den Gegenstand, dazu lebendiger Kenntniß der englischen Zustände überhaupt. Hr Pauli, in Berlin gebildet, hat mehrere Jahre in England gelebt und hier sich theils speciellen urkundlichen und handschrift-

lichen Studien hingeben, theils aber auch aus persönlicher Anschauung und im Verkehr mit hervorragenden Männern eine Kunde von den politischen und socialen Verhältnissen des Landes gewinnen können, wie sie dem Geschichtschreiber eines Kantes und Volkes doch am Ende unentbehrlich ist. Mit jugendlicher Kraft und Frische tritt er an die Arbeit hin, die nun ihm ohne Zweifel eine Lebensaufgabe bleiben wird.

Die verschiedenen Theile dieser Geschichte der europäischen Staaten, die nun schon vor geraumer Zeit unter Heerens und Ukerts Auspicien begonnen ward, haben allerdings einen sehr verschiedenartigen Charakter erhalten: wenn einige der Autoren ihre 4 oder 5 Bände mit bekannter Fingerfertigkeit rasch zu Tage gefördert haben, so sind andere für die Geduld der Leser und des Verlegers vielleicht nur zu langsam vorwärts geschritten. Aber welch ein Abstand auch zwischen den Büchern Pfisters, Mailaths, Leos, und denen Stenzels, Geijers, Schäfers, Dahlmanns, Lappenbergs, die Einen vergessen oder doch veraltet, lange ehe die Sammlung zu Ende gelangt, die Anderen von aushaltender Bedeutung für lange Zeit, zum Theil Bahn brechend oder Epoche machend in der Geschichtschreibung des betreffenden Landes. Diesen Letztern schließt sich Pauli würdig an.

Viele möchten glauben, es sei für die Geschichte Englands am wenigsten noth eine so bis auf den letzten Grund zurückgehende Forschung anzustellen, wie es hier geschehen ist; in England sei so viel für die Aufklärung der Geschichte und Erläuterung der verschiedenen historischen Verhältnisse gethan, daß man sich, namentlich in der Ferne, mit einer zusammenfassenden, das Wesentliche lebendig hervorhebenden Darstellung begnügen könne. Je-

der erinnert sich der großen und viel gelesenen Bücher über englische Geschichte von Hume, um nicht weiter zurückzugehen, und Lingard, von Macaulay und Lord Mahon, der berühmten Arbeiten über englische Verfassungsgeschichte von Palgrave, Allen und Hallam. Allein eben Lappenbergs Werk belehrte uns und die Engländer selbst, daß wenigstens auf dem Gebiet der älteren Geschichte noch Erhebliches zu thun blieb, und dem deutschen Fleiß und Scharfsinn noch Gelegenheit genug gegeben war, sich auch hier zu bethätigen. Paulis Buch aber, wie es vorliegt, gibt dazu nur noch weitere Belege.

Trotz des Eifers, den schon frühere Zeiten für die Ermittelung und Bekanntmachung der Quellen der Geschichte zunächst des Mittelalters gezeigt haben, und trotz der großartigen Anstalten jener viel besprochenen Record-Commission und der stilleren aber wirkungsreicheren Thätigkeit mehrerer Gesellschaften, namentlich der Historical Society, ist in England in Wahrheit weniger geschehen als in Deutschland, Frankreich und selbst Italien. Pauli zeigt in der interessanten Beilage über die Quellen zur Geschichte der in diesem Band behandelten Periode, die sich ergänzend und weiter führend an das anschließt was Lappenberg in der Einleitung zum ersten und der Beilage zum zweiten Band gegeben hat, wie eine Anzahl der wichtigsten Chroniken noch ganz ungedruckt in den Bibliotheken liegt, ein anderer wenigstens durchaus ungenügend und unkritisch publicirt worden ist. Noch schlimmer ist es mit den Urkunden bestellt, die England freilich, bei der glücklichen Conservirung seiner Archive, in fast unerschöpflicher Fülle besitzt. Mit den Publicationen der verschiedenen sogenannten Rotuli ist man nicht über Jo-

Digitized by Google

hann ohne Land hinausgekommen, während sie von den folgenden Regierungen zugleich mit einer großen Anzahl einzelner Urkunden und Briefe im Schatze des Tower unversehrt erhalten sind.

Hr Pauli hat zu diesem Zugang gefunden, hat auch die Handschriften des Brittischen Museums fleißig benutzt, und schon dadurch seiner Arbeit, besonders für die Zeit Heinrich III., einen Werth gegeben, die sie für jeden gründlichen Forscher, so gut in England wie bei uns, unentbehrlich macht.

Dabei erhebt sich allerdings eine Gefahr, die ich nicht unberührt lassen kann. Die Durcharbeitung eines großen urkundlichen oder handschriftlichen Materials wird immer mehr der Monographie als der umfassenden Volks- oder Staatsgeschichte anstehen. Jene ist darauf angewiesen in das volle Detail einzugehen, dies nach allen Seiten hin aufzuklären, sie hat auch wohl das Recht etwas ungleichartig zu verfahren und da länger zu verweilen, wo sie neuen Aufschluß geben kann, wenn es auch nicht ganz im Verhältniß zu dem Plan der Darstellung überhaupt ist. Ein Werk dagegen, welches die ganze reiche Entwickelung eines Volks- und Staatslebens sich zur Aufgabe stellt, wird sich nothwendig Beschränkungen auferlegen müssen; eine in allen Theilen möglichst gleichartige Bearbeitung ist Pflicht, ein Hervorheben einzelner Partien, nicht aus inneren Gründen, sondern nach den zufälligen Verhältnissen der Zugänglichkeit neuer Quellen, verwehrt.

Lege ich diesen Maßstab an den Band welcher hier vorliegt, so finde ich nicht eben, daß Grund ist über Ungleichartigkeit der Darstellung zu klagen; auch wo neue Quellen benutzt sind, hat es den Verf. nicht verleitet sich zu sehr in kleinen Ausführungen zu ergehen. Aber wohl glaube ich,

Digitized by Google

daß die Arbeit überhaupt etwas zu weitläuftig angelegt ist, daß der Umfang dieses Bandes nicht in rechtem Verhältniß steht zu dem, den das Werk im Ganzen wird innehalten sollen. Nur 4 Regierungen, die Heinrich II., Richards, Johanns und Heinrich III., nur reichlich hundert Jahre, werden auf den mehr als 900 Seiten behandelt. Lappenberg hat gerade in dieser Beziehung zu Gunsten des Verfs das Wort genommen, und ich unterschreibe gerne, was er über die Bedeutung der Zeit und das Interesse einer ausführlichen Schilderung derselben gesagt hat, ich finde es auch mit ihm ganz natürlich, daß ein Autor, der einer Periode ein so liebevolles eingehendes Studium gewidmet hat, den Drang empfindet nun die ganze reiche Ernte seiner mühsamen Arbeiten zu verwerthen. Aber ich glaube doch, daß jene Bedenken damit nicht ganz erledigt werden, meine auch, daß der Verf. sich einigermaßen selbst im Licht gestanden hat, da, wie ich fürchte, Manchem seiner Leser der Athem ausgehen wird, ihn auf all den Kreuz- und Querwegen innerer und äußerer Verwickelungen zu begleiten, da außerdem die über den Einzelnheiten stehende, sie beherrschende und ordnende Auffassung des Ganzen mehr als wünschenswerth in den Hintergrund zurücktritt. Aber ich füge gleich hinzu, daß diese doch nirgends fehlt, sondern dem ausharrenden Leser, wenn auch in kurzen knappen Worten, immer als Erholung entgegentritt.

Hr Pauli liebt es nicht, sich in langen Auseinandersetzungen über den Gang und Zusammenhang der Begebenheiten zu ergehen; aber er verliert ihn nicht aus dem Auge. In einfacher aber meist treffender Weise wird er wenigstens bei großen Wendepunkten angegeben, z. B. S. 318. 355.

Digitized by Google

397. Auch reicheren Schmuck der Darstellung verschmäht der Verf. Aber seine Sprache ist meistens correct, der Ausdruck deutlich, hie und da auch lebhafter oder höher gehoben. Namentlich ist die Schilderung einzelner hervorragender Persönlichkeiten wohl gelungen, außer der der Könige, z. B. die des Großrichters Hubert S. 593, des Simon von Montfort S. 796. Die knappe Sparsamkeit und Zurückhaltung, die hier gezeigt wird, steht namentlich einem jüngeren Verf. wohl an. Was hier etwa noch mehr gewünscht werden möchte, wird bei längerer Thätigkeit auf dem Gebiet der Geschichtschreibung sich wohl schon einfinden.

Auch fehlt es dem Verf. in den großen Angelegenheiten, welche jene Zeit erfüllten, durchaus nicht an einer bestimmten fest ausgeprägten Ansicht. Er ist kein Freund der kirchlichen Uebergriffe und ihrer modernen Lobredner; wie wenig er sonst Polemik liebt, Hurters Behandlung der englischen Angelegenheiten in seinem Innocenz III. findet wiederholt entschiedene Rüge, S. 318. 358. 366. Wiederholt wird, ganz der Wahrheit gemäß, hervorgehoben, wie es der Papst war, der die englischen Könige zum Bruch ihrer gegebenen Versprechungen, zum Kampf gegen die Rechte des Landes antrieb.

Es ist ja die Zeit der eigentlichen Grundlegung der öffentlichen Institutionen Englands, um die es sich in diesem Bande handelt. Es versteht sich auch von selbst, daß Hr Pauli diesem wichtigen Gegenstand volle Aufmerksamkeit zugewandt hat: die Einrichtungen unter Heinrich II., die sich besonders auf die Gerichtsbarkeit beziehen, die Magna charta und ihre verschiedenen Bestätigungen, diese und andere verwandte Punkte werden ausführlich

beleuchtet. Ich muß jedoch bekennen, daß meine Erwartungen hier doch nicht ganz befriedigt worden sind, daß ich wenigstens weder an Quellenmaterial, noch an Resultaten eindringender Forschung etwas erheblich Neues gefunden habe. Der Verf. gelangt doch nirgends wesentlich über das hinaus, was namentlich Hallam in den Additional Notes zu seiner bekannten Arbeit über die Verfassungsgeschichte Englands im Mittelalter, unter Berücksichtigung auf der einen Seite des dem Lord Redesdale zugeschriebenen gründlichen Berichtes des Oberhauses über die Geschichte des Parlaments, auf der andern Seite der Aufsätze Allens festgestellt hat; er läßt gern die Urtheile, welche jener ausspricht, in den Noten abdrucken. Jeder erkennt bereitwillig an, welche Verdienste Hallam sich hier erworben, wie er durch nüchterne und vorurtheilsfreie Kritik Vieles ins Klare gebracht hat, ich bin auch überzeugt, daß auf diesem Gebiete mehr als irgendwo anders das vorhandene Material erschöpfend dargelegt und nach allen Richtungen hin durchgearbeitet worden ist; aber ich glaube doch, daß gerade von einem fremden, einem deutschen Forscher hier noch Manches zu gewinnen war. Was mir Lappenbergs beiden Bänden einen ganz eigenthümlichen Werth zu verleihen scheint, ist der Hintergrund der allgemeinen germanischen Verhältnisse, auf dem das Bild angelsächsischer und normannischer Zustände ausgeführt worden ist: diese bekommen in Zusammenstellung und Vergleichung mit jenen oft erst das rechte Licht, treten jedenfalls in ihrer wirklichen Beschaffenheit viel deutlicher hervor als es bei einer ganz isolirten Betrachtung der Fall sein kann.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. 151. Stück.

Den 21. September 1854.

Hamburg

Schluß der Anzeige: „Geschichte von England von Reinhold Pauli. Mit einem Vorwort von J. M. Lappenberg. Dritter Band."

Freilich muß das in tactvoller und verständiger Weise geschehen, nicht wie bei Palgrave, schon in seinem frühern Werk, und nun vollends in seiner neubegonnenen Geschichte Englands unter der normannischen Herrschaft, der in der geschmacklosesten und ungeschicktesten Weise die ganze fränkische Geschichte in seine Aufgabe mit hineinzieht und das Auge für die eigenthümlich englischen Verhältnisse ganz zu verlieren scheint, dazu von einer unglücklichen Leidenschaft für alles wirkliche oder vermeintliche Römische ergriffen ist. Es ist auch nicht zweifelhaft, daß eine gewisse Gleichheit im Gang der Staatsentwickelung der verschiedenen Reiche Europas im Lauf der Jahrhunderte immer mehr zurücktritt, aber dennoch wird durch eine Vergleichung der gleichzeitigen Zustände anderer Staaten, z. B. der scandinavischen, Einzelnes gewiß wei-

ter aufgehellt und richtiger gefaßt werden können als es bisher geschehen ist. Manches ist im englischen Staatswesen nicht so singulär wie es der Engländer anzunehmen geneigt ist. Das Merkwürdige der englischen Entwickelung ist eigentlich nur, daß aus den gleichen Anfängen, wie sie sich auch anderswo finden, im Laufe der Zeit etwas wesentlich Anderes geworden ist, wozu der Grund nur theilweise in den Einrichtungen selbst, gutentheils in anderen Umständen gefunden werden muß. Wenn die Geschichte es erklären und darlegen will, gelangt sie manchmal wohl bis an die Grenzen, welche ihr für die Würdigung und Erklärung der großen Vorgänge im Volksleben ein für allemal gesetzt sind.

Wenigstens auf einen Punkt will ich einen Augenblick näher eingehen. Ich vermisse eine größere Schärfe und Vollständigkeit in den Mittheilungen, die sich auf die allmälige Ausbildung des Parlaments beziehen. Der Verf. sagt (S. 669), es sei unerquicklich die Versammlungen einzeln herzuzählen oder von den ebenso häufigen Convocationen der Geistlichkeit zu unterscheiden. Ich sollte meinen, es wäre dies immer noch erquicklicher und gewiß doch wichtiger gewesen, als die immer wiederkehrenden Streitigkeiten und Fehden der unruhigen Großen zu erzählen.

Aber schon bei Darlegung des Inhalts der **Magna charta** scheinen mir die Bestimmungen über die Versammlungen keine ausreichende Würdigung erhalten zu haben. Indem der Verf. ihren Inhalt angibt, doch wohl nicht passend im Zusammenhang mit den Festsetzungen, welche die Lehnsleute gegen allerlei Uebergriffe der königlichen Gewalt sicher stellen sollten, bemerkt er nur: „So gestaltete sich der Reichsrath, allerdings

Digitized by Google

nur aus den unmittelbaren Lehnsträgern der Krone, aber schon ersichtlich in zwei Theile geschieden. Eine besondere Ehre wurde weder dem einen, noch dem andern damit bewilligt, es war vielmehr ein altes Recht, das man jetzt zur Pflicht erhob". Er nimmt also an, wie auch die Vergleichung mit S. 135 zeigt, daß vorher alle unmittelbaren Vasallen (die tenentes in capite) in der curia regis hatten erscheinen können. Dann war aber wohl jedenfalls die Unterscheidung in 2 Klassen eine Neuerung, also auch die verschiedene Art der Berufung; und es ist gewiß von Interesse zu fragen, was nun eigentlich neu eingeführt worden ist, die Summonition der hohen Geistlichen, Grafen und großen Barone »sigillatim per litteras nostras«, oder die der übrigen Vasallen »in generali per vicecomites et ballivos nostros«, oder vielleicht gar beides zugleich, während früher nur ganz allgemein und ohne bestimmte Förmlichkeit und Frist eine Versammlung anberaumt wurde, bei der dann der König leicht diejenigen seiner Vasallen zusammenbringen konnte, die ihm besonders gewogen waren. Marquardsen hat vor Kurzem die Vermuthung aufgestellt, daß namentlich die Anzeige an die kleineren Vasallen, wenn auch durch die königlichen Beamten, als eine Abweichung von der alten Sitte angesehen werden müsse, und daß dann die Weglassung der ganzen Stelle in den Bestätigungen Heinrich III. zunächst hierdurch veranlaßt sei, weniger also im Interesse des Königs als in dem der großen Barone. Gewiß genug ist, daß die einfachen Vasallen später nicht mehr, sehr wahrscheinlich, daß sie auch vorher nur ausnahmsweise erschienen sind. Mit den Gründen, die jenes veranlaßt haben mögen, dann überhaupt den Verhältnissen auf denen die Unter-

scheidung der beiden Klassen beruhen mochte, haben sich die Engländer vielfach beschäftigt, während ich bei Hn Pauli eine Erörterung der Frage ganz vermisse. Sie ist allerdings nicht leicht zu beantworten. Hallam bleibt zuletzt (10te Aufl. III, S. 214) dabei stehen, daß ursprünglich doch wohl die Größe des Besitzes die Unterscheidung bedingt haben werde, so aber, daß das Recht bestehen blieb, wenn jene sich nachher änderte, und in späterer Zeit der Erwerb des gleichen oder selbst eines größeren Besitzes dasselbe nicht mehr verlieh. Er führt eine allerdings ingeniöse Vermuthung von Spence an, daß ein Zusammenhang zwischen der Ladung durch den König oder durch die Beamten und der im Domesdaybook erwähnten Entrichtung von Abgaben, der Reicheren an jenen, der Geringeren an diese, bestanden haben möge; was dann aber dazu führen würde, die ganze Unterscheidung und auch die verschiedene Art der Berufung selbst schon in die ersten Zeiten der normannischen Herrschaft zurückzuverlegen, wozu doch kaum ausreichender Grund ist.

Es bleiben hier jedenfalls erhebliche Schwierigkeiten übrig, und ich möchte nach der Analogie der Verhältnisse, die sich in andern germanischen Staaten finden, wenigstens die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht der Unterschied darin bestanden habe, daß als majores barones alle die galten, welche, wie die Grafen und die hohen Geistlichen, auch die öffentlichen Rechte auf ihren Besitzungen, Gerichtsbarkeit rc. empfangen hatten, im Gegensatz gegen die, welche nur Lehngut, vielleicht höchstens mit einzelnen geringeren Befugnissen, besaßen. Allerdings ist es für die richtige Auffassung des englischen Lehnstaats von Wichtigkeit, daß man sich stets gegenwärtig hält, wie der König nie in

Digitized by Google

die Stellung zu seinen großen Vasallen kam, welche der Herrscher Frankreichs oder Deutschlands einnahm; jener muß vielmehr als Lehnsherr einem der französischen Grandseigneurs verglichen werden; seine Stellung ist die des französischen Königs im Herzogthum Francien, nicht die im übrigen Frankreich. Aber auch dort ist noch ein Unterschied zwischen den Baronen, die im Besitz wesentlicher Hoheitsrechte sind, und den geringeren Vasallen oder Rittern.

Auch das allmälige Hervortreten einer Abordnung aus den Grafschaften zu Berathungen über wichtige Angelegenheiten des Reichs findet nicht genügende Beachtung; die erste darauf bezügliche Nachricht, die sich findet, ist S. 428 in einer Note abgedruckt, aber nicht näher gewürdigt (Hallam III, S. 12 gibt sie in einer wesentlich verschiedenen, aber wohl schlechteren Lesart); wenn es heißt, daß mehr von einem Aufgebot als von einer berathenden Versammlung die Rede zu sein scheine, so kann sich das doch auf die Aufforderung am Schluß: **corpora vero baronum sine armis, similiter et** (Hallam liest: **armis singulariter, et**) **quatuor discretos milites de comitatu tuo illuc venire facias ad nos ad eundem terminum ad loquendum nobiscum de negociis regni nostri**, nicht beziehen; übrigens bietet auch die Geschichte anderer Länder Beispiele, daß eine Heerschau der Ritterschaft zugleich als berathende Versammlung diente. Die Hauptfrage wäre hier, ob die Aufforderung gleichzeitig an alle oder doch mehrere Grafschaften erging. Man hat wohl zu beachten, daß diese an den Sheriff von Oxford gerichtet ist und in Oxford auch die Versammlung Statt finden soll, also wie eine Grafschaftsversammlung, nur in An-

wesenheit des Königs, aussieht. Außerdem hat man sich darüber zu entscheiden, wer die barones und wer die milites sind; diese doch wohl nicht bloß die königlichen Vasallen, sondern alle Ritter, die es überhaupt in der Grafschaft gab; endlich auch, wie man es sich denken soll, daß nach dem Eingang der Urkunde omnes milites mit ihren Waffen kommen sollen und nachher jene 4 erwähnt werden: sie sind doch wohl von und aus jenen zu erwählen. — Der Aufforderungen, die in ähnlicher Weise unter Heinrich III. öfter ergingen (z. B. 1253 zu senden duos legaliores et discretiores milites vice omnium et singulorum eorundem), geschieht hier kaum Erwähnung, und da der Verf. an die bekannten Schritte des Simon von Leicester kommt, fügt er selbst nichts Näheres zur Erläuterung, was die eigentliche Bedeutung der Sache klar machen könnte, hinzu, sondern läßt nur drei unter sich abweichende Urtheile Lingards, Redesdales und Hallams in der Note abdrucken. Die Fragen, ob nun bloß die königlichen Vasallen oder alle Ritter an den Wahlen der Abgeordneten aus den Grafschaften theilnahmen, welche Städte Abgeordnete sandten und warum nur diese, bleiben unerledigt. Ebenso vermisse ich, wo vorher (S. 719) von 3 Parlamenten im Jahr die Rede ist, jede Bemerkung darüber, was hierunter zu verstehen ist und wie es sich zu der früheren oder späteren Gewohnheit verhält; es war zu erinnern an die dreimalige Versammlung des commune consilium, die wie besonders Allen nachgewiesen, unter den ersten normannischen Königen »de more« Statt fand.

Vielleicht hat Hr Pauli die Absicht in dem folgenden Bande, wenn unter den späteren Königen diese Verhältnisse noch ausgebildeter entgegentre-

Digitized by Google

ten, ihnen eine besondere zusammenhängende Darstellung zu widmen; vielleicht hat ihn aber auch nur Bescheidenheit abgehalten ein Urtheil über Fragen auszusprechen, welche die bedeutendsten unter den einheimischen Historikern und Staatsmännern Englands zu keiner vollen Entscheidung gebracht haben. Dem letzten aber würde ich entschieden entgegentreten müssen; wer eine Geschichte Englands in dieser Zeit ausführlich und nach den Quellen schreiben will, muß sich auch eine feste Ansicht über jene wichtigsten Punkte der Entwickelung bilden, mehr als jeder Andere hat er dazu wie die Verpflichtung so auch die Mittel. Sollte es also die Absicht des Vfs auch für den folgenden Band nicht sein das hier Unterlassene nachzuholen, so müßte ich ihn auf das Dringendste auffordern, hier eine Lücke seiner Arbeit auszufüllen und überhaupt den inneren Verhältnissen eine nur noch immer größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Manches ist auch jetzt schon ausführlich und mit Liebe behandelt worden, z. B. Alles was sich auf den Handel, und besonders auf den Verkehr mit Deutschland bezieht (S. 480. 844 ff.). Urkunden und Briefe, die diesen Gegenstand, namentlich auch die Deutschen in England betreffen, sind sorgfältig nachgewiesen und dabei schon manche Nachträge für Lappenbergs Arbeiten zur Geschichte der Hanse gewonnen. Früchte des von Hn Pauli auf die Benutzung solcher für die deutsche Geschichte interessanten Urkunden, deren das Archiv des Tower eine bedeutende Anzahl enthält, verwandten Fleißes finden wir auch in dem eben erschienenen neuen Heft des Lübecker Urkundenbuchs. Durch eine Unterstützung der Berliner Akademie ist es ihm möglich geworden zur Fortsetzung dieser Arbeiten noch eine Zeitlang in London zu ver-

weilen, was dann jedenfalls der Geschichte Englands nur zum wesentlichen Vortheil gereichen wird.

Möge es dem vielversprechenden Autor vergönnt sein, das begonnene Werk rüstig weiter zu führen und später auch im Vaterland in einer seinen Leistungen angemessenen Stellung zur Vollendung zu bringen. G. Waitz.

Zürich

Verlag von Meyer und Zeller 1853. Theorie und Anwendung des sogenannten Variationscalcüls. Von Dr. G. W. Strauch. Zwei Bände. XXXII 499 u. 788 S. in kl. Fol.

In der ausführlichen Vorrede gibt der Verf. eine kurze kritische Geschichte der Variationsrechnung, woraus jeder Sachkenner ersieht, daß der Verf. alles bisher Geleistete genau gekannt hat — und fügt dann hinzu: daß sein vorliegendes (umfangreiches) Werk in theoretischer und praktischer Beziehung die vorhandenen Lücken ausfüllen soll. —

Abth. I und II enthalten verschiedene Sätze aus der Differenzial- und Integralrechnung, welche für das Folgende von besonderer Wichtigkeit sind.

Abth. III enthält Untersuchungen über den Zeichenstand der homogenen Functionen, und zwar nach zwei verschiedenen Methoden. Die erste Methode besteht in der Anwendung unbestimmter Coefficienten. Um z. B. die Bedingungen zu finden, unter welchen die Function:

$$\varphi(p, q) = Ap^2 + 2Bpq + Cq^2$$

ihr Zeichen nicht ändert, setzt der Verf.:

$$\varphi(p, q) = A(p + aq)^2 + bq^2,$$

woraus $a = \frac{B}{A}$, $b = \frac{AC - B^2}{A}$ folgt, und sich

die verlangten Bedingungen ergeben u. s. f. Die zweite Methode ist die gewöhnliche, welche sich auf die Theorie der Gleichungen stützt.

In Abth. IV beschäftigt sich der Verf. sehr ausführlich mit der Entwickelung impliciter Functionen nach den steigenden, oder fallenden, positiven, oder negativen, ganzen, oder gebrochenen Potenzen der Veränderlichen mittelst der Methode der unbestimmten Exponenten und Coefficienten — indem er zuerst das Gesetz der Exponenten und hierauf das der Coefficienten bestimmt.

Abth. V enthält die Theorie der Variationsrechnung. Zunächst wird bemerkt: daß sich eine Function $y = f(x)$ nur auf zweierlei Weise ändern kann, nämlich indem sich entweder der Werth des x ändert, oder x denselben Werth behält und die Form (Natur) der Function $y = f(x)$ sich ändert und in $y' = \varphi(x)$ übergeht. Diese letzte Art der Aenderung nennt der Verf. „Mutation" (hätte also auch auf dem Titel des Werkes Mutationscalcul setzen müssen) — und definirt den sich hier darbietenden Calcül als denjenigen Zweig der höhern Analysis, welcher, wenn man Functionen in andere übergehen läßt, die daraus hervorgehenden Resultate untersuchen und anwenden lehrt. Der Unterschied zwischen der neuen und ursprünglichen Function wird ebenfalls „Mutation" genannt — und zwar eine unmittelbare, wenn die Function unabhängig von andern Functionen mutirt wird — und eine mittelbare, wenn eine Function dadurch mutirt wird, daß eine andere, von welcher sie abhängt, mutirt wird. Die unmittelbare und mittelbare Mutation wird ferner eine reine, oder gemischte genannt, je nachdem sich das x in $y = f(x)$ ändert, oder nicht, während $y = f(x)$ in $y' = \varphi(x)$ übergeht. Und alle diese Muta-

Digitized by Google

tionen nennt der Verf. einfache. Wenn dagegen eine Function sowohl mittelbar als unmittelbar mutirt wird, so heißt die Mutation eine zusammengesetzte. Man hat also:

A. Einfache Mutationen.
  a. Einfache reine Mutationen.
    aa. Unmittelbare reine Mutationen.
    bb. Mittelbare reine Mutationen.
  b. Einfache gemischte Mutationen.
    aa. Unmittelbare gemischte Mutationen.
    bb. Mittelbare gemischte Mutationen.

B. Zusammengesetzte Mutationen.
  a. Zusammengesetzte reine Mutationen.
  b. Zusammengesetzte gemischte Mutationen.

Diese verschiedenen Fälle betrachtet nun der Vf. ebenso ausführlich als klar — und es wird genügen, wenn wir das Verfahren desselben in den einfachsten Fällen hier näher bezeichnen. Die erste erforderliche Operation soll darin bestehen: der neuen Function ein bleibendes Merkmal zu ertheilen, mittelst dessen es immer möglich ist, aus ihr die ursprüngliche Function wieder herzustellen — und die zweite Operation darin: die neue Function in zwei Theile zu zerlegen, wovon der erste die ursprüngliche Function und der zweite die Mutation ist!

Als erstes und einfachstes Beispiel führt der Verf. den Fall an, wo die Function $\varphi(x, a)$ durch Aenderung der Constante a in $a + \varkappa$ in $\varphi(x, a + \varkappa)$ übergeht, und es wird nun, um den eben angegebenen doppelten Zweck zu erreichen, $\varphi(x, a + \varkappa)$ nach dem Taylor'schen oder Maclaurin'schen Satze entwickelt. Als ein besonders wichtiger specieller Fall wird endlich noch der erwähnt, wo $\varkappa$ unendlich klein, also auch die Mutation unendlich klein ist. Aber eigentlich gehör

dieser Fall gar nicht in die Variationsrechnung, weil die ursprüngliche und neue Function, wie der Verf. selbst sagt, sich nur ihrem Gehalte (Werthe), aber nicht ihrer Gestalt (Form) nach unterscheiden.

Hierauf bemerkt der Verf.: der obige doppelte Zweck lasse sich zwar durch sehr verschiedene Einführungsweisen des x erreichen, allein diese seien nicht gleich passend; denn diese Einführung des x müsse doch wohl so geschehen, daß die verlangte Zerlegung der neuen Function mit den in den frühern Zweigen der Analysis gebotenen Mitteln immer ausführbar sei, und dann sei es wegen der später mit der Mutation noch vorzunehmenden Geschäfte zweckmäßig, das x so einzuführen, daß die Mutation immer die einfachste Form bekomme. Auch erhalte man auf diese Weise für alle unmittelbaren Mutationen ein und dieselbe Form und ein und dieselbe Entwickelungsweise — und deshalb stellt der Verf. ein für allemal das Postulat auf: „Alle unmittelbaren Mutationen sollen wo möglich geschlossene, oder unendliche Reihen sein, welche nach lauter positiven ganzen Potenzen des x fortschreiten." Und insbesondere wird wieder der Fall hervorgehoben, wo x, also auch die Mutation unendlich klein ist. Unter dem Titel „Begründung des Variationscalcüls" (?) heißt es nun weiter:

„Der einfachste Fall, auf dem die allererste Begründung (?) dieses Calcüls beruht, ist folgender: eine Function $y = \varphi(x)$ geht in eine andere $F(x)$ über. Hier führt man in $F(x)$ (?) nach freier Wahl (?) das Operationsmittel x so ein, daß sich eine mit $\varphi(x)$ anfangende und nach lauter positiven ganzen Potenzen des x fortlaufende Reihe ergibt. Jede andere Einführungsweise des x wird, weil weniger zweckmäßig, verworfen, und

Digitized by Google

man hat nur zu beweisen, daß eine solche Einführungsweise des $\varkappa$ immer möglich ist (bis dahin hat dies der Verf. jedoch nicht gethan — es ist ja schon postulirt!). Die Function $\varphi(x, \varkappa)$ wird nun nach dem Maklaurin'schen Satze in die Reihe entwickelt:

$$\varphi(x, \varkappa) = \varphi(x) + \varkappa \left(\frac{d\varphi(x, \varkappa)}{d\varkappa}\right)_0$$

$$+ \frac{\varkappa^2}{1\,.\,2} \left(\frac{d^2\varphi\,(x, \varkappa)}{d\varkappa^2}\right)_0 + \ldots, \qquad (1)$$

und die Bedeutung, welche man dem Operationsmittel $\varkappa$ nach geschehener Reihenentwickelung beilegen müsse, werde durch die Gleichung:

$$\varphi(x, \varkappa) = F(x)$$

ausgedrückt (?). Alsdann wird die Gleichung (1) der Kürze wegen unter der Form:

$$\varphi(x, \varkappa) = \varphi(x) + \varkappa\,.\,\delta\,.\,\varphi(x) + \frac{\varkappa^2}{1.2}\,.\,\delta^2\,\varphi(x)$$

$$+ \frac{\varkappa^3}{1\,.\,2\,.\,3}\,.\,\delta^3\varphi(x) + \ldots \qquad (2)$$

ausgedrückt, und besonders noch der Fall bemerkt, wo:

$$\varphi(x, \varkappa) = \varphi(x) + \varkappa\,.\,\delta\varphi(x) \qquad (3)$$

ist. Der Reihenausdruck für $\varphi\,(x, \varkappa) - \varphi\,(x) = \Delta y$ heißt die Gesammtmutation, und die Coefficienten $\delta y = \delta\varphi\,(x)$, $\delta^2 y = \delta^2\varphi(x)$, ... nennt der Verf. Mutationscoefficienten.

Es folgen nun 20 Erläuterungsbeispiele, zum Theil für den Fall einer beliebigen und zum Theil für den Fall einer unendlich kleinen Mutation — und es wird genügen „hier von jedem dieser beiden Fälle nur ein Beispiel anzuführen, um zu zeigen, daß das Ganze nichts weiter als ein sinn- und zwecklose Zeichenspiel ist.

Digitized by Google

3. Es sei $y = \varphi(x) = \log.\ nat.\ x$ gegeben, und diese Function gehe über in:

$$y + \Delta y = F(x) = \log.\ nat.\ x^3.$$

1. Man setze: $y + \Delta y + \varphi(x, \varkappa) = \log x . x^{\varkappa}$, so bekommt man:

$$y + \Delta y = \varphi(x, \varkappa) = \log x + \varkappa . \log x.$$

Hieraus ergibt sich wieder $y = \varphi(x) = \log x$, wenn man $\varkappa = 0$ setzt, und wenn man $\varkappa = 2$ setzt; so geht $\varphi(x, \varkappa)$ in $F(x) = \log x + 2 \log x + \log x^3$ über!

2. Man setze: $y + \Delta y = \varphi(x, \varkappa) = \log x . x^{-\varkappa}$, so bekommt man:

$$y + \Delta y = \varphi (x, \varkappa) = \log x - \varkappa \log x.$$

Hieraus ergibt sich wieder $y = \varphi(x) = \log x$, wenn man $\varkappa = 0$ setzt, und wenn man $\varkappa = -2$ setzt; so geht $\varphi(x, \varkappa)$ über in $F(x) = \log x + 2 \log x = \log x^3$!

11. Es sei $y + \Delta y = F(x) = \varphi(x) + \eta . \psi(x)$, wo das Element η von x unabhängig und im Momente des Verschwindens (unendlich klein) ist, also bei jedem Werthe von x der Werth des $F(x)$ dem des $\varphi(x)$ nächst anliegend. Man setze geradezu:

$$y + \Delta y = \varphi(x, \varkappa) = \varphi(x) + \varkappa . \psi(x) \quad (?)$$

Hieraus ergibt sich wieder $y = \varphi(x)$, wenn man $\varkappa = 0$ setzt, und wenn man $\varkappa = \eta$ setzt; so geht $\varphi(x, \varkappa)$ über in $\varphi(x, \eta) = F(x) = \varphi(x) + \eta . \psi(x)$! So etwas soll Variations- oder Mutationsrechnung sein?! —

Bei Beispiel 10 sagt der Verf. selbst: „es fragt sich allerdings, ob unter den mancherlei Einführungen des $\varkappa$ sich auch jedesmal solche befinden müssen, welche eine nach lauter positiven ganzen Potenzen des $\varkappa$ aufsteigende Reihe liefern? Die Antwort hierauf ist bejahend, wie sogleich bewiesen werden soll.“ Früher hat ja der Verf. dies aber ein für allemal postulirt! In der That ist

Digitized by Google

auch der Beweis des Verfs ebenso nichtssagend, wie in den obigen Beispielen. Hierauf leitet der Verf. die Sätze ab:

$$\delta^n(\delta^m\varphi(x)) = \delta^{n+m}\varphi(x),$$

$$\delta^m\left(\frac{d^n\varphi(x)}{dx^n}\right) = d^n\left(\frac{\delta^m\varphi(x)}{dx^n}\right), \text{ etc.}$$

$$\delta^m \overset{(n)}{\int_a^x} \varphi(x)dx^n = \overset{(n)}{\int_a^x} \delta^m\varphi(x).dx^n, \text{ etc.} \quad (4)$$

ganz so wie es in der Differenzialrechnung geschieht.

In § 61 bemerkt der Verf.: daß mit dem bis dahin über die Theorie der unmittelbaren Mutationen Vorgetragenen die Grundlage der ganzen Variationsrechnung gegeben sei (die freilich eben keine gesicherte und nothwendige ist) und fügt nun noch 3 Bemerkungen hinzu, die sonderbar lauten:

Nach Euler und Lagrange sei unter einer unmittelbar mutirten Function $\varphi(x)$ eine Function $\varphi(x, \varkappa)$ zu verstehen, welche sich für $\varkappa = 0$ wieder auf $\varphi(x)$ reducire — und man gehe demnach so zu Werke, als wenn es gar nicht nöthig wäre, sich auch nur in der Idee eine neue von $\varkappa$ freie Function $F(x)$ vorzustellen — obgleich $\varkappa$ nur ein Operationsmittel (?) sei (aber bei dem Verf. ist ja $F(x)$ auch weiter nichts als $\varphi(x, \varkappa)$ für einen speciellen Zahlenwerth von $\varkappa$ — und in mehrern seiner Erläuterungsbeispiele hat er $\varkappa$ als eine Veränderliche behandelt!) — und wenn von $\varphi(x, \varkappa)$ weiter nichts verlangt werde, als daß sie sich für $\varkappa = 0$ wieder auf $\varphi(x)$ reducire, so sei im Allgemeinen:

$$\varphi(x, \varkappa) = \varphi(x) + P.\varkappa^p + Q.\varkappa^q + \ldots, \quad (3)$$

wo die Exponenten p, q, . . . auch positive gebrochene Zahlen sein dürfen. Gleichwohl wenden Euler und Lagrange ohne Weiteres den Maklaurin'schen Satz an, als wenn sich $\varphi(x, \varkappa)$ in eine

Digitized by Google

mit $\varphi(x)$ anfangende und nach ganzen positiven Potenzen des $\varkappa$ fortschreitende Reihe entwickeln lassen müsse — und erwähnen nicht im Geringsten, daß es auch Zusammensetzungen von $\varphi(x, \varkappa)$ gebe, die sich nicht nach lauter positiven ganzen Potenzen des $\varkappa$ entwickeln lassen (dann ist aber auch das Postulat des Verf. unrichtig!) Ganz anders verhalte sich aber die Sache, wenn man schon von vorn herein „verlange" das $\varkappa$ nur so einzuführen, daß die Gleichung (1) oder (2) sich ergeben muß (dieses Kunststück hat der Verf. leider nicht gezeigt — „verlangen" kann man freilich Alles, wenigstens in der Mathematik — aber ob man es auch erhält, das ist eine andere Frage —). Es lassen sich zwar, heißt es weiter, alle Aufgaben, welche mittelst der Reihe (1) oder (2) lösbar sind, auch mittelst der Reihe (3) lösen; allein man bürde sich durch Anwendung der Reihe (3) schon bei einfachen Aufgaben unnütze Weitläufigkeiten auf, und bei zusammengesetzten Aufgaben verwickele man sich dadurch in Schwierigkeiten, deren Beseitigung oft sehr ausgedehnte und nutzlose Nebenuntersuchungen verursache, die bei Anwendung der Reihe (1) oder (2) wegfallen. — Offenbar ist auch die Betrachtung der ganzen Reihe (1) oder (2) unnütz, sobald $\varkappa$ unendlich klein ist — wie es in der Variationsrechnung immer der Fall ist. Der Verf. selbst nimmt ja bei dem directen Prüfungsmittel des Maximums oder Minimums immer nur „kurzweg" die beiden ersten Glieder der unendlichen Reihe!

Zuletzt bemerkt der Verf. dagegen: daß es ganz irrig sei, wenn einige Schriftsteller die ganz allgemeine (d. h. unbestimmte) unmittelbare Mutation (mutirte Function) durch:

$$\varphi(x) + \varkappa \,.\, \delta\varphi(x)$$

Digitized by Google

ausdrücken wollen. Er hat aber S. 87 selbst gesagt: daß sie in allen Fällen gebraucht werden kann! Und S. 94 f.: „Wenn aber die Form einer dazu gehörigen, von $\varkappa$ freien neuen Function nicht vorgeschrieben ist, so kann man wohl die Reihe (1) oder (2) noch entwickeln (?), wo jeder der Coefficienten $\delta\varphi(x)$, $\delta^2\varphi(x)$, ... vollkommen bestimmt ist (?); aber man kann keine Gleichung: $\varphi(x, \varkappa) = F(x)$
bilden, also auch keine specielle Bedeutung des $\varkappa$ ermitteln, wenn nicht irgend eine andere Bedingung vorgeschrieben ist, oder aufgesucht werden kann, welcher dasselbe genügen soll. Eine solche Bedingung wäre z. B. die, daß $\varkappa$ verschwindend (unendlich) klein sei.“ Hier sucht der Verf. auch zu zeigen: daß die Reihe (2), auch bei jeder beliebigen Bedeutung des $\varkappa$, doch nicht jede beliebige Mutation ausdrücken könne — sondern eine bloß fingirte Operation sei — und ebenso sei auch die Beziehung zwischen den Coefficienten $\delta\varphi(x)$, $\delta^2\varphi(x)$, $\delta^3\varphi(x)$, . . . bloß fingirte — weil ja jeder für sich willkürlich sei. Allerdings ist das ganze weitläufige Räsonnement des Verf., wodurch er die Variationsrechnung „begründen“ will — eine leere, unstatthafte Fiction. Denn da der Vf. es ganz unbestimmt läßt, wie das $\varkappa$ in $\varphi(x)$ eingeführt werden soll — und in den erwähnten Erläuterungsbeispielen bald die eine und bald die andere Einführungsart (bald als Factor, bald als Addend, bald als Exponent rc.) anwendet; so ist er auch nicht berechtigt $\varphi(x, \varkappa)$ nach der Taylor'schen Formel zu entwickeln, und die Gleichung (1) anzusetzen. Dieses ist nur dann zulässig, wenn $\varphi(x, \varkappa) = \varphi(x + \varkappa)$ ist.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 23. September 1854.

Zürich

Schluß der Anzeige: „Theorie und Anwendung des sog. Variationscalcüls. Von Dr. G. W. Strauch."

Auch erfährt man durch alle diese weitläufigen, willkürlichen Erörterungen des Verf. nicht einmal: wie man denn nun endlich die Mutation einer gegebenen Function $U = \varphi(x, y)$, wo y eine Function von x ist, wirklich findet? Ein Anfänger wird stutzen, wenn der Verf. bei Aufg. I aus $U = y(x - y)$ sofort schließt:

$$\delta U = (x - 2y) . \delta y,$$
$$\delta^2 U = (x - 2y) . \delta^2 y - 2 \delta y^2$$

Denn in § 57 sagt der Verf.: das Mutiren sei nur ein einfaches Differenziren nach $\varkappa$ (?) — und dann soll auch die ganze unendliche Reihe:

$$\varkappa \delta y + \frac{\varkappa^2}{1.2} \delta^2 y + \frac{\varkappa^3}{1.2.3} \delta^3 y + \ldots$$

als Mutation von y genommen werden! Offenbar ist die Herleitung der Formeln (4) unter solchen Umständen auch ganz unbegründet. Der Vf.

tadelt Ohm, daß er die Reihe (2) ohne Weiteres angenommen habe — weshalb er selbst die obige (ganz haltlose) Deduction und (vermeintliche) Begründung der Variationsrechnung offenbar unternommen hat. Der Verf. bemerkt wiederholt: daß durch die Einführung des χ die Variationsrechnung auf ihre wahre Grundlage gebracht sei — und fragt Ohm, weshalb er diese Euler'sche Begründungsweise, die auch Lagrange angenommen, aufgegeben habe, ohne dieses sein Verfahren zu motiviren? Da die Formveränderungen immer als Werthsveränderungen gedacht werden müssen, wenn damit soll gerechnet werden können — so erhellet ohne Weiteres: daß die Regeln des Variirens keine andern sind, als die des Differenzirens — und nur die von den Formveränderungen herrührenden Werthsveränderungen von den unmittelbaren Werthsänderungen (Differentialen) durch ein besonderes Zeichen (δ) unterschieden zu werden brauchen — so daß die Einführung einer neuen Veränderlichen x oder t zur Begründung der Variationsrechnung ganz überflüssig ist — zumal wenn es in einer so unbestimmten, nichtssagenden Weise wie durch den Verf. geschieht. Das ganze Verfahren ist nichts als eine begrifflose Erschleichung — die leider nur zu oft in der mathematischen Analysis immer noch vorkommt. Auch in manchen andern Beziehungen möchten wir die Strenge der Schlüsse des Verfs nicht verbürgen, allein der Raum gestattet uns nicht hier ins Detail einzugehen. — Zuletzt wird wieder der Fall, wo x unendlich klein ist, und auch die Mutation unendlich klein wird, als besonders beachtenswerth hervorgehoben — aber auch in diesem Falle soll die Mutation aus einer unendlichen Reihe bestehen, weil diese der allgemeine Begriff sei — und

Digitized by Google

die endliche Reihe als beſondern Fall unter ſich begreiſe. Welche ſonderbare Logik! Wenn $\varkappa$ unendlich klein iſt, ſo iſt ja in aller Strenge:

$$\varphi(x+\varkappa) = \varphi(x, \varkappa) = \varphi(x) + \varkappa \,.\, \delta\varphi(x).$$

Durch Anwendung von Reihenentwickelungen von der Form (2) werden nun auch mit großer Ausführlichkeit die übrigen der eben genannten Arten von Mutationen hergeleitet — und hieraus ſieht jeder Kundige: daß, wie ſchon geſagt, die Begründung der Variations- oder Mutationsrechnung durch den Verf. keine beſonders ſtrenge iſt — und daß es damit noch ſchlechter ſteht, wie mit der Differenzialrechnung vor Cauchy's Leiſtungen, ſo daß alſo die Variationsrechnung zu ihrer ſtreng wiſſenſchaftlichen Begründung einer ähnlichen Reform bedarf, wie die Differenzialrechnung und die Analyſis überhaupt durch Cauchy's Arbeiten erfahren hat. Der Verf. ſpricht ſich über die unendlichen Reihen und deren Anwendung in § 20 f. im Allgemeinen ganz treffend aus, allein er macht von dieſen Lehren keine durchgreifend ſtrenge Anwendung — nur gelegentlich ſpricht er ganz kurz davon, z. B. S. 115: „Wenn aber der Werth des x ein beſtimmter iſt, ſo müſſen die Reihen . . . nicht nothwendig gültig ſein, ſondern ſie ſind allemal ungültig, wenn ein Glied Null in den Nenner bekommt. Man wird alſo dieſe Reihen mittelſt des Taylor'ſchen Satzes ſo entwickeln, wie wenn der Werth des x ganz allgemein wäre, und dabei wird man zuſehen, ob ein Glied oder ob mehrere Glieder, oder ob alle Glieder das x in den Nenner bekommen — und indem man dieſen Nenner = 0 ſetzt, kann man alle jene Werthe von x ſchon im Voraus kennen lernen, bei welchen die Reihen ihre Gültigkeit verlieren (Cauchy's Theorem!)“ ꝛc. Und am

Digitized by Google

Schlusse des § 85 bemerkt der Verf.: daß alle vorkommenden Reihenentwickelungen sich mittelst des Maklaurin'schen (?) Satzes ausführen lassen — man also immer das Mittel habe, jeder Reihe, wo man sie auch abbrechen möge, ihre Ergänzung beizufügen. In Fällen der Anwendung sei es von der höchsten Wichtigkeit, daß man den Fehler, welcher durch Weglassen von Gliedern entsteht, jedesmal schätzen könne.

Abth. VI enthält einige Specialitäten, welche zur Theorie der Mutationen gehören, auf deren nähere Erörterung wir hier offenbar nicht eingehen können — und nur einer unrichtigen Schlußweise des Verfs wollen wir hier erwähnen, weil sie oft wiederkehrt. Wenn x unendlich klein ist, so soll eine Gleichung wie:

$$0 = A_1 x + A_2 x^2 + \dots \text{ in inf.}$$

nur möglich sein, wenn einzeln $A_0 = 0$, $A_1 = 0$, $A_2 = 0$, ... ist!

Abth. VII enthält eine sehr ausführliche Theorie des Größten und Kleinsten — und andere damit zusammenhängende Untersuchungen, und zwar betrachtet der Verf. successive:

A. Ausdrücke, welche wirkliche Urfunctionen sind,

B. Ausdrücke, worin auch Differenzialquotienten vorkommen,

C. Ausdrücke, welche auch Integrale enthalten, indem er wieder von den Reihenentwickelungen wie (2) Gebrauch macht — so daß es sich also mit der wissenschaftlichen Strenge hier ebenso verhält, wie bei der Begründung der Variationsrechnung.

Hierauf folgt der praktische Theil des Werkes, nämlich eine Sammlung von 288 größtentheils vollständig gelösten Aufgaben zur Anwendung der vorhergehenden Theorien, indem der Verf. succes-

Digitized by Google

five die den drei vorhin genannten Kategorien von Ausdrücken entsprechenden Aufgaben behandelt. Dieser Theil, welcher etwa $\frac{3}{4}$ des Ganzen ausmacht, bietet ein so reichhaltiges Material zur Uebung dar, wie man es schwerlich anderswo finden möchte. Freilich sind manche dieser Aufgaben von keinem besondern Interesse, so daß sie füglich hätten wegbleiben können — und überhaupt hätte sich der Verf. viel kürzer fassen können — so daß er auch bei der Hälfte des Volumens seines Werkes alles Wesentliche der Variations- oder Mutationsrechnung erörtern konnte! Dadurch würde der Preis des Buches (Ladenpreis = 10 Thaler) ein viel geringerer und seine Verbreitung eine viel größere geworden sein. — Es mag jedoch hier noch bemerkt werden, daß sich die Verleger bewogen gefunden haben, den Preis auf die Hälfte herabzusetzen — und daß das Werk, besonders wegen der Aufgabensammlung, zu diesem ermäßigten Preise mit vollem Rechte empfohlen werden kann. Dieser zweite praktische Theil ist der bei weitem werthvollste — und zeigt zur Genüge, daß sich der Verf. seinem Gegenstande mit vieler Liebe und Ausdauer gewidmet hat — und enthält manches Eigenthümliche, was der Verf. nicht unterlassen hat, in besondern „Schlußbemerkungen" hervorzuheben. — Die äußere Ausstattung ist sehr schön.

Dr. Schnuse.

Jena

bei Friedr. Frommann 1854. Thüringische Geschichtsquellen. Erster Band. Annales Reinhardsbrunnenses *). Namens des Vereins f.

*) Nicht Reinhardsbrunn, sondern Reginhers-

thüring. Gesch. u. Alterthumskunde zum ersten Mal herausgegeben von Dr. Franz X. Wegele, ausserord. Prof. zu Jena. (Auch mit besonderm Titel: **Annales Reinhardsbr. etc.**). **XXXIII** u. 321 S. in Octav.

Der im Jahre 1852 gestiftete Verein für thüringische Geschichte und Alterthumskunde zu Jena hat unter der Leitung des Hrn Prof. und Geh. Justizrath Dr Michelsen *) bereits mehrfache Beweise seiner Wirksamkeit durch Druckschriften gegeben, namentlich durch den 1. Band der Zeitschrift des Vereins, in 4 Heften (29 Bogen in Octav, mit 4 Tafeln in Steindruck), mit Beiträgen der Herren Michelsen, Rückert, Stark, Schwarz, Voigt (in Königsberg), Droysen, Schütz, Wegele, Kühn, Rein, Aue, Wagner. Das vorliegende Werk ist ohne Zweifel bis jetzt das bedeutendste von denen, deren Erscheinen durch den Verein bewirkt ist. Nur theilweise waren diese Annalen von Reinhardsbrunn bisher abgedruckt und benutzt, ungeachtet ihrer Wichtigkeit für die älteste Zeit der Landgrafschaft Thüringen, besonders für die Zeit und das Leben des Landgrafen Ludwig IV., des Gemahls der heil. Elisabeth, auch für die Zeit des Landgrafen Albrecht des Entarteten und seines Sohnes Friedrich, aber im

brunn war ohne Zweifel die ursprüngliche Namensform des Orts. Die Handschrift der A. R. hat gewöhnlich Reynersborn.

*) Außer dessen hieher gehörigen Schriften — Rechtsdenkmäler aus Thüringen 1. und 2. Lief. (14 Bogen) und Der Mainzer Hof zu Erfurt, Einladungsschrift zur Generalversammlung des Vereins 1853 (6 Bogen in 8) — ist hier zu erwähnen die germanistische Abhandlung desselben Die Hausmarke (9 Bogen in Quart).

Digitized by Google

ersten Theile auch für die Geschichte des Kaisers Heinrich VI. und des Königs Philipp von Schwaben und ihre Zeit. Hier erscheinen dieselben zuerst vollständig und kritisch berichtigt, in so guter Gestalt, als man in einer ersten Ausgabe eines sehr verwahrlos'ten Textes nach einer einzigen Handschrift nur erwarten konnte, auch äußerlich sehr wohl ausgestattet.

In der Vorrede wird gut erörtert, wie es gekommen, daß Thüringen verhältnißmäßig gegen andre deutsche Landschaften erst spät mit eigenen historischen Schriften aufgetreten ist. Endlich griffen neben den Mönchen von S. Peter zu Erfurt auch die Mönche von Reinhardsbrunn, der Lieblingsstiftung des landgräflichen Hauses, zur Feder, und schrieben Annales. Diese blieben lange ziemlich unbekannt und vernachlässigt, auch nachdem mehrere Gelehrte des 18ten Jahrhunderts darauf aufmerksam gemacht hatten, und erst in neuerer Zeit wurden wieder Theile derselben von Hesse in Rudolstadt, Abel in Bonn und Rückert in Breslau ergiebig benutzt. Herr Professor Wegele, welchem der Verein die Herausgabe der lateinisch geschriebenen Quellenschriften Thüringens übertragen hat, beginnt dieses Werk mit dem vorliegenden Bande auf eine ganz geeignete und löbliche Weise. Die Arbeit war nicht leicht, da die einzige bis jetzt aufgefundene ältere Handschrift der A. R. in Hannover erst nach 1424 von einem Mönche des Klosters Jerichow in die Chronik der Magdeburger Erzbischöfe (diese abgedruckt in Meibom SS. R. G. II, 269) stückweise und höchst nachlässig hineingeschrieben ist. Die Collation einer im Jahr 1825 für Gotha gemachten Abschrift mit der Hannoverschen Originalhandschrift besorgten die Herren Archivrath

Schaumann und Bibliothekſekretär Böttger daſelbſt mit großer Sorgfalt, aber leider wimmelt die Handſchrift ſelbſt ſo ſehr von den gröbſten Leſe- und Schreibfehlern, Entſtellungen und Verſtümmelungen des Textes, daß dem gewiſſenhaften Herausgeber daraus große Mühe erwuchs. Theilweiſe wurde demſelben die Reſtitution des Textes erleichtert durch die vom Profeſſor Rückert gelieferte alte Ueberſetzung der Vita Ludovici, und durch die Abdrücke der Vita S. Elisab. des Dietrich von Apolda und der Historiae de Landgraviis, welche letztere, aber auch entſtellt und fehlerhaft, aus den Annal. Reinh. hervorgegangen ſind.

Die Annales Reinh. umfaſſen die Jahre 1026 bis 1335, und beſtehen zumeiſt aus drei Haupttheilen in gleichzeitigen Aufzeichnungen, von denen der erſte, welcher um 1170 beginnt und mit 1205 ſchließt, wahrſcheinlich von mehreren Mönchen von Reinhardsbrunn herrührt. Der zweite enthält die ſchätzbare Vita Ludovici (IV.), niedergeſchrieben von einem Geiſtlichen aus der Umgebung des Landgrafen, dem Kapellan Bertold, der dritte einzelne Aufzeichnungen vom Jahre 1236 bis 1335. Der Epiſode vom Wartburgkriege (de sex magistris in cantilenis pag. 109) liegt ſicher das deutſche Gedicht davon zu Grunde. Aus jenen drei Haupttheilen und ältern Aufzeichnungen vom Anfange des 13ten Jahrhunderts nach Ueberlieferungen und Urkunden wurden nach des Herausgebers wohlbegründeter Meinung die A. R. zwiſchen den Jahren 1335 und 1349 in die Geſtalt gebracht, in welcher wir ſie jetzt in der Hannoverſchen Handſchrift (ſtückweiſe in das Chron. Magdeburg. eingeſchoben) beſitzen, und zwar von einem ungeſchickten Compilator

des 14ten Jahrhunderts, welcher Lücken der Geschichtserzählung nicht bloß aus Lambertus Hersfeld., Ekkehardus Uraug., dem größern und dem noch ungedruckten kleinern Chron. Sanpetr. Erfurt. und dem Chron. S. Aegidii, sondern auch wohl aus seiner Phantasie zu ergänzen und durch hohle Redensarten zu verdecken suchte. Die Nachtheile dieser ungeschickten Behandlung und Ueberarbeitung der guten und höchst schätzbaren Elemente der A. R. hat unser Herr Herausgeber nicht ganz beseitigen können, doch hat er dieselben durch gesunde Kritik unschädlicher gemacht. Sehr dankenswerth ist es auch, daß derselbe wenigstens die der A. R. in ihrer gegenwärtigen, im 14ten Jahrhundert ihnen gegebenen Gestalt eigen angehörigen Bestandtheile durch größern Druck hat auszeichnen lassen, da eine weitere Unterscheidung der echten ältern Elemente und der spätern Interpolationen, nach der Weise, wie eine solche Unterscheidung in den alten Geschichtsquellen unseres Nationalwerks der Monumenta hist. Germ. gemacht zu werden pflegt, kaum durchzuführen war. Ebenso ist die am Rande beigefügte Angabe der Quellen, aus denen die A. R. die betreffenden Stücke entlehnt haben, dankenswerth, so wie, daß außer den kritischen Anmerkungen auch kurze erklärende Anmerkungen und Nachweisungen unter dem Texte gegeben werden. Am Schluß steht eine Geschlechtstafel der Landgrafen von Thüringen von Ludwig mit dem Barte († 1056) bis Friedrich dem Ernsth. († 1349) und S. 315 bis 321 ein Personenregister.

Für den zweiten Band dieser Sammlung thüringischer Geschichtsquellen ist bestimmt die Chronik des Erfurter Benedictiners Nic. von Syghen

und für den dritten Band vorläufig das Chron. Sanpetr. Erfurt., dessen Abdruck bei Mencken nicht genügt. Möge das löbliche Werk den besten Fortgang haben, und überhaupt der Jenaer thüringische Verein einer längern kräftigen Dauer sich erfreuen, als das mit dem thüringisch-sächsischen Vereine zu Halle der Fall zu sein scheint. Dem Vereine wie dem Herausgeber der A. R. sind wir für die schnelle Mittheilung dieser für Thüringen und überhaupt für die deutsche Geschichte so bedeutenden Schrift zu lebhaftem Danke verbunden. Zu den nun leichtern Berichtigungen geben wir schließlich einen kleinen Beitrag. S. 85, Z. 18 ist statt date, welches aus dem fehlerhaften dalo der Handschrift gemacht ist, ohne Zweifel zu lesen late (latae sententiae). S. 86, Z. 10 ist prelatorem wohl nur ein Druckfehler statt prelatorum, wie S. 256, Z. 4 v. u. tantantum statt tantum. S. 204, Anmerk. 3 ist der Name des Rud. von Bilzingsleben (Bülzingsl.) bezogen auf „Burgsleben, westlich von Alstädt, aber auf preußischem Gebiet" statt auf Bilzingsleben nördlich von Kindelbrück. S. 3 lautet Anmerkung 3: „L o y b e ist der, wie man ziemlich allgemein annimmt, s l a v i s c h e Name des Thüringer Waldes, meistens aber für verschiedene einzelne Theile desselben gebraucht." Dieser Name Loybe (Laube?) ist schwerlich slavisch, und kommt eher von dem deutschen Laub, loup. Vergl. S. Cassel in den Wissenschaftlichen Berichten der Akademie gem. Wiss. zu Erfurt 1854 S. 200 ff., wo auch die Endung der thüringischen Ortsnamen auf -l e b e n, welche charakteristisch ist für Thüringen und dessen älteste Ausdehnung bezeichnend, erklärt wird durch fester Wohnort, mansio (wovon das franz.

Digitized by Google

maison, ital. magione, span. meson, altspan. mayson, altpg. meison)*), indem, wie dieses Wort von manere, so jene Endung von einem leben = bleiben herkommt**). Pott (Personennamen 488 folg.) denkt bei den Ortsnamen -leben an leben, vivere, auch in Spanien für wohnen gebraucht. Man möchte auch an Leib, als das Feste, Constante denken.

E. G. F.

Kiel

Akademische Buchhandlung 1853. Dr. Claus Harms, gewesenen Predigers in Kiel, vermischte Aufsätze und kleine Schriften, einige bisher noch nicht gedruckte, die Landwirthschaft, das publicistische und politische Leben, die Sprache, das Schul- und Kirchenwesen betreffende. Herausgegeben von ihm selber. VI und 364 Seiten in Octav.

Was in dem theuren Greise, dessen vermischte Schriften, Vielen gewiß zur Freude, in diesem Bande gesammelt hervorgehen, sein langes Leben hindurch vorgeherrscht hat, was von Beiden entschiedener in seinem Wort und seiner That hervorgetreten ist, ob die Liebe zu seiner Kirche oder die Anhänglichkeit an das Land und Volk, das ihn geboren hat, das möchte schwer zu sagen sein. Auch wir gedenken nicht, Eins mit dem Andern vergleichend zusammenzustellen, vielmehr, weil von jener wohl Alle wissen, um so mehr

*) Vgl. auch mansus im frühern M. A.

**) Bleiben = be-leiben. Die thüringischen Oerter auf -leben kommen in ältern Zeiten sehr gewöhnlich in der Form -leiben vor (-lieva, leiva, leyben, leiben). Vgl. kleben, bekleiben.

an diese zu erinnern und zu zeigen, welch ein schönes Denkmal sie in den anzuzeigenden Blättern sich gesetzt hat. Der hier redet, ist aus einem dankbaren Sohne seines Volkes ein ehrwürdiger Vater geworden; in seines Stammes Vergangenheit heimisch wie Wenige durchlebt er mit ihm seine Gegenwart, seiner Vorzüge sich freuend und seine Noth auf dem Herzen tragend, seine Gebrechen scharf strafend und doch darüber seine edlen Eigenschaften nicht verkennend, ein Mann, der „recht buchstäblich im Volk geboren und aufgewachsen und sein Lebtage mit diesem Volk oder Volkstheil in täglicher Verbindung geblieben ist“ (S. 172) und der darum ein Recht hat zu erwarten, daß seine Stimme nicht überhört werden, ja auch das früher gesprochene Wort eine freundliche Aufnahme finden werde. Und hat auch Manches in dieser Sammlung vorzugsweise für den Dithmarschen Bedeutung, so kann es doch auch für den Fremden nicht ohne Interesse sein, dieses merkwürdigen Volksstammes Sitte und Art aus der Darstellung eines seiner hervorragenden Männer kennen zu lernen.

Unter den etwa 60 größeren und kleineren Stücken der Sammlung (man sähe sie manchmal gern etwas näher nach Zeit und Jahr bestimmt) ziehen uns vorzugsweise die 28 „Aufsätze publicistischen Inhalts“ an. Sie eben sind es, die für genauere Kenntniß des dithmarsischen Volkes und Landes die reichste Ausbeute geben, wie auch die „Glossen“, das heißt „tadelnde Bemerkungen über vorkommende Erscheinungen des Lebens und Strebens in unsern Herzogthümern, kürzer als Kritiken, freundlicher als Satiren und Feuerbrände.“ Eine dieser Glossen verbreitet sich „über die Freiheit der Prediger, so schlecht zu predigen als sie

Digitized by Google

wollen"; eine zweite und dritte über Armenwesen und Brandversicherungen, alle reich an praktischen und höchst beachtenswerthen Betrachtungen. So sieht der Verf. in einer Zeit, wo die Feuersbrünste in entsetzlicher Weise überhand nahmen, die vornehmste Ursache derselben in den hohen Versicherungen und bekämpft das Unwesen bald mit beißendem Spott (wie in dem „Sendschreiben eines Eiderstädters" S. 44), bald mit ernstem Zürnen. Sein Votum, dem wir besonders auch für manche Gegenden des hannoverschen Landes Folge gegeben zu sehen wünschten, lautet also: „Wenn die Gebäude nicht höher als zur Hälfte ihres Preiswerthes, und die Möbeln nicht höher als zum Viertheil nach einer Schätzung durch benachbarte redliche Leute versichert würden, so könnte man schon, dünkt mich, des Menschen eigene Vorsicht, den gnädigen Gott und die christliche Liebe walten lassen, während bei der jetzigen Einrichtung die Menschen fahrlässig, gottlos und hartherzig werden, werden müssen" S. 43. —

Staat und Kirche als zwei getrennte Gebiete auseinandersetzen zu wollen, hat noch nie zu etwas Anderem geführt als zu leeren, aller lebendigen Realität ermangelnden Abstractionen. Für Harms sind nicht bloß beide Gebiete gleich zugänglich, für ihn liegen sie in einander, decken einander; Glaube und praktische Lebensweisheit sind ihm eins, was der Idee der Kirche angemessen ist, das ist für ihn zugleich das politisch heilsame und nothwendige. So in der „Bahnprobelustfahrt" aus dem Jahre 1844 (S. 289), wo er sich auf den „kleinen, allerkleinsten Hügel des Itzehoer Kirchen- und Schulblatts gestellt hat", um über die flagrante Sonntagsentheiligung ein strenges Gericht zu halten. —

Digitized by Google

Zum alten Harms kommen wir gern „auf seine Stube“, lassen uns auch den „Hausrock“ gern gefallen, in welchem er uns empfängt. An einzelnen kleinen Nachlässigkeiten („anders wie“ S. 353 „weiser wie“, „höher wie“ S. 357) stoßen wir uns nicht, lassen uns auch die charakteristischen Constructionen nicht befremden, z. B. „die sollen es sein, reden wollend von welchen ich heute aufgetreten bin“ S. 331. Wohl ließe in Betreff mancher seiner Gaben sich fragen, ob sie neuer Mittheilung werth gewesen seien, so die „Septuaginta von Sprüchen“, eine Zusammenstellung von 70 Lesefrüchten oder Anmerkungen dazu, oder auch einzelne kleine Journalartikel, Ansprachen, hingeworfene Gedanken ꝛc. Indeß dies Alles gehört doch recht eigentlich dazu, um das Bild des trefflichen Greises vollständig ausgemalt uns vor das Auge zu stellen. Irgend eine Ausbeute wird auch überall zu gewinnen sein, so z. B. in sprachlicher Beziehung aus dem „Plattdeutschen Hochdeutsch“, einem kleinen Glossarium, und der „Sprachverwirrung.“

Wenn es kaum eine politische, sociale oder religiöse Zeitfrage geben dürfte, die in dieser Sammlung nicht in irgend einer Weise erörtert wäre, so folgt man dem erfahrungsreichen Manne doch am liebsten auf sein eigenthümliches Gebiet, auf das kirchliche. Ueber Kirchenverfassung, Liturgie, Pastoralik, über alle Gebiete der praktischen Theologie gibt er sehr beachtenswerthe Mittheilungen. Auch den bekannten Conferenzvortrag „Mit Zungen reden“ finden wir hier wieder, diese geistreiche Kritik der hergebrachten Predigtweise, von welcher es heißt: „Was man nicht weiß, das bekommt man nicht zu wissen, was man zu wissen bekommt, das weiß man oder es ist auch nicht werth ge-

Digitized by Google

wußt zu werden" (S. 346), oder: „Wenn selbst ein Reinhard es nicht gut macht auf diesem Wege, was wollen wir andern uns denn vergeblich bemühen!" (S. 350). Weniger bekannt möchten die „geistlichen Zurückzüge" (retraites spirituelles) sein, wieder abgedruckt aus den „Theol. Mitarbeiten" von 1838, mit ihrem Dringen auf stille Sammlung des Geistlichen, auf Meditation als Bedingung aller geistlichen Wirksamkeit, und mit ihrer eigenthümlichen Unterscheidung eines activen und passiven Gebets. — Die größte und eigentlichste Aufgabe seines Lebens hat Harms gefunden in dem Kampf gegen alles Lichtfreundthum, gegen den „freien Protestantismus", gegen jede speculative Auflösung der christlichen Glaubenssubstanz, aber der Stücke, die darauf Bezug haben, finden sich in diesem Bändchen nur wenige. Leider ist's ein hannoverscher Prediger gewesen, der dem Verf. (S. 183 ff.) Anlaß gegeben hat, die Lehrsätze des modernen Spiritualismus zusammenzustellen und mit seinem „Was ist das?" zu commentiren. Der Schluß lautet also: „Falle, Flocke, falle. Du reine, von dem schaffenden Naturgeist aus irdischem Stoff gezeugte, falle in deinen Lichtkörper von schöner Form und leuchte auf Erden. Komm herab mit viel tausenden von deinem Geschlecht, füllt alle Thäler, ebnet die Erde und kleidet sie in ein Feierkleid. Glänzt zusammen in des ewigen Urlichts Glanz. Du eine, kleine, lege du dich an den zarten Waizenkeim, deck' ihn, wärm' ihn. Darnach, wenn dieser dein zeitlicher Dienst zu Ende, dann verschmilz und vergehe. Vergehend dringst du in die Wurzeln und stehst im Halm wieder auf und lebst noch in der Frucht. Danken Halm und Frucht dir nicht, die Menschen thun es, welche die Semmel essen,

in Erinnerung, wie dein Bestehen sei eine Bewahrung gewesen und dein Vergehen dein Auferstehen und dein Eingang zu einem höhern Leben. — Das ist für eine Schneeflocke ein guter Trost, allein für eine Menschenseele, die so gern nach dem Tode persönlich und ihrer selbst bewußt fortleben will, nach Unsterblichkeit dürstend, ist ein solcher Trost ein gar schlechter. — — Das ist nun die neue Geistesreligion. Wer es nicht gewußt hat, der weiß es jetzt. Sind sie noch nicht dahin gekommen, so sind sie alle auf dem Wege: die Lichtfreunde, der freie Protestantismus, die Vernunft- und Geistesreligion, die Denkgläubigkeit sammt der rationalen Auffassung des Christenthums. Wer Augen hat zu sehen, der sehe! und denen das Sehen befohlen ist, Eltern, Inspectoren, Visitatoren und so weiter hinauf, die besonders müssen die Augen wacker halten in unsern Tagen. Ernst wider Ernst! Die Leute machen Ernst, wie's scheint.“ —

Was war Holstein und sein Schwesterland in kirchlicher und christlicher Beziehung, als Harms zu thätigem Wirken berufen ward? Man lese seine Selbstbiographie, man prüfe die Adlersche Agende — vor 54 Jahren selbst von den Behörden anderer Landeskirchen zu kirchlichem Gebrauch empfohlen! — und die Antwort ergibt sich leicht. Was ist es jetzt geworden, wie so ganz anders steht es dort als z. B. in Meklenburg, Hessen und so manchem andern protestantischem Lande! — Glücklich sind die Landeskirchen zu nennen, denen solche Persönlichkeiten geschenkt werden, glücklich aber auch die Männer, die am Ziele ihrer Tage auf eine erfüllte Mission zurückblicken dürfen, wie auf die seinige Claus Harms.

Loccum. A. Schultze.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 25. September 1854.

Mannheim

Verlag von Bassermann und Mathy 1854. Schilderungen neuer Beckenformen und ihres Verhaltens im Leben. Von Dr. H. Fr. Kilian. Mit 9 lithogr. Tafeln. VIII u. 131 S. in Fol.

Schon im Jahre 1853 hat der Verf. in einer Gelegenheitsschrift: »De Spondylolisthesi gravissimae pelvangustiae causa nuper detecta. Bonn. 4« eine neue Gattung regelwidriger Becken beschrieben, in vorliegender Schrift aber dem Gegenstande eine größere Ausdehnung gegeben, und zugleich noch eine andere Beckenabnormität zur Publicität gebracht. Die erste Abtheilung des Buches behandelt die Wirbelschiebung, Spondylolisthesis, von welcher der Verf. zwei höchst merkwürdige Beobachtungen mittheilt. Der eine Fall kam in Prag vor, und erforderte den Kaiserschnitt, welcher zwar ein lebendes Kind zur Welt brachte, die Mutter aber schon nach 6 Stunden dahinraffte. Eine nach dem Tode angestellte genaue Untersuchung des Beckens ließ ein höchst regelwi-

Digitized by Google

driges Verhalten des Lendenantheiles der Wirbelsäule zu der obern Beckenöffnung finden, was sich in folgenden Sätzen zusammenfassen läßt. Das Heiligenbein, dessen rechte Ala an ihrer breitesten Stelle 11 Linien, dessen linke 13 L. stark beträgt, ist an seiner Grundfläche 3 Zoll 10 Linien bis 4 volle Zoll breit und besteht aus 5 falschen Wirbeln. Durch einen verticalen in der Medianlinie geführten Sägenzug ist die ganze Wirbelsäule, das Kreuz- und Steißbein, so wie die Schamfuge durchschnitten worden und gestattet einen freien Einblick in das Knochengefüge der genannten Skelettstücke. An den Körpern der, im Ganzen genommen gracilen, Lendenwirbel ist das Gefüge des Knochens ein sehr feinzelliges, etwas an einander geschobenes, übrigens aber untadelhaftes und zeigt nur in der fünften Vertebra die hernach zu erwähnenden Eigenthümlichkeiten. Das Gewebe des Heiligenbeins ist durchweg ein sehr dichtes, zusammengedrängtes, feinkörniges, an Osteosclerose mahnendes, dessen durch die Loupe betrachtete Zellenräume vielfach durch die Ablagerung einer fettdurchdrängt erscheinenden Knochenmasse erfüllt sind, übrigens aber an den meisten Punkten sehr deutlich entwickelt hervortreten. Die Betrachtung des ganzen Knochendurchschnitts läßt es gar nicht verkennen, daß die Masse sich in einem mäßig erweichten Zustande befunden hat. Von der großen Grundfläche des Heiligenbeins ist die Vertebra lumbalis quinta dergestalt heruntergeglitscht, daß die untere Fläche ihres Körpers zum größten Theile auf der Vorderfläche der ersten vertebra sacralis aufruht, und zwar in solchem Grade, daß sie die letztere, die ungefähr 14''' hoch ist, in einer Ausdehnung von beinahe 10''' so vollständig bedeckt, daß Fläche auf Fläche

Digitized by Google

liegt. Die in der Abbildung gegebene linke Beckenhälfte zeigt dieses Verhältniß etwas deutlicher als die rechte, an welcher sich jedoch dafür die nicht zu übersehende Eigenthümlichkeit findet, daß der hervorstehende Rand ihres Antheils der großen Gelenkfläche des Heiligenbeins an ihrem, dem Flügel des Os sacrum zunächst gelegenen Stücke, stark wulstig hervorgetrieben ist, gleichsam als habe der herabgleitende Lendenwirbel hier an einer höchst beschränkten Stelle, eine besonders erweichte Knochenmasse getroffen und dieselbe vor sich hergeschoben. Der zwischen dem Heiligenbeine und dem fünften Lendenwirbel liegende, gewöhnlich sehr starke Zwischenknorpel ist fast ganz vollständig geschwunden, auch hat die bei einem gesunden, der Längenaxe des Körpers nach durchsägten Becken eine ziemlich gerade von hinten nach vorn gerichtete Linie bildende Gelenkfläche der ersten Vertebra sacralis diese Form vollständig verloren und ist sehr deutlich abgerundet, sowie stark convex geworden. Der heruntergerutschte fünfte Lendenwirbel, dessen vordere convexe Körperfläche hier sehr stark nach abwärts gesenkt ist, hat durch den jahrelangen Druck insofern auch eine Alteration erlitten, als derselbe in seiner ganzen Höhenrichtung gleichsam eine Compression und eben dadurch bedingte Verkürzung erfahren hat, die sich auch in der übrigens durchaus nicht krankhaft umwandelten Knochensubstanz dadurch offenbart, daß das ganze auf der Schnittfläche sichtbare Zellengewebe derselben sehr feinmaschig und stellenweise gewissermaßen gedrückt erscheint. Das Heruntergleiten des 5ten Lendenwirbels, welches im Allgemeinen zwar so ziemlich in der Richtung der Conjugata, doch augenscheinlich ein wenig mehr nach links hin Statt gefunden hat, ist Veranlas-

sung geworden, daß die ganze Columna vertebrarum, dieser Ortsbewegung folgend, tiefer herabsank, und daß namentlich die Lendenwirbel in ganz außergewöhnlicher Weise in den Bereich des großen Beckens hineingetreten sind. In Folge der geschilderten Vorgänge repräsentirt der obere Theil der vierten Lumbarvertebra das eigentliche Promontorium und die Größe des freigebliebenen Raumes zwischen ihr und der Symphysis ossium pubis, oder diejenige Linie, die als Stellvertreterin der eigentlichen Conjugata gelten muß, beträgt nicht mehr als 2 Zoll 8—9 Linien. Natürlich hat auch die Tiefe des kleinen Beckens bei dieser neuen Anordnung der Verhältnisse gelitten. Während nämlich dieselbe an der Schamfuge, so wie an den Seitentheilen als eine gewöhnliche mittlere betrachtet werden kann, beträgt eine Linie, gezogen von der Mitte der Vorderfläche der herabgesunkenen Vertebra lumbalis quinta bis zur Spitze des Heiligenbeins, d. h. eine die Tiefe des Beckens an dieser Stelle repräsentirende Linie nicht mehr als 2 Zoll 7 Linien. Hierauf läßt der Vf. die Paderborner Beobachtung folgen. Der Gegenstand derselben litt in der Jugend an lästigen Rückenschmerzen, welche vorzüglich ihren Sitz in der Kreuzgegend hatten. Sie nahmen im Laufe der Zeit so zu, daß die Person allmälig gezwungen wurde, in einer stark gebückten Körperstellung einherzugehen. Sie heirathete in ihrem 34ten Jahre, ward schwanger, gebar aber zu früh. Bei der zweiten Schwangerschaft waren die sich zeigenden Hemmnisse so unüberwindlich, daß der Kaiserschnitt nothwendig wurde. Sie blieb am Leben, ward 1849 abermals schwanger, kam zu früh nieder, erholte sich bald und trat 1850 in ihre letzte oder vierte Schwangerschaft. Eine genau

Digitized by Google

angestellte Untersuchung ergab eine im allerhöchsten Grade auffallende Einsenkung der untersten Lumbalwirbel, während die volle Sacralgegend, ansehnlich mehr als gewöhnlich gekrümmt, weit nach hinten zu hervorragte. Bei der innern Untersuchung fand sich, daß nicht allein der unterste Lendenwirbel tief hinab in den Raum des kleinen Beckens hineingedrückt war, sondern daß auch einige der auf ihn folgenden Vertebrae lumbales in einer ganz entsprechenden Richtung sich dem vorausgegangenen angereiht hatten, und zwar in solcher Weise, daß die sämmtlichen Lendenwirbel sich dachförmig über den Beckeneingang herüber zu neigen und denselben gewissermaßen zu überdecken den Anschein hatten. Unter diesen Umständen ward von Dr Everken der Kaiserschnitt beschlossen und ausgeführt, ein lebendes Kind extrahirt: allein die Mutter starb am zweiten Tag nach der Operation. Auch dieses Becken zeigte die im höchsten Grade auffallende Abweichung der Columna vertebr. von ihrem Ansatzpunkte auf der Basis des Heiligenbeins. Dieses selbst war sehr comprimirt und weit ragte das Os coccygis in den Beckenausgang hinein. Offenbar war ein Emollitionsproceß vorausgegangen, welcher sich damals eingefunden haben muß, als jene Jahre lang andauernden Kreuzschmerzen vorhanden waren, die sich indessen im späteren Lebensalter so vollständig verloren, daß bis zu ihrem Tode auch nicht die mindesten Spuren davon zum Vorschein kamen. Das Becken selbst hat der Verf. ausführlich beschrieben und abbilden lassen. Hinsichtlich der Entstehungsweise dieser Becken hält der Verf. an der Meinung fest, daß der Beckenfehler erst im Laufe des Lebens in Folge krankhafter Einwirkungen entstanden sei. Besonders leuchtet

dies aus der Geschichte der Trägerin des Paderborner Beckens hervor. Noch fügt der Verf. Einiges über die Diagnose und Prognose dieser Spondylolisthesis oder Wirbelschiebung hinzu. — Der zweite Theil der Abhandlung beschäftigt sich mit dem Stachelbecken, Akanthopelys. Es gibt nämlich an dem Eingangsrande zum kleinen Becken gewisse Stachel- und scharfe Kantenbildungen, welche der Integrität des Gebärorganes im äußersten Grade verderblich werden können und die sicherlich eine weit höhere Bedeutsamkeit haben, als man ihnen bisher zugestanden hat. Aus der geburtsh. Casuistik führt der Verf. ein paar ältere Beobachtungen an (Harder 1697 und Merz 1790): weder die englischen noch französischen Geburtshelfer bringen Befriedigendes vor, unter den vaterländischen Schriftstellern geben Einzelne nur Andeutungen, so daß es eine dankenswerthe Arbeit des Verfs erscheint, über diesen so wichtigen Gegenstand seine Erfahrungen und Ansichten hier mitgetheilt zu haben. Es kann als eine durch den anatomischen Befund hinreichend festgestellte Thatsache gelten, daß durch einen abweichenden Bildungsgang an einzelnen Stellen sowohl der äußeren wie auch der inneren Oberfläche des weiblichen Beckens ein mehr oder weniger reichlicher Zuwachs der Knochenmasse einzutreten vermag. Hier kommen diejenigen Additamente in Betracht, welche an der inneren Fläche, besonders am kleinen Becken Statt finden. Es sind diese Knochenmassen den Exostosen oder Osteophyten beizuzählen: die ersteren als schon früher trefflich beschrieben (Nägele, Haber, Puchelt) berücksichtigt der Verf. nicht, wohl aber die letzteren. Sie kommen an den verschiedensten Stellen vor, erscheinen unter mancherlei Gestalt, namentlich unter der Form

Digitized by Google

diffuser Knochenablagerung, gleichsam wie hinübergegossene erstarrte Knochenmasse; als warzenförmige, vereinzelte, oder in zerstreuten Bildungen vorkommende Hervorragung; als griffelförmige und knorrige Fortsätze, als dünne, brückenartige Ausbreitung, vorzugsweise aber als messerscharfe Kanten und wahre Stachelfortsätze. Der Verf. bezeichnet indessen nur dasjenige als Stachelbecken, bei welchem messerscharfe Kanten oder deutliche Stacheln in der Richtung und im Bereiche der **Linea ileo-pectinea** aufgefunden werden. Die scharfen Kanten sind, was ihre formelle Erscheinung betrifft, nichts weiter als die zu einer hypertrophischen Ausbildung gelangten **Cristae** oder **Pectines pubis**, die dem weiblichen Becken um so fremdartiger sind, je mehr sich dieses in seiner echt geschlechtlichen Bildung, just eben durch die sehr sanfte und nur in geringer Erhebung verlaufende Schambeingräte auszeichnet. Die Stacheln, die ganz vollkommen das Ansehen von Dornen haben, und die ebenfalls in der Richtung der **Linea ileo-pectinea** vorkommen, sind immer eine vollkommene Neubildung und verleihen dem Beckeneingange eine höchst auffällige Bildung. Sie sind bis jetzt nirgends mit Zuverlässigkeit beschrieben und nirgends durch Abbildungen veranschaulicht worden. Es scheinen dieselben stets an einer völlig genau bestimmten Stelle der ungenannten Linie aufzutauchen, nämlich ganz pünktlich an dem Orte, wo die **Synostosis pubo-iliaca** liegt, d. h. beinahe gerade über dem Mittelpunkte des oberen Pfannenrandes und sie ragen meistentheils fast direct in den Beckenraum hinein. Sie sind drei bis vier volle Linien hoch, nadelspitz zulaufend, bestehen aus einem höchst condensirten Knochengewebe, wodurch sie beinahe elfenbeinhart wer-

Digitized by Google

den, und kommen in ihrer vollendeten Ausbildung gleichfalls nur an einer Beckenseite vor. Der Verf. theilt nun seine höchst interessanten Erfahrungen über diese Beckenabnormität mit, und zwar berichtet er über fünf tödtliche Fälle. 1. Es war noch vor der Geburt Uterinriß entstanden, welcher den Tod zur Folge hatte (diesen Fall beobachtete Velter in Bonn). Die **Linea arcuata** zeigte einen eigenthümlichen Bau. Von den **Spinis pubis** geht zu beiden die **Crista** in sanfter Erhebung ihren angewiesenen Weg; statt sich aber gegen die Mitte des **ramus horizontalis** zu verlieren, steigt sie, rechts sowohl wie links sich verschärfend in der Form einer Messerschneide an, nimmt bis zur **Synostosis pubo-iliaca** an Stärke und Höhe fortwährend zu, richtet sich mit Entschiedenheit nach einwärts, dacht sich aber an der rechten Seite ganz allmälig gegen den hinteren Theil der **Linea ileo-pectinea** zu ab, schwillt dagegen links, genau über der genannten Synostose, zu einem 3 Linien hohen, äußerst scharfen, massiven und steil hervorspringenden Stachel an. An beiden Seiten hat die osteophytische Kante eine Länge von 14'''. Ganz genau aber an der Stelle des Dornes fing auch der bis beinahe zum Muttergrunde reichende Uterinriß an der hinteren Fläche des Organes an. 2. Bald nach der Geburt, die übrigens von selbst erfolgte, entstand Metroperitonitis, welcher die Kranke erlag. Es fand sich am Uterus eine thalergroße Stelle, wie ein brandiges Geschwür, und diesem entsprechend saß der Stachel fast mitten auf der **Linea ileopectinea dextra**.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. 155. Stück.

Den 28. September 1854.

Mannheim

Schluß der Anzeige: „Schilderungen neuer Beckenformen und ihres Verhaltens im Leben. Von Dr. H. Fr. Kilian.“

3. Vergeblich war die Zange angewendet worden: Cephalothrypsie folgte nach, doch ohne den Kopf weiter zu fördern; Entfernung der Knochenfragmente mit dem Knochengange: Application des scharfen Hakens, durch welchen der Kopf abgerissen zu Tage gefördert wurde. Stumpfer Haken in die rechte Achselhöhle gebracht beförderte den Arm ausgerissen zu Tage: endlich Entwickelung des Thorax mit dem scharfen Haken, und selbst noch energisches Anziehen zur Herausbeförderung der Hüften. Zwei Stunden nach dieser wahrhaft grauenvollen Entbindung, welche freilich den Operateur bereuen ließ, den Kaiserschnitt nicht gemacht zu haben (doch ließ erst der Verlauf der Operation das verrätherische Becken erkennen) starb die Person. Conjugata des Beckens, welches einen sehr ausgeprägten rhachitischen Charakter an sich trug,

war 2 Zoll 9 Linien. Die Linea ileopectinea zeigt, während sie überall sehr glatt und sanft abgerundet gebildet ist, auch die bei rhachitischen Becken sonst wohl gewöhnlich sehr ausgebildete Crista pubis hier kaum merklich hervortritt, plötzlich mitten aus der übrigens ganz gesunden Knochenmasse emporgeschossen, einen geradezu nadelspitzen Stachel, an Größe und Bildung vollkommen einem großen Dorne zu vergleichen, welcher das Becken beträchtlich verschmälerte. Er sitzt an dem rechten Theile der Linea arcuata, ganz genau an eben der Stelle, wo sich die Synostosis pubo-iliaca befindet. Seine Höhe kann auf vollkommen 4 Linien, die Basis auf reichlich 10 Linien angeschlagen werden. Pünktlich eben dieser Stelle entsprechend fand sich auch der Uterus von dem Beckenstachel so durchbohrt, daß die feine Spitze desselben in die Uterinhöhle hineinragte. Außerdem war aber auch noch der Uterus gerade vor der äußerst scharf heraussstehenden Linea prominens sacri, in der Ausdehnung von stark zwei Linien völlig durchscheuert und die Ränder dieser kleinen, etwas weniges Blut hindurchlassenden Oeffnung waren rings herum so dünn und so durchrieben, daß hier fast nur noch die Peritonäalbekleidung übrig geblieben war. 4. Zangenoperation: Tod am fünften Tage nach der Operation. Riß von 4 Zoll Länge in der Gebärmuttersubstanz. Ganz genau diesem Orte entsprechend zeigte sich, an dem Eingange zur linken Beckenhälfte, ein doppelstacheliger Vorsprung von ansehnlicher Ausdehnung, dessen spitzeste Hervorragung jedoch schon ein wenig durch das anatomische Messer gelitten hatte. Uebrigens ist am Becken nicht die entfernteste Spur rhach. Bildung zu entdecken. Die Cristae oss. pub. sind sehr

Digitized by Google

scharf, besonders rechterseits: linkerseits erhebt sich die Crista plötzlich zu einer doppelspitzigen, äußerst schneidenden Knochenleiste, die wie immer ganz genau an der Stelle der Synostosis pubo-iliaca ihre beträchtlichste stachelförmige Erhebung macht und sich von da aus gegen die hintere Hälfte der Linea ileo-pectinea sinistra erstreckt, um hier ihre zweite, etwas kleinere Dornspitze zu bilden. 5. Ebenfalls Gebärmutterriß: Tod der Gebärenden vor der Geburt des Kindes, Bauchschnitt. Das Becken ist sehr beachtungswerth durch die Bildung seiner Cristae oss. pub., von welcher die linke kammartig und schneidend wie die Klinge eines Messers in der Länge von 12 — 13 Linien und der Höhe von $1\frac{1}{2}$ Linie emporragt. Genau diesem Vorsprunge entspricht der tödtliche Uterinriß. Uebrigens hatte die Person schon mehreremale sehr schwere Zangenoperationen überstanden. — An diese Beobachtungen reiht der Verf. seine Schlußbemerkungen, in welchen er zeigt, daß man es hier mit einer Bildungsthätigkeit zu thun hat, von welcher die Möglichkeit der gefahrvollsten Rückwirkung auf die Integrität des Gebärorganes in keiner Weise in Abrede gestellt werden kann. Der Verf. warnt aber vor einer Ueberschätzung dieser verderblichen Beckeneigenschaft, indem man nicht annehmen darf, daß das Vorhandensein messerscharfer Kanten und stacheliger Hervorragungen jedesmal Zerreißungen oder Perforationen des Uterus als unvermeidliches Gefolge der Geburt haben müsse. Ferner lehrt der Verf., daß das Vorkommen der Akanthopelys doch so selten nicht sei: nur kann die Abnormität leicht übersehen werden, da diese fehlerhaften Bildungen nicht durch ihre Größe imponiren und durch Blut und sonstige Ergüsse gar leicht unscheinbar gemacht

werden, auch der Umfang und die Wichtigkeit der Verletzung am Gebärorgane die Aufmerksamkeit des Arztes, dem das Unglück begegnet ist, so sehr in Anspruch nimmt, daß er Anderes dabei übersieht. Hinsichtlich der Entstehungsweise glaubt der Verf., daß alle die Spinae- und Cristae-Bildungen, welche er genauer untersucht hat, den Osteophyten beizuzählen sind, und daß sie erst im Laufe des Lebens, theils durch pathologische, gewiß aber auch durch physiologische Vorgänge zur Ausbildung gebracht worden sind. Sie sind auch an männlichen Becken beobachtet worden, und besonders scheinen arthritische Insulte, Coxalgien, Eiterablagerungen am Hüftgelenke, oder den Beckensymphysen zu diesem Ereignisse die Veranlassung abgegeben zu haben. Dabei spricht der Verf. den Satz aus, daß die scharfen Kanten und Stacheln an Becken, die Gegenstand einer geburtshülflichen Wahrnehmung geworden sind, als ein Ergebniß derjenigen besonderen Vorgänge veranschlagt werden können, welche die Schwangerschaft hervorgerufen hat. Er ist der Ueberzeugung, daß, so weit seine Erfahrungen reichen, man dieselben in der Regel nicht für etwas in die Gravidität Hineingebrachtes, sondern vielmehr als ein Erzeugniß derselben anzusehen hat. Diese Ansicht steht mit einer Lehre in Einklang, welche der Verf. seit Jahren vorträgt, nämlich damit, daß an der allgemeinen Massenzunahme und Vergrößerung, welche durch die Schwangerschaft allen im und am Becken gelegenen Organen geschaffen wird, auch das Becken mit sammt den an ihm gebildeten Cristen und Spinen seinen Antheil nimmt, indem es, wie der Verf. nicht bezweifelt, gleichzeitig in seinem ganzen knöchernen Bestande wächst und zugleich größer wird als es im jungfräulichen Zustande

Digitized by Google

war: es findet aber eben diese Ansicht noch in anderen analogen Vorgängen ihre thatsächliche Bestätigung und Erläuterung. Der Verf. denkt hier namentlich an das von Rokitansky geschilderte puerperale Osteophyt, dessen bestimmtesten Ausdruck er in der puerp. Hyperostose des Schädels erblickt, und glaubt mit einem weit größeren Rechte und der Sache weit entsprechender auch im Becken das zu finden, was Rokitansky, so wie Ducrest und A. Moreau bloß im Schädel wahrgenommen zu haben vermeinen. Man entdeckt nämlich nicht selten bei frisch verstorbenen Wöchnerinnen an deren Becken, namentlich aber an der inneren Oberfläche desselben und besonders an den sehr gefäßreichen ramis horizontalibus oss. pub., an dem oberen Kreuzwirbel und an manchen anderen Stellen eine ausgebreitete Schicht von Knochenexsudat, in der Stärke einer viertel bis halben Linie, die, wie ein lockerer Anflug, die Knochenflächen strichweise überkleidet und sich in Farbe und eigenthümlichem feinkörnigen Gefüge deutlich genug unterscheidet. Das gesteigerte Gefäßleben, welches die Schwangerschaft vorzugsweise in dem ganzen Bereiche des Geschlechtsapparates, und namentlich auch in dem für solch eine Steigerung sehr empfänglichen Beckenperiost hervorruft, dürfte zum Verständniß dieser eigenthümlichen Knochenablagerung gar wohl ins Auge zu fassen, und als das dieselbe vorzugsweise Vermittelnde in Rechnung zu bringen sein. Stellt man sich nun vor, wie die Vascularisation durch die Individualität und vielerlei äußere Zufälligkeiten nicht nur in einem sehr ansehnlichen Grade vermehrt werden, sondern auch noch durch eine besondere Blutmischung an großer Bedeutung gewinnen kann: so dürfte hier der Weg gefunden und bezeichnet

sein, auf welchem während der Schwangerschaft und durch sie eine reichere Knochenexsudation gerade auf die Cristae und Spinae hin geschieht, dieselben vergrößernd und verschärfend, und auf welchem durch Ablagerung von frischer Knochenmaterie an solchen Stellen des Beckens, wo der Gefäßreichthum des Knochengewebes besonders ansehnlich ist, wie z. B. an dem Punkte, wo sich die Synostosis pubo-iliaca gebildet hat, neue Prominenzen entstehen, welche dann durch unbekannt gebliebene Gründe die Form von Stacheln und Dornen annehmen. Der Verf. glaubt daher der Wahrheit nahe zu stehen, vielleicht sogar sie unmittelbar berührt zu haben, wenn er die scharfen und spitzen Knochenhervorragungen als puerperale Osteophyten rückhaltslos bezeichnet. — In einem Zusatze macht der Verf. auf ein drittes Becken mit Spondylolisthesis aufmerksam, welches sich in Wien befindet, und das Spaeth (Zeitschr. d. k. k. Gesellsch. d. Aerzte zu Wien. X. 1854) näher beschrieben hat. — Die Abhandlung des Verfs ist endlich mit sehr sauber ausgeführten Abbildungen geschmückt, und die Wissenschaft muß dem Verf. für diese neue Bereicherung der Beckenlehre zu großem Danke verpflichtet sein. v. S.

Greifswald und Leipzig

C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung (Theodor Kunike) 1854. Ueber die geschichtliche Entstehung des Rechts. Eine Kritik der historischen Schule von Gustav Lenz. 350 S. in gr. Octav.

Es sei Ref. gestattet, ohne weitere Umschweife den Leser davon in Kenntniß zu setzen, worauf diese „Kritik der historischen Schule“ hinaus will.

Digitized by Google

Das wird am besten geschehen, wenn er folgende nach mancherlei Umschweifen vom Verf. S. 35 deutlich genug formulirten Sätze an die Spitze stellt:

„Das Recht ist, wie das Naturrecht des vorigen Jahrhunderts lehrte, ein Absolutes.

Das Recht ist, wie die geschichtliche Schule lehrt, geschichtlich entstanden;

seine Entstehung hat aber nicht Statt gefunden in und mit irgend einem Volk, sondern das Recht entstand und konnte nur entstehen bei einem Verein von Menschen, der kein Volk war.

Mit andern Worten:

„Das absolute Recht ist das Römische".

Diese 3 Sätze können als das Thema angesehen werden, mit dessen Ausführung, resp. Beweise, sich das ganze Buch beschäftigt. Daß die Sätze paradox sind, oder wenigstens scheinen, dessen ist sich der Verf. selbst wohl bewußt; er verzweifelt aber keineswegs daran, auf wissenschaftlichem Wege seine Leser von ihrer Richtigkeit zu überzeugen und hofft hievon, nach seinem in der Vorrede gebrauchten Ausdruck, zuversichtlich eine »nova methodus docendae discendaeque jurisprudentiae.«

Ref. kann sich juristisch und philosophisch gebildete Leser denken, denen die schon im scheinbar präcis gefaßten Beweisthema hervortretende Unklarheit und die darin offenbar enthaltenen Widersprüche völlig genügen, und nach der weiteren Entwicklung so befremdlicher Gedanken kein sonderliches Gelüsten zu tragen. Er muß von sich selbst bekennen, daß er auf den ersten Anblick sehr geneigt war, das Buch als ein wunderliches Product jener in der Paradoxie von Tage zu Tage behaglicher sich ergehenden litterarischen Richtung

Digitized by Google

unserer Tage, ohne Weiteres ad acta zu legen. Was ihn jedoch bewog, dem Verf. in seiner sehr weit ausgeholten Entwicklung zu folgen und den Lesern dieser Blätter zuzumuthen, einer Anzeige einige Minuten zu schenken, war die Entdeckung, daß das was der Verf. eigentlich meint und sagen will, gar nicht so entsetzlich paradox ist, wie es in der obigen Formulirung sich ausnimmt. Man braucht letzterer durchaus nicht beizustimmen, um den Gang der fernern Entwicklung in vielfacher Beziehung als geistvoll und manche einzelne Aperçus als treffend und anregend anzuerkennen. Es kommt hier nur auf die Berichtigung einiger allerdings sonderbarer Mißverständnisse an, zu welchen den Verf., dessen tiefer Drang nach Wahrheit und begeistertes Erfülltsein von seinem Gegenstand unsre ganze Achtung verdient, hauptsächlich der Umstand geleitet hat, daß gewisse Worte und Begriffe bei ihm einen ganz andern Sinn haben, als die große Mehrzahl derer, die jene Worte mit Bewußtsein brauchen, ihnen beizulegen gewohnt ist. Wenn er z. B. behauptet, die Römer seien kein Volk gewesen, so will er damit nicht etwa den populus Romanus zu einer Räuberbande, oder einer Actiengesellschaft oder gar zu einer bloßen Mehrheit von Einzel-Personen stempeln. Der Verf. versteht vielmehr unter Volk eine „Menschenrace, die alle Merkmale des allgemeinen Begriffs in sich schließt, außerdem aber auch ein eigenthümliches Moment enthält.“ (S. 51). An eine Race zu denken, wird nun in der That beim römischen Volke Niemandem leicht einfallen, wenn sich auch der eigenthümlichen Momente nicht gerade wenig entdecken lassen. In welcher Weise dies negative und mit sehr vielen andern s. g. Völkern des Alterthums

Digitized by Google

getheilte Verdienst, keine Race zu sein, die Römer nach dem Verf. zu einzig möglichen Schöpfern des „absoluten Rechtes“ qualificiren soll, wollen wir weiter unten sehen. Uebrigens ist es auch mit diesem letzteren Ausdruck so arg nicht gemeint, wie es aussieht. Wenn der Verf. das römische Recht mit dem absoluten für identisch erklärt, so will er damit, wie sich im späteren Verlaufe ergibt, nicht behaupten, das römische Recht sei das für alle Völker und Zeiten gleichmäßig passende, ein für allemal fertige, keiner Entwicklung irgend einer Art fähige — eine Behauptung, die freilich zum Geringsten als absolut unrichtig würde bezeichnet werden müssen, sondern er scheint das nur zu meinen — denn ganz klar spricht er sich nirgends darüber aus — dem römischen Recht komme im Gegensatz zu den sehr variablen und zufälligen „Rechtssitten“ der verschiedenen „Völker“ der Charakter einer gewissen Universalität zu, wo man ihm denn freilich mit vollster Ueberzeugung beistimmen muß.

Sehen wir nun aber, welchen Weg der Verf. eingeschlagen hat, um seinen Thesen, von denen er durchaus nicht verlangt, daß man sie ihm aufs Wort glaube, den gehörigen Unterbau zu verschaffen. Es ist eine probatio diabolica, die er unternimmt; und dies zeigt sich gleich darin, daß er an seine Leser das schwer zu erfüllende Verlangen stellt „sich einige Hundert Tausend Billionen Jahre mit ihm zurückzuversetzen, um der verheißenen Völker-Bildung vom Eie her zuzusehen.“ Aber auch diese Zumuthung hört sich entsetzlicher an, als sie gemeint ist; mit einigen „aus dem embryonischen Chaos sich zusammenballenden Sonnenkugeln“ ist diese ganze erste Periode der Rechtsgeschichte abgethan und schon auf der nächsten

Seite sehen wir Land: wir sehen uns bei der organischen Natur und sehr bald auch bei dem einzigen Geschöpfe angelangt, welchem „neben dem Hunde terrestrische Ubiquität zukommt“, nämlich beim Menschen, dessen Geschlecht beiläufig gesagt, nach des Verfs physiologischer Ueberzeugung, sich einer allseitigen Blutsverwandtschaft durch das erste Paar im Paradiese nicht erfreuen darf.

Hiervon so wie von dem nun folgenden „Niederschlag von dem, was der Verf. aus der Lectüre der naturwissenschaftlichen Werke des letzten Jahrzehnts berechnet für gebildete Laien, in sich aufgenommen hat (Not. 36. S. 277) Umgang zu nehmen, wird sich Ref. um so eher erlauben, als „sich auf das fremde Gebiet einer Specialwissenschaft zu wagen“ nicht seine Sache ist. Der Vf. mag sich mit den mehr oder minder berühmten Autoren jener Laienbreviere über das bei ihnen contrahirte Anlehen abfinden, durch dessen Verwendung er endlich zu dem bereits oben angegebenen Begriff des Volkes gelangt. So gerne wir Laien nun auch zugestehen, daß wir von dem was den physiologischen Begriff einer Menschenrace und ihrer Unterabtheilungen ausmacht nichts oder sehr wenig wissen, daß wir ebensowenig mit den Physiologen darüber rechten wollen und können, welche Abtheilung des Menschengeschlechts mit dem Namen „Volk“ zu bezeichnen sei, so bedenklich müssen wir es doch finden, wenn ein Jurist in einem für juristische Leser bestimmten Buche dem was ein Begriff ganz anerkannter Maaßen im rechtlichen Sinne bedeutet ohne Weiteres das unterschiebt, was in einer fremden Wissenschaft darunter verstanden wird. Dem Physiologen (falls er nicht seine Wissenschaft durch Aufstellung von Thierstaaten 2c. zu Caricaturen miß-

Digitized by Google

braucht) ist der Staat etwas Gleichgültiges, für ihn gar nicht Vorhandnes — der Jurist dagegen, so wenig er im Volke die natürliche Grundlage verkennt, wird eine volle Abstraction von der staatlichen Gemeinschaft bei der Begriffsbestimmung eines Volkes niemals zugeben können. Im Sinne der geistigen Wissenschaften kann z. B. so wenig von einem slavischen Volke die Rede sein, als zur Zeit des Königreichs Westphalen die Bewohner der unter dem Scepter des Hieronymus vereinigten Länder ein besonderes Volk ausgemacht haben. Den Seitenhieb auf unsre „von civilistischen Abhandlungen" strotzende Litteratur hätte sich der Verf. hier ersparen können. Bei den Verfassern der vortrefflichsten Schriften dieser Art finden wir über Volk und Staat sehr klare und gesunde Ansichten und wenn so viele Juristen hierüber noch im Dunkeln tappen, so ist das nicht die Schuld der civilistischen Abhandlungen, sondern des Umstandes, daß es die meisten Studirenden leider für überflüssig halten, sich durch das Studium der vielen und vorzüglichen in dies Gebiet streifenden Schriften Aufklärung über die wichtigsten Grundbegriffe der Rechtslehre zu verschaffen.

Um seinen Begriff vom Volke näher zu bestimmen und daraus die für seinen Zweck dienlichen Consequenzen zu ziehen, entwickelt der Verf. zunächst seine Ideen über Bildung der Sprachen, geht dann zur traditionellen Volkssitte über und bestimmt schließlich das Recht als einen der letzteren angehörigen und in derselben enthaltenen Kreis von quantitativ geringerem Umfange. Wie jedes Volk seine Sagen, seine Lieder, seine Mährchen, sein Epos rc. hat, so hat auch jedes Volk sein Recht oder nach dem von nun an oft wiederholten Ausdruck des Verfs seine „Rechtssitte".

Digitized by Google

Wie solche Rechtssitte allmälig entstehe und sich mehr oder minder gemüthlich ausspreche (wovon die Beispiele ausschließlich dem altgermanischen Recht entnommen sind), wird von S. 64—82 vom Verf. recht hübsch ausgeführt. Aber schließt er — „Kein Volk hat das rechte Recht, das einzige, absolute, ewige, sich überall gleiche, das bindende Recht: keines hat das jus. Das jus hatten nur die Römer: und die Römer waren kein Volk."

Man sollte es in der That nicht für möglich halten, in so wenige Linien einen solchen Ocean von Verkehrtheit einzupressen. Was hilft es, daß der Verf. später von diesen ungeheuren Behauptungen so Manches mildert, so Manches stillschweigend zurücknimmt — hier steht kurz und bündig, klar und deutlich, schwarz auf weiß zu lesen:

> Das rechte Recht — das einzige Recht — das bindende Recht — hatten nur die Römer!

Hier kann von Widerlegung so wenig die Rede sein, wie vom Beweise. Das in dieser Form gefaßte Beweisthema enthält handgreifliche Widersprüche und absolute Unmöglichkeiten. Was der Verf. nun folgen läßt, kann dann auch gar nicht einmal als der Versuch einer Beweisführung angesehen werden und die weiteren Ausführungen bestehen vielmehr, einige vorgängige den Urvölkern als Chinesen, Skythen, Indern gewidmeten Betrachtungen abgerechnet, in einer skizzenhaft gehaltenen übersichtlichen Darstellung der römischen Rechtsgeschichte von Gründung der Stadt bis auf das Ende der klassischen Jurisprudenz. Daß der Verf. hiebei diejenigen Daten besonders hervorhebt, die geeignet sind, seinen paradoxen Sätzen

Digitized by Google

einigen Schein zu verleihen — versteht sich: so wird namentlich auf die gemischte Bevölkerung des ältesten Roms (der Verf. hält beiläufig die Luceres noch immer für Etrusker) gehöriges Gewicht gelegt, um den Römern den Volks-, d. i. Racen-Charakter abzusprechen — was sich u. A. auch darin manifestiren soll, daß dieselben nicht wie jedes „natürlich organische Volk" ihre Lieder, Märchen und Sagen gehabt hätten (!) — und die durch Puchta so populär gewordene, niemals aber auch nur durch einen Schein wissenschaftlicher Begründung erhärtete Ansicht von der Entstehung des Privatrechts durch die Plebejer (privati) nicht minder ausgebeutet. Der Verf. adoptirt hiebei, wie es ihm gerade paßt, bald Göttling'sche, bald Niebuhr'sche, bald Puchta'sche oder auch andre Hypothesen: an vielen Stellen ist auch das Studium von Ihering's „Geist d. R. R." von handgreiflichem Einfluß gewesen. In der römischen Rechts-Entwicklung unterscheidet er 3 Systeme: 1. Quiritisch-patricische Rechtssitte (fas). 2. Das alle Bürger des römischen Stadtstaats bindende Recht (jus). 3. Das auf alle Angehörigen des römischen Reichs, d. i. der Welt a n w e n d b a r gemachte jus, das jus gentium = Weltrecht, eine Eintheilung, von der der Kundige dem Ref. wohl erlassen wird, darzuthun, wie weit sie von wirklich historischer Auffassung entfernt sei. Im Einzelnen entfahren dem Verf. nicht selten treffende und schlagende Bemerkungen: es ist ihm gelungen, manche rechtsgeschichtliche Thatsache in ein neues und interessantes Licht zu stellen, während Anderes wieder, was schon vor Jahren von Andern entdeckt und besser gesagt wurde, mit einem Tone vorgebracht wird, als werde es hier zum erstenmal ausgesprochen. So findet sich S. 154 Chri-

Digitized by Google

stiansen's Lehre von der manus fast verbotenus vorgetragen, ohne daß des seitdem dahingeschiedenen hochbedeutenden Mannes in den sonst hinreichend ausführlichen Noten Erwähnung geschieht, die man übrigens, abgesehen von den sonst gewissenhaften Citaten, soweit sie zur Sache nicht gehörige Excurse und eine, gering gesagt, höchst eigenthümliche Polemik enthalten, dem Verf. gern erlassen hätte. Sollte der Verf. unabhängig von Christiansen wirklich zu denselben Resultaten gelangt sein, so wäre das für die Sache um so besser, ließe aber auf die unternommenen Vorstudien ein bedauerliches Licht fallen.

Die eigentlichen Ausgangspunkte seiner Betrachtungen verliert der Verf. sehr häufig aus den Augen: es will oftmals scheinen, als erinnere er sich ungern der übernommenen Beweislast und wolle den Leser durch fleißiges Herumführen auf theilweise ganz anmuthigen, großentheils aber auch recht sehr breitgetretnen Wegen das, warum es sich eigentlich handelt, vergessen machen. Was in aller Welt konnte sich sonst der Verf. dabei denken, wenn er S. 160—64 ein Dutzend römische Stellen über Gewohnheits- und Gesetzes-Recht, Stellen, die schon der fleißige Institutionist auswendig weiß, breit abgedruckt zusammenstellt? oder wenn er etwas weiterhin die in jedem noch so dürftigen Compendium zu findenden Geschichten vom Jus Papirianum und Aelianum, so wie der Entstehungsgeschichte des Zwölf-Tafelgesetzes, das Pontifical-Recht, die Interpretation der Juristen, das Edict der Magistrate auf vielen Seiten in aller Breite vorträgt? Wozu das Alles? fragt einmal über das andre auch der geduldigste Leser, nachdem seine Erwartung, nun doch endlich zu erfahren, warum das römische Recht, über dessen Ent-

Digitized by Google

wicklung ihm doch in Collegien und obligatem Studium des Puchta rc. das Gröbste beigebracht worden ist, das einzige rechte, absolute sein müsse, bei jeder neuen Seite höher gespannt und immer wieder getäuscht worden ist. Man läßt sich nicht irre machen, liest weiter und weiter, findet Bemerkungen über Peregrinen-Recht, jus gentium, edictum perpetuum, kaiserliche Constitutionen und schließlich, wenn nicht sehr neue, doch um so ausführlichere Berichte von der Person und dem Wirken einzelner klassischer Juristen (dieser „Leute, aus allerlei Volk" — treffend ist darauf aufmerksam gemacht, wie Ulpian und Papinian (?) aus semitischem Stamm entsprossen, dessen eigenthümlicher Scharfsinn in juristischen und andern Dingen noch heut zu Tage nicht zu verkennen) und schließlich, nachdem man S. 247 umgeschlagen hat, fällt man aus den Wolken und traut kaum seinen Augen, wenn der Verf. mit der größten Zuversicht erklärt, „jetzt sei er am Ziel seiner Aufgabe angelangt, zu beweisen, das absolute Recht sei geschichtlich, aber nicht in und mit einem Volke entstanden. Und hierin liege denn zugleich die Kritik sowohl des Naturrechts, als der historischen Schule."

Aber das Beweisthema lautet ja nach S. 35 gerade umgekehrt: Bewiesen sollte werden, daß das (angeblich) bei keinem Volke entstandene i. e. das römische Recht, das absolute sei — und diese Aufgabe erklärt nun der Verf. für gelöst, indem er für bewiesen ausgibt, daß das (angeblich) absolute Recht i. e. das römische bei keinem Volke entstanden sei. — Wenn der Verf. sich aus diesem Zirkel herauszuwinden weiß, so soll, wo nicht seiner Logik, doch seiner Geschicklichkeit aller Respect gezollt werden.

Für seinen Zweck, uns von der Richtigkeit sei-

Digitized by Google

ner Ideen zu überzeugen, hätte er freilich auch damit nichts gewonnen. Denn nachdem wir seine Gründe angehört haben, wie leicht läßt sich nun das Mißverständniß aufdecken, welches seiner Meinung von der anomalen Entstehung des römischen Rechtes zu Grunde liegt. Daß zunächst seine Behauptung, ein aus verschiedenen, wenn auch noch so frühzeitig mit einander verwachsenen Elementen zusammengesetzter Staat beruhe auf keiner Volksgemeinschaft, auf einer Verwechselung des physiologischen Begriffes von Volk mit demjenigen beruht, welcher für Recht und Staat ganz allein in Betracht kommt, ist bereits oben nachgewiesen worden. Ebensosehr liegt es nun aber auf der Hand, daß der Verf. die Entstehung eines Rechtes mit dessen wissenschaftlicher Aus- und Durchbildung verwechselt. Sein Hauptargument für den absoluten (soll eigentlich heißen universellen) Charakter des römischen Rechts liefert ihm, wie oben gezeigt, der Umstand, daß die klassischen Juristen Leute aus allerlei Volk gewesen sind. Daß diese Leute aber die Schöpfer des römischen Rechts seien, daß dasselbe also dem Zusammenwirken von aus aller Welt Enden zusammengeströmten Kräften seine Entstehung verdanke, wird der Verf. im Ernste nicht behaupten wollen. Er wird vielmehr recht gut wissen, daß jedes Volk, wenn anders seine Cultur einen gesunden Entwicklungsgang nimmt, über kurz oder lang in ein Stadium eintritt, wo es über das in seinem Schooße entstandene Recht zu reflectiren, und, je nach seinem Talente, ihm eine mehr oder minder wissenschaftliche Bearbeitung angedeihen läßt.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 30. September 1854.

Greifswald und Leipzig

Schluß der Anzeige: „Ueber die geschichtliche Entstehung des Rechts. Eine Kritik der historischen Schule von Gustav Lenz.“

Bei der bloßen „Rechtssitte“ behält es bei keinem Volke auf die Dauer sein Bewenden. Bei jedem wird, um mit dem Verf. zu reden, die Periode des fas früher oder später durch diejenige des jus abgelöst, mag das letztere auf XII oder X Tafeln verzeichnet, mag es durch Bibel oder Koran, durch Parlamentsacte oder durch Ukasen zur Erscheinung kommen. Daß es also auch bei den Römern nicht anders gewesen sei, würden wir auch dann annehmen dürfen, wenn uns von der römischen Rechtsgeschichte keine Silbe überliefert worden wäre. Nur würden wir vermuthen können, was uns denn glücklicher Weise auch bestätigt wird, daß bei einem Volk von so eminentem juristischen Talente der ganze Verlauf der Entwicklung reiner, schöner, mit einem Worte normaler gewesen ist, als bei andern Völkern.

Digitized by Google

Und hier liegt denn, sollten wir meinen, in der That der Hund begraben, oder wie der Verf. es poetischer ausdrückt: Hic Rhodus, hic saltus!

Zum Schlusse des Textes gibt der Verf. nun noch sein Votum über deutsche Codification ab. Da er das römische Recht für das absolute hält, sollte man erwarten, daß er sich als entschiedener Gegner eines deutschen Gesetzbuches aussprechen werde. Aber, wie schon bemerkt, er nimmt es mit diesem Absolutismus nicht so gar wörtlich und schließt sich denn auch den codificatorischen Forderungen mancher ausgezeichneter Zeitgenossen unverholen an. Nur kommen hierbei freilich wieder einigermaßen befremdliche Meinungen zu Tage. „Nicht bloß im Sachen- und Obligationenrecht und im s. g. allgemeinen Theil unsers Privatrechts, auch im Familien- und Erbrecht ist das Römische Recht ausschließlich zur Herrschaft berufen, von unsern und andern Volksrechtssitten ist zum Fortbestand nur berechtigt, was vor dem Römischen Recht, dem Jus, die Probe besteht, sich principiell von ihm durchdringen läßt.“ — So lange dergleichen Sachen von juristisch gebildeten Männern noch öffentlich ausgesprochen werden können, ist die Zeit nicht reif zur Gesetzgebung. Esmarch.

Paris

Auguste Durand, Libraire-Éditeur 1853. Études sur la rédaction espagnole de l'Amadis de Gaule de Garcia Ordoñez de Montalvo, par E. Baret professeur agrégé au lycée de Poitiers. 203 S. in Octav.

Hr Baret erörtert in diesem Werke mit großer Sorgfalt und Umsicht die Fragen über die Ent-

Digitized by Google

stehung, die Tendenz und den Werth des berühmten Romans „Amadis von Gaula", dessen älteste uns erhaltene Gestalt von Ordoñez de Montalvo herrührt. Mit schlagenden Gründen widerlegt er zunächst die unter den Litterarhistorikern allgemein herrschende, auf das Zeugniß Zurara's und Barb. Machado's gestützte Ansicht, daß der Amadis von dem Portugiesen Vasco de Lobeira verfaßt und von Montalvo aus dem Portugiesischen ins Spanische übersetzt sei. Seine Beweisführung ist, kurz zusammengefaßt, folgende: Wir wissen, daß Lobeira im Jahre 1385 vom König Johann I. zum Ritter geschlagen wurde und dürfen also annehmen, daß er damals etwa einundzwanzig Jahre alt war; vielleicht hatte er das zur Ritterwürde erforderliche Alter noch nicht einmal erreicht, da er sie unmittelbar vor dem Beginn einer Schlacht (der bei Aljubarrota) erhielt. Daß er vor seinem einundzwanzigsten Jahre einen Roman selbst verfaßt oder einen älteren umgearbeitet habe, ist nicht wahrscheinlich; sein Amadis kann daher wohl nicht vor dem Jahre 1385 erschienen sein. Das läßt sich auch aus dem Umstande schließen, daß er auf Befehl des Infanten Alfonso, der 1370 geboren wurde, die Geschichte von der unglücklichen Liebe der Briolanja im Amadis ändern mußte; denn Alfonso wird diese Aenderung gewiß bald nach dem Erscheinen des Romans verlangt haben und muß doch wenigstens achtzehn Jahre alt gewesen sein, als er sich zum Kritiker in Liebessachen aufwarf. Es unterliegt nun aber nicht dem mindesten Zweifel, daß der Amadis in Spanien schon in den Jahren 1350—1380 ein vielgelesenes Buch war; denn Lopez de Ayala (1332—1407) beklagt es in seinen Reimen über das Hofleben, welche er wahr-

Digitized by Google

scheinlich während seiner mehrjährigen Gefangenschaft in England (nach der Schlacht bei Najerra 1367) dichtete, daß ihm die Lectüre dieses Romans in seinen Jugendjahren manche kostbare Stunde geraubt habe, und Pero Ferrus, den Villasandino (geb. 1340) als einen seiner Vorgänger in der Dichtkunst nennt, ermahnt Lopez de Ayala in einem seiner Spruchgedichte, dem trefflichen Amadis nachzueifern, dessen Heldenthaten in drei Büchern gefeiert seien. Der Roman, welchen Pero Ferrus erwähnt, kann schon aus dem Grunde nicht der portugiesische des Lobeira gewesen sein, weil dieser nach dem Zeugnisse Machado's vier Bücher enthielt. Hiernach kann Lobeira's Amadis nur eine Umarbeitung und Erweiterung des älteren spanischen gewesen sein. Dasselbe gilt von Montalvo's Amadis, da er im Prolog versichert, er habe die drei Bücher, welche er vorgefunden, verbessert und zu diesen ein viertes ganz neues (que hasta aqui no es memoria de ninguno ser visto) hinzugefügt; um dem letzteren eine größere Wichtigkeit zu verleihen, gibt er vor, daß es in griechischer Sprache in einem sehr alten Manuscripte in der Nähe von Constantinopel gefunden und von einem ungarischen Kaufmann nach Spanien gebracht sei. Montalvo beruft sich auch in der Erzählung selbst mehreremale auf die in dem alten Amadis gegebene Darstellung, mit besonderem Nachdruck thut er dies in der Stelle, wo er die von Lobeira (den er indeß nicht nennt), auf Alfonso's Befehl vorgenommene Aenderung rügt: »Aunque el señor infante Alfonso aviendo pietad de la hermosa donzella, de otra guisa lo mandasse poner, en esto hizó lo que su mer-

Digitized by Google

ced fué, mas no aquello que en efecto de sus amores se escrivía.

Eine andere Streitfrage ist die, ob der Stoff des Amadis rein fingirt oder sagenhaft sei. Hr Baret glaubt, daß derselbe dem bretonischen Sagenkreise angehöre, weil unter Gaula in der ursprünglichen Erzählung nicht Frankreich, sondern Wales verstanden sein müsse, weil ferner die Namen mehrerer der handelnden Personen mit celtischen große Aehnlichkeit hätten, und endlich, weil die Abenteuer ganz den Charakter der in den bretonischen Dichtungen erzählten trügen. Allein alles dieses läßt sich sehr wohl aus einer Nachahmung bretonischer Epen erklären; eine Anlehnung an bretonische Sagen, die allein den bretonischen Ursprung des Stoffes wahrscheinlich machen könnte, ist nicht nachzuweisen; Artus und Tristan werden zwar genannt, aber als Helden einer weit späteren Zeit. Dürfte man Hrn Baret einräumen, daß der Roman von Amadis auf eine bretonische Tradition basirt sei, so könnte man mit ihm auch annehmen, daß diese zuerst von französischen Trouvères dichterisch bearbeitet und in französischem Gewande nach Spanien verpflanzt sei, daß sie hier dann eine bedeutende Ausbildung erhalten und ein echt spanisches Gepräge angenommen habe; denn den französischen Dichtern verdanken die bretonischen Sagen ihre Verbreitung und ihren großen Einfluß auf die mittelalterliche Epik. Hr Baret legt übrigens kein Gewicht auf die Behauptung des französischen Uebersetzers des Amadis von Gaula, Herberay des Essarts, daß er das spanische Original nach einem älteren französischen Roman von Amadis in picardischer Mundart verbessert und ergänzt habe; denn er zeigt, daß Herberay's Verbesserungen und Ergänzungen

Digitized by Google

fast nur in rhetorischen Ausschmückungen bestehen; auch traut er der Versicherung Tressan's nicht, daß sich ein altfranzösischer Amadis in der vaticanischen Bibliothek unter den Handschriften der Königin Christine befinde, da alle Nachforschungen nach einem solchen bis jetzt erfolglos geblieben sind. Der altfranzösische Roman „Amadas“, an den Tressan gedacht haben mag, hat, wie Hr Baret darthut, mit dem Amadis keine größere Aehnlichkeit als mit jeder anderen Ritterdichtung. Welchen Umfang die vermuthete französische Bearbeitung gehabt habe, wagt Hr Baret nicht zu bestimmen. Er glaubt allerdings am Ende des zweiten Buchs nach dem 63. Kapitel, wo die Geschichte eine ganz unerwartete Wendung nimmt, den Anfang einer Erweiterung zu erkennen, jedoch möchte er diese nicht dem ersten spanischen Bearbeiter, sondern Montalvo zuschreiben. Dieser Annahme widerspricht aber ganz entschieden die Erklärung Montalvo's, daß er die drei bereits vorhandenen Bücher des Amadis verbessert und zu diesen ein viertes hinzugefügt habe; auch zeigt sich schon in den ersten Büchern so viel Kunst und Berechnung in der Anordnung und Darstellung der Begebenheiten, daß man nicht umhin kann, anzunehmen, der ursprüngliche Verfasser habe der Geschichte jene plötzliche Wendung absichtlich gegeben, um das Interesse zu spannen. Das vierte Buch, das theils Neues, theils die Ausführung des am Schlusse des alten Amadis kurz Angedeuteten enthalten mag, ist von Montalvo mit so vielem Geschick an das Uebrige angeknüpft, daß das ganze Werk wie aus einem Gusse zu sein scheint.

Was die Tendenz dieses Romans anbetrifft, so ist Hr Baret, wie die meisten Litteratoren, der

Digitized by Google

Ansicht, daß darin das Ritterthum verherrlicht werde; er behauptet aber, daß das darin dargestellte Ritterthum nicht etwa ein phantastisches, ein künstlich raffinirtes, ideell potenzirtes sei, wofür es F. Wolf und Andere halten, sondern das national-spanische Ritterthum, wie es im 15. Jahrhundert noch bestanden habe; denn in Spanien sei der ritterliche Geist, in Folge der fortwährenden Kämpfe mit den Sarazenen, weit über die Grenzen des eigentlichen Mittelalters hinaus lebendig geblieben, hier seien die Begriffe von den ritterlichen Tugenden systematisch ausgebildet und bis zum Excentrischen gesteigert, die Liebe insbesondere sei hier aufs Aeußerste sublimirt, habe sich dabei aber in den Schranken strenger Zucht und Sittsamkeit gehalten. Diese Behauptungen möchten wohl noch manche Einschränkungen erleiden; so viel ist außer Zweifel, daß nur das national-spanische Ritterthum zu dem im Amadis dargestellten die Idee geben konnte.

Ein gewiß richtiges Urtheil fällt Hr Baret über den Amadis als Kunstwerk betrachtet. Mit den Ritterepen verglichen, an die er sich zunächst anschließe, zeigt derselbe einen bedeutenden Fortschritt in der Composition, der Darstellung und dem Stil. Die Handlung sei zwar noch viel zu massenhaft und leide an häufigen Wiederholungen, aber es bilde die bunte Menge der Abenteuer ein wohlgeordnetes und wohlgefügtes Ganze; an die Stelle der rein äußerlichen Schilderung der Personen sei eine genaue, oft feine, durch Contraste gehobene Charakteristik getreten, der Ausdruck habe größere Bestimmtheit und Eleganz, der Stil Gewandtheit und periodische Rundung gewonnen.

In dem Schlußkapitel stellt Hr Baret lesenswerthe Betrachtungen an über die Aufnahme,

Digitized by Google

welche der Amadis in Frankreich gefunden, und über den Einfluß, welchen derselbe auf die französische Romanlitteratur ausgeübt hat. Man irre, bemerkt er, wenn man behaupte, die chevaleresken Ideen seien in Frankreich durch die Lectüre des Amadis wieder ins Leben gerufen, der ritterliche Geist habe sich in der französischen Aristokratie, so lange sie ihre Macht bewahrt, erhalten, und daraus eben werde der außerordentliche Beifall, welchen der Amadis gefunden, erklärlich. Unter den französischen Ritterromanen des 17ten Jahrhunderts, die alle mehr oder weniger den Einfluß des Amadis und seiner Fortsetzungen erkennen ließen, seien einige, in denen sich jener echt ritterliche Geist ziemlich treu abspiegele, namentlich in denen der Mad. de Lafayette, während in den meisten das Ritterwesen entstellt und höchst geschmacklos auf die antike Welt übertragen sei; diese seltsame Mischung so heterogener Elemente sei leider auch in die dramatische Litteratur eingedrungen und habe sehr nachtheilig auf die Entwickelung derselben eingewirkt. — In einem Anhange werden schätzenswerthe bibliographische Notizen über die Amadislitteratur gegeben.

Th. M.

Oxford

At the University Press 1852. A Treatise on the Infinitesimal Calculus; etc. By Bartholomew Price, M. A. F. R. S., fellow and tutor of Pembroke College, Oxford. Vol. I. Differential Calculus. XXV und 540 Seiten in Octav. Mit 5 Figurentafeln.

In Kap. 1 entwickelt der Verf. zunächst die Begriffe: Zahl, Größe, endlich, unendlich groß

und unendlich klein. By finite we generally mean that which is within reach, or may be brought within reach, of our senses — we apply the terme finite to those magnitudes, the relation of which to other magnitudes of the same kind the mind is capable of conceiving (das ist doch auch bei unendlich großen und kleinen Größen der Fall —). The powers therefore of our senses and mind place the limit to the finite; but those magnitudes which severally transcend these limits by reason of their being too great or too small, we call infinite and infinitesimal (or infinitely small). Diese Definitionen sind doch wohl etwas zu empirischer Natur — und der Verf. sucht sie auch noch durch empirische Beispiele aus der Astronomie und Chemie zu erläutern und verschiedene Ordnungen des unendlich Großen und Kleinen nachzuweisen — fügt aber zuletzt selbst hinzu: »the instances above cited are for the sake of illustration only: to give the reader a rought notion of the principles.«

Ebenso sucht der Verf. die stetige Aenderung der Größen durch empirische Beispiele: Bewegung eines Wurmes — Ausfluß des Wassers — Ausstrahlung der Wärme — Wachsen eines Baumes zu erläutern und zeigt: that numerical continuity requires infinite numerical divisibility — and that the difference of the two modes of increase (continuously or discontinuously) is one of degree and not of kind, welche beide Arten richtig definirt werden — und ebenso treffend ist die Begriffsbestimmung der höhern Analysis selbst: »Infinitesimal calculus considers number in its respect of continuous growht. In this lies its distinctive character. Auch der

Digitized by Google

Begriff der Grenze: limit or limiting value wird richtig angegeben und erläutert. Das unendlich Große und Kleine bezeichnet der Verf. mit ∞ und 0 (das erste Zeichen ist allgemein angenommen; aber für das zweite würde Ref. lieber $\odot$ setzen, wo der Punkt andeuten soll: daß das unendlich Kleine nicht absolut Null ist). Der Verf. entwickelt nun die Theorie des unendlich Großen und Kleinen ganz in derselben Weise, wie sie sich in des Ref. „Grundlehren der höhern Analysis" (1849) befindet — wobei jedoch zu bemerken ist: daß der Verf. von einer »absolute infinity« spricht, welche er sich als etwas Vollendetes und Abgeschlossenes zu denken scheint — denn er sagt: and so may infinities differ from each other, and from a quantity which transcends every assignable quantity, that is, from absolute infinity. Sehr richtig bemerkt der Verf.: »if $x^{\frac{1}{2}}$ be the infinity-base x, $x^{\frac{3}{2}}$, x^2, ... would be infinities of the 2, 3, 4 ... orders; and if $i^{\frac{1}{3}}$ be the infinitesimal-base, $i^{\frac{2}{3}}$, i, $i^{\frac{4}{3}}$, . . . would be infinitesimals of the 2, 3, 4, . . . orders resp. Hence then it appears, that there will be a scale of infinities and of infinitesimals in regular sequence:

$$\text{or:}\;\left.\begin{matrix} x^{n} \ldots, x^{2}, x^{1}, x^{0}, x^{-1}, x^{-2}, \ldots x^{-n} \\ i^{-n} \ldots, i^{-2}, i^{-1}, i^{0}, i^{1}, i^{2}, \ldots i^{n} \end{matrix}\right\} (\mu)$$

Thus then, though the mind is incapable of forming adequate notions of infinities and infinitesimals as they were described in rough outline, yet they may be brought within its grasp when they are symbolized as above.« Der Verf. scheint hier den Begriff des unendlich Großen und Kleinen mit der Nachweisung des factischen Vorhandenseins solcher Größen zu verwechseln. Denn jener Begriff hat doch nicht die

Digitized by Google

mindeste Schwierigkeit, während das Aufzeigen unendlich großer und kleiner Größen eine reine Unmöglichkeit und mit ihrem Begriffe in offenbarem Widerspruche ist.

Nachdem der Verf. die verschiedenen Fundamentalsätze über das gegenseitige Verhalten endlicher, unendlich kleiner und unendlich großer Größen ausführlich erörtert hat, fügt er mit Recht ausdrücklich hinzu: »If any one idea or conception is pregnant with the whole calculus it is that contained in the theorems $a + bi = a$, $ai^n + bi^{n+r} = ai^n$; were not the properties of infinitesimals such as the theorems import, the Calculus would not be what it is: from them it takes its rise, and whatever its genius be, such have they imparted to it — worauf noch bemerkt wird, daß es ganz gleichgültig ist, welches Glied der obigen Reihen (,,) als endlich betrachtet wird. Die unendlich kleinen Größen erscheinen zwar nicht immer unter der hier betrachteten einfachsten Form; allein es wird später gezeigt, daß die Ordnung einer Function f(i) einer unendlich kleinen Größe i gefunden wird, wenn man sie so lange differenzirt, bis der Differentialquotient einen endlichen und bestimmten Werth annimmt. Uebrigens kann man auch Reihenentwickelungen zu diesem Zwecke anwenden und so ergibt sich auf der Stelle, daß z. B.

$\tan i - \sin i$, $e^i - 2\sin i - e^{-i}$, $e^{i^2} - 1$

resp. unendlich kleine Größen der 3., 4. und 2. Ordnung sind.

Zu der gewöhnlichen Definition der stetigen Function fügt der Verf. noch die Bedingung hinzu: »The law symbolized by the functional character must not abruptly change«. In Bezug auf die Erfindung der Differentialrechnung sagt

der Verf.: »It was from these two ideas that Leibniz and Newton simultaneously, though independently, evolved the Calculus«.

Da der Verf. sogar auf dem Titel des Werkes ausdrücklich sagt: »founded on the method of infinitesimals«, so hätte man gewiß nicht erwarten sollen, daß er ohne alle Ursache immer erst endliche Incremente Δx, Δy und dann dx, dy setzt. Es wird nun mit Voraussetzung des allgemeinen binomischen Lehrsatzes der Werth von $\left(1 + \frac{1}{x}\right)^{\frac{1}{x}} = e$ für ein unendlich kleines x bestimmt und daraus die Reihe für e^x und log $(1 + x)$ hergeleitet, ohne jedoch nur ein Wort über die Bedingung der Gültigkeit zu sagen.

Mindestens eine Verkehrtheit ist es, wenn der Verf. den Satz für ein unendlich kleines x, daß $\sin x = x = \tan x$ ist, hier aus den imaginären Exponentialausdrücken für sin x und tang x herleiten will — und aus der Reihe für cos x, daß der Sinusversus eines unendlich kleinen Bogens ein unendlich Kleines zweiter Ordnung ist.

In Kap. 2 werden die Regeln des Differenzirens mit der gehörigen Klarheit und Ausführlichkeit abgeleitet und durch passende Beispiele erläutert.

Kap. 3 handelt von den höhern Differentialen; aber nur die einfachsten Functionen x^n, log x, a^x, sin x, cos x, $e^{ax} \sin nx$, $e^{ax} x^n$, $e^{ax} \cos nx . x^m$ werden betrachtet. Dann wird der Maclaurin'sche Satz durch die Methode der unbestimmten Coefficienten abgeleitet und auf verschiedene Beispiele angewandt, auch auf $(a + x)^n$, obgleich anfangs der allgemeine binomische Satz als bekannt vorausgesetzt wurde. Der Verf. sagt aber kein ein-

Digitized by Google

ziges Wort über die Grenzen der Gültigkeit der erhaltenen Reihen. Sehr klar und ausführlich handelt der Vf. in diesem Kapitel noch von der Vertauschung der Veränderlichen — von den höhern Differenzialen der Functionen mehrerer Veränderlichen und der impliciten Functionen, welche er ebenfalls in Reihen entwickelt, ohne jedoch die Bedingungen ihrer Gültigkeit zu berühren. Auf diese Weise wird auch die Function $y = \frac{x}{e^x - 1}$, folglich $ye^x = y + x$ in eine Reihe entwickelt, worin die Bernoullischen Zahlen explicite vorkommen, deren gegenseitige Abhängigkeit sich zugleich höchst einfach ergibt. Zum Schlusse dieses Kapitels handelt der Verf. noch ebenso ausführlich als klar von der Elimination willkürlicher Constanten und Functionen.

In Kap. 4 ist von den zwischen den Functionen und ihren Ableitungen Statt findenden Relationen die Rede — insbesondere werden die Gleichungen:

$$f(x + h) - f(x) = h \, . \, f'(x + \Theta h), \quad (\alpha)$$

$$f(x + h) - f(x) = \frac{h^n}{1.2 \ldots n} f^n (x + \Theta h),$$

$$f(h) = \frac{h^n}{1 \, . \, 2 \ldots n} f^n (\Theta h), \text{ ꝛc. } \quad (\beta)$$

ebenso elegant als streng hergeleitet, weil der Vf. später eine strengere Ableitung des Taylor'schen und Maclaurin'schen Satzes darauf basiren will, indem er die frühere Ableitung durch die Methode der unbestimmten Coefficienten od. aus der Gleichung:

$$f(x + n dx) = y + n dy + \frac{n(n-1)}{1 \, . \, 2} d^2y + \frac{n(n-1)(n-2)}{1 \, . \, 2 \, . \, 3} d^3y + \ldots$$

selbst für ungenügend hält, weil dabei nicht erhelle, welche Functionen sich entwickeln lassen, für welche Werthe von x und h die Entwickelungen gelten, 2c. 2c.

Kap. 5 handelt von den unbestimmten Formen $\frac{0}{0}, \frac{\infty}{\infty}, 0.\infty, \infty-\infty, 0^0, \infty^0, 1^\infty$ und 0^∞ — bei welcher Gelegenheit zugleich gezeigt wird, wie die Ordnung einer zusammengesetzten Function unendlich kleiner Größen gefunden wird (s. oben).

In Kap. 6 wird nun die Taylor'sche und Maclaurin'sche Formel ganz einfach und streng nebst dem Restgliede aus den Gleichungen (α), (β) hergeleitet, und auch die andern Cauchy'schen Formen dieser Reste werden angegeben; allein der Vf. macht keine einzige Anwendung davon, sondern läßt es bei der allgemeinen Formel bewenden, und spricht nicht einmal die Bedingungen der Gültigkeit gehörig aus. Bekanntlich gibt nur das Cauchy'sche Theorem ein allgemein und leicht anwendbares Mittel an die Hand, wonach sich beurtheilen läßt, ob und für welche Werthe eine gegebene Function f(x) sich in eine convergente unendliche Reihe von der Form $a_0 + a_1 x + a_2 x^2 + \ldots$ in inf. entwickeln läßt — während die Convergenzregeln oder die Untersuchung des Restgliedes oft gar nicht anwendbar sind, wie z. B. bei den Functionen tang x, cotg x, . . .

Hierauf werden die Functionen mehrerer Veränderlicher in Reihen entwickelt, indem der Verf. $f(x+h, y+k) = f(x+h't, y+k't) = f(t)$ setzt.

Kap. 7 behandelt die Theorie der Maxima und Minima ebenso naturgemäß, als einfach, klar und ausführlich — und in Kap. 8 folgen Anwendun-

Digitized by Google

gen der Differentialrechnung auf die Algebra, namentlich wird zuerst gezeigt, daß jede Gleichung $f(x) = 0$ eine Wurzel von der Form $a + b\sqrt{-1}$ hat, und dann werden die Lehrsätze von Sturm und Fourier erörtert.

Die zweite Hauptabtheilung des Werkes (Kap. 9—18) enthält Anwendungen auf Geometrie. — Der Raum gestattet uns hier nicht, ins Detail näher einzugehen, weßhalb wir uns auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken müssen. — Zunächst ist von einigen geometrischen Begriffen die Rede, welche den Anfänger wohl etwas befremden dürften. Z. B. »A plane is the surface of a sphere, the radius of which is infinitely great. — A straight line is the arc of a circle, the radius of which is infinitely great. A straight line being a particular instance of a circle, is a continuous line; it does not terminate at positive infinity nor at negative infinity, but the two branches of the line are connected with one another, running, if we may so speak, round the circle of which the radius is infinity, and joining together!« — Letzteres sucht der Verf. noch an der Function tang x zu erläutern und fügt hinzu: »Now as x approaches to 90°, tang x becomes $+\infty$ and immediatly after x has passed 90° become $-\infty$, indicating that negative infinity is positive infinity increased!« Hiernach wäre also tang x bei $x = 90°$ gar nicht discontinuirlich!? — Dagegen muß lobend bemerkt werden, daß der Verf. nicht bloß die geometrische Bedeutung von $\sqrt{-1}$ und $a + b\sqrt{-1} = \rho(\cos\Theta + \sqrt{-1}\sin\Theta)$ richtig angibt; sondern auch in dem Folgenden, bei der Untersuchung der krummen Linien und Flächen, überall die hervortreten=

den imaginären Resultate berücksichtigt und richtig interpretirt — was selbst unsere besten Werke über höhere Geometrie gewöhnlich nicht thun! — Auch sonst findet man manches Eigenthümliche. So wird z. B. die Ellipse und Hyperbel, statt durch die gewöhnlichen Gleichungen, durch die beiden Systeme von Gleichungen:

$$\left.\begin{array}{l} x = a \cos \Theta \\ y = b \sin \Theta \end{array}\right\} \qquad \left.\begin{array}{l} x = a \sec \Theta \\ y = b \tang \Theta \end{array}\right\}$$

ausgedrückt. — Das Gauß'sche Krümmungsmaß: $\frac{1}{\varrho_1 \varrho_2}$ der Flächen wird ebenfalls abgeleitet — und Alles gehörig durch passende Beispiele ausführlich erläutert. — Nicht ohne Grund hat der Verf. den sehr richtigen Ausspruch von Ch. Dupin: »Les progrès de la science ne sont vraiment fructueux, que quand ils amènent aussi le progrès des traités élémentaires« als Motto auf den Titel seines Werkes gesetzt. — Besonders angenehm ist es Ref. gewesen: in dem vorliegenden Werke seine wiederholt in diesen Blättern ausgesprochenen Ansichten über das Wesen und die objectiv richtige Begründung der höhern Analysis dem Wesentlichen nach angenommen zu sehen. — Die Theorie des Imaginären hat der Verf. in dem rein analytischen Theile freilich gar nicht berücksichtigt und sagt bloß: »the symbol $\sqrt{-1}$ being that, which when squared, is equal to -1«. — Wenn man die in den letzten 25 Jahren erschienenen Bücher über höhere Analysis mit den ältern vergleicht, so muß man doch gestehen: daß diese Wissenschaft bedeutende Fortschritte gemacht hat — obgleich noch Vieles zu wünschen übrig bleibt — namentlich in didaktischer Beziehung.

Dr. Schnuse.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. Stück.

Den 2. October 1854.

London

John Murray 1853. Correspondence, despatches and other papers of Viscount Castlereagh, second marquess of Londonderry, edited by his brother Charles William Vane, marquess of Londonderry. Third Series. Military and diplomatic. In four volumes. Vol. I (IX der ganzen Reihe) XXXI u. 573 S. Vol. II (X) XXVII u. 513 S. Vol. III (XI) XXIX u. 474 S. Vol. IV (XII) XVIII u. 520 S. in Oct.

Nicht lange vor seinem Tode hat der Marquis von Londonderry mit diesen Bänden die Publication der Papiere seines berühmten Bruders geschlossen. In einer Nachschrift zum letzten Bande spricht er sich noch einmal über die ganze Unternehmung aus. Er erkennt an, daß die Correspondenz unvollständig ist, bedeutende Lücken hat, er gibt zu, daß auf der andern Seite manches aufgenommene Stück wohl als unbedeutend und kaum der Mittheilung werth erscheinen könne. Aber er habe gegeben, was er gehabt, wenig mehr

gethan als das Vorgefundene — was er von dem Executor des Testaments und der Court of Chancery erhalten — zu ordnen (d. h. chronologisch an einander zu reihen), überzeugt auch so gegen das Andenken seines Bruders eine Pflicht zu erfüllen und zugleich den Freunden der Geschichte einen Dienst zu erweisen; er meint, diese Bände würden neben den 12 Bänden der Correspondenz des Herzogs von Wellington und den 6 des Marquis of Wellesley, mit denen sie in Beziehung auf die Zeit und die Ereignisse großentheils zusammentreffen, eine unschätzbare Bereicherung sein für die Bibliothek eines jeden »gentleman and politician.« Er hat dabei wie billig die Verhältnisse seines Vaterlandes im Auge, die zu beurtheilen uns nicht zusteht.

Aber auch auf dem Standpunkt der historischen Wissenschaft überhaupt wird man bei dieser wie bei ähnlichen Publicationen, mit denen uns die Engländer in neuerer Zeit ziemlich reichlich beschenkt haben, gerne anerkennen, daß sie eine Fülle von interessantem Detail enthalten, daß sie die Kenntniß der Begebenheiten nicht unerheblich vermehren, und manche Anhaltspunkte zu einem genaueren Urtheil über die englische Politik sowohl in den innern als in den auswärtigen Verhältnissen darbieten, daß sie zugleich mit jenem Respect vor dem Großartigen und Gewaltigen der englischen Staatsleitung erfüllen, dem sich auch der Gegner eines solchen überwiegend aristokratischen Regimentes nicht leicht entzieht. Ein Zug von stolzer Würde geht durch alle diese Briefe und Depeschen hindurch; wer auch das Wort führt, es sind alles Männer, welche das Bewußtsein haben, daß sie direct betheiligt sind bei den Geschicken ihres Staates und bei denen Europas, ja der Welt.

Digitized by Google

Geht man dann näher ein auf das was in dem hier vorliegenden Werke mitgetheilt worden ist, so findet man freilich bald, daß es einen sehr ungleichartigen Charakter an sich trägt und daß kaum ein anderer Vereinigungspunkt sich zeigt als eben das Portefeuille Castlereaghs. Was jemals in dasselbe Aufnahme fand, officielle Depeschen und private Briefe, Gutachten, Vorschläge der verschiedensten Art und von den verschiedensten Personen, ist hier wiedergegeben worden, alles freilich wohl in einem gewissen Zusammenhang mit seiner ministeriellen Thätigkeit — reine Privatsachen sind kaum aufgenommen —, aber bei weitem nicht alles unmittelbar für Englands Verhältnisse von Bedeutung, noch weniger für die eigene Wirksamkeit des Ministers oder die von ihm vertretenen Grundsätze und Ansichten. Es ist natürlich, daß an einen Mann von Castlereaghs Stellung und Einfluß alle möglichen Angelegenheiten gebracht werden mußten, und nichts hat der Herausgeber von den umfangreichen Bänden ausgeschlossen, die er uns vorlegt. Nicht selten ist das wohl ein Gewinn für die Geschichte; manche interessante Actenstücke sind auf die Weise erhalten und bekannt geworden; aber freilich doch auch ziemlich viel Unbedeutendes hat die Ehre des Abdrucks erhalten, bloß weil es einmal auf Castlereaghs Schreibtisch lag.

Was man wohl Grund hat am meisten zu bedauern, ist, daß verhältnißmäßig wenig Briefe oder andere Papiere von Castlereagh selbst mitgetheilt werden konnten; die weit überwiegende Mehrzahl ist an ihn gerichtet. Wahrscheinlich hat derselbe nur unregelmäßig die Concepte seiner Schreiben zurückbehalten, und die Papiere seiner Freunde scheinen dem Herausgeber nicht zu Gebote gestanden

zu haben, vielleicht auch gar nicht für diesen Zweck in Anspruch genommen zu sein. Nicht einmal die eigene Correspondenz mit dem Bruder ist irgend vollständig wiedergegeben. Gleichwohl fehlt es nicht an einzelnen sehr interessanten Schreiben gerade in besonders wichtigen Momenten von Castlereaghs Thätigkeit, aus Wien, Aachen rc. Die Briefe an ihn gehören wohl großentheils in die Reihe der sogenannten Privatschreiben, welche nach englischer Sitte die Vertreter des Staats im Auslande neben den ganz officiellen Depeschen hergehen zu lassen pflegen, hauptsächlich wohl, um sie der Vorlage im Parlament zu entziehen; doch finden sich auch manche, die offenbar den officiellen Mittheilungen zugerechnet werden müssen, und eine strenge Scheidung scheint so wenig hier wie bei ähnlichen Publicationen anderer englischer Staatsmänner vorgenommen zu sein. Ich weiß nicht, ob man berechtigt ist anzunehmen, daß überhaupt nicht eben mit mehr Genauigkeit gesondert wird, was in die öffentlichen Archive niedergelegt und was den einzelnen im Dienst des Staates thätigen Personen und später ihren Angehörigen überlassen wird. Anderswo wäre gewiß ein viel bedeutenderer Theil für jene in Anspruch genommen, und besitzen die Staatsarchive, wie wohl wahrscheinlich, keine Duplicate oder Abschriften der so den Einzelnen belassenen Sachen, so werden sie allerdings nur ein sehr unvollständiges Bild von dem diplomatischen Verkehre liefern, während natürlich umgekehrt der Privatnachlaß, wie dies Beispiel zeigt, auch nie auf Vollständigkeit Anspruch machen kann.

In der Reihe von Personen, deren Briefe hier vorliegen, sind fast alle bedeutenderen Staatsmänner Englands, ja Europas in den betreffenden

Jahren vertreten, die Mitglieder des Ministeriums Liverpool, Bathurst, Vansittart, Melville und Andere, die Gesandten Charles Stewart (der Herausgeber), Cathcart, Aberdeen, Clancarty, Wellesley, Charles Stuart, Walpole, Thornton, Jackson, Rose, Lamb, Bagot, A Court und viele Andere, die Feldherren Wellington, Bentinck, Exmouth, der Herzog von Orleans, der Prinz von Oranien, Prinz Leopold von Coburg, Talleyrand, Fouché, Richelieu, Capodistrias, Nesselrode, Pozzo di Borgo, Lieven, Metternich, Hardenberg, Graf Münster. Von Stein ist nichts vorhanden: er scheint den stolzen Engländer nicht geliebt, mit ihm in keinen Verkehr getreten zu sein. Es sind aber die Jahre 1814 bis 1822, die hier behandelt werden, eine Zeit, wo Castlereaghs Einfluß auf ihrem Höhepunkt stand, und er aufs Bedeutendste betheiligt war bei all den großen Entscheidungen, welche in Europa fielen.

Es wird hier gestattet sein, wie bei der Anzeige der frühern Abtheilungen (1851 Stück 117—119), so auch diesmal einen Theil desjenigen hervorzuheben was diese Bände für deutsche Geschichte enthalten. Er ist aber, wie sich eben nach der Stellung Castlereaghs in diesen Jahren erwarten läßt, bedeutend mehr als früher; sowohl während des Kriegs gegen Napoleon und der Verhandlungen auf dem Wiener Congreß wie auch später in den ersten Jahren des Friedens, der Zeit der großen Congresse, haben die deutschen Angelegenheiten auch für den Engländer ein bedeutendes Interesse, und Mittheilungen der verschiedensten Art finden sich hier zusammen.

Der erste Band dieser Reihe (IX) beginnt noch einmal mit Anfang 1813, während der letztvorhergehende schon bis zum Juli desselben Jahres

hinabgegangen war. Aber es gibt freilich kein günstiges Vorurtheil für die Genauigkeit des Herausgebers, wenn nun ganz zu Anfang ein Brief unter dem Datum Januar 2. 1813 steht, noch dazu von ihm (Charles Stewart) selbst, der offenbar ins Jahr 1814 gehört; die bloße Aufschrift aus Hannover mußte das lehren; wie hätte Englands Gesandter dort im Januar 1813 erscheinen sollen? Es folgt eine Reihe von Briefen desselben vom April bis Juni aus Berlin und dem Hauptquartier der Verbündeten, welche manches Einzelne zur Geschichte jener Tage enthalten, dazwischen auch einzelne Antworten Castlereaghs. Wir erfahren, wie die Hannoveraner, Münster, Ompteda, mit der Niedersetzung der Centralcommission und dem darüber abgeschlossenen Breslauer Vertrag wenig zufrieden waren. Der Artikel 4 (Pertz, Leben Steins III, S. 314), welcher eine Theilung der Einkünfte aus den eingenommenen Landen zwischen Rußland und Preußen, für Hannover aber einen Antheil nach Verhältniß der aufgestellten Truppen, bestimmte, schien besonders anstößig; Castlereagh bemerkt aber wohl mit Recht, daß es sich nicht auf die Lande beziehen könne, deren Fürsten sich den Alliirten anschlössen; er nennt als Beispiel Sachsen, Baiern, (This is a construction too injust impolitic and absurd to be credible); aber er berücksichtigt zu wenig, daß man damals nicht geneigt war allen Rheinbundstaaten einen Beitritt zur Allianz zu gestatten und daß der Artikel 4 sich auf solche Lande bezog, die man von den neuen Herren zu befreien und den alten nicht so ohne Weiteres wiederzugeben dachte. — Ueber die Verträge im Juni finden sich hier wenigstens theilweise die früher vermißten Nachrichten. Wir sehen, wie die Un-

Digitized by Google

terhandlungen im Mai langsam vorwärts gingen, namentlich die Ansprüche Hannovers Schwierigkeiten machten. Hardenberg im Namen Preußens wollte anfangs nur in einen Artikel willigen, nach welchem Rußland dem König den Besitz Hannovers garantiren und ihm eine Vergrößerung von 250—300000 Seelen in Aussicht stellen sollte; aber Stewart, der die Unterhandlungen führte, war damit nicht zufrieden, drang vielmehr darauf, daß Preußen selbst jene Verpflichtung auf sich nehme, auch ausdrücklich das Bisthum Hildesheim als Gegenstand der Vergrößerung genannt werde, wenn auch unter Hinzufügung der Bedingung, daß Preußen anderswo eine Entschädigung erhalte. Von der Befugniß Hannovers, dasselbe gleich in Besitz zu nehmen, stand in dem ersten Entwurfe (I, S. 17) noch nichts, dagegen die nicht unwichtige Bestimmung: On consultera à l'égard des arrangemens à prendre l'intérêt des deux hautes parties contractantes et surtout celui qu'elles ont d'établir une union parfaite et stable entr'elles pour leur commune défense. Sie erinnert noch einigermaßen an die Intentionen des Bardensteiner Vertrags, ist dann aber später weggelassen, überhaupt der Artikel noch mehr zu Gunsten Hannovers geändert worden.

Einige Aeußerungen des Engländers über die Preußen werden mit Interesse gelesen werden, Mai 18 (S. 12): The Prussians are in good order under their Allies, as the Portuguese are in the Peninsula with us, and the king may be compared to our Portuguese Marshal, who attends on the great Star, which puts the whole in motion. Depressed both from public and private misfortune, the king lives much secluded with his aide-de-camps and staff;

Juni 6 (S. 22): The disorder in the Russian army is great; Prussians are infinitely better. They have everywhere greatly distinguished themselves, and will do much more in a little time . . . Russia rides the bear over them, but they are obedient and patient, and I will pledge my faith for theirs; although the Germans will not burn their Moscow and lay waste their country, still they will be true; and Prussia will not be the first power that will withdraw from English alliance.

Von mehr als gewöhnlichem Interesse ist ein Brief des Hannoverschen Gesandten Grafen Hardenberg an Münster, aus Prag 12. Oct. 1813, über längere Unterredungen, die er mit Metternich über die deutsche Verfassungsfrage gehabt hat (S. 60—67); derselbe vervollständigt in erwünschter Weise was wir über die allmälige Feststellung der Pläne über diese wichtige Frage wissen, und erklärt Manches in der späteren Haltung Oesterreichs. Der Brief verdient vollständig gelesen zu werden. Ich hebe nur hervor, wie er entschieden mit der Annahme in Widerspruch steht, daß um diese Zeit ein förmlicher Vertrag zwischen Oesterreich und Preußen über die Nichtwiederherstellung der kaiserlichen Würde geschlossen sei; im Gegentheil, Metternich räumt ein »que même la Cour de Berlin a manifesté son acquiescement à ce que l'Empereur d'Autriche remonte sur le trône impérial d'Allemagne.« Dagegen wird nun ausführlich dargelegt, wie sowohl der Kaiser Franz persönlich als auch sein Minister auf das Entschiedenste dagegen sind und die Herstellung des Kaiserthums in keiner Weise als wünschenswerth oder räthlich betrachten.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. 159. Stück.

Den 5. October 1854.

London

Schluß der Anzeige: »Correspondence, despatches and other papers of Viscount Castlereagh, second marquess of Londonderry, edited by his brother Charles William Vane etc.«

Ebenso entschieden freilich ist Metternich gegen den Gedanken einer zahlreichen Partei in Preußen, die Leitung Deutschlands nach einer Trennung in Nord und Süd zwischen den beiden Großstaaten zu theilen; was aber am meisten Wunder nimmt zu lesen, er ist damals gegen die Herstellung irgend einer gemeinsamen Verfassung Deutschlands, in der er nur Gefahren und Schwierigkeiten erblickt, und will Alles besonderen Verträgen anheimgestellt sehen. Es scheint, daß seine Abneigung gegen Verfassungen in den Einzelstaaten sich selbst bis auf jede Art von Bundesverfassung erstreckte. Das Interesse der Völker kam ihm dabei wenig in Betracht. »Quant au poid, sagt der Berichterstatter, qui peseroit peut-être sur les malheureux sujets de tant de petits Princes,

Digitized by Google

le Comte Metternich n'y est pas insensible; mais, une fois admis que la reconstruction d'une constitution Germanique auroit d'un autre côté des difficultés insurmontables, ou tout au moins de plus grands inconvénients, il ne voit d'autre remède à ce mal que celui inhérent à toute espèce de tyrannie, et qui seul lui met un frein dans d'autres Gouvernemens despotiques — la crainte d'une opposition ouverte contre la volonté d'un Souverain qui ne gouverne pas avec justice et équité. L'argument tiré de ce qu'il faut présenter un état d'amelioration et non d'esclavage à une nation qu'on veut appeller à briser ses chaines, ne peut faire grand effet sur le Ministre d'une Cour qui s'allarme de l'idèe seule de vouloir mettre au jeu le peuple et mettre à l'écart les Gouvernements.« Die letzten Bemerkungen bestätigen nur, was wir sonst schon wissen; aber mehr noch als bisher verstehen wir jetzt, weshalb Oesterreich die Verträge von Ried und Fulda in der Weise schloß wie sie vorliegen und welche Haltung es später in Wien einnahm. Nur zu einem ist es bereit; der Berichterstatter versichert, daß mit Rücksicht auf die zu kleinen Staaten, qui ne peuvent pas utiliser leurs moyens pour le bien général, der Wiener Hof nichts dagegen habe die Fürsten dieser Kategorie zu mediatisiren.

Auf einen solchen Plan geht auch ein Project aus, welches unter dem Titel Mem(oir on) Continental Politics, London November 1813 (S. 80—86) hauptsächlich den Entwurf einer deutschen Verfassung enthält, mit besonderer Rücksicht aber auf militärische Gesichtspunkte. Es will als Mitglieder des künftigen Bundes nur Oesterreich, Preußen, Sachsen, Baiern, Würtemberg, Hannover,

Digitized by Google

Holstein-Oldenburg, Hessen-Cassel und -Darmstadt, Braunschweig-Wolfenbüttel, Baden und Nassau gelten lassen; die letzten, auch Hannover, sollen den großherzoglichen Titel führen; es scheint aber doch, daß die kleinern nur mit geminderter Selbständigkeit bleiben sollen; auch die Hansestädte und etwa Augsburg könnten wieder eine Unabhängigkeit erlangen, doch so, daß sie in militärischer Beziehung den Nachbarn sich anschlössen. Oesterreich sollte dann in den erblichen Besitz der kaiserlichen Krone treten, aber gleichwohl die Leitung mit Preußen theilen: namentlich in militärischer Beziehung müßten sie die Oberleitung haben. Und »il faut pour la sureté de l'Allemagne que l'Autriche et la Prusse mettroient de côté toute jalousie«. Der Plan gehört in die Reihe derer, welche damals allerdings in großer Zahl von Betheiligten und Unbetheiligten entworfen worden sind. Von einem Hannoveraner kann er schwerlich sein, auch nicht von einem Preußen, viel eher von einem Angehörigen Hollands, dessen Verhältnisse und wünschenswerthe Vergrößerung hier eine ganz besondere Berücksichtigung finden. Man könnte vermuthen von dem Prinzen von Oranien, ehe er aus England nach dem Continent ging. Das würde dem Actenstück allerdings ein größeres Interesse verleihen, als es sonst in Anspruch nehmen könnte; es wäre ein erstes entschiedenes Zeugniß von den Bestrebungen, welche der Oranier, unterstützt von England, nachher mit so viel Eifer und im Ganzen mit Glück verfolgte: für ihn werden hier nicht bloß die österreichischen Niederlande, auch das Land zwischen der alten französischen Grenze, der Maas, der Mosel und dem Rhein, speciell Luxemburg, in Anspruch genommen.

Zu den reichsten und vollständigsten Correspondenzen gehört dann die mit Lord Clancarty, der damals nach dem Haag ging und England die nächste Zeit an dem neuen niederländischen Hofe vertrat. Seine Briefe und Depeschen zeichnen sich durch Genauigkeit und Gründlichkeit vor denen der meisten anderen Diplomaten aus. Doch lasse ich hier die holländischen Verhältnisse zur Seite. Für Deutschland von Wichtigkeit ist Einiges aus der späteren Zeit, da Clancarty in Frankfurt sich in außerordentlicher Sendung aufhielt.

Ueber die Vorliebe des damaligen Königs von Würtemberg für die französische Allianz ist Manches Charakteristische und Pikante schon früher bekannt geworden. Doch erinnere ich mich nicht gelesen zu haben, was Lord Aberdeen am 24. December 1813 an Castlereagh meldet (S. 110): jener habe an Napoleon geschrieben, wie die Allianz ihm aufgezwungen sei und wie er nur die Zeit erwarte, wo er jenem mit Erfolg Beistand leisten könne. Der Canal dieser Correspondenz sei entdeckt und Schwarzenberg habe Maaßregeln getroffen »to procure fresh proofs of his treachery«. Der Berichterstatter meint, der Grund zu dieser Haltung Würtembergs liege im Haß gegen Baiern; der König könne es Oesterreich nicht vergeben, daß jenes günstigere Bedingungen erhalten habe als er; er habe Lust gehabt die Ratification des Vertrags zu verweigern, und seit der Rückkehr seines Gesandten des Grafen Zeppelin nach Stuttgart behandele er ihn »with the greatest indignity«. Aber auch mit Baierns Haltung war man nicht sonderlich zufrieden; doch ergibt der Brief Castlereaghs, in dem er sich darüber gegen den Gesandten in München Rose ausspricht (S. 201), nichts Thatsächliches von Belang.

Digitized by Google

Ueber den Gang der sächsischen Angelegenheit noch während des Feldzuges, kommen hier einzelne Aeußerungen vor, die hervorgehoben zu werden verdienen. S. 91 wird des Planes gedacht an die Stelle des Königs den Herzog von Weimar zu setzen; doch hat er offenbar nur geringe Bedeutung gehabt. Dagegen nahmen die Ansprüche Preußens bald gar sehr die Aufmerksamkeit aller Mächte in Anspruch. »Saxony, schreibt am 16. Januar 1814 Cathcart aus Basel an Castlereagh, der sich damals eben in das Hauptquartier begab, forms the principal feature, and the greatest nicety may be required to adjust that question between Austria and Prussia« (S. 170). Er erzählt, wie in jenen Tagen Hardenberg dem Kaiser Alexander von einer Mittheilung Metternichs gesagt, nach welcher dieser selbst die Ausdehnung der preußischen Grenze in Sachsen gut geheißen habe, fügt aber freilich hinzu, wie Alexander es nicht habe glauben können, es für ein Mißverständniß Hardenbergs oder für eine List Metternichs gehalten habe; doch meint damals auch der Engländer, was für den König geschehen könne, müsse in Italien geschehen (S. 170. 171). Was von einem zu Basel zwischen Rußland und Preußen abgeschlossenen geheimen Vertrag von Einigen erzählt wird (Pertz weiß nichts davon) findet hier keine Bestätigung; dagegen lesen wir in einem Brief Aberdeens vom 17. Januar: der Kaiser habe gestern Basel verlassen, unter sehr auffallenden Umständen; vor der Abreise habe er den König von Preußen gesehen »and made a very singular communication to him«; er will es der Feder nicht anvertrauen, sondern Castlereagh nur mündlich Mittheilung machen.

Die Darstellung, welche Pertz (III, S. 512 ff.)

Digitized by Google

von dem Verhältniß der Mächte und der leitenden Staatsmänner beim Beginn des Krieges auf französischem Boden gibt, wird nicht ganz durch die hier vorliegenden Mittheilungen bestätigt, ohne daß sie deshalb freilich als widerlegt gelten könnte. Nach einem Brief Aberdeens aus Basel, Januar 14, wünschte damals doch Alexander zu unterhandeln, aber freilich auf französischem Boden; er habe Metternich aufgefordert, dem Coulaincourt Dijon als Ort der Zusammenkunft vorzuschlagen (S. 105); Cathcart bezeichnet zwei Tage später des Kaisers Ansicht dahin: wenn sich eine günstige Gelegenheit zum Frieden darbiete, sie nicht zu versäumen, aber Uebereilung zu vermeiden und wohl die Frage zu überlegen, ob mit den Waffen noch erst mehr gethan werden müsse (S. 170); Castlereagh seinerseits meldet in einem Brief an Liverpool am 22. Jan. 1814, daß er mit Metternich wegen der Herstellung der Bourbons gehandelt und wenigstens keinen absoluten Widerspruch gefunden habe (S. 186); und wenn ein Bericht, der von Münster herstammt, die Sache so darstellt, als wenn Castlereagh von Metternich gewonnen und geleitet worden sei, so ist jener selbst wenigstens der Meinung, umgekehrt auf den österreichischen Staatsmann einen bedeutenden Einfluß zu üben. Interessant genug ist die Schilderung, die er in einem Brief an Lord Liverpool von den Zuständen im Hauptquartier gibt, Januar 30 (S. 212): er findet, daß freilich die größte Gefahr darin liege, daß Alexander den Krieg in so chevaleresquer Weise zu führen denke, und er charakterisirt ihn doch wohl nicht unrichtig, wenn er hinzufügt: »He has a personal feeling about Paris, distinct from all political or military combinations. He seems to seek for the occasion

of entering with his magnificent guards the enemy's capital, probably to display, in his clemency and forbearance, a contrast to that desolation to which his own was devoted. Er setzt hinzu: You may estimate some of the hazards to which affairs are exposed here, when one of the leading monarchs (Kaiser Franz?), in his first interview, told me that he had no confidence in his own Minister, and still less in that of his ally. There is much intrigue, and more fear of it.« Rußland und Oesterreich hätten das größte Mißtrauen gegen einander, Alexander sei argwöhnisch und Metternichs Charakter gebe den Intriguanten stets Gelegenheit. Ueber Blücher schreibt er: »He is a true hero, but he may sometimes err. A retreat now would be very inconvenient.« Von den Verhandlungen verspricht er sich keinen Erfolg, will aber, daß man stets mit Vorsicht und Mäßigung verfahre. Darnach finde ich Pertzs Urtheil nicht begründet: „Castlereagh gerieth sogleich in Metternichs Abhängigkeit und stimmte für Frieden". Es ist wahr, daß er und auch sein Bruder Lord Stewart (in dem Memoire, das früher schon bekannt, hier S. 535 wiederholt wird) mit dem Eifer Alexanders und seiner nähern Umgebung, Steins, Pozzo di Borgos, auch Blüchers und Anderer nicht ganz einverstanden waren; Stewart meint, der Kaiser habe sich seit dem Betreten Frankreichs geändert; aber auf der anderen Seite sieht man deutlich, daß sie ebensowenig einen ungenügenden Frieden wollten, sondern am Ende ihre Ziele doch sehr bestimmt, wenn auch vorsichtig und langsam verfolgten. Als Ziel wird aber wiederholt die Herstellung der Bourbons bezeichnet; darüber, schreibt Castlereagh (Febr. 3), habe er mit Kaiser

Franz selbst verhandelt; und er meint, es käme nur darauf an, daß Oesterreich nicht gedrängt werde »too for and too fast« (S. 234). Dieser Plan aber machte doch mehr als alles Andere einen Frieden unmöglich. Und wenigstens unsere Depeschen geben den Eindruck, daß Englands Staatsmänner damals wesentlich dazu mitgewirkt haben, die Eintracht unter den Alliirten zu erhalten und so das Gelingen des begonnenen Werks zu befördern. Am entschiedensten spricht es Lord Aberdeen aus (S. 298): »The seeming agreement at Langres covered distrust and hate. A little success will cement them again; but if they are to be severely tried by adversity, their dissolution is certain. Your presence has done much, and, I have no doubt, would continue to sustain them in misfortune, but without it they could not exist.« Metternich soll von ihm gesagt haben: er ist die Einfalt als Diplomat; und allerdings zum Diplomaten im gewöhnlichen Sinn scheint Englands jetziger Premierminister nicht geboren; er rächt sich aber an seinem Gegner im Voraus, wenn er hier spricht »of those weak men by whom Europe is governed.«

Eine besondere Bereicherung der geschichtlichen Kenntniß geben übrigens die Aufzeichnungen über die Verhandlungen zu Chatillon, die Stewart in den Sitzungen gemacht hat und die in der Kürze selbst die einzelnen Reden und Bemerkungen wiedergeben. Sie sind im Anhang zum ersten Bande (IX) mitgetheilt worden (S. 541—573).

Aus diesem, der bis zur Einnahme von Paris herabgeht, hebe ich noch den Entwurf eines Vertrags zwischen der englischen und hannöverischen Regierung über die militärischen Verhältnisse hervor (S. 410—412).

Digitized by Google

Der zweite Band (X) beginnt mit den Vorbereitungen zum Wiener Congreß. Wenn oft wiederholt worden ist, wie Gagern als niederländischer Gesandter vor Allem Sorge trug sich mit einem guten Koch zu versehen, so mag dem zur Seite hier wohl angeführt werden, wie Castlereagh von dem Gesandten Lamb bei seiner Reise auch darauf aufmerksam gemacht ward, daß es in der Stadt nicht einen Tropfen guten Weines gebe und solcher auch nicht unter zwei Monaten aus Frankfurt herbeigeschafft werden könne.

Ueber die Geschichte des Congresses selbst geben die hier gemachten Mittheilungen nicht solche Aufschlüsse, wie man vielleicht erwarten sollte. Von Castlereaghs Briefen aus Wien sind verhältnißmäßig wenige und unwichtige gegeben. Ein Mißtrauen, eine Abneigung gegen Rußland geht durch alle Aeußerungen dieser Zeit hindurch; diese übertrug sich dann auf das mit Rußland eng verbundene Preußen. Ueber die allmälig wachsende Opposition auch Englands gegen die Abtretung Sachsens an Preußen sucht man aber hier vergeblich nach neuen Daten.

Eine angebliche Aeußerung Castlereaghs an Wrede zu Gunsten Sachsens gleich zu Anfang wird in mehreren Briefen besprochen (S. 130. 131), ohne daß erhellt, ob sie authentisch ist; Wrede hatte sie an den Grafen Einsiedel in Berlin geschrieben, der sie möglichst zu benutzen suchte. Dieser war auch bemüht einen Brief seines Königs in die Hände des Prinzregenten gelangen zu lassen.— Der Vertrag vom 3. Januar 1815 wird in der Zeit da er zu Stande kommt gar nicht erwähnt; ja es muß auffallen, daß gerade am Tage darauf Castlereagh an Liverpool über den Stand der Dinge zufriedener schreibt als lange vorher (S. 236).

»I think it is probable that I shall be enabled, in the course of four or five weeks, to bring all the territorial arrangements of Europe to a close«. Die deutsche Verfassungssache werde länger dauern, aber die werde man ohne Zweifel absondern und für sich verhandeln. Er scheint jenen Vertrag als bloße Drohung betrachtet und seines Erfolges sehr sicher gewesen zu sein. Darum legt er auch nicht so großes Gewicht darauf, als man nach Napoleons Rückkehr wohl voraussah, daß er diesem in die Hände fallen und von ihm zu einem Versuch die Coalition zu trennen benutzt werden werde. »I flatter myself, schreibt er 27. März an Wellington (S. 287), after all he knew long since, it cannot produce any unfavourable impression upon the Emperor of Russia's mind. He must feel assured that the whole grew out of differences now settled and a most indiscret declaration of Prince Hardenberg's. The treaty is, upon the face of it, purely defensive; and all our proceedings since have proved this beyond a doubt.« Vgl. S. 300: wo wiederholt wird, daß Hardenbergs Erklärung in der Conferenz den Vertrag hinreichend rechtfertige. Auch täuschte sich Castlereagh nicht. Wie sich Alexander Metternich gegenüber mit einer augenblicklichen Beschämung des ihm feindlichen Staatsmannes begnügte, so ließ er jenem durch Cathcart eine sehr versöhnliche Erklärung zugehen: er betrachte alle Animositäten, die im Lauf der Unterhandlung entstanden wären, als hervorgegangen aus Mißverständniß, dem Gegensatz verschiedener Interessen, zu viel Hitze, und Ursachen ähnlicher Art, welche nicht viel Eindruck auf ihn gemacht hätten, da er immer vertraut habe, sie würden sich selbst heilen (S. 349).

Digitized by Google

Schroffer ist die Stellung, welche England nach dem zweiten Kriege gegen seine Verbündeten einnimmt. Viel Neues wird hier nicht gerade weder über den Kampf selbst, noch über die Verhandlungen, welche in Paris dem neuen Frieden vorangingen, gegeben; aber manche Aeußerungen des stolzen englischen Ministers, die hier vorliegen, sind charakteristisch genug, namentlich ein längerer Brief an Liverpool vom 17. August 1815 S. 484—490, in dem er sich mit großer Entschiedenheit über die Lage der Dinge, die Verhältnisse der einzelnen Mächte ausspricht, und besonders die Deutschen mit herben Worten des Geizes und der Habsucht beschuldigt. Der Stimmung in Deutschland, welche eine Machtverringerung Frankreichs begehrte, läßt er wohl eine Art Gerechtigkeit widerfahren; stellt ihr aber allgemeine politische Erwägungen entgegen. Es ist noch mehr das Ministerium in London als der Abgesandte in Paris, welches wenigstens auf einer gewissen Demüthigung Frankreichs, auf der Wiederherausgabe der geraubten Schätze der Kunst und Wissenschaft besteht. Am Ende bezeichnet aber Castlereagh die Lage der Dinge doch wohl richtig genug mit den Worten, Oct. 1. (III, S. 38): »I have no doubt more might have been extorted, if the four Powers had been unanimous in taking their sine qua non higher; but you will have perceived that it required some management to carry Russia so far. In truth, I believe nothing but our early moderation would have induced the Emperor to insist on so much.« England nimmt auch hier eine Art Mittelstellung für sich in Anspruch, bei der es freilich die eigenen Interessen am wenigsten vergißt und am Ende Deutschland doch weniger günstig ist als dies

Digitized by Google

nach den gemeinsam gemachten Anstrengungen und den gebrachten Opfern ein Recht hatte zu erwarten.

Der dritte Band (XI), der die Pariser Verhandlungen fortsetzt, verbreitet sich außerdem über die Jahre bis 1818, während der vierte (XII) mit dem Aachener Congreß beginnt und die folgende Zeit bis zu Castlereaghs Tode, der seiner glänzenden Laufbahn so unerwartet ein Ziel steckte, umfaßt. Dieser Abschnitt, die Periode der Congresse zu Aachen, Troppau und Laybach, der Bewegungen in Spanien, Italien und Griechenland, ist gerade ziemlich reich an wichtigen Papieren, die bei der größeren Dürftigkeit unserer Quellen für die Geschichte dieser Jahre auch vielleicht noch mehr Beachtung als das Vorhergehende verdienen. Nahmen freilich die Angelegenheiten anderer Staaten damals die Aufmerksamkeit der brittischen Staatsmänner im höheren Grade in Anspruch als die Deutschlands, so fehlt es doch nicht an interessanten und piquanten Mittheilungen auch über deutsche Verhältnisse, deren Hervorhebung an dieser Stelle aber zu weit führen würde und einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben mag.

G. Waitz.

Göttingen

in Commission bei Vandenhoeck u. Ruprecht 1854. Die Logik, neu bearbeitet von W. Schlötel. XVII u. 117 S. in Octav.

Ohne Zweifel ist die Logik, so wie sie jetzt ausgebildet ist, weiterer Vervollkommnung fähig. Wer sie ihr geben wollte, würde am zweckmäßigsten umfassender als es bisher geschehen ist, die Lehre von den allgemeinen und beständigen Formen und Gesetzen des Denkens von den Anwendungen

Digitized by Google

trennen, deren unerschöpfliche Menge, wenn sie unmittelbar in das wissenschaftliche System der reinen Logik aufgenommen würde, den Ueberblick über die bedeutsame Gliederung desselben nur trüben könnte. Eine schärfere Scheidung würde hier sehr vortheilhaft der Verlockung entgegenwirken, die völlig müssigen Erzeugnisse eines willkürliche Combinationen verfolgenden Scharfsinnes in das Gebiet einer Wissenschaft zu verpflanzen, welche die abstracte Trockenheit ihrer Probleme nur durch das Bewußtsein ihrer unabweislichen Nothwendigkeit vergüten kann. Es ist nicht Sitte in der Mathematik, alle die kleinen unbedeutenden eigenthümlichen Relationen zu registriren, welche sich bei der Anwendung einer allgemeinen Rechnungsregel auf einzelne besondere Data oder auf einzelne Klassen von Daten ergeben mögen. Man setzt voraus, daß Jeder, den eine Aufgabe irgend einmal auf diese Relationen führen könnte, sie selbständig wiederfinden, sie vermöge der allgemeinen Regel verstehen, ihren Werth richtig schätzen und über sie ebenso schweigen werde, wie die, welche sie früher beobachteten. Sind aber diese speciellen Relationen später in irgend einem andern Zweige der Mathematik von vorzüglichem Werthe, so begnügt man sich, sie dann an diesem Orte mit wenigen Worten als Consequenzen wohlbekannter Regeln zu erwähnen und sie nun weiter zu untersuchen. Es ist kein Grund vorhanden, warum die Logik nicht ebenso verfahren sollte oder könnte. Wer je sich mit einer der logischen Formen näher beschäftigt hat, wird es empfunden haben, wie sehr viele verschiedene Gesichtspunkte sich für die Beurtheilung derselben zudrängen. Durch Bezugnahme auf verwandte Formen, durch Vergleichung verschiedener, noch mehr durch Be-

rücksichtigung auch nur der allgemeinsten Verschiedenheiten ihrer Anwendungsobjecte geräth man auf ein ganz unzählbares Proletariat neuer kleiner eigenthümlicher Relationen. Aber es ist nicht einzusehen, warum dies Alles aufgezeichnet und systematisirt werden sollte; das menschliche Denken ist immer da und kann in jedem Augenblick bei seiner Ausübung diese Merkwürdigkeiten wiederfinden. Und da nun für sie doch keine Grenze zu ziehen ist, welche theoretisch das Merkwürdige vom Unmerkwürdigen trennte, so ist eine gewisse Entsagung hier dem Logiker wohl nothwendig: er muß jene Beobachtungen, nachdem er sie eingefangen, sie sich angesehen und sich über sie gefreut hat, auch wieder fliegen lassen können. Nicht in der reinen Logik sollen diese Verhältnisse alle systematisch, sondern in der angewandten Logik diejenigen einzelnen unter ihnen, auf die in dem Betriebe der Wissenschaft ein natürliches und wichtiges Interesse führt, praktisch für die Zwecke dieser Wissenschaft zusammengestellt werden.

Die vorliegende Arbeit, deren Verf. sich mit ihr in die philosophische Litteratur einführt, scheint diese Ansicht nicht zu billigen. Mit einer außerordentlichen Sorgfalt hat Hr Schlötel offenbar das verworrene und ausgedehnte Material der logischen Untersuchungen durchmustert und jede Seite seines Buches gibt Zeugniß für die beharrliche Stetigkeit seines Gedankens, welche jeden kleinen Bezug sich nach allen Richtungen hin überlegt, ihn mit Allem, womit er im Entferntesten zusammenhängen könnte, in Beziehung bringt und die Resultate aller dieser Vergleichungen festzustellen sucht. Aber jene Entsagung hat er nicht geübt. Indem er die mannichfache Ausbeute seiner detaillirten Beobachtungen mittheilt, oft wegen des

Digitized by Google

allzugroßen Reichthums nur in andeutender Kürze, erweckt er zu gleicher Zeit das günstigste Vorurtheil für seinen Fleiß und Scharfsinn und zugleich das Bedauern, diese werthvollen Kräfte auf unfruchtbare Mikrologien verwendet zu sehen. Denn gewiß, von den vielen sehr richtigen Bemerkungen, die er mittheilt, hätte er billigerweise doch voraussetzen sollen, daß sie in andern, theilweis bequemern Formen ziemlich allen Logikern bekannt gewesen sind, obgleich sie von wenigen anders, als bei Gelegenheiten, die ihnen einigen Werth gaben, ausdrücklich ausgesprochen sein mögen.

Die Vervollkommnung, die wir der Logik wünschen, besteht nicht in dieser Vollständigkeit, sondern im Gegentheil darin, daß man unbeirrt durch die wuchernde Mannichfaltigkeit dieser Minutien die großen Umrisse des Ganzen reiner und deutlicher darstelle. Der Vortheil, den die Logik aus dieser Scheidung von den Anwendungen ihrer Formen ziehen würde, bestände nicht allein in einer Reduction ihres Umfangs, sondern auch in einer Vereinfachung ihres Inhalts. Entwöhnte man sich, die speciellen Eigenthümlichkeiten des Gedachten zu berücksichtigen, so würde auch die Versuchung vermindert werden, sprachliche Formen des Ausdrucks, die im Einzelnen sich solchen Eigenthümlichkeiten anschließen, als Formen von verschiedenem logischen Werthe anzusehn. Manches, was noch immer in hergebrachter Weise die Lehrbücher der Logik füllt, würde in Folge dessen verschwinden; doch würde das Skelet des ganzen Systems kaum sehr sich von den Umrissen entfernen, die es traditionell seit der ersten Festsetzung der logischen Lehren beibehalten hat. Die Grundbegriffe der Logik, die technischen Benennungen, die ganze Topik der Probleme hat sich im An-

schluß an Sprache und Grammatik gebildet. Im Einzelnen mag dieser Anschluß zu Irrthümern und Weitschichtigkeiten geführt haben; im Ganzen jedoch war er vielleicht das sicherste Gegengewicht gegen Willkür aller Art. Denn in den Formen der Sprache drückt sich das natürliche Denken aus, d. h. das Denken, wie es sich auf Anregung der Verhältnisse, die zwischen seinen Objecten wirklich vorkommen, Formen geschaffen hat, welche eine Aussicht und ein Recht haben, im Leben auch wirklich weiter angewandt zu werden. Gar manche einzelne Paradigmen und Schemate der Logik sind dagegen unnatürlich; sie verlangen Vorstellungsverbindungen, die in keiner Sprache bequem ausdrückbar sind; so gehören sie zu dem ganz grenzenlosen Kreise künstlicher Combinationen, die eine willkürliche Phantasie, mit den logischen Elementen wie mit gar nichts bedeutenden Zahlpfennigen spielend, ins Unendliche vermehren kann. Daß diese Dinge aus der Logik verschwinden mögen, wünschen wir lebhaft; aber wir glauben gar nicht, daß, wenn sie verschwänden, dann nicht in der bisherigen Logik ein vollkommen gesunder Stamm klarer und richtiger Erkenntniß zurückbleiben würde. Wer hier ganz von Grund aus neu bauen zu müssen glaubt, wird weit weniger an dem Bestehenden, als daran Zweifel erwecken, ob er den Werth des Bestehenden hinlänglich begriffen hat. Dem Verf. dieser Schrift ist, wie er versichert, unter der Arbeit selbst intensiv und extensiv die Ueberzeugung mehr und mehr gewachsen, daß die bisherige Logik großentheils ein kunstvolles Gewebe aus zahlreichen Irrthümern, Einseitigkeiten, Ungenauigkeiten sammt deren Consequenzen sei.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

Den 7. October 1854.

Göttingen

Schluß der Anzeige: „Die Logik, neu bearbeitet von W. Schlötel."

Ich bin weit entfernt, dies Urtheil dem Verf. als Anmaßung auszulegen, aber wohl sehe ich es als Ausbruch eines jugendlichen Enthusiasmus für Resultate eigener Forschung an, die in vieler Hinsicht anerkennenswerth, doch die Ueberschätzung nicht verdienen, welche den Verf. zu dieser weit über ihr billiges Ziel hinausschießenden Neuerungslust geführt hat.

Nur als Irrthum, Einseitigkeit oder Ungenauigkeit würde ich meinestheils seine Auffassung des Urtheils bezeichnen können, wenn wir nämlich diesen gebräuchlichen Namen für den der Aussage, dessen der Verf. sich bedient, setzen dürfen. Mit der Lehre von der Aussage glaubt er die Logik beginnen zu müssen und verschiebt die Betrachtung der nicht aussagenden, sondern nur bezeichnenden logischen Formen, der Begriffe, auf eine spätere Stelle. Handelte es sich um eine

Digitized by Google

systematische Gestaltung der Logik, so würde es der Mühe werth sein, über die Motive dieser Anordnung zu streiten; eine Abhandlung dagegen, welche großentheils den Stoff für die systematische Anordnung erst berichtigen und neu erzeugen will, hat ohne Zweifel das Recht, sich denjenigen Anfangspunkt zu wählen, der ihr für die Durchführung ihrer neuen Auffassung am bequemsten liegt.

Dasjenige nun, welches als wahr oder unwahr, als nothwendig, möglich, wahrscheinlich, kurz in irgend einer Form der Modalität ausgesagt werde, und welches den eigentlichen Kern der ganzen Aussage bilde, abgesondert von dem „mehr oder minder unwesentlichen Beiwerk“, nennt der Verfasser Prädicat. Diese Namengebung kann auffallen, denn was der Verf. beschrieb, hieß stets mit Recht der Inhalt der Aussage; doch ist freilich nicht von selbst klar, was an einer Aussage wesentlich sein soll, was nicht. Er fährt nun fort: die minder wesentlichen Bestandtheile, die ohne das Prädicat gewissermaßen in der Luft schweben, wolle er Termini nennen. (Sie hießen früher ebenso bequem Satzglieder). Dahin sollen gehören: Bestimmungen der Zeit, des Ortes, Subjecte, Objecte, Hypothesen, Nebensätze, Adverbialbestimmungen aller Art, welche die Umstände und Bedingungen, unter welchen, die Personen und Sachen, in Betreff deren die Aussage gelten soll, bezeichnen. Wir sehen also, daß wirklich das, was man gewöhnlich Prädicat nennt, den Kern der ganzen Aussage, oder diese selbst ausmachen soll. Wenn wir nun Subject, Object, Zeit, Ort und alle adverbialen Bestimmungen als unwesentliche Termini weglassen, so möchten wir wohl fragen, was dann zurückbleibt und wie das

Digitized by Google

Zurückbleibende sich über den Werth eines bloßen Zeichens hinaus als Aussage qualificiren wird. Natürlich sind es die impersonalen Urtheile, die dem Verf. hier als die einfachen Urformen der Aussage vorschweben. Ist nun aber ein impersonales Urtheil wirklich so ohne Subject, wie er S. 22 behauptet, daß „Regnen" kein Subject annehmen könne? Und ist denn „Regnen" eine Aussage in seinem Sinne, d. h. ein Urtheil und nicht vielmehr bloß ein bezeichnender Terminus, der, um Aussage zu werden, aus seiner infinitivischen Form in die dritte Person flectirt werden muß? Liegt dann ferner in dieser Personalendung nur die Angabe der Zeit oder die Modalität der Wirklichkeit und nicht ebenso deutlich auch die Voraussetzung eines Subjects, das die deutsche Sprache wirklich im Es andeutet, und das andere Sprachen nur weglassen, weil sie auch das persönliche Subject nicht gewöhnt sind, neben der Flexionsendung noch besonders zu bezeichnen? Deswegen also, weil in einer Klasse von Urtheilen um der besondern Natur des ausgedrückten Inhalts willen ein bestimmtes Subject unangebbar ist, deswegen soll das allgemeine Bedürfniß des Denkens, ein solches Subject immer zu haben, übersehen werden, obgleich dies Bedürfniß sich noch zum Ueberfluß in dem hinzugefügten impersonalen Pronomen deutlich genug ausspricht? Das Prädicat, das für jede unbefangene Auffassung nur bezogen auf ein anderes denkbar ist, soll den Stamm des Urtheils allein ausmachen, während das Subject ohne Prädicat in der Luft schweben würde? Schwerlich wird der Verf. von dieser Neuerung Jemand überzeugen; mit Recht wird man immer zu der bekannten Wahrheit zurückkehren, daß der Begriff der Aussage viele zu-

Digitized by Google

fällige Beziehungspunkte zuläßt, zwei aber nothwendig fordert, das, was ausgesagt wird, und das, wovon es gesagt wird, Prädicat und Subject. Nur in der Beziehung zwischen diesen beiden, deren jedes für sich allein nichts aussagen würde, besteht der logische Gedanke der Urtheilsform. Irrelevant ist es dabei, welchen Grad logischer Ausbildung der Inhalt des Subjects an und für sich erreicht hat. So wie er über die Grenzen der Begriffsform hinausgehn und z. B. einen Satz bilden kann, so kann er auch unter dieser Form zurückbleiben, wie er es in dem impersonalen Urtheile thut. Zuzugeben ist daher allerdings, daß nicht die ganze vollständige Lehre vom Begriff, namentlich wenn man die sehr verschieden hoch gespannten Anforderungen berücksichtigt, die man an diese logische Form stellt, die nothwendige und unentbehrliche Voraussetzung für die Lehre vom Urtheil ist. Im Gegentheil wird Manches von ihr nur aus den Urtheilen, Manches selbst erst aus den spätern systematischen Formen des Denkens verständlich werden. Aber so viel muß allerdings der Urtheilslehre vorangehn, daß man einen Inhalt in jener substantivischen Form fassen gelernt hat, in welcher er sich zum Subject eines Urtheils eignet. Jedenfalls, wie und wo man auch in der Darstellung die Begriffe des Subjects und des Prädicats einführen will, nothwendig sind sie gewiß für die Theorie des Urtheils beide, und keineswegs ist es, wie der Verf. S. 18 meint, der Willkür überlassen, eine Aussage unter anderem auch einmal so in zwei Hälften zu theilen, daß einem der Termini das Prädicat sammt den übrigen Terminis als die in Bezug auf jenen geltende, durch ihn näher bestimmte Aussage gegenübertritt. Willkür-

Digitized by Google

lich ist bei der Biegsamkeit der Sprache und des Denkens nur dies, welchen Theil des Inhalts wir in die Stelle des Subjects rücken wollen, aber unbesetzt oder unangedeutet kann diese Stelle selbst in keiner Aussage sein, die nicht bloße Interjection, sondern Ausdruck eines Gedankens sein soll.

Ob die Künstlichkeit dieser Auffassungsweise den Verf. zu Gesichtspunkten geführt, die durch ihre Neuheit und Wichtigkeit sie wenigstens als brauchbare Fiction erscheinen lassen, darüber will ich dem Urtheil der Leser um so weniger vorgreifen, je mehr ich mir zugestehn muß, schon den eigentlichen Sinn seiner nächsten Sätze nicht völlig zu fassen. Folgendes Gesetz erwähnt er als eine der wesentlichsten Bereicherungen, welche die Logik durch seine Arbeit erfahren habe: wird durch irgend welche Veränderung einer nähern oder fernern allgemeinen Bestimmung aus der Aussage eine mehrsagende, so wird, wenn man an ihre Stelle die entsprechende unbestimmte eingesetzt hat, durch die entsprechende Veränderung dieser aus der Aussage eine weniger sagende und umgekehrt; so daß also in allen Fällen Abänderungen allgemeiner und unbestimmter Ausdrücke auf die Aussagen, denen sie angehören, in entgegengesetztem Sinne wirken. Da kein aufklärendes Beispiel hinzugefügt ist, so müssen wir darauf hoffen, daß der Verf. später in faßlicherer Weise Sinn und Nutzen seines Satzes verdeutlichen wird. Er wird vielleicht finden, daß es nicht hinreicht, das Nöthige zum Verständniß gethan zu haben, sondern daß es ganz unerläßlich ist, so viel als möglich auch für das leichte Verständniß zu thun. Immer wird eine klare und gefällige Darstellung philosophischen Lehren mehr Aufmerksam-

keit verschaffen, als die Anmuthung, daß der Leser sich den bildenden Einwirkungen einer gesuchten Kürze unterwerfe, über deren Absichtlichkeit der Verf. sich in der Vorrede nicht ohne einige Coquetterie ausläßt. Ich unterdrücke diese Bemerkungen nicht, weil ich hoffe, daß der Verf. sie benutzen werde. Es ist sehr leicht und geschwind geschehn, daß ein schönes und vielversprechendes Talent sich durch die Wahl unglücklicher Ausdrucksformen eine sonst wohl verdiente Berücksichtigung vereitelt. Wir wünschen, daß dies nicht der Fall des Verfs sein möge. Und deshalb fügen wir noch einmal hinzu, daß wir das Wesentliche seiner Arbeit nicht in diesen neuen Theorien finden, denen wir nichts abgewinnen können; sondern daß die späteren Abschnitte, die von der Syllogistik zum Begriffe und den systematischen Formen übergehen, überall durch eine große Fülle scharfsinniger Bemerkungen die gründliche Beschäftigung des Verfs mit seinem Gegenstande verrathen. H. Lotze.

Göttingen

Verlag von Georg H. Wigand 1854. Herniologische Studien. Mit besonderer Rücksicht auf die eingeklemmten Brüche. Von Dr. A. F. Danzel. 104 S. in Octav.

Der Zweck dieser Schrift ist, wie der Verf. in der Vorrede sagt, einen Ueberblick über das allenthalben zerstreute und verzettelte Material der letzten Jahre für das Studium der Brüche zu geben, es kritisch zu lichten und zu ordnen.

In der Einleitung macht der Verfasser zunächst auf die Schwierigkeit aufmerksam, mit welcher die Diagnose der Hernien häufig verbunden

ist; er bemerkt, daß die Regel, sich nach der Lage der Geschwulst in Bezug auf die spina pubis und das lig. Poupart. zu richten, nicht immer zur Erkennung genügt, ob man eine hern. inguinal. oder crural. vor sich hat, und weis't auf die Fälle hin, in denen selbst von tüchtigen Chirurgen Verwechselungen mit Lipomen, Bubonen rc. vorgekommen sind. Dann stellt er die bekannten Ansichten über die Aetiologie der Hernien zusammen und kritisirt dabei vorzüglich die Angaben von Roser und Streubel, daß in fast allen Fällen die langsame Entstehungsweise nachweisbar wäre; die Ansicht über die allmälige Entstehung will er beschränkt wissen und zwar deshalb, weil man die vielen Krankengeschichten, in welchen körperliche Anstrengungen als die ätiologischen Momente für einen plötzlich auftretenden Bruch angegeben werden, wohl für irrthümlich erklären darf, und weil man es Niemanden verargen kann, erst bei der Wahrnehmung einer Geschwulst die Existenz eines Bruchs anzunehmen. Diese Kritik, welche der alten, von Roser bestrittenen, Ansicht von der plötzlichen Entstehungsweise vieler Brüche wieder größeres Recht verschaffen soll, ist freilich nicht überzeugend, da die Entdeckung einer Geschwulst nie beweis't, daß sie vor der Entdeckung nicht vorhanden gewesen; Niemand wird die Entwicklung einer Cataract erst von dem Augenblicke an datiren, in welchem der Kranke zuerst über Abnahme des Sehvermögens klagt. Als Hauptfactoren der Herniogenese bezeichnet der Verf. Schwäche der Bauchmuskeln und Vermehrung des Drucks der Eingeweide gegen dieselben; er hebt jedoch zugleich nach Roser's Vorgange die Entstehung durch den Einfluß von Fettbrüchen hervor und weis't auf die Prä-

Digitized by Google

disposition hin, welche durch ein weites Becken gegeben ist.

In dem ersten Kapitel werden die verschiedenen Arten von Einklemmung besprochen, und als solche fünf Formen angegeben, nämlich die Einklemmung

1. durch übermäßige Muskelanstrengung, z. B. Erbrechen, Aufheben schwerer Lasten, Sprung 2c. (acute Einklemmung) und zwar als eingeklemmter frischer Bruch und als neuer Vorfall in einem bereits bestehenden (häufig);

2. durch den motus peristalticus (blähende Speisen, Diätfehler) und zwar bei alten Brüchen (Guytonsche Contraction) (häufig);

3. durch harte Kothmassen und fremde Körper im Darme (seltener);

4. durch Entzündung (selten);

5. in ganz seltenen Fällen durch wirklichen Krampf der Bruchpforte.

Das zweite Kapitel ist dem Zwecke gewidmet „die Schablone, nach welcher das Krankheitsbild der Einklemmung dargestellt wird, durch einzelne Erfahrungen zu modificiren, theoretisch das Wesen der Krankheitserscheinungen zu begreifen und ihren praktischen Werth zu erkennen.“

Leibesverstopfung und Kothbrechen sind nicht constant. Daß die gehemmte Weiterbeförderung des Darminhalts nicht die alleinige Ursache dieser Symptome ist, ergibt sich aus ihrem Vorkommen bei Netzbrüchen. Das Kothbrechen ist ein nervöses Symptom, welches Richter nach der alten Terminologie mit Recht als krampfhaft bezeichnete (S. 20); ebenso die krankhafte Verminderung des Allgemeingefühls, der kleine contrahirte Puls, die Prostration der Kräfte, welche Diday und Malgaigne fälschlich als Zeichen einer Peritonitis, Pitha als Symptom der Paralyse des

Ganglienncrvensystems betrachten. Die Leibesverstopfung erklärt sich leichter, da Clysmata ohne Erfolg bleiben müssen, wenn bei einem Darmbruche das Lumen völlig abgesperrt ist. Die Verschiedenheit in Bezug auf das Vorkommen und auf die Stelle und Beschaffenheit der etwa vorhandenen Geschwulst wird dann kurz hervorgehoben.

Der Sitz der Einklemmung ist der Gegenstand des nächsten Kapitels. Scarpa und nach ihm Lawrence haben diagnostische Momente zwischen der Einklemmung im Bruchsack und in der Pforte gesucht; die Möglichkeit dieser Diagnose wurde von Boyer bezweifelt, von Gosselin vor der Operation geleugnet. Die Einklemmungen durch den Bruchsack sind trotz der entgegenstehenden Behauptungen selten, jedoch können sie nicht bezweifelt werden. Dieffenbach und Scarpa sahen eine Incarceration durch den proc. vermiformis, welcher den Darm ringförmig umgab. In einem Falle von Niemann war der Bruchsack mit Hydatiden besetzt, nach deren Punction die Reposition gelang. Werthvolle Anhaltspunkte für die Diagnose des Sitzes der Einklemmung gibt Richter. Bei Schenkelbrüchen wird die Einklemmung durch ein Loch des lig. Gimbernati, durch das Band selbst und durch die lamina cribrosa beobachtet. — Bei den Nabelbrüchen ist die Einklemmung theils durch den Inhalt, theils durch die Pforte bedingt.

IV. Zur Pathologie des Bruchsackes. Ein Bruchsack fehlt den angeborenen äußeren Leistenbrüchen; auch die Brüche des Ileum und Cöcum sind theilweise nicht von einem Bruchsacke bedeckt. Der Bruchsack kann außerdem in Folge einer früheren Herniotomie fehlen, oder durch eine

Digitized by Google

rohe Taxis zerrissen sein; Zerreißungen wurden auch durch Schläge auf den Bruch und in Folge heftiger Muskelcontraction beobachtet. Hierher gehört auch die seltene Schenkelhernie **en forme de sablier.** Auch durch Eiterung kann der Bruchsack zerstört sein. — Der Bruchsack des Nabelbruchs wird oft sehr dünn. — Trotzdem, daß Scarpa die Verdickung des Bruchsacks leugnet, ist sie bis zur Stärke von ½″ beobachtet. Bisweilen besteht er aus verschiedenen Lagen, zwischen denen sich Wasser ansammeln kann. Diese theils organisirten Exsudationen erklären sich durch länger dauernde Einklemmung, ja schon durch die Monate oder Jahre dauernde abhängige Lage nicht eingeklemmter Brüche.

Wirklich doppelte Bruchsäcke sind selten; der eine Sack kann auf dem andern sitzen, mehrere Säcke können neben einander und über einander liegen; bald ist ein Sack obliterirt, bald nicht. Solche Fälle entstehen durch einen neuen Vorfall bei Leuten, bei welchen unter fortwährender Retention die Wände des Bruchsacks verwachsen sind oder ein **hydrops sacci herniosi** sich entwickelt. — Eine scheinbare Art von doppeltem Bruchsacke ist die **hern. tun. vaginal. commun.** von Engel, bei welcher der Sack in einer beutelförmigen Ausstülpung der Scheidenhaut liegt.

Ein Bruchsack ohne Bruch findet sich bei der Obliteration des Bruchsackhalses nach dem langen Gebrauche eines Bruchbandes.

V. Von dem Bruchinhalte. Das Bruchwasser fehlt oft und in solchen Fällen sind Sack und Darm mehr oder minder fest mit einander verwachsen. Blut kommt in Folge von Verletzungen, von roher Taxis, aber auch durch die Einklemmung allein bedingt im Bruchsacke vor.

Die aprioristische Behauptung von Piorry, daß

Digitized by Google

man im Stande ist durch die Percussion rc. zu entscheiden, welcher Theil des Darmkanals bei einer Enterocele im Bruchsacke liegt, wird auf ihren wahren Werth, den eines Panegyricus auf das Plessimeter reducirt. — Die Besprechung der enterocele parietalis, des sogenannten Littreschen Bruchs, eine Benennung, welche nach Riecke eigentlich dem Darmanhangbruche zukommt, veranlaßt den Verf. nochmals seine Kritik gegen Roser wieder aufzunehmen, indem er die durch Sectionen bewiesene Existenz dieser Hernie als Beweis der plötzlichen Entstehung anführt. Die Verschiedenheit der Ansichten über den Littreschen Bruch wird aus der verschiedenen Nomenclatur und aus der Zusammenwerfung des Darmwand- und des Darmanhangbruchs erklärt.

Die Enteroepiplocele erhält ihre Wichtigkeit durch die Lagenveränderung und die pathologischen Zustände des Netzes. Die Diagnose kann aus der Geschwulst und den allgemeinen Symptomen nicht immer mit Sicherheit gestellt werden. Verwechselungen des Netzes sind vorgekommen mit Fett, Ovarien, dem Hoden, Bauchgeschwülsten. Reine Netzbrüche sind selten. Das Netz kann mit dem Bruchsackhalse verwachsen, strangförmig werden und über den Darm hinübergehend diesen einklemmen. Der Darm kann auch durch eine Spalte des Netzes treten und in ihr incarcerirt werden. Das Netz kann am Grunde und den Seiten des Bruchsacks anhängend eine Schlinge bilden, welche über die Mitte der Darmschlinge verläuft und diese in zwei Theile theilt, welche an den beiden Seiten des Netzstranges liegen. Es kann den Darm rings umgeben, eine kleine Schlinge ganz verhüllen, mit dem Darme verwachsen, das colon transversum herabziehen und knicken, und den Bruchsack in mehrere gesonderte Räume theilen.

Außer diesen Veränderungen des Bruchinhalts findet man bei frischen wie bei alten Hernien die Entzündung und den Brand desselben.

VI. Von der Taxis. Der Verf. bespricht zunächst die Mittel, welche zur Erleichterung der Reduction empfohlen sind: Einwirkung auf das Nervensystem, Schreck, Angst ꝛc., die örtliche Anwendung der Kälte, das warme Bad, örtliche und allgemeine Blutentziehungen, Chloroform, Belladonna, Digitalis, Hyoscyamus, Opium, Taback, Bleiwasser, reizende Klystiere, tart. stibiat., Einreibungen von ol. croton., ol. petr., ol. pini, ol. junip. etc., trockene Schröpfköpfe, das Auspumpen des Gases aus dem Darmkanale, das Anstechen des Darmes, die Elektropunctur und das Quecksilber.

Er stellt dann die verschiedenen Methoden der Taxis zusammen und zieht aus dem Mitgetheilten die Schlüsse, daß

1. die Mittel, welche man zu ihrer Erleichterung angewendet hat und von denen er das warme Bad, die Eisblase und die reizenden Klystiere oben anstellt, sehr unzuverlässig sind;
2. Die Taxis selbst eine keineswegs ungefährliche Operation genannt werden kann, zumal, wenn sie mit großer Gewalt angewendet oder lange fortgesetzt wird.

VII. Von der Herniotomie. Die nächste Gefahr bei dem Bruchschnitte wird durch die Verletzung der Arterien bedingt. Verf. führt die seltenen Fälle auf, in welchen sie Tamponade und Unterbindung nöthig machten; er erwähnt die verschiedenen Methoden, welche zur Verhütung einer Blutung empfohlen sind, und stellt unter ihnen besonders hoch das débridement multiple von Vidal de Cassis.

Digitized by Google

Wegen der Gefahr, welche die Verletzung des Bauchfells mit sich führt, empfiehlt der Verf. den Bruchschnitt ohne Eröffnung des Sackes; er nennt diese Operation „eine gewissermaßen subcutane“, ein Ausdruck, dessen Incorrectheit er selbst fühlt, da er sich davor verwahrt, als wollte er die subcutane Spielerei von Guérin empfehlen. Die Einwürfe, welche gegen diese Operation besonders von Pitha gemacht sind, weis't er zurück.

Die Gefahr, daß der Darm verletzt wird, ist oft übertrieben; in vielen Fällen, in welchen nach der Herniotomie eine Kothfistel entsteht, ist sie die Folge einer umschriebenen Gangrän. Uebrigens ist eine Darmverletzung bei der Eröffnung des Bruchsacks weit leichter möglich als ohne dieselbe. Zur Diagnose des Darms und des Bruchsacks und zur Verhütung der Verletzung des erstern bei dem Bruchschnitte macht der Verf. auf die von Pitha aufgestellten Regeln aufmerksam. Er berührt dann kurz die Controversen über die Reposition großer Netzvorfälle und die Anlegung einer Nath nach der Beendigung der Operation, und die Frage über die Radicalheilung nach der Herniotomie.

In Bezug auf die Prognose ergibt die Statistik, daß die Operation um so günstiger verläuft, je früher sie vorgenommen wird, daß sie ohne Eröffnung des Sackes günstiger ist, als mit Eröffnung desselben, und daß sie bei Kindern gefährlich, und im höheren Alter gefahrvoller als im mittleren ist.

Bei der Nachbehandlung empfiehlt der Verf. die exspectative Methode; er warnt mit Recht vor dem Mißbrauche von Abführmitteln und weis't auf die leider nicht seltenen Fälle hin, wo auch ohne dieselben nach gelungener Operation profuse Durchfälle eintreten, die den tödtlichen Ausgang leicht

herbeiführen. — In dem letzten Kapitel, welches gewissermaßen als Anhang bezeichnet wird, finden wir zunächst eine kurze Besprechung der hernia foraminis ovalis, für welche erst durch Romberg die dumpfen Schmerzen und die Lahmheit im Schenkel der Bruchseite bedingt durch den Druck des nerv. obturator. als charakteristische Zeichen nachgewiesen sind, welche sich bei dem Freisein der übrigen Bruchpforten mit den allgemeinen Einklemmungssymptomen vergesellschaften. Noch seltener als dieser Bruch ist die hernia incisurae ischiadicae, von welcher die bekannten Beispiele erwähnt werden. Ihr schließt sich der Fall von Späth an, in welchem sich bei einem fünfmonatlichen Kinde ein Bruch in einem Loche in der symphysis sacroiliaca fand. Die Beobachtungen von Burdachs von der Einklemmung einer Darmschlinge in der Concavität der Leber, welche nach einem geheilten Leberabscesse die Narbe ausdehnte und in ihr eingeklemmt wurde, und der hernia lumbalis von Decaisse werden kurz erwähnt. Die Fettbrüche wurden von Pelletan entdeckt; sie können Gefahr durch Entzündung bringen und bei ausgebreiteter Peritonitis von Symptomen begleitet sein, welche einer hern. incarc. gleichen. Szokalsky unterscheidet von ihnen „bruchartige Fettmassen“, welche das Peritonäum nach sich ziehen und eine trichterförmige Verlängerung desselben veranlassen, aber selbst nicht vom Bauchfelle überzogen sind. Sz. schreibt den Fettbrüchen auf die Entstehung der Brüche keinen so weit greifenden Einfluß zu als Roser. — Die Brüche kommen mit vielen Complicationen vor; es finden sich bei ihnen Drüsen, Abscesse, Hodengeschwülste, Varicocele, Verwachsungen zwischen Hoden und Netz; der Bruchsack kann sich bis zum hintern Theile der tunica vaginalis herabsenken und bei

Digitized by Google

der Herniotomie den Einschnitt in dieselbe veranlassen. In der Schwangerschaft verschwinden die Brüche meistens, aber nicht immer, ja Löwenhardt beobachtete eine Frau mit einem Bruche, welcher nur in der Schwangerschaft zum Vorscheine kam.

Zum Schlusse macht der Verf. auf die Beobachtungen aufmerksam, daß sich kleine eingeklemmte Brüche bisweilen nur durch neuralgische Schmerzen kund geben, indem andere Incarcerationserscheinungen wegen der kurzen Einklemmungsdauer oder wegen nicht vollständiger Abschnürung in den Hintergrund treten oder übersehen werden.

In der sehr mühevollen Arbeit ist mit großem Fleiße (wir finden 278 Citate) das in der Journallitteratur zerstreute Material gesammelt. Wenn auch nicht grade viel Neues geboten wird, so ist doch unseres Erachtens nach der in der Vorrede ausgesprochene Zweck des Buches, für das Studium der Brüche als ein Ruhepunkt zur Durchmusterung der jüngsten Vergangenheit mit ihren Erzeugnissen zu dienen, erreicht. Das Werk erleichtert das Studium der Herniologie ohne Frage und der Verf. hat Anspruch auf Dank von Seiten der Aerzte, denen eine große Zahl von Journalen nicht zu Gebote steht, oder denen die Zeit fehlt, aus denselben das Material für ihre Bruchstudien zusammenzusuchen und zu ordnen. Wir hoffen deshalb auch, daß die Schrift eine rasche Verbreitung findet, um so mehr, da sie sich auch durch ihre äußere Ausstattung, durch guten Druck und gutes Papier empfiehlt. Dr. Lohmeyer.

Berlin

W. Hertz: Bessersche Buchhandlung 1854. **Zur Urgeschichte der Armenier. Ein philologischer Versuch.** 47 S. in Octav.

Die anzuzeigende kleine Schrift ist ein ehren-

Google

werther Beitrag zur tieferen Erkenntniß des Verhältnisses der armenischen Sprache zu ihren verwandten, den indogermanischen, und mit gerechtem Lob sind die vielen, theilweis trefflichen Zusammenstellungen anzuerkennen, welche sowohl in Bezug auf armenische Themen und Wörter, als auf solche der verwandten, insbesondre des Zends vom Hn Verf. gesammelt sind. Daß sich auch Vieles darunter befindet, welches keine Zustimmung finden wird, selbst Tadel verdient, bedarf kaum der Erwähnung; die Etymologie gehört nun einmal zu den exacten Wissenschaften nicht, und, wie vorsichtig man auch dabei verfahren möge, Irrthümer im Einzelnen werden sich doch nie vermeiden lassen. Das Schriftchen selbst ist übrigens nur als Versuch auf dem Titel bezeichnet und dem entspricht auch seine ganze Art und Weise. Etwas Erschöpfendes darf man nicht von ihm erwarten; es sieht Alles mehr wie hingeworfen, aus Collectaneen fast ohne Weiteres zusammengestellt aus; doch ist es fast stets anregend und Vieles darin, was Beachtung und Beherzigung verdient. Dagegen kann ich nicht umhin, die Form desselben, den etwas anmaßenden Ton, so wie den fast vollständigen Mangel aller Rücksichtnahme auf Vorgänger und Mitforscher tadelnd zu erwähnen. — Die Schrift zerfällt in VI Nummern. I vergleicht armen. Verbalthemen u. Präfixe mit den entsprechenden der verwandten; II die Namen der Körperglieder; III Thiernamen; IV die Bezeichnungen von Naturerscheinungen; V Verwandtschaftsbezeichnungen; VI Namen für Verhältnisse des bürgerl. Lebens. Dieselbe Nummer bietet zum Schluß einiges Allgemeine in Bezug auf das Verhältniß der armen. Laute u. Buchstaben zu den entsprechenden der verwandten Sprachen. Einiges zur Aufhellung der Ethnographie Kleinasiens vermittelst Etymologien bildet alsdann einen Anhang und in einem Index sind die verglichenen armenischen Wörter alphabetisch aufgeführt.

Th. Benfey.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. Stück.

Den 9. October 1854.

Wien

Verlag von Carl Gerold und Sohn 1853. Die geographische Verbreitung der Thiere. Von Dr. Ludwig K. Schmarda, ö. o. Professor an der Universität zu Gratz. In drei Büchern (Bänden). 755 S. in Octav. Mit einer zoologischen Uebersichtskarte in Farbendruck in gr. Fol.

Wenn man die großen Fortschritte betrachtet, welche die systematische Zoologie sowohl, wie die geographische Erforschung fremder Länder seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gemacht haben, so muß es sehr auffallen, daß die zoologische Geographie während jener Zeit fast völlig uncultivirt geblieben ist. Drei Viertel eines Jahrhunderts sind verflossen, seitdem Zimmermann in seiner „Geographischen Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere nebst einer zoologischen Weltcharte“ (3 Bände. Leipzig 1778—1783) die Grundzüge zu einer zoologischen Geographie entwarf und fast bis auf den heutigen Tag ist es in dieser Wissenschaft bei diesem ersten

Digitized by Google

Versuche geblieben. Zwar ist seitdem Vieles geschehen für die Darstellung der geographischen Verbreitung der Menschenracen, so wie einzelner Klassen von Thieren; für eine eigentliche zoologische Geographie in dem Sinne, wie die Pflanzengeographie ausgearbeitet worden ist, beschränkte sich aber, abgesehen von ein paar allgemeinen Skizzen in geographischen und zoologischen Lehrbüchern, bis auf das vorliegende Werk die ganze neuere Litteratur auf eine kleine Schrift von dem Professor Swainson in Edinburg, die i. J. 1835 unter dem Titel: **A Treatise on the Geography and Classification of Animals** in Lardner's **Cabinet Cyclopaedia** erschien. Um so verdienstlicher muß deshalb das Unternehmen unseres Verfs erscheinen, der ohne sich die große Schwierigkeit der Aufgabe zu verbergen, die Arbeit auf diesem Gebiete wieder aufnahm und durch den Fleiß und die Hingebung, welche er derselben gewidmet, auch in der That die zoologische Geographie auf den ihr in der allgemeinen Erdkunde gebührenden Platz erhoben hat.

Vergleichen wir zunächst im Allgemeinen die Arbeit unseres Verfs mit der seines Vorgängers, so finden wir vor Allem einen Hauptunterschied darin, daß unser Verf. nicht allein weit mehr als Swainson auch den Klassen der niedriger organisirten Thiere seine Aufmerksamkeit gewidmet, sondern diese auch durchgängig verhältnißmäßig am ausführlichsten behandelt hat. Dies erklärt sich aus der großen Erweiterung, welche unsere Kenntniß der niedrigeren Formen in neuerer Zeit erhalten hat, und insofern ist der Fleiß, den der Verf. hierauf gewendet hat, gewiß zu loben. Eine andere Frage ist aber, ob durch die so sehr ins Detail gehende Darstellung der unteren Klassen der

Digitized by Google

Fauna eines Landes nicht leicht die Gefahr entsteht, diesen kleinen Organismen eine größere Bedeutung für die Unterscheidung und Charakterisirung der einzelnen zoologischen Gebiete einzuräumen als sie geographisch in der That verdienen. Zoologisch betrachtet verdient gewiß z. B. die Insectenfauna eines Landes oder eines geographischen Gebietes dieselbe Aufmerksamkeit wie die Säugethier- oder Vögelfauna desselben, ja sie kann wohl sogar viel wichtiger und interessanter sein als jene, geographisch, scheint uns, kommt es aber auf das Letztere nicht allein an, und insofern die zoologische Geographie doch wesentlich auch ein geographisches Moment in sich faßt, indem sie vornehmlich doch einem geographischen Interesse ihre Entstehung verdankt und von der Entwicklung der Erdkunde wesentlich abhängig ist, muß dieselbe auch immer sich daran erinnern, daß die Erdkunde, insofern sie überhaupt die organisirte Schöpfung mit in den Kreis ihrer Forschung hineinzieht, die Erde stets in Beziehung auf den Menschen, betrachtet. Deshalb glauben wir auch, daß bei Abwägung der relativen Wichtigkeit der verschiedenen Thierklassen für die Charakterisirung eines geographischen Gebietes auch mehr als der Verf. gethan hat, auf ihre relative Bedeutung für das Leben des Menschen gesehen werden muß, wie dies Princip ja selbst in der Geographie der Pflanzen, in der doch überdies auch auf den Einfluß der Formen auf die ganze landschaftliche Physiognomie eines bestimmten Gebietes viel mehr ankommt als bei der Geographie der Thiere, anerkannt worden ist. Da nun aber die niedriger organisirten Thiere doch im Allgemeinen in einer viel entfernteren Beziehung zum Leben des Menschen stehen, als die höheren, so müssen wir, selbst

Digitized by Google

abgesehen davon, daß das Leben jener sich in der Regel auch mehr verbirgt und von wechselnden Einflüssen, namentlich von den verschiednen Jahreszeiten viel abhängiger ist, als dieser, es bedenklich finden, dem Vorkommen einer eigenthümlichen Form in der Klasse der niedrigeren Thiere für die zoologische Eintheilung der Erdoberfläche dieselbe Wichtigkeit beizulegen, wie dem eines charakteristischen Wirbelthiers. Damit ist keinesweges gesagt, daß wo eine charakteristische Form z. B. von Insecten in einem Lande vorkommt, dieselbe überhaupt nicht auch geographisch hervorgehoben werden sollte, im Gegentheil glauben wir, daß dies in Zukunft noch viel mehr geschehen muß, als es bisher geschehen konnte, nur sollte eine solche Form in der Regel nur zur Unterscheidung besonderer Unterabtheilungen innerhalb der wenigstens vorzugsweise nach höheren thierischen Organismen zu bestimmenden Hauptabtheilungen, d. h. zur Zerlegung der „Reiche" in besondere „Provinzen" gebraucht werden. Durch ein solches Verfahren, meinen wir, würde auch die zoologische Eintheilung der Erdoberfläche gleichmäßiger und natürlicher ausfallen, als wenn man, wie unser Verf., lauter „souveraine Reiche" gleichen Ranges ohne weitere Gliederung annimmt, weshalb denn auch wohl zu wünschen gewesen wäre, daß derselbe hierin nicht von seinem Vorgänger Swainson, der bereits »Kingdoms« und »Provinces« unterscheidet, abgewichen wäre.

Wenn wir indeß nicht umhin konnten in diesem Punkt hier gleich unsere Meinungsverschiedenheit mit dem Verf. zur Sprache zu bringen, so müssen wir dabei zugleich doch aussprechen, wie das, was wir hier auszusetzen haben, fast verschwindet gegen das Maaß der Anerkennung,

Digitized by Google

welche wir im Allgemeinen der uns vorliegenden Arbeit zollen müssen. Wir bewundern den Fleiß, den der Verf. in der Sammlung und Anordnung seines Stoffes bethätigt hat, wir müssen uns freuen über den für einen Zoologen nicht eben gewöhnlichen hohen Grad geographischer Bildung, der das ganze Buch durchdringt, und wir müssen danken für die vielfache Belehrung und Aufklärung, die seine Arbeit uns gewährt hat. Welche Menge von Thatsachen der Verf. zur Begründung und Erläuterung seiner Darstellung zusammengebracht hat, geht schon daraus hervor, daß die Anmerkungen, Erläuterungen und Litteraturnachweise, welche von dem Text getrennt den drei Hauptabschnitten des letzteren entsprechend, in drei Abtheilungen zusammengestellt sind, obgleich in viel kleinerer Schrift gedruckt, doch weit über die Hälfte (von 736 Seiten 435) des ganzen Buches ausmachen. Daß bei dieser Masse von mitgetheilten Citaten und Belegen nicht immer gleich glücklich gewählt worden, ist leicht zu begreifen, so wie es denn auch wohl zu entschuldigen ist, wenn der Verf. nicht immer mit der wünschenswerthen Kritik bei der Behandlung seiner Quellen verfährt, und selbst wohl einmal solche Zeugnisse aufnimmt, und zu Belegen für wichtige Lehrsätze mit herbeizieht, die auf den ersten Blick als verdächtig erscheinen müssen. Oder sollte es z. B. constatirt sein, daß (wie S. 6 nach Roulin als Beweis dafür angeführt wird, daß unter dem Einfluß einer großen Wärme bei den Thieren die Hautthätigkeit gesteigert — — die Hautgebilde verändert werden, Wolle, Haare und Federn sich ändern oder gänzlich verlieren) die ins tropische Amerika eingeführten Hühner ihre Befiederung bis auf die Schwungfedern verlieren, oder (wie S. 8 nach

dem „Auslande" zum Beweise für das Vermögen vieler Thiere die verschiedensten Temperaturgrade zu ertragen, mitgetheilt wird), daß man in Canada häufig die Fische erfrieren läßt und sie so nach Hause bringt, wo sie, ins Wasser gesetzt, bald ins Leben zurückkehren? Wir wenigstens erinnern uns nicht, in der neueren an Beobachtungen und Nachrichten über die Wirkung der Kälte auf den thierischen Organismus sehr reichhaltigen Reiselitteratur über Canada, die Hudsonsbai- und die amerikanischen Polarländer solche Nachrichten, wie die aus dem „Auslande" aufgenommene, gefunden zu haben, und ebenso wenig haben wir im tropischen Amerika gehört oder gesehen, daß dort die aus dem nördlicheren Europa eingeführten Hühner ihre Federn verlieren. Eine Hauptursache, daß der Verf. Quellen von sehr verschiedenem Grade der Zuverlässigkeit ohne strenge Unterscheidung in dieser Beziehung gleichmäßig benutzt hat, ist wohl darin zu suchen, daß ihm die für seine Untersuchungen gerade so wichtige Litteratur der Reisen an seinem Wohnorte so wenig zu Diensten gestanden hat und daß viele der wichtigsten neueren Reisebeschreibungen der Engländer, Franzosen und Nordamerikaner ihm nur durch abgerissene Auszüge in solchen ohne viel Kritik zusammengestellten Repertorien, wie Froriep's Notizen u. dgl., bekannt geworden sind. Wir müssen dies um so mehr bedauern, da wir überzeugt sind, daß der Verf. durch Benutzung der Originale nicht allein zu einer bessern Kritik der Quellen gelangt sein, sondern auch noch viel größere Ausbeute für seinen Hauptzweck gefunden, und überdies auch noch eine viel lebendigere Anschauung fremder Länder gewonnen haben würde, als dies durch meistentheils handwerksmäßige Uebersetzungen solcher

Digitized by Google

Schriften oder gar durch magere und oft schlecht gewählte Excerpte aus denselben möglich ist. Hoffen wir deshalb, daß es dem Verf. möglich werden möge, für die Fortsetzung seiner ausgezeichneten Arbeiten auf diesem Gebiete das in dieser Hinsicht Versäumte nachzuholen. Wir sollten meinen, daß ihm das in seiner Stellung und bei der ausgezeichneten Sorgfalt, welche gegenwärtig auf die Wiener Bibliothek verwendet werden soll, nicht schwer sein dürfte.

Die Wichtigkeit des vorliegenden Werks wird es rechtfertigen, wenn wir hier von demselben etwas ausführlicher Bericht geben und zu dem Ende, um auf einen Blick den großen Fortschritt, den die Lehre von der geographischen Verbreitung der Thiere durch dieses Werk gewonnen hat, zur Anschauung zu bringen, zuerst die von unserem Verf. aufgestellte zoologische Eintheilung der (festen) Erdoberfläche der von Swainson gegenüberstellen und darauf bei kurzer Anführung der von dem Verf. unterschiedenen einzelnen zoologischen Reiche einige gelegentliche Bemerkungen hinzufügen.

Zoolog. Reiche n. Swainson	nach Schmarda
I. Paläonarktisches R.	I. Polarländer z. Theil (S. 225).
II. Westkaukasisches R.	II. Mittel-Europäisches R. (S. 230). III. Kaspische Steppe (S. 236). V. Mittelmeer-Fauna z. Th. (S. 246).
III. Ostkaukasisches R.	IV. Central-Hochasien (S. 241).
IV. Südasiatisches R.	VI. China (S. 254). VII. Japan (S. 256). XIII. Indien (S. 289). XIV. Sundawelt (S. 305).

Zoolog. R. n. Swainson	nach Schmarda
V. Polynesisches R.	XXI. Polynesien (S. 364).
VI. Arabisches R.	V. Mittelmeer z. Th. (S. 246). XI. Hochafrika z. Th. (S. 277).
VII. Australisches R.	XV. Australien (S. 313). XXI. Polynesien z. Th. (S. 365).
VIII. Afrikanisches R.	IX. Sahara (S. 269). X. Westafrika (S. 272). XI. Hochafrika (S. 277). XII. Madagascar (S. 286).
IX. (1) Neoarktisches R.	I. Polarländer (S. 223).
X. (2) Nordamerikan. R.	VIII. Nord-Amerika (S. (258).
XI. (3) Äquinoctialamerik. R.	XVI. Mittel-Amerika (S. 324). XVII. Brasilien (S. 331).
XII. (4) Mexikanisches R.	VIII. Nord-Amerika z. Th. (S. 258). XVI. Mittel-Amerika z. Th. (S. 324).
XIII. (5) Bolivian-Chiles. R.	XVIII. Peru-chilen. R. (S. 347).
XIV. (6) Südamerikan. R.	XIX. Pampas (S. 355). XX. Patagonien (S. 358).

Die erste Abtheilung unseres Werks, oder der Allgemeine Theil (Erstes Buch. S. 1—93 und Anmerkungen ꝛc. dazu S. 94—222) handelt unter der etwas gesuchten Ueberschrift „Modalität und Causalität der Verbreitung der Thiere“ von den terrestrischen Bedingungen des thierischen Lebens und von dessen Verbreitung über die Erde im Allgemeinen. Hier ist es vorzüglich, wo wir viel Anziehendes und Neues finden.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. 163. Stück.

Den 12. October 1854.

Wien

Schluß der Anzeige: „Die geographische Verbreitung der Thiere. Von Dr. L. K. Schmarda.“

Zuerst betrachtet der Verf. das Thierleben in seiner Abhängigkeit von der Temperatur, vom Licht und von der Luft. Die Mehrzahl der Thiere erfordert zu ihrem Leben und Gedeihen ein gewisses Wärmemaaß, andere sind davon sehr wenig abhängig (S. 6. 7). Die Extreme von Wärme und Kälte, welche von animalischen Geschöpfen ertragen werden können, liegen sehr weit von einander. Mit der Abhängigkeit des Thierlebens von der Temperatur hängt zusammen der Winter- und der Sommerschlaf gewisser Thiere, mit der vom Lichte u. a. auch die Farbe der Thiere, wovon interessante Beispiele in den Anmerkungen S. 105 mitgetheilt werden. Ohne Zweifel bedarf der Einfluß des Lichtes auf die geographische Verbreitung der Thiere noch größerer Berücksichtigung, als man ihm bisher geschenkt hat, denn wie die Pflanze, so ist auch das Thierleben außer von der Tempera-

Digitized by Google

tur gewiß noch direct abhängig von der größeren oder geringeren Intensität des Lichts je nach der geographischen Breite und der absoluten Höhe über dem Meere, von dem Wechsel und der Zeitdauer von Nacht und Tag ꝛc. — Durch die Abhängigkeit des Thierlebens von der Luft endlich zerfällt das ganze Thierreich, nach der Athmung, in zwei große Abtheilungen, in Luft- und Wasserthiere (S. 19); Nebenbedingungen dabei sind Feuchtigkeit der Luft, Luftdruck und Elektricität. Den Gesammtausdruck aller bis dahin vom Verf. erörterten Einflüsse bildet das Klima (S. 24). Daher ist die Berücksichtigung des Klimas für die Kenntniß der geographischen Verbreitung der Thiere viel wichtiger als die der geographischen Breite (S. 25). Dies hätte der Verf. wohl noch etwas weiter ausführen können, namentlich auch in Betreff von Land- und See-Klima, Winter- und Sommer-Klima, wovon u. a. die Wanderthiere so abhängig sind. S. 31 ist von der Nahrung die Rede, die auch auf die Form und die Farbe der Thiere (Insecten) von Einfluß ist (S. 33) und auch wiederum vom Klima bedingt wird. Weiter wird der Einfluß der Plastik des Bodens, dessen Aggregatzustand und geognostische Beschaffenheit erörtert. Nach dem Verf. ergibt sich, daß der Aggregatzustand der Oberfläche wichtiger für die geographische Verbreitung der Thiere ist, als die geognostische Beschaffenheit des Bodens (S. 50). Die Faunengrenzen sind allein auf dem Festlande schärfer anzugeben, sie werden vorzüglich durch orographische Verhältnisse bedingt, Ströme sind sehr untergeordnete Faunengrenzen (S. 60). Zum Schluß dieses Abschnittes kommt der Verf. noch auf die Epizoën und Entozoën, welche am unabhängigsten von den bei der geographischen Ver-

Digitized by Google

breitung der Thiere in Betracht kommenden Bedingungen sind und gewiß von der zoologischen Geographie ganz ausgeschlossen werden müssen.

Unter der Ueberschrift „Von der Verbreitung der Thiere" (S. 63—89) spricht der Verf. zuerst von der Verschiedenheit der Verbreitungssphären, von denen er auf den ursprünglichen Ausgangspunkt (Schöpfungsmittelpunkt) der Arten kommt. Der Verf. nimmt mehrere Schöpfungsmittelpunkte an, begnügt sich aber, statt eingehender neuer Untersuchung darüber, die Ansichten von Lamark, Linné ꝛc. anzuführen, wobei wohl das gewichtige Wort Leop. v. Buch's (s. Bericht über die Verhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin a. d. J. 1851. S. 557) nicht hätte übersehen werden sollen. — S. 70 ff. unterscheidet der Verf. zweierlei Verbreitungsgrenzen, horizontale und verticale. „Die ersteren sind nördliche und südliche Grenzen. Die Polar- und die Aequatorialgrenzen werden vorzugsweise durch die Isothermen bestimmt; die östlichen und westlichen dagegen vorzugsweise durch orographische und hydrographische Einflüsse — die verticale Verbreitung hat bei den Landthieren nach aufwärts und bei den Seethieren nach abwärts viel bestimmtere Grenzen als umgekehrt. Im Allgemeinen gilt das Gesetz, daß Thiere mit einer bedeutenden verticalen Ausbreitung zugleich eine weite horizontale Verbreitung haben und umgekehrt." — Nachdem der Verf. dafür Beispiele aufgeführt hat, erwähnt er noch kurz verschiedene, die natürliche Verbreitung störende zufällige Ursachen, wie Verschlagungen von Thieren durch Winde und Meeresströmungen, Verpflanzungen von Thieren durch den Menschen (S. 87) (wobei sich ergibt, daß in der Mehrzahl der Fälle die Leichtigkeit der Acclimatisirung mit

Digitized by Google

der Vollkommenheit des Organismus selbst wächst) und Zurückdrängung und Vertilgung von Thieren und geht dann (S. 89) zu genauerer Bestimmung der einzelnen Faunen und zoologischen Reiche über. — Wenn man — wie gewöhnlich — unter dem Namen einer Fauna die Summe aller Thierformen einer bestimmten Gegend oder eines politisch umgrenzten größeren Gebietes versteht, so kann man darnach Local- und Landes-Faunen unterscheiden. Für die zoologische Geographie hat jede Localfauna einen bedeutenden Werth, Landesfaunen nur dann, wenn das Land ein geographisch individualisirtes Ganzes bildet, wie z. B. in Europa die pyrenäische, die apenninische und die slavisch-hellenische Halbinsel im S. des Balkan. Solche geographisch charakterisirte Landesfaunen kann man nun vom geographischen Gesichtspunkte zoologische Provinzen nennen. Zeigen mehrere solche zoologische Provinzen unter dem Einfluß gewisser gemeinsamer physischer Verhältnisse, wie z. B. durch ihre Lage unter denselben Isothermen, eine größere Verwandtschaft unter einander als mit anderen ihnen benachbarten Landesfaunen, so kann man sie als Theile eines größeren Ganzen betrachten, welches man dann passend ein zoologisches Reich nennt, und somit versteht man unter dem Namen eines zoologischen Reiches „den Inbegriff solcher unter einander verwandten Faunen, welche 1. eine gewisse Anzahl identischer Formen zeigen, die um so größer wird, je geringer die Entfernungen der einzelnen Regionen oder Provinzen von einander und die Hindernisse der Verbreitung sind, 2. eine Anzahl von unter einander in Körperform oder (?) Lebensweise ähnlichen oder verwandten Formen, so daß in den verschiedenen Theilen des

Reichs zwar verschiedene Species, die aber zu einem Geschlechte oder doch zu einer Gruppe oder Familie gehören, auftreten, 3. aus verschiedenen Formen, deren Contrast und Zahl um so bedeutender wird, je weiter die Grenzpunkte aus einander liegen, und je größer die physischen Hindernisse des Bodens und Klima's oder die organischen Unterschiede des Thierbaues werden." — Solcher zoologischen Reiche nimmt nun der Verf., wie schon bemerkt, 31 an, deren Darstellung nun die beiden folgenden Bände gewidmet sind. — Indem wir nun zum 2ten Bande übergehen, der die Thierwelt des Festlandes betrachtet, können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es doch wohl wünschenswerth gewesen wäre, wenn der Verf. hier die Thiere, wie meist geschehen, nicht allein nach ihrem systematischen Namen aufgeführt, sondern dabei auch die Vulgärnamen beigefügt hätte, indem die bekannteren von ihnen in Reisebeschreibungen gewöhnlich nur nach der letzteren genannt werden und unser Verf. sein Buch doch wohl nicht allein für Zoologen von Fach geschrieben hat. Für die Geographie sind aber die landesüblichen Namen von entschiedener Wichtigkeit. — Doch gehen wir nun endlich zur Anführung der vom Verf. unterschiedenen zoologischen Reiche über. Diese sind für das Festland, auf welches wir hier unsere Mittheilung beschränken müssen, folgende:

I. Die Polarländer oder das Reich der Pelzthiere und der Schwimmvögel (S. 225—230 und Anmerkungen 368—378) und welches die Polarländer der alten und der neuen Welt umfaßt, die Swainson als zwei besondere Reiche, wohl nicht mit hinlänglichem Grunde, von einander trennte. Wünschenswerth wäre es wohl gewesen, wenn der

Verf. die Aequatorialgrenzen seiner Reiche nicht wie hier, allein durch Angabe der Isothermen, sondern auch durch die genauere Bezeichnung der Breitengrade bezeichnet hätte.

II. Mittel-Europäisches Reich, oder R. der Insectivoren, der Staphylinen und Carabicinen (S. 230—236 u. 379—399). Der Verf. beschränkt, glauben wir, das westkaukasische Reich von Swainson, dem das R. unseres Verfs im Allgemeinen entspricht, sehr zweckmäßig, indem er Süd-Europa und Nord-Afrika davon trennt. Entomologisch wird dies Reich allerdings charakterisirt durch die räuberischen Laufkäfer (Carabicini) und die kurzflügeligen Raubkäfer (Staphylini), dennoch scheint es uns nicht passend nach ihnen vorzüglich dies Reich zu benennen, da doch auch unter den Säugethieren charakteristische Formen vorkommen (vgl. S. 231—233).

III. Kaspische Steppen, oder Reich der Saiga Antilope, der Wühl- und Wurfmäuse (S. 236—241 u. 399—404); uns ist zweifelhaft, ob dies Gebiet als selbständiges Reich und nicht vielleicht passender als eine Unterabtheilung oder Provinz aufzuführen ist.

IV. Centrales Hochasien oder Reich der Equina (S. 241—245 und 404—406), geographisch klimatologisch und zoologisch zu den am besten zu charakterisirenden Reichen gehörig und deshalb mit Recht Swainson's ostkaukasisches Reich, dem es ungefähr entspricht, modificirend.

V. Die Mittelmeer-Fauna, oder Reich der Heteromeren (S. 246—254 u. 406—434), mit Recht von dem westkaukasischen Reich S's als besonderes Reich getrennt, ob aber mit demselben Recht allein nach einer Hauptabtheilung der Caleopteren benannt, scheint wieder fraglich.

Digitized by Google

VI. China, Reich der Phasianiden (S. 254—256 u. 434—437) das chinesische Tiefland umfassend zwischen den Isothermen von 12 und 20° B. und nach den Fasanen benannt, von denen der Verf. annimmt, daß die meisten von ihnen von China aus weiter verbreitet worden.

VII. Japan, Reich des Riesensalamanders (S. 256—258 u. 437—439); zoologisch noch nicht hinreichend bekannt, namentlich nicht dem Verf., da ihm noch nicht einmal alle bis dahin erschienenen Hefte des v. Siebold'schen Werkes bekannt geworden. Die Trennung von China als besonderes Reich scheint jedoch jedenfalls gerechtfertigt.

VIII. Nord-Amerika, Reich der Nagethiere, der Zahnschnäbler und Kegelschnäbler (S. 258—269 u. 439—457). Der Verf. unterscheidet in diesem großen Reich 4 besondere geographisch mehr oder minder bestimmt individualisirte Glieder, die er aber dennoch nicht von einander trennt. Uns scheint jedenfalls das mexikanische Hochland so wie das sogen. Große Bassin von N. Amerika mit seinen Umgebungen genug Eigenthümliches darzubieten, um von dem östlichen N. Amerika auch zoologisch abgetrennt werden zu müssen. Auch haben wir zu einer genaueren zoologischen Geographie dieses ganzen Gebietes viele schöne Vorarbeiten, die dem Verf. nicht hinlänglich bekannt geworden zu sein scheinen.

IX. Sahara. Reich der Melasomen und des afrikanischen Straußes (S. 269—272 u. 457).

X. West-Afrika, Reich der schmalnasigen Affen und der Termiten (S. 272—277 u. 457—460).

XI. Hochafrika, Reich der Wiederkäuer und der Pachydermen (S. 277—286 u. 461—475). Zu diesen drei afrikanischen Reichen wollen wir nur anmerken, daß die Fauna von Afrika im

Digitized by Google

Ganzen sehr gleichförmig ist und daß es nicht consequent erscheint, diese 3 Reiche in Afrika zu unterscheiden, wenn ganz Nordamerika vom Isthmus von Panama bis zur Isotherme von 0° als ein einziges Reich zusammengefaßt wird. Im Uebrigen sind wir mit der Eintheilung Afrika's einverstanden, wenn gleich es uns hier auch consequenter erschienen wäre, wenn von dem letzten Reiche (Hochafrika, welches Abessinien und das ganze übrige Afrika bis auf die Sahara und Westafrika umfassen soll) auch noch Ost-Afrika, nämlich die Küstenländer, gleich wie West-Afrika als besonderes Reich getrennt wäre.

XII. Madagascar, Reich der Lemuriden (S. 286—289 u. 475—480). Dies Reich, wozu auch die Mascarenhas gehören, hat sehr viel Eigenthümliches.

XIII. Indien, Reich der Raubthiere und der Columbiden (S. 289—305 u. 480—504). Dies Reich, Vorder-Indien ganz und Hinter-Indien zum größten Theile umfassend, ist in seiner Thierbevölkerung wahrscheinlich das reichste der Erde.

XIV. Sunda-Welt, Reich der Schlangen und Chiropteren (S. 305—313 u. 504—510), alle Inselgruppen zwischen dem asiatischen Continent und Neu-Holland, einschließlich der Philippinen und von dem ersteren noch die Halbinsel Malacca, die südöstlichen Theile von Hinter-Indien und die Landschaften am Ausflusse des Sikiang (Bocca Tigris) umfassend.

XV. Australien, Reich der Marsupialien (Beutelthiere), Monotremen (Schnabelthiere) und der honigsaugenden Vögel (S. 313—324 u. 510—529). Außer dem Festlande von Australien noch Neu-Guinea und Van Diemens-Land umfassend und wie in botanischer, so auch in zoologischer Bezie-

Digitized by Google

hung höchst eigenthümlich, doch merkwürdige Aehnlichkeiten mit Madagascar zeigend.

XVI. Mittel-Amerika, Reich der Landkrabben (S. 324—331 u. 529—541), die Antillen, Central-Amerika, den südlichen Küstensaum der Ver. Staaten und die Küste von Mexico umfassend. Einen besonderen Zug der Fauna dieses Reichs, die übrigens verhältnißmäßig wenig hervorgehoben ist, bildet nach dem Verf. das häufige Erscheinen von pflanzenfressenden nächtlichen Landkrabben (Gecarcinus, Ocypoda etc.), was der Verf. für so eigenthümlich hält, daß er darnach das Reich benannt hat, was uns doch etwas gewagt erscheint.

XVII. Brasilien, Reich der Edentaten und der breitnasigen Affen (S. 331—347 u. 541—558). Die Grenzen dieses Reiches gehen über die politischen Grenzen Brasiliens hinaus und umfassen zwei zusammenhängende Tiefländer (das große äquatoriale Tiefland, welches theils dem Stromsysteme des Orenoko, theils dem des Marañon angehört) die Parime-Cordillere und die Hochflächen von Mattogrosso. Dies Gebiet ist vom Vf. geographisch nur mangelhaft, zoologisch aber sehr ausführlich geschildert.

XVIII. Peru-Chili, Reich der Auchenien und des Condors (S. 347—355 u. 558—575). Der Verf. unterscheidet vornehmlich nach Tschudi, dem wir vortreffliche Arbeiten über die zoologische Geographie dieses Reichs verdanken, in diesem Reiche 3 Regionen: 1. die Küstenregion mit armer Fauna, 2. die Region der Berge und Hochebenen (Puna [?]), die Heimath der Auchenien, des Llama, (des Huanaco) des Alpao und der Vicuña und 3. die Region der Urwälder mit viel mannichfaltigerer Fauna. Diese hat viel Aehnlichkeit mit der des brasilianischen Reiches, wozu auch die Urwälder auf der

Digitized by Google

Ostseite der Cordilleren wohl besser zu rechnen sein möchten.

XIX. Pampas, Reich der Lagostomiden und der Harpaliden (S. 355—548 u. 575—577). Das charakteristische Thier ist die Chinchilla (Callomys Viscacia oder Lagostomus trichodactylus). Wir vermissen in der geographischen Schilderung dieses Gebietes ganz das zum Theil wohl bewaldete Bergsystem von Cordova.

XX. Patagonien, Reich des Guanaco und des Darwinschen Straußes (S. 358—364 u. 577—580). Zu bemerken ist hier, daß beide als charakteristisch aufgeführte Thiere auch schon im N. dieses Reiches vorkommen, das Guanaco nämlich in den bolivianischen Anden, der Strauß in den Pampas, wie denn überhaupt große Aehnlichkeit mit den südlichen Pampas, namentlich auch in den Nagern vorhanden ist. Unter den Vögeln ist dagegen charakteristisch der große patagonische Penguin (Aptenodytes Patagonica); vgl. auch Stein, Handb. der Geogr. 7te Aufl. S. 163).

XXI. Polynesien, Reich der Nymphaliden und Apterygiden (S. 364—367 u. 580—582). Das Gemeinsame der Fauna der hier zusammengefaßten Inselgruppen der Südsee besteht eigentlich in gemeinsamer Armuth an Thieren, selbst im Verhältniß zu ihrer im Ganzen auch nur dürftigen Pflanzenwelt. Keine der Inseln des Stillen Oceans, die großen Neu-Seelands-Inseln nicht ausgenommen, besitzt ein inländisches Säugethier, mit Ausnahme einer (oder vielleicht einiger) Fledermaus und einer Maus. Auch das für dieses Reich als charakteristisch vom Verf. angenommene Geschlecht (Apteryx, Vögel mit bloßen Flügel-Rudimenten) ist dem Aussterben nahe. Die Insecten-Fauna, in der das Ueberwiegen der Nympha-

Digitized by Google

liden doch als charakteristisch für die Fauna der Südsee angegeben wird, ist vom Verf. sehr kurz behandelt.

Die noch übrigen 10 der 31 vom Verf. aufgestellten zoologischen Reiche umfassen die Thierwelt des Oceans (Buch III. S. 585—755). Wir führen sie hier bloß noch auf, theils weil wir uns nicht hinreichende Kenntniß dieser Thierwelt zutrauen dürfen, um dem Verf. hier ins Einzelne folgen zu können; vorzüglich aber, weil, abgesehen von andern Gründen, schon der Umstand, daß der Verf. hier seine zoologische Eintheilung der Oceane allein auf die Configuration der Continente und auf die wahrscheinlichen Isothermen, also eigentlich auf außerhalb des von ihm aufgestellten Begriffs eines zoologischen Reiches liegende Verhältnisse gründet, uns es bedenklich erscheinen lassen, die zoologische Geographie schon jetzt in der Weise auf die Oceane auszudehnen, wie es hier versucht ist. Es sind folgende: I. Nördliches Eismeer, Reich der Meer-Säugethiere und Amphipoden (S. 385—592); II. Antarktisches Meer, R. der Meer-Säugethiere und der Impennien (S. 592—595). III. Nördlicher Atlantischer Ocean, R. der Gaditen und Clupeoiden (S. 595—604); IV. Südeuropäisches Meer, R. der Labroiden (S. 604—610); V. Nördlicher Stiller Ocean, R. der Cataphrakten (S. 610—613); VI. Tropischer Atlantischer Ocean, R. der Manati, der Pectognathen und Pteropoden (S. 613—621); VII. Indischer Ocean, R. der Hydriden und Buccinoiden (S. 621—632), VIII. Tropischer Stiller Ocean, R. der Korallen und Holothurien (S. 632—639); IX. Südlicher Atlantischer Ocean (S. 639—641) und X. Südlicher

Stiller Ocean (S. 641—642). Die beiden letzteren sind zu wenig bekannt, um näher charakterisirt zu werden. — Wenn wir aber aus den angeführten Gründen auf diesen Theil des Werks hier gar nicht weiter eingehen, so soll damit keinesweges angedeutet sein, daß nicht auch dieser des Interessanten sehr viel darbietet, wie wir denn auch zum Schlusse dieser Anzeige nochmals unseren aufrichtigen Dank gegen den Verf. für die vielfache Belehrung, welche er uns durch dies Werk gewährt hat, zu wiederholen uns gedrungen fühlen. — Die dem Werke beigegebene Uebersichtscharte der geographischen Verbreitung der Thiere in Farbendruck ist ebenfalls mit großer Sorgfalt ausgeführt, läßt aber eine größere Ausführlichkeit durch Hinzufügung einiger auch die verticale Configuration der einzelnen Reiche berücksichtigenden Specialcharten zu wünschen übrig, ein Wunsch, dem der Verf. bei einer hoffentlich bald zu erwartenden zweiten Ausgabe seines ausgezeichneten Werkes vielleicht einige Berücksichtigung zu Theil werden lassen könnte. — Die typographische Ausstattung des Werks ist ausgezeichnet.

Wappäus.

Gotha

Friedrich Andreas Perthes 1854. Die Gesetzgebung Mosis im Lande Moab. Ein Beitrag zur Einleitung in's alte Testament von Lic. Eduard Riehm, Vikar in Durlach. 136 S. in Octav.

Diese den Hrn Hupfeld und Umbreit gewidmete Schrift veranlaßt uns drei Fragen zu besprechen, nämlich über die mosaische Idee des Buches Deuteronomiuun, über die Aufgabe der Kritik und über die Kanonicität dieses Buches. Nachdem der Bund

Digitized by Google

Gottes mit den Israeliten am Sinai feierlich geschlossen ist, und dieselben durch Züge und Kämpfe in der arabischen Wüste zur Bildung eines Volkes tüchtig geworden sind, tritt Moses kurz vor seinem Tode in den Gefilden der Moabiter vor denselben auf, ermahnt sie, unter Erinnerung an die frühere Geschichte, zum Gehorsam gegen Gott und dessen Gesetze, wiederholt diejenigen, die er schon früher gegeben hat, zum Theil, oder gibt ganz neue, und nachdem er zuletzt eine feierliche Sanction seiner Gesetzgebung angeordnet, Josua zu seinem Nachfolger bestellt, und sich ermahnend, warnend und weissagend ausgesprochen hat, tritt er, einen Blick in das ihm verschlossene Land thuend, vom Schauplatze auf geheimnißvolle Weise ab. Das Deuteronomium stellt also den höchsten und letzten Zweck von Mose dar, die Israeliten auf Grundlage eines sittlich-religiösen Lebens zu einem Volke zu bilden. Als Grundzüge zu diesem israelitischen Volksthume erscheinen folgende. Die Idee von der Einheit Gottes, in den frühern Büchern vorausgesetzt, wird zum Nationalgotte. Jehovah allein ist Gott, die Götter der Heiden werden fälschlich Götter genannt; der Gestirncult ist von Jehovah den Heiden zugetheilt worden, Israel hat er sich zu seinem Volke erwählt. Die Größe der Gnade, die Jehovah dem Volke Israel durch Schließung des theokratischen Bundes erwiesen, und der hohe Adel, den er dadurch dem Volke verliehen hat, wird auch in den frühern Büchern des Pentateuch in erhebender Weise gepriesen, aber noch mächtiger erfüllt und erhebt diese Idee die Seele des Deuteronomikers. Wo ist das große Volk, ruft er aus, dem seine Götter so nahe sind, als uns Jehovah, unser Gott, nahe ist, wenn wir zu ihm rufen? Jehovah, als Er-

Digitized by Google

löser, wird immer, seines Bundes eingedenk, das Volk vertheidigen, und für sein Wohl Sorge tragen. Selbst wenn Gott bisweilen Unglück über das Volk bringt, thut er es nur mit guten und heilsamen Absichten, theils um das Volk zu prüfen, damit seines Herzens Gedanken offenbar werden, theils um es durch Züchtigung zu bessern, wie ein Vater seinen Sohn züchtigt. Israel ist durch Strafgerichte geläutert, daher offenbart sich auch in der Sendung der Leiden Gottes dessen Liebe zu ihm, eine Idee, die in den frühern Büchern des Pentateuch nicht so hervortritt. Diese Auszeichnung Israels ist unverdiente Gnade. Je klarer aber die Größe der freien Gnade, die Jehovah dem Volke erwiesen hat, erkannt wird, um so tiefer und innerlicher ist auch die Erkenntniß der Pflichten, die das Volk gegen Jehovah hat. Wo ist das große Volk, das solche gerechten Rechte und Gesetze hat, als dieses Gesetz? Israel hüte sich wohl, daß diese Gesetze nicht aus seinem Herzen weichen, sondern daß es dieselben lehre seine Kinder und Kindeskinder. Da aber die bloße Gottesfurcht das Herz nicht freudig und willig zum Gottesdienst machen, die Menschen nicht zum willigen Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze treiben, und vor Abfall nicht ganz bewahren kann, so verkündet der Deuteronomiker das neue, in der alten Gesetzgebung nur im Dekalog ausgesprochene, Gebot, daß Israel Jehovah lieben solle. Höre Israel, du sollst lieben Jehovah, deinen Gott, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, das ist die große Forderung, welche wieder und immer wieder an das Volk gestellt wird, als innerer Quell und Grund aller wahren Gesetzeserfüllung. — Aller öffentliche Gottesdienst soll an dem einen Orte Statt finden, den Jehovah

Digitized by Google

erwählen werde. Zu dem einen Heiligthume haben sich zum rechten gottgefälligen Gottesdienste alle männlichen Israeliten dreimal des Jahres zur Feier der drei Hauptfeste zu versammeln. Dorthin sind die Brandopfer, die Dankopfer, die Zehnten, die Gabe der Hand, die Gelübde und freiwilligen Opfer und die Erstgeburten zu bringen; dort sind die heiligen Mahlzeiten zu bereiten und zu halten. Daß Festmahlzeiten gehalten werden sollen, ist erst in unserm Buche gesetzlich festgesetzt; sie sind weder aus Erstgeburten, noch aus Zehnten, sondern aus freiwilligen Gaben zu bereiten. An diesen fröhlichen Mahlzeiten sollten außer den Darbringenden und ihrem Hause auch Leviten, Fremdlinge, Waisen und Wittwen Theil haben. Die religiösen Feste werden zu Nationalfesten, Festen der Menschenliebe. Von dem wechselnden Orte der Stiftshütte konnte es wohl heißen, daß Jehovah daselbst seinen Namen preisen lasse, nicht aber, daß er dorthin seinen Namen lege, oder ihn dort wohnen lasse; dies kann nur von einem bestimmten, festen Wohnsitze Jehovahs gesagt werden, wie denn auch nur von einem solchen gesagt werden kann, daß es ein Ort sei, den Jehovah aus allen Stämmen erwählt habe, da, so lange die Stiftshütte noch nicht ihren festen Standort hatte, sie selbst zwar immer dieselbe blieb, aber der Ort stets wechselte. — Der Priesterstand wird als nationaler Stand angesehen, wo sein hierarchischer Charakter, seine Grade zurücktreten. Während in den frühern Büchern des Pentateuch die Priester vor den Leviten in jeder Hinsicht ausgezeichnet sind, als Jehovah näher stehend gelten, und der Unterschied zwischen beiden sehr scharf und genau durchgeführt ist, wird im Deuteronomium jener scharfe Unterschied zwi-

schen Priestern und Leviten verdunkelt und verwischt, und die Leviten haben viel größeres Ansehen, als in der älteren Gesetzgebung. Dieses bezeugt schon der Beiname, der den Priestern beigelegt wird, indem sie nie, wie in den frühern Büchern, Söhne Aharons, sondern Söhne Levi's, levitische Priester (Priester aus dem Stamme Levi) genannt werden. Der Dienst der Leviten wird mit denselben Worten bezeichnet, mit denen sonst der der Priester bezeichnet wird, vor Jehovah zu stehen, ihm zu dienen, und in seinem Namen zu segnen. Dagegen wird von den Priestern gesagt, daß sie die Lade des Herrn tragen, was in den frühern Büchern immer nur von den Leviten gesagt wird. Der Stamm Levi sollte, um nicht zu einer Priesterkaste zu werden, eine Anzahl durch das Land Palästina zerstreuter Städte zu seinem Eigenthume erhalten. Deshalb bekommen die Leviten den Zehnten nicht mehr, und ebensowenig erhalten sie alles Fleisch der Erstgeburten; vielmehr wird Beides an den Ort des Heiligthums gebracht, und (nachdem die Erstgeburten als Schelamim Jehovah geopfert sind) zu religiösen Mahlzeiten verwendet, an denen die Darbringer, ihre Familien und wen sie dazu einladen, theilnehmen. Es wird bestimmt, daß im je dritten Jahre aller Zehnte in den einzelnen Städten gesammelt, und den Leviten, Fremdlingen, Waisen und Wittwen überlassen werden sollte. Die Zehnten und Erstgeburten sind nicht mehr Einkünfte der Leviten und Priester, und alle Gesetze über Loskaufung und Verkauf sind damit aufgehoben; vielmehr werden sie zu religiösen Mahlzeiten der Darbringenden verwendet. —

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 14. October 1854.

Gotha

Schluß der Anzeige: „Die Gesetzgebung Mosis im Lande Moab. Ein Beitrag zur Einleitung in's alte Testament von Lic. Eduard Riehm.“

Daß das nationale Königthum den Gipfelpunkt der Verfassung des jüdischen Volkes darstellen sollte, deutet schon Genes. 36, 31, deutlicher aber die Anschauung Ezechiels (16, 13) an, in welcher Israel von seiner Kindheit an als von Jehovah zu seiner Königin-Braut erzogen dargestellt wird. Das Königthum, wie es im Deuteronomium als Grundlage der jüdischen Verfassung erscheint, ist durchaus national. Vor Allem soll kein Fremder zum Könige gemacht werden; nur israelitische Abkunft und Erwählung durch Jehovah befähigen zum Königthum. Bei seinem Regierungsantritte soll der König eine Abschrift des Gesetzbuchs erhalten, aus der er während seines ganzen Lebens über den Willen Jehovah's sich unterrichten soll, damit sein Herz sich nicht über seine Brüder erhebe und damit er in rechter Gottesfurcht von dem Gesetze

Digitized by Google

weder zur Rechten noch zur Linken abweiche. — Das Prophetenthum, der Träger der jüdischen Nationalität, ist so alt als die jüdische Nation. Gott wird sein Volk in keiner Noth verlassen, sondern demselben, so oft es nöthig ist, einen Rathgeber und Führer wie Mose senden. Der Maßstab, ob der Prophet von Gott gesandt sei, liegt im Gesetze, dem er gemäß reden und handeln muß. — Ein aus Priestern und weltlichen Richtern zusammengesetztes Obergerichtstribunal der Nation an dem Orte des Heiligthums soll über streitige Rechtsfälle entscheiden, und sowohl die Richter in den einzelnen Städten, als auch die streitenden Parteien sollen das Recht haben, eine Sache jenem Obergerichte zur Entscheidung vorzulegen. — Als mit dem heiligen Gotte im Bunde stehend, muß Israel auch äußerlich rein und heilig sein. In Beziehung auf die äußerliche Reinheit jedes einzelnen Bundesgliedes werden die Gesetze über die reinen und unreinen Thiere wiederholt, die Beobachtung der Aussatzgesetze wird eingeschärft, und um den innern Charakter der Heiligkeit, den jedes Bundesglied haben soll, auch äußerlich an der Kleidung anzudeuten, wird geboten, daß Jeder (zur beständigen Erinnerung an das göttliche Gesetz) Quasten an den vier Enden seines Kleides trage. Damit auch die ganze Gemeinde rein bleibe, wird bestimmt, daß Verschnittene, Hurenkinder schlechthin von ihr ausgeschlossen sein sollten; Huren und Hurer sollen überhaupt nicht in der Gemeine sein, und insbesondere darf nichts, was sie etwa gelobt haben, ins Heiligthum kommen. Wer Abgötterei treibt, wird aus Israel ausgerottet, wie der, welcher widernatürliche Unzucht mit Vieh treibt. Mit der Idee des heiligen Volkes steht die Idee des heiligen

Digitized by Google

Landes in Verbindung. Da das heilige Land durch Verbrechen verunreinigt wird, so muß durch Bestrafung des Schuldigen das Böse aus seiner Mitte fortgeschafft werden. Selbst wenn ein Leichnam gefunden würde, und der Mörder nicht ermittelt werden könnte, sollte durch einen feierlichen, von den Aeltesten der zunächst liegenden Stadt zu vollziehenden Act, in dem sie bezeugten, daß sie unschuldig seien und den Schuldigen nicht kenneten, das unschuldig vergossene Blut aus dem heiligen Lande fortgeschafft werden. Der Leichnam eines Gehängten, und darum von Gott Verfluchten, soll vor Sonnenuntergang begraben werden. Auch für die Reinerhaltung des Lagers im Falle eines Krieges wird gesorgt. — Die jüdische Volksthümlichkeit ist mit der Idee der Menschheit verschwistert, und hieraus entspringt die wiederholte Ermahnung, den Fremdling nicht nur gerecht zu behandeln, sondern auch zu lieben. Wenn die Vertilgung der Kanaaniter und Amalekiter, die ewige Ausschließung der Ammoniter und Moabiter aus dem israelitischen Volke verordnet wird, so hatte diese Verordnung entweder in der Abgötterei dieser Völker, oder in ihren Frevelthaten gegen die Juden ihren Grund; die Nachkommen der Edomiter und Aegypter konnten im dritten Geschlechte in die israelitische Gemeine aufgenommen werden. — Eine humane Seite des Staatsrechts legte sich in der Verordnung an den Tag, daß jeder vom Kriegesdienste frei sein sollte, der ein Haus gebaut, einen Weinberg gepflanzt, oder ein Weib gewonnen hatte. Im Civilgerichtsverfahren werden die Richter ermahnt, nach dem Gesetze zu entscheiden, weder auf Vornehme, noch auf Geringe in ihrer Entscheidung Rücksicht zu nehmen, Niemanden zu fürchten, keine Geschenke an-

Digitized by Google

zunehmen. Im Criminalproceß soll man bei der Geiselung nicht mehr als vierzig Schläge geben, Väter sollen nicht statt der Söhne und Söhne statt der Väter mit dem Tode bestraft werden, für unvorsetzlichen Todschlag werden Freistätten errichtet. Im Eherechte wird die Beschlafung einer verlobten Jungfrau als Ehebruch behandelt; es werden aber zwei Fälle unterschieden, ob nämlich die Verlobte in der Stadt, wo sie um Hülfe rufen konnte, von dem Manne ergriffen und beschlafen wurde, oder ob es auf dem Felde geschah, wo sie nicht um Hülfe rufen konnte, in welchem letztern Falle sie von der Strafe des Ehebruchs frei blieb. Hatte ein Ehemann seine eben genommene Gattin verdächtigt, als habe er die Zeichen der Jungfrauschaft an ihr vermißt, so sollte nicht nach älterm Rechte ein Gottesurtheil entscheiden, sondern die Eltern der jungen Frau sollten die Sache von den Aeltesten der Stadt untersuchen lassen, und ward die Frau unschuldig befunden, so mußte der Mann ihren Eltern hundert Seckel Silber bezahlen und durfte seine Frau nie fortschicken. Dem Weibe soll bei ihrer Verstoßung immer ein Scheidebrief vom Manne mitgegeben werden, und falls die Verstoßene eine neue Ehe eingegangen hat, und auch diese durch den Tod des zweiten Mannes oder durch Verstoßung aufgelöst worden ist, soll der erste Mann sie nicht wieder als Frau nehmen dürfen. Wer in irgend einer Weise den guten Ruf eines Weibes vernichtet hat, darf zur Strafe die Ehe mit ihr nie auflösen. Im Eigenthumsrechte wird geboten, das Gefundene dem Eigenthümer wieder zu erstatten, wird verboten, die Grenzen der Aecker zu verrücken, zweierlei Maß und Gewicht zu gebrauchen. Im Personenrechte wird eingeschärft, daß man

beim Bau eines Hauses auch eine künftig mögliche Gefährdung des Lebens des Nächsten zum Voraus verhüten solle. Seelenverkäuferei soll mit dem Tode bestraft werden. Bei den Verordnungen zu Gunsten der Armen und Leibeigenen ist das Erlaßjahr darum eingesetzt, damit kein Armer und Hülfloser in Israel gefunden werde. Im je siebenten Jahre sollen die Gläubiger ihren Schuldnern die Schuld erlassen, nichtsdestoweniger aber nicht hartherzig einem Bedürftigen wegen Annäherung des Erlaßjahrs ein Darlehn abschlagen. Im je siebenten Dienstjahre sollen leibeigene Hebräer und Hebräerinnen losgelassen, und den Knechten bei ihrer Entlassung noch ein Geschenk von der Heerde, von der Tenne und von der Kelter mitgegeben werden. Wenn Sclaven eines nicht israelitischen Herrn entlaufen und im Lande Israel eine Zuflucht suchen, so sollen sie nicht ausgeliefert, sondern, wo es ihnen beliebt, als Beisassen wohnen gelassen werden. Man soll von Volksgenossen keine Zinsen nehmen, dem Tagelöhner noch an demselben Tage seinen Lohn geben, des Armen Obergewand als Pfand nicht über Nacht behalten, die Handmühle des Schuldners nicht als Pfand nehmen, überhaupt nicht, um sich selbst ein Pfand zu holen, das Haus desselben betreten, sondern vor dem Hause stehen und warten, bis der Schuldner das Pfand selbst herausbringt. Zu dem Gebote, bei der Ernte das über den Acker hinausgewachsene Getreide und die Nachlese, sowie auch die Nachlese und die vor der Zeit abgefallnen Beeren im Weinberge den Armen zu überlassen, wird hinzugefügt, daß auch eine auf dem Felde vergessene Garbe und die Nachlese bei der Olivenernte den Armen zu überlassen sei, und daß es auch erlaubt sei, sich in einem fremden Wein-

Digitized by Google

berge satt zu essen, nur dürfe man nichts in einem Gefäße mitnehmen, und auf einem fremden Acker Aehren mit der Hand auszurausen, nur solle man mit der Sichel nichts abschneiden. Auch für die Thiere soll barmherzige Fürsorge getragen werden: man soll dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbinden, beim Ausnehmen eines Vogelnestes die Mutter fliegen lassen. Im Kriege soll man die Fruchtbäume im Feindeslande schonen.

Das ist Geist und Zweck des Deuteronomium. Wenn auch die Materien oft ohne Ordnung und Zusammenhang sind; einer und derselbe Geist durchdringt das Ganze. Wenn anders Mose der Gründer eines jüdischen Volksthums ist, so muß das Buch mosaisch sein. Diese Frage, die sich selbst beantwortet, gehört nicht vor den Richterstuhl der Kritik. Die Kritik hat nur die andere Frage zu untersuchen, ob das Buch in der gegenwärtigen Gestalt von Mose selbst herrührt oder nicht. Hier zeigt nun der erste Blick, daß der Verf. nicht für Mose gehalten sein will, sondern sich von demselben unterscheidet; denn er redet von Mose in der dritten Person, spricht vom Lande jenseit des Jordan so, daß er sich deutlich als in Palästina lebend kenntlich macht, und verräth überhaupt keine Spur von Absicht, die Person von Mose spielen zu wollen. Auf der andern Seite wird aber auch eine Grundschrift von Mose, ein Gesetzbuch nicht bloß als Quelle, sondern auch als eigentliche Substanz das Deuteronomium angegeben. Nach der Aussage des Buches selbst haben wir also die Redaction eines mosaischen Gesetzbuches, welche keinen andern Zweck haben konnte, als dieses Buch, der Verordnung Mosis gemäß, zum öffentlichen Vorlesen am Laubhüttenfeste jedes Erlaßjahres geeignet zu machen. Diese öffentliche

Digitized by Google

Vorlesung konnte indessen erst Statt haben, seitdem die Juden einen festen Wohnsitz hatten, und in dieser Zeit ist auch die Redaction erst entstanden, wie unter andern die Stelle K. 34, 2. 3 beweist, welche die Theilung des Landes voraussetzt. Die Entstehungszeit der Redaction näher zu bestimmen, ist deswegen schwierig, weil es an bestimmten Zeitdatis in dem Buche mangelt. Verf. setzt den Ursprung des Deuteronomium in die zweite Hälfte der Regierung des jüdischen Königs Manasse zwischen 667 und 640, und sucht zuerst überhaupt zu beweisen, daß das Buch nicht von Mose, sondern erst geraume Zeit nach der Eroberung Kanaans geschrieben sei, und dann insbesondere, daß dasselbe weder vor der Regierung Josaphat's, noch vor der Regierung Hiskia's geschrieben sein könne. Das ganze Gesetzbuch ist spätern Ursprungs. Salomo's Neigung zur Reiterei, Vielweiberei, Verschwendung hat das Königsgesetz, die Einrichtung eines Obergerichtes und von Untergerichten durch den König Josaphat, die Beschränkung der öffentlichen Gottesverehrung auf Jerusalem durch Hiskia, die Annäherung der Leviten an die Priester seit der Reformation dieses Königs hat die bezüglichen Gesetze im Deuteronomium veranlaßt. Der Deuteronomist legte seine Gesetze Mose in den Mund, um dadurch dem neuen Gesetzbuche Ansehen und Anerkennung zu verschaffen. Allein abgesehen davon, daß es willkürlich erscheint, wenn fromme Könige die Verordnungen des Gesetzes ausführten, ihre Einrichtungen als Quelle des Gesetzes anzusehen, so läßt sich auch dieser Inductionsbeweis geschichtlich nicht rechtfertigen. Das Königsgesetz kann weder durch Salomo veranlaßt, noch nach Salomo gegeben worden sein, da die mit der Vernachlässigung des

Gesetzes verbundene Drohung, daß der König und seine Söhne ihre Tage auf dem Throne nicht lang machen, den Thron in diesem Falle verlieren würden, unmöglich in Beziehung auf die Davidische Dynastie, deren Succession in Folge einer göttlichen Verheißung fest stand, gesprochen sein kann. Wenn der Zweck des Deuteronomiums darauf gehen soll, nach dem Vorgange des Hiskia die öffentliche Gottesverehrung auf Jerusalem zu beschränken, so ist kein Grund da, warum Mose auf dem Berge Ebal einen Altar zu errichten und darauf zu opfern befiehlt. Daß unter „dem Orte, den Jehovah erwählen werde", Jerusalem zu verstehen sei, ist eine bloße Vermuthung. Und wie läßt sich annehmen, daß die Gültigkeit der Gesetze des Deuteronomium, welche, wie die der andern Gesetze im Pentateuch, als von Gott durch Mose vermittelt erscheint, bloße Fiction sei? Lic. Riehm kann keinen Verf. des Deuteronomium nennen; derselbe mag auch gewesen sein, wer er wolle, Priester oder Prophet, eine solche Autorität würde er sich beizulegen kein Recht gehabt, und unter der angegebenen Form nicht einmal gewagt haben. Dem Grunde, warum das Buch unter Manasse entstanden sein soll, daß nämlich Kap. 28, 68 gedroht wird, Jehovah wolle die Juden auf Schiffen nach Aegypten bringen, was auf die Zeit des ägyptischen Königs Psammetich bezogen wird, der wohl eine Flotte gehabt haben dürfte, weil sein Sohn und Nachfolger Necho nach dem Berichte des Herodot zwei Flotten hatte, muß die geschichtliche Beweiskraft schlechthin abgesprochen werden. Einem Lande, wie Aegypten, das an zwei Meeren liegt und von einem schiffbaren Strome durchflossen wird, konnte es nie an Schiffen fehlen, und die genannte Drohung bezieht sich

nicht auf eine Seemacht der Aegypter, sondern soll nur das Gegentheil von dem Zuge der Juden zu Lande nach Aegypten unter Gottes Leitung ausdrücken, indem es als Sitte der Seeräuber erscheint, die Leute auf Schiffen wegzuführen. Soll einmal ein späterer Ursprung des Deuteronomium angenommen werden, so liegt die Veranlassung dazu durch die Reformation des Josiah am nächsten; da aber derselbe König bei dieser Veranlassung klagt, daß seine Vorfahren das Gesetz vernachlässigt hätten, und damit unleugbar auf das Deuteronomium hinweist, so hat Er wenigstens die Entstehung desselben in ein hohes Zeitalter hinaufgesetzt, für welches aber auch Spuren im Buche selbst sprechen, z. B. daß die Edomiter, Moabiter, Ammoniter nicht unter jüdischer Botmäßigkeit stehen. Das Deuteronomium soll von den übrigen Büchern des Pentateuch getrennt und ein neues, eigenes Gesetzbuch mit dem Zwecke sein, dem theokratischen Staate bei immer mehr überhand nehmender Abgötterei eine feste Grundlage zu geben. Ein solches neues Gesetzbuch wäre aber grade gegen den geschichtlichen Zusammenhang des jüdischen Rechts. Das Deuteronomium sollte das theokratische Gesetz praktisch, zur Grundlage eines jüdischen Volksthums machen, also durchaus nichts Anderes und Neues, sondern nur (eine Erneuerung des Bundes am Horeb) der volksthümliche Ausdruck des einen und selbigen theokratischen Gesetzes sein. Und in dieser Eigenschaft ist das Deuteronomium ein Volksbuch, wie es weder zuvor, noch nachher ein anderes gegeben hat.

Bei der dritten Frage, über die Canonicität des Deuteronomium, tritt uns die Schwierigkeit über die Bestimmung dieses Begriffs, die noch immer

Digitized by Google

ganz verschieden lautet, entgegen. Auch bei dem Verf. ist es nicht klar, wie er diesen Begriff auffaßt. Er will nicht, daß man die Schrift ganz so, wie sie uns jetzt überliefert ist, als ein Glaubensgesetz ansehe, sondern das gute Recht der Kritik soll anerkannt werden, dagegen soll aber die Forschung nicht rein negativ sein, sondern den christlichen Glauben und die christliche Gesinnung zu ihrer Grundlage haben. Indem er diesen Grundsatz auf seine eigene Forschung anwendet, fragt er, ob man das Deuteronomium, dessen Verfasser sich doch eine, wenn auch ihm selbst unbewußte Unlauterkeit habe zu Schulden kommen lassen, als ein nothwendiges Glied in der Kette der heilsgeschichtlichen Vorbereitungsanstalten Gottes betrachten könne und dürfe, und beantwortet diese Frage bejahend, weil göttliche Wahrheit göttliche Wahrheit bleibe, wer sie auch ausspreche, und wäre es ein Bileam. Als göttliche Wahrheit findet er im Deuteronomium, daß darin sowohl der Zusammenhang, als auch der Gegensatz des alt- und neutestamentlichen Gottesreichs zur klaren Anschauung gebracht werde; der Zusammenhang, insofern darin der Tempel zu Jerusalem als einzige Wohn- und Offenbarungsstätte Jehovah's anerkannt wird, und der Tempel ein Typus auf Christus war, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte; der Gegensatz, insofern der alttestamentliche Gottesdienst durch Beschränkung auf einen Ort, im Gegensatze zum neutestamentlichen Gottesdienste im Geiste und in der Wahrheit, als ein äußerlicher erscheint. Aber wie, wenn vom Tempel zu Jerusalem im Deuteronomium keine Rede ist? Fassen wir die praktische Bedeutung des Deuteronomium, welche zugleich die Canonicität desselben in sich schließt, im Sinne Christi und Pauli

Digitized by Google

auf. Christus erklärt das Gebot von der ungetheilten Liebe zu Gott für das höchste. Bei Mose entsprang diese Liebe zu Gott aus seiner Liebe zu seinem Volke und zur Menschheit; im Christen entspringt dieselbe aus seiner Liebe zur Menschheit und zu seinem Volke. Paulus erklärt mit Mose die göttlichen Gebote für leicht, sofern sie nicht vom Himmel herunter und aus der Unterwelt herauf geholt werden müssen, sondern dem Menschen in das Herz geschrieben sind. Erfüllt von Gottes- und Menschenliebe wirkte der Israelit für das Beste seines Volkes und damit zugleich für das Beste der Menschheit, wirkt der Christ für das Beste der Menschheit und damit zugleich für das Beste seines Volkes. Begeistert durch das Streben für ein höchstes Gut, fühlt der Mensch das sittliche Gebot seiner Natur und seinen Bedürfnissen gemäß, und vollbringt dasselbe mit Freude. Gebt jedem christlichen Volke ein Volksbuch, worin, wie im Deuteronomium, sein geschichtliches Recht von Sittlichkeit und Menschenliebe durchdrungen ist, und es wird unter den Menschen bald besser werden. Holzhausen.

Aachen

Verlag von Ernstter Meer's Buchhandlung 1854.
Cornel. Georg Jäger: Die Krätze, nach den bisherigen ätiologischen und therapeutischen Leistungen dargestellt. IX u. 100 S.

Vorliegendes Schriftchen enthält eine gute und ziemlich vollständige Darstellung des über die Krätze Bekannten und der hauptsächlichen gegen sie in Anwendung gezogenen Heilmethoden. Mit Recht wird die s. g. englische Behandlung als eine vorzügliche gerühmt, und können wir den gegen sie

Digitized by Google

erhobenen Bedenken kein Gewicht beilegen; denn Leute mit Anlage zu Lungenblutungen und Hirn-Apoplexie, Phthisiker, Asthmatiker, Kinder, schwangere Frauen unterwirft man eben einer andern weniger an- und eingreifenden, wenn gleich längere Zeit in Anspruch nehmenden Kur und nicht einem Temperaturgrade von 30° R. und darüber; macht man diese sich von selbst verstehenden Ausnahmen, so braucht man vor Nervenzufällen, stertorösem Athem und Erschöpfung durch profuse Schweiße nicht besorgt zu sein. Wir können daher die *Frommüllersche* Modification der engl. Methode, wobei die Kranken ½ Stunde hindurch mit Schmierseife eingerieben, eine Stunde lang im warmen Bade verweilen, darauf mit einer scharfen Schwefelsalbe sich eine halbe Stunde hindurch einreiben, in Decken gehüllt wieder eine Stunde zubringen und endlich ein warmes Bad bekommen, obwohl die großen Hitzegrade, welche die engl. Methode fordert, dabei vermieden werden, nicht für eine große Bereicherung der antiscabiösen Behandlung halten, da sie nach den im Cölner Hospital angestellten Versuchen 15% ungeheilt läßt. Dagegen scheint Dr Fischers Methode (nach der die Kranken, mit 1—2 ℥ schwarzer Seife eingerieben in einem Bade von 27—28° R. eine Stunde zubringen, dann ½ Stunde lang mit einer Auflösung von kaustischem Kali (Kal. caust. ℥β auf ℥vj—℥iv Aq. destill.) überrieben werden, darauf ein laues Abseifebad und schließlich eine kalte Brause bekommen), die nur einen Zeitraum von zwei Stunden erfordert, starke Hitzegrade ausschließt und der bekannten das Keratin zerstörenden Eigenschaften des kal. caust. willen die Vermuthung einer ziemlichen Sicherheit für sich hat, weiterer Prüfung nicht unwerth zu sein,

Digitized by Google

um so mehr, da der Versicherung zufolge an die Stelle der Bäder auch bloße Abwaschungen treten können und somit diese Methode auch in der Privatpraxis, unter beschränkten Verhältnissen der Kranken Anwendung finden könnte.

Dr. Hölscher.

Frankfurt a. M.

Literarische Anstalt 1854. Ueber das Verhältniß der Gekrösdrüsen im kindlichen Alter und ihre Beziehung zur Atrophie im ersten Lebensjahre. Von Dr. Friedrich Stiebel jun., Arzt am Kinderhospital in Frankfurt a. M. Mit sechs Tafeln. 18 S.

Schon Guersant hatte darauf aufmerksam gemacht, daß die tuberculöse Hypertrophie der Gekrösdrüsen, welche man früher fast allgemein, und noch jetzt häufig für die anatomische Basis der **atrophia infantum** hielt, nicht so häufig vorkäme als man annahm, und unterschied eine entzündliche Anschwellung mit aufgeschwollenem, geröthetem, festerem Gewebe, und eine nicht entzündliche Form mit blasserem Gewebe. Während er aber noch beide für Anfangsstadien der Tuberculose hielt, geht der Verf. der vor uns liegenden Schrift einen Schritt weiter und zeigt, daß das Meiste, was man als Hypertrophie angesprochen hatte, lediglich der normale Zustand der Mesenterialdrüsen ist, die sich in dem Zeitraume vom dritten bis zwölften Lebensmonate bei gesunden Kindern in der Blüthe der Entwicklung befinden; je nachdem der Darmkanal noch kurz vor dem Tode fungirt hatte oder nicht, soll sich die entzündliche (richtiger blutreiche) oder die nicht entzündliche (richtiger blutarme) Form darstellen. Bei

Digitized by Google

wirklicher Hypertrophie, die ohne tuberculöse Infiltration ziemlich selten vorkommt, sind die Drüsen größer und gedrängter als in der Norm, unregelmäßiger in der Form, höher, dicker, sich mehr über das Niveau der Gekrösplatten erhebend, in ihrem Gewebe blutreicher, derber und beim Durchschneiden wenig Flüssigkeit von sich gebend. Von der Drüsentuberculose unterscheidet er eine mit allgemeiner Tuberculose, namentlich der Lungen, combinirte und eine primär in den Drüsen entstehende und meist mit Darmtuberkeln zusammenhängende, wobei wir indeß in der Beschreibung beider Formen höchstens eine graduelle Differenz zu erkennen im Stande sind. Nach Untersuchungen an einer ziemlichen Anzahl von Kinderleichen kommt er zu dem Resultate, daß die Mesenterialdrüsen im Kindesalter ziemlich selten erkrankt sind, während Atrophie eine nichts weniger als seltene Krankheitsform ist, daß die Drüsenhypertrophie nicht Ursache, sondern Folge veränderter Blutmischung ist und daß fast alle an Atrophie gestorbene Kinder bei auffallender Oligämie beträchtliche Hypertrophie und Blutüberfüllung der Leber, niemals aber Erkrankung der mesaraischen Drüsen zeigen. Gestützt darauf, daß die Leber des gesunden Neugebornen immer groß, locker, braunroth, hyperämisch, die Gallensecretion reichlich ist und daß sie erst allmälig durch den eingeleiteten Athmungsproceß der Lungen ihre Plethora verliert und kleiner und blasser wird, nennt er den bei atroph. infantil. vorkommenden Zustand der Leber Fötalzustand, wobei sie, ihrer früheren Bestimmung nicht mehr dienstbar, die ihr nach der Geburt übertragene Rolle noch nicht übernehmen kann und so einer gesunden Hämatose hindernd in den Weg tritt. Wie indeß das Stehen-

Digitized by Google

bleiben der Leber auf ihrem fötalen Standpunkt und die mangelhafte Blutbildung physiologisch mit einander zusammenhängen, oder mit andern Worten, worin der physiologische Grund der Atrophie der Kinder liegt, das läßt sich erst dann beantworten, wenn das Leberblut bei der Atrophie sowohl in Rücksicht auf seine chemische Zusammensetzung, als auf das numerische Verhältniß der Blutkügelchen im Verhältniß zum übrigen Körper genügend untersucht ist. Dr. Hölscher.

Hamburg

Druck u. Verlag von Nestler u. Melle 1854. Hysterophor, ein aus einer ganz neuen Idee hervorgegangener Apparat gegen Prolapsus Uteri et Vaginae, der alle bisherigen derartige Apparate verdrängen wird. Von Dr. J. H. G. Zwanck. 2. Aufl. Mit Abbildungen und Anhang. 20 S. in Quart.

Diese kleine, der hohen medicinischen Facultät der Georgia Augusta gewidmete, Schrift ist ein Separatabdruck des vom Verf. in der Monatsschrift für Geburtskunde (1. Bd. III. Heft über denselben Gegenstand erschienenen Aufsatzes, sowie der beigefügte Anhang im 4. Bde. III. Hefte dieser Zeitschrift ebenfalls sich findet. Zwanck veröffentlichte diesen Abdruck deshalb, weil jene Zeitschrift nicht allen Aerzten zugängig ist, um ihnen eine Anleitung zur richtigen Anwendung des Apparats zu geben, wie er dies in der Vorrede bemerkt.

Das Versprechen, das uns von der Erfindung schon auf dem Titel gegeben wird, nämlich, daß sie alle andern Apparate verdrängen wird, scheint sich zu erfüllen; Verf. selbst führt mehrere Fälle an, in denen sich das Instrument vollkommen hülfreich erwies, und dasselbe wird von den achtbarsten Gynäkologen, so vom Geh. Rath C. Mayer

Digitized by Google

in Berlin und vom Prof. Chiari zu Wien (s. Zeitschrift der Gesellschaft der Wiener Aerzte, 1854, Juni-Heft) bestätigt. — Hinsichtlich der Beschreibung des Instruments muß Ref. auf die Schrift selbst verweisen, wo Verf. die Geschichte der Erfindung erzählt, eine genaue Abbildung und eine genügende Anleitung zum Gebrauche des Apparats liefert, und im Anhange noch einige Verbesserungen des ursprünglich beschriebenen anführt.

Der Verf. hatte sich schon lange mit der Idee dieses Uterusträgers beschäftigt, aber erst nach einer Reihe von Jahren, nachdem er vielfache Aenderungen und Verbesserungen vorgenommen, ihn dem Publicum übergeben, und in seiner jetzigen Gestalt bietet derselbe mehr, als alle anderen derartigen Vorrichtungen. Für jeden einzelnen Fall läßt sich ein solches hülfreiches Instrument anfertigen; dasselbe ist leicht anzulegen und zu entfernen, die Kranke kann dabei ihren Beschäftigungen nachgehen, und das Instrument hat besonders das Gute, daß es sich nicht, wie andere Pessarien, auf die vordere oder hintere Scheidenwand stützt, sondern seinen Stützpunkt in den Stielen und ihrem Schlußtheile findet, sich an die seitlichen Vaginalwände legt und so dem Uterus als Träger dient. Mittelst eines Ueberzuges von Baumwollenzeug, der das Instrument bekleidet, kann man auch Arzneistoffe auf die kranken Weichtheile anbringen und gewiß bisweilen so radicale Heilung erzielen.

Ref. glaubte besonders deshalb auf diesen einfachen Apparat aufmerksam machen zu müssen, weil er sowohl in leichten, wie in den schlimmsten Fällen jenes das weibliche Geschlecht so vielfach plagenden Leidens Hülfe verspricht und bis jetzt uns ein solcher nicht zu Gebote stand — wofür die Kranken sowohl als die Aerzte dem Erfinder den größten Dank schuldig sind. Dr. Spiegelberg.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 16. October 1854.

Görlitz

Im Selbstverlage der Oberl. Gesellschaft der Wissenschaften 1851. Codex diplomaticus Lusatiae superioris. Sammlung der Urkunden für das Markgrafthum Oberlausitz. Herausgegeben von Gustav Köhler. Erster Band. Von den ältesten Zeiten bis zur Begründung des Bundes der Sechsstädte 1346. VI u. 392 S. in Octav.

Ebendaselbst

1854. Meißner und Oberlausitzer Urkunden. Von 970—1345. Mit einem Bericht über die Durchforschung des Meißner Stifts- und Dresdener K. Hauptstaatsarchives. Herausgegeben von E. G. Th. Dr. Neumann. XXVI u. 108 S. in Oct.

Es schien einige Jahre lang in der Bekanntmachung von Urkundenwerken in den einzelnen deutschen Ländern und Provinzen ein gewisser Stillstand einzutreten; angefangene Sammlungen ließen die Fortsetzung vermissen, solche, die lange angekündigt waren, auf sich warten; von neuen

Digitized by Google

Unternehmungen, wie sie sich eine Zeitlang rasch hinter einander folgten, war es stille. Das mußte von Allen lebhaft bedauert werden, die die Wichtigkeit, ja Unentbehrlichkeit solcher Arbeiten für die deutsche Geschichte und zugleich die Fülle des noch immer unbenutzten und ungesichtet ungeordnet daliegenden Materiales kennen. Aber die Erschlaffung — und vielleicht war sie nur eine scheinbare, die Unterbrechung eine mehr zufällige — hat nicht lange gedauert; ältere Arbeiten sind neuerdings wieder aufgenommen und weiter geführt worden, der umfangsreiche Codex diplomaticus Pomeraniae, die Urkundenwerke zur Mecklenburgischen Adelsgeschichte von Lisch, die Urkundensammlung des historischen Vereins für Niedersachsen, in den letzten Monaten das vor andern wichtige Urkundenbuch von Lübeck; andere sind neu begonnen, die Unternehmung Michelsens im Namen des neuen Thüringischen Vereins in Jena, von der jüngst in diesen Blättern die Rede war, vor Allem die bedeutenden Arbeiten, welche in Oesterreich, sei es unter Leitung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften oder durch einzelne Vereine unternommen worden sind. Diesen schließen sich die beiden Bände an, über welche ich mir hier ein paar Bemerkungen gestatten will.

Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, welche unlängst ihr 75jähriges Stiftungsfest gefeiert hat, verbreitet ihre Thätigkeit allerdings über das ganze Gebiet der Wissenschaften und sie zählt Mitglieder aus den verschiedensten Kreisen und Berufszweigen. Doch schon ihre Statuten bestimmen, daß „die Erforschung der Geschichte, Alterthümer und Landeskunde der Lausitz und vorzüglich der Oberlausitz“ einen Hauptgegenstand ihrer Wirksamkeit ausmachen soll, und

Digitized by Google

von jeher hat sie strebsame und tüchtige Sammler und Forscher in ihrer Mitte gehabt, die auf diesen Gebieten mit Eifer und Erfolg gearbeitet haben. Zum Theil liefert das von ihr herausgegebene (Neue) Lausitzische Magazin dazu die Belege, außerdem sind aber auch größere Werke selbständig publicirt, oder wenn stückweise mit jenem herausgegeben, zugleich zu einem besonderen Ganzen vereinigt worden. Dahin gehören die Bände der Lausitzischen Geschichtschreiber, das Verzeichniß Oberlausitzischer Urkunden und die hier genannten beiden Sammlungen derselben.

Die beiden Werke stehen in nahem Zusammenhang zu einander; das zweite ist die Fortsetzung (wahrscheinlich die erste Hälfte des zweiten Bandes) vom Codex diplomaticus, der auch schon in seinem ersten Bande keine stätige chronologische Reihenfolge beobachtet, sondern von Anfang an darauf angelegt ist mehrmals wieder von vorne anzuheben. Und zwar beginnt die Ausgabe mit dem was die Gesellschaft früher allmälig an Abschriften durch den Eifer verschiedener Mitglieder erworben hatte. Viele Jahre lang, wie in der Vorrede erzählt wird, hat eine Reihe von Männern sich bemüht eine handschriftliche Sammlung der zerstreuten Urkunden ihres Landes zusammenzubringen; es hat das eine gewisse Mühe gekostet, da namentlich in älterer Zeit Stifter und Communen die Archive verschlossen hielten, da außerdem ein bedeutender Theil der sich auf die Oberlausitz beziehenden Urkunden sich in der Fremde befand. Die Vorrede zu dem Vol. I des Codex diplomaticus berichtet, wie vor wenigen Jahren noch das Bautzener Domarchiv und die Schätze des Klosters Marienstein unzugänglich waren, von den Urkunden des Meißener Stifts nur einzelne

benutzt werden konnten, das Kloster Marienthal wenigstens nicht die Originale, nur alte Abschriften hergegeben hatte. Aehnliche Erfahrungen hat wohl jede solche Unternehmung gemacht; aber die meisten werden doch auch so glücklich sein wie der Herausgeber dieser, Hr Köhler, bezeugen zu können, daß zuletzt ziemlich rasch die Schranken fielen, welche im Wege standen. Noch Vol. I bringt in seiner zweiten Hälfte die Reihe der Bautzener Urkunden; die neue Sammlung bezieht sich eben ausschließlich auf Meißen und Anderes was das Dresdener Staatsarchiv enthält. Die Vorrede dieser hat nur zu wiederholen, daß „von den oberlausitzischen Stiftern allein bis heute Marienstein seine Pforten noch nicht geöffnet.“ Und vielleicht ist solche wiederholte Mahnung, oder mag man lieber sagen, das wirkliche Erscheinen einer solchen Urkundensammlung das beste Mittel, um die etwa noch vorhandenen Bedenken und Aengstlichkeiten zu verscheuchen, welche bisher hindernd eingewirkt haben. Denn gewiß verdient diese Unternehmung, wie die Theilnahme und den Dank der deutschen Geschichtsforscher überhaupt, so besonders aller derer, die an der Provinz, auf die sie sich bezieht, ein näheres Interesse zu nehmen haben.

Der Werth der Mittheilungen ist natürlich ungleich, je nachdem die Urkunden hier zuerst veröffentlicht oder wenigstens aus den Originalen oder alten Abschriften in verbesserter Gestalt vorgelegt worden sind. Im Anfang des **Codex diplomaticus** vermißt man über das letzte manchmal die näheren Nachweisungen; es wird namentlich, wenn die Urkunde schon gedruckt war, nicht gesagt, ob daneben eine handschriftliche Quelle zu Gebote stand oder nicht, und wo verschiedene Drucke existirten, wird häufig weder die Abweichung der-

zed by Google

selben angeführt, noch auch nur bemerkt, welcher dem Abdruck zu Grunde liegt. Doch scheint man bald das Mangelhafte dieser Einrichtung gefühlt zu haben; bei den späteren Nummern werden die Angaben genauer, ja mitunter ist fast zu viel gethan, wenn z. B. zu einer aus dem Original mitgetheilten Urkunde die Varianten eines frühern Drucks aus einem Copialbuch gegeben werden (S. 77 ff.). Die Zahl der Stücke, die hier zum erstenmal erscheinen, wird auch bedeutender, und da ist dann die Herkunft regelmäßig genau bezeichnet. Das Stadtarchiv zu Bautzen, Kloster Marienthal, eine Anzahl älterer handschriftlicher Werke, einige Mittheilungen aus dem Meißener und Dresdener Archiv erscheinen als die wichtigsten Hülfsmittel, die man benutzen konnte. Die Zahl der älteren Urkunden ist aber freilich gering; schon mit Nr. XIII befinden wir uns im 13ten Jahrhundert, das dann bis Nr. LXV geht; die andern 135 Urkunden der ersten Abtheilung gehören, vielleicht mit Ausnahme der letzten späteren Matrikel der Meißner Diöcese, der Zeit bis zum Jahre 1346 an, wo vorläufig die Grenze bestimmt worden war. Dann folgen, wie bemerkt, als besondere Abtheilung die Urkunden des Domkapitels zu Budissin, 63 Nummern von 1220—1345, die ersten 39 aus dem 13ten Jahrh.

Der Herausgeber scheint die Absicht gehabt zu haben, im Allgemeinen einen genauen diplomatischen Abdruck wenigstens von den Urkunden die ihm im Original vorlagen zu geben; nur in der Interpunction, die aber geregelter sein müßte, der Setzung großer Buchstaben, ist, wie man es allgemein billigen wird, der moderne Gebrauch befolgt; dagegen wo nur Abschriften zu Gebote standen, die Schreibweise dieser beibehalten, auch wo

es sich um so constante Dinge handelt wie den Gebrauch des e statt ae im 13ten Jahrhundert. So weit ich die Urkunden im Einzelnen durchgesehen habe, erscheint der Abdruck wohl im Ganzen als correct und auf richtiger Lesung beruhend. Doch wird man hie und da einen Anstoß finden, meist freilich in Fällen, wo der Text auf jüngere Copien sich stützt. So heißt es schwerlich richtig S. 59. Z. 13: **neutrum relaxaturi sententiam**; S. 80: **reliquuntur auctoritate regie, renunciantes omni jure**, wo Ein und das Andere vielleicht als Druckfehler gelten kann. Manche Bedenken erregt der aus einer Wiener Handschrift abgedruckte Brief der Königin Kunigund von Böhmen, die doch theilweise schon der hier auch citirte Abdruck Palackys (aus derselben Handschrift) beseitigt, indem er z. B. das ganz unverständliche »**id ex dicatis**« gewiß richtig in »**Deo dicatis**« bessert, gleich darauf richtig interpungirt: **foro nostro, dominio videlicet marchionatus etc.**

Ich füge gleich ein paar Bemerkungen hinzu über das Verfahren, welches der Herausgeber der zweiten Sammlung, der jetzige Secretär der Gesellschaft, Hr Dr Neumann beobachtet hat. Gewiß kam es ihm bei der Ausgabe dieser sämmtlich von ihm selbst abgeschriebenen Diplome auf die möglichste Genauigkeit an; er hat es auch an Fleiß und Sorgfalt nicht fehlen lassen, fügt mehrmals besondere Bemerkungen über die Schrift und andere diplomatisch bedeutende Umstände hinzu, gibt auch von einzelnen vorzüglich wichtigen oder zweifelhaften Stücken vollständige Facsimiles und verleiht dadurch diesem Bändchen noch einen eigenthümlichen Werth. Aber bei alle dem hat ihn ein gewisses Mißgeschick verfolgt; die Texte sind keineswegs so zuverlässig und correct ausgefallen

Digitized by Google

wie er es selbst am meisten wünschen wird, und gerade wo er ein Facsimile gegeben hat, berichtigt dasselbe manchmal recht wesentlich die in dem Buch gegebene Lesung. Freilich auch ohne jenes anzusehen, konnte ein einigermaßen mit deutschen Königsurkunden bekannter Leser sagen, daß es in dem Diplom Heinrich II. vom J. 1006 (S. 7) in der Unterschrift heißen müsse: anno *vero* (nicht II°) und *Actum* (nicht Uestum) Pholida. Außerdem steht pre *sentium*, und wenn die Interpunction des Originals berücksichtigt werden soll, ein Zeichen hinter pertinentiis, wo man es auch ohne dies in der Ausgabe suchen würde, die in dieser Beziehung mit derselben Freiheit, aber auch mit derselben Inconsequenz, verfährt wie die Bearbeitung des ersten Bandes. Mehr als Beides, eine Entstellung des Textes ist es aber, wenn S. 2 steht: quidquid nostri juris habuerit, beneficii totum, wo das Komma nach beneficii stehen müßte. Auch Anderes berichtigt man mit leichter Mühe: S. 8. Z. 19: inge*mu*imus; S. 21. Z. 16 fing das defecte Wort schwerlich mit in, sondern mit m an (marchionis). Zweifelhafter kann die Lesung manches Wortes in einem gleichfalls im Facsimile mitgetheilten Brief des 14ten Jahrhunderts sein (Nr. LXXII); aber gewiß genug ist, daß S. 100. Z. 6 nicht »unsern minen« gedruckt werden durfte, wo das letzte im Original getilgt und durch das andere (unse*m*) ersetzt worden ist; ebenso sollte Z. 2 enpit, Z. 8 und 10 genaden stehen, und auch anderswo muß ich von der hier aufgenommenen Lesart abweichen. Ich glaube auf solche Ungenauigkeiten aufmerksam machen zu müssen, ohne damit die Treue im Allgemeinen verdächtigen, das Verdienst der Arbeit herabsetzen zu wollen.

Digitized by Google

Im Gegentheil wird man diesem bereitwilligst alle Anerkennung zollen. Das Heft enthält hauptsächlich Urkunden des Bisthums Meißen, dessen Grenzen sich über die jetzige Oberlausitz erstreckten und dessen Besitzungen großentheils hier lagen; außerdem manche andere, die das Dresdener Staatsarchiv darbot. Die meisten waren früher ungedruckt, von dem Herausgeber, wie schon der Titel sagt, dort und im Meißner Stiftsarchiv abgeschrieben. Ein bedeutender Theil davon gehört den älteren Zeiten der Geschichte an, und darunter ist eine ganze Reihe Kaiserurkunden von Otto I. an. In der Vorrede wird S. XI auf die aufmerksam gemacht, welche Böhmer in seinen Regesten noch nicht kennt. Doch ist dabei wohl zu erinnern, daß für diese Periode bisher nur die erste Bearbeitung der Regesten vorliegt, bei welcher Böhmer bekanntlich sich wesentlich an die damals gedruckten Werke hielt. Erst nachher begannen die Arbeiten in den verschiedenen deutschen Archiven für die Sammlung der Kaiserurkunden, und sie haben dann freilich schon geraume Zeit vor den Untersuchungen des Herausgebers auch diese Urkunden an das Licht gezogen. Aus Dresden theilte die dortige Archivverwaltung Böhmer Alles mit was für ihn von Wichtigkeit war, in das Meißener Stiftsarchiv, welches noch immer, wie hier beschrieben wird, in einem besonderen Gewölbe des alten Domes bewahrt wird, bin ich aber selbst vor einigen Jahren (im Herbst 1841), nach langer Zeit der erste Fremde, gelangt, und habe die sämmtlichen Kaiserurkunden abgeschrieben, wie seiner Zeit im Archiv der Gesellschaft Bd VIII, S. 280 berichtet wurde, eine Notiz, die Hn Neumann wohl entgangen ist.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

166. 167. Stück.

Den 19. October 1854.

Görlitz

Schluß der Anzeige: „Meißner und Oberlausitzer Urkunden. Von 970—1345 ꝛc. Herausgegeben von C. G. Th. Dr. Neumann."

Ich bin aber natürlich weit entfernt, deshalb die Arbeit desselben für überflüssig zu halten; seine Aufgabe ging viel weiter, und da einmal die Herausgabe der Kaiserurkunden in den Monumentis Germaniae historicis nicht so rasch wie man vielleicht wünschen möchte, hat gefördert werden können, muß man es nur willkommen heißen, wenn vorerst die den einzelnen deutschen Provinzen angehörigen in den besonderen Sammlungen dieser eine Stelle finden. Mich hat gerade die des Hn Neumann doppelt interessirt, weil sie mir einige Tage wieder ins Gedächtniß zurückrief, die ich in Meißen verlebte, glücklich die Schwierigkeiten überwindend, die sich der Benutzung des unter doppeltem Verschluß liegenden Archivs ohne eine ganz förmliche und officielle Erlaubniß, wie sie jener hatte, entgegenstellen wollten.

Digitized by Google

Unter den Urkunden sind einzelne von nicht bloß provinciellem Interesse. Daß die angebliche Stiftung von Meißen durch Otto I, in Vol. I gleich zu Anfang gedruckt, falsch ist, bedurfte kaum eines neuen Beweises durch das Facsimile des angeblichen Originals; aus ganz andern Gründen habe ich mich schon in den Jahrbüchern des Deutschen Reichs II, 2. S. 112 (in einer Note zu Dönniges) dafür erklärt. Die Grenzbeschreibung und die deutschen Ausdrücke, welche die Aufmerksamkeit früher auf die Urkunde lenkten, erscheinen übrigens jetzt in einer echten Urkunde von 995 jene nur in etwas anderer Ordnung; und es ist wohl möglich, daß diese letzte bei der Fälschung zu Grunde gelegt ward, bei welcher es wahrscheinlich vorzüglich darauf ankam, ein recht frühes Stiftungsjahr (948) aufzustellen, so daß dem Erfinder diejenigen einen geringen Gefallen thaten, welche die Urkunde selbst für echt annehmen, aber sie in ein späteres Jahr (965) setzen wollten. Das erste wirkliche Diplom des Bisthums und zugleich das erste urkundliche Zeugniß von der Existenz desselben fand Hr Neumann in der von ihm zu Anfang gestellten Schenkung Otto I. aus dem Jahr 970, die er (S. IX) unzweifelhaft echt nennt. Ich will dem auch nicht widersprechen, doch hat sie auch ihre Bedenklichkeiten, die durch den unvollkommenen Abdruck nur vermehrt werden. Es wird bemerkt, daß das Original sehr beschädigt ist, gleichwohl sind im Text keine Lücken angegeben, und doch ist er der Art, daß offenbar wiederholt längere Stücke fehlen und das jetzt neben einander Stehende gar nicht zusammen gehört. Ich habe meine Abschrift nicht zur Hand und kann deshalb die Herstellung nicht versuchen. Aber ich mache wenigstens darauf aufmerksam,

Digitized by Google

daß zu Anfang Otto I. spricht und der Mitwirkung seines Sohnes gedenkt, zu Ende aber dieser das Wort führt und von seinem »pio genitore« redet. Ebenso auffallend ist, daß gar kein Tag der Ausstellung angegeben, überhaupt kein anderes Datum als der 35ste annus imperii, der wieder Otto I. angehört; die Recognition dagegen ist richtig.

Von den späteren Urkunden verdienen genannt zu werden Bischof Martins Urkunde über die Rechte der Bürger und Colonisten zu Meißen aus dem J. 1185, das Bündniß Herzog Heinrichs von Polen mit Markgraf Heinrich von Meißen von 1249, der Vergleich des Markgrafen mit dem Bischof von 1252.

Unter den Facsimiles ist das einer bereits im ersten Band gedruckten Urkunde Heinrich IV. von 1071 besonders schön. Ein anderes betrifft ein Actenstück, über das auch schon manche Verhandlung Statt gefunden hat, über die angebliche Schenkung des Bor an Meißen. Die Schrift ist jedenfalls alt, wohl gleichzeitig (aus dem 12ten Jahrh.); aber das Ganze sieht allerdings mehr wie eine historische Aufzeichnung als wie eine eigentliche Urkunde aus.

Hier ist es mehr das allgemeine Interesse des Inhalts als die besondere Beziehung zur Oberlausitz, welches zu der Mittheilung und einer kurzen Erörterung dieses Denkmals in der Einleitung geführt hat. Dasselbe ist in noch höherem Maße der Fall, wenn der Herausgeber die älteste deutsche Urkunde des Dresdener Archivs, eine besonders ausführliche aus dem J. 1274 mittheilt (zu den ältesten überhaupt gehört sie freilich nicht; diese sind jetzt 100 Jahre nach dem Facsimile, welches in den Commentationes der hiesigen So-

Digitized by Google

cietät von der deutschen Urkunde Konrad IV. gegeben worden ist, doch nicht über das Jahr 1240 wenn auch einige Monate über jene Urkunde, zurückgeführt; s. Kopp, Geschichtsblätter aus der Schweiz I, S. 53). Außerdem gibt die Einleitung eine dankenswerthe Nachricht über das Dresdener Staatsarchiv, die uns freilich daran erinnert, daß das Königreich Sachsen neben unserem Hannover dasjenige Land ist, wo in der letzten Zeit am wenigsten für die Veröffentlichung der archivalischen Schätze geschehen ist. Jetzt, wo der Präsident der letzten historisch-antiquarischen Versammlungen Deutschlands den väterlichen Thron bestiegen hat, ist wohl zu hoffen, daß dem Abhülfe werde und daß sich dazu auch die wirklich geeigneten und befähigten Männer im Lande finden.

G. Waitz.

Stuttgart

Verlag der Franckhschen Buchhandlung 1852. Die Geschichte der reinen Mathematik in ihrer Beziehung zur Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes. Von A. Arneth, Prof. in Heidelberg. Aus der neuen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste besonders abgedruckt. VI u. 291 S. in Octav.

In der Einleitung bemerkt der Verf. ausdrücklich: daß seine Geschichte der reinen Mathematik für einen größern Leserkreis bestimmt sei — und daß sie nicht bloß zeigen soll, wie sich die Mathematik auf ihren jetzigen Standpunkt erhoben hat — sondern es soll auch nachgewiesen werden: aus welchen Gründen sie bei den verschiedenen großen Völkergruppen eine eigenthümliche Entwickelung erhalten hat. Wie bei allen Wissenschaf-

Digitized by Google

ten, bemerkt der Verf. weiter, so seien auch in der Mathematik die ersten Anfänge in ein tiefes Dunkel gehüllt; aber auch aus spätern Zeiten, wo ein verhältnißmäßig hoher Culturzustand der Völker eine entsprechende Entwickelung dieser Wissenschaft anzunehmen gestattete, fehlen uns sichere Nachrichten. Von der Mathematik der Aegypter, des sicherlich ältesten Culturvolkes, wissen wir bis jetzt so viel wie gar nichts — ebenso verhalte es sich bei den Culturvölkern am Euphrat. Vor allen Dingen sei es daher bei diesen dürftigen Nachrichten nothwendig: die allgemeine Geistesrichtung, die Ideenkreise der Hauptvölker richtig aufzufassen, um so wenigstens eine allgemeine Einsicht in das wissenschaftliche Leben derselben zu bekommen — und dieser Grundsatz gelte besonders für jene frühesten Zeiten, in welchen die verschiedenen Völker sich noch in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit gegenüberstanden und wo jene Durchdringung noch nicht Statt gefunden hatte, welche unsere heutigen Zustände, besonders im wissenschaftlichen Leben, charakterisirt. Aehnlich verhalte es sich in Bezug auf Ost- und Südasien — erst in der neusten Zeit seien uns ältere chinesische Werke in kurzen Auszügen und Inhaltsangaben durch Uebersetzungen zugänglich geworden — aber ein ungleich reicheres Material haben wir schon früher aus Indien erhalten — ein reiches Erbe sei uns aus Griechenland geblieben, obgleich Vieles verloren gegangen sei. Es werden nun Theophrastus aus Lesbos, Eudemus aus Rhodus und Xenokrates als griechische mathematische Geschichtsschreiber genannt, deren Werke aber alle verloren gegangen sind — auch Pappus und Proklos Schriften sind für die Geschichte der griechischen Mathematik von Wichtigkeit — aber bei all dem herrsche gerade

über die interessanteste Zeit, bis auf Euklides, große Ungewißheit. Aus dem Angeführten erhelle, wie schwierig hier die Feststellung der Thatsachen werde und wie leicht große Irrthümer aufkommen konnten — zumal, da man bisher gewohnt gewesen sei, für die Griechen Alles in Anspruch zu nehmen — worauf man dagegen die Leistungen anderer Völker wieder überschätzt habe. Wenn es also für die früheste Geschichte der Mathematik an bestimmten Nachrichten fehle, so dürfen diese nicht durch willkürliche Annahmen ergänzt werden, sondern man müsse sich an allgemeine Gesetze halten, welche sich aus der ganzen geistigen Entwickelung eines Volkes ergeben.

Die abstracte Wissenschaft, bemerkt der Verf. sehr richtig, entstand erst am Ende eines sehr langen Zeitabschnittes, während welchem die Mathematik nur Beziehung zur Wirklichkeit hatte — von dieser gingen die Menschen aus und erhoben sich schwer und langsam zur Abstraction. Die Geschichte der Mathematik, besonders die anfängliche, darf nach dem Verf. nicht von der allgemeinen Culturgeschichte getrennt werden, deren Grundlagen selbst wieder in Gesetzen liegen, welche die Natur und den Menschen beherrschen. Wo also Ueberlieferungen aus dem Gebiete der Mathematik fehlen, da werde man nur aus der Gesammtheit aller Erscheinungen im Leben eines Volkes Schlüsse zur Erklärung späterer Productionen ziehen können und so mit der größten Wahrscheinlichkeit die Lücken auszufüllen vermögen, um ein gleichartiges Ganzes herzustellen.

Die vorurtheilsfreie Betrachtung des Naturganzen, wenn auch nur in seinen Hauptmomenten, durch die Verbindung wissenschaftlich ermittelter Thatsachen, lasse schon die allgemeinen Gesetze und

Bedingungen für das Weltleben erkennen — dadurch gewinne man einen Ausgangspunkt; die abenteuerlichen Bilder verschwinden; die Widersprüche lösen sich; die Erscheinungen bleiben getrennt, weil man ihre nothwendige Grundlage kennt; die verschiedenen geistigen Richtungen lassen sich leicht erkennen und mit ihnen die Ideenkreise der Völker, ihr religiöses, wissenschaftliches und staatliches Leben. Damit sei die Hauptsache gewonnen und man werde einsehen können, weshalb ein Volk eine bestimmte Richtung eingeschlagen habe, und was sein Eigenthum sein könne.

Nach den vorhin in der Kürze angedeuteten Ansichten hat nun der Verf. seine Geschichte der reinen Mathematik bearbeitet — und er handelt deshalb in dem ersten Theile zunächst von dem Gesetze der Entwickelung des Weltlebens — und zwar successive von der Entstehung der Körperwelt — von der Erdoberfläche — von der Schöpfung der Menschen und ihren Ursitzen — von der Sprache — von den vier Menschenrassen und ihren Wanderungen — von den geistigen und socialen Zuständen in den ersten Zeiten — von den afrikanischen Rassen und ihren Ideenkreisen — von den asiatischen Rassen und ihren Richtungen — von Indien und Griechenland — worauf noch eine allgemeine Uebersicht und Schlußbemerkungen folgen.

Aus diesen Erörterungen des Verfs sieht man: daß derselbe kein einseitiger Mathematiker ist, sondern sich auch in andern Zweigen des Wissens umgesehen hat. Bekanntlich kann in diesen Dingen aber von einem positiven Wissen, wie in der reinen Mathematik, sehr oft keine Rede sein — es sind oft nur mehr oder weniger wahrscheinliche Meinungen (Hypothesen), die häufig divergiren

und einander entgegenstehen. Eine ausführliche Beurtheilung der Ansichten des Verfs kann hier um so mehr wegfallen, als diese Gegenstände eigentlich gar nicht in die reine Mathematik gehören — so klar und anziehend sie der Verf. auch behandelt hat — nur einige allgemeine Bemerkungen desselben wollen wir hier anführen.

Mit der Schöpfung des Menschen soll die Bildungsgeschichte der Erde in ein neues Stadium gelangt sein, weil der Mensch mit seiner freien, bewußten Thätigkeit mit Plan und Absicht mächtig (?) in das Naturleben eingreise und demselben neue Wege anweise — und weil der Mensch das Anfangsglied einer neuen Reihe sei, so soll auch seine Bestimmung eine ganz andere sein, als die der übrigen Geschöpfe. Der Verf. nimmt eine bindende und eine lösende Kraft an — die letztere ist das Leben selbst, welches von Anfang an thätig war; aber in der Materie gebunden, nur allmälig durch den Weltbildungsproceß zur Freiheit gelangt — das Leben soll erst im Menschen wieder zur freien Selbstbestimmung gelangen — die Materie soll das freiwillig entäußerte, gefesselte Leben, die bindende Kraft, der eigentliche T o d sein. — Aus und durch sich selbst soll die Materie nichts vermögen — und doch soll sie wieder Alles mit sich in den gleichen Zustand ziehen, das Leben binden und vernichten — aber in dem Augenblicke ihres Werdens, wo sie das freie Leben zu vernichten strebt, soll sie dieses an sich binden, ohne es ganz aufheben oder vernichten zu können. Bis zur Schöpfung des Menschen soll die Wirkung der Erde auf das freie Leben nur eine bedingte, also auch die Gegenwirkung eine bedingte gewesen sein — mit dem Erscheinen der Vernunftwesen soll sich dieses Verhältniß ge-

Digitized by Google

ändert haben — der freie Geist soll nicht mehr an die Schranken der Nothwendigkeitsgesetze gebunden sein; — die Schöpfung des Menschen soll der alleinige Zweck der Naturprocesse sein (?). Das Loos des Menschen soll darin bestehen: durch die Vernichtung der Materie aus eigener freier Kraft sich seinen Geist selbst zu schaffen — das allgemeine Leben ist der Geist — Gott — der Geist, der nun nicht denkt, ist kein Geist — das Leben, das nicht schafft, kein Leben — Denken und Schaffen sind daher bei Gott dem Geiste, Eins — der Gedanke Gottes ist die Welt (?).— Die Schöpfung ist ohne Anfang und ohne Ende — die Welt besteht aus Theilen (?) Gottes, die er durch den Entwickelungsproceß der Welt wieder an sich zieht — in der ganzen Natur findet kein Entstehen, sondern nur ein Uebergang aus einer niedern Frrm in eine höhere Statt — der fesselfreie Geist soll bei seiner Rückkehr in das allgemeine Leben sein individuelles Bewußtsein nicht verlieren können 2c. 2c.

Wenn aber der Verf. behauptet: man gelange zu diesen seinen Ansichten mit Nothwendigkeit, wenn man ohne vorgefaßte Meinung die Naturerscheinungen prüfe, so ist das wohl etwas zu viel behauptet — und es liegt am Tage, daß die entgegengesetzte Ansicht, welche der Verf. nun bespricht, und wonach die Materie das allein wirklich Seiende ist 2c. 2c., hierauf ebensowohl Anspruch machen könnte (?). Auch finden wir die Kritik des Verfs über diese zweite Ansicht, welche er ganz richtig das Schooßkind unserer Zeit nennt — viel zu hart (?).

Der zweite Theil enthält die Geschichte der Mathematik bei den alten Völkern bis auf die Araber. Zunächst bemerkt der Verf., daß erst vom

6. Jahrhundert n. Chr. an von einer Geschichte der Mathematik die Rede sein kann — am frühesten sei die Zahl zu ihrem abstracten Begriffe erhoben — die Form dagegen erst viel später bei einer höhern Stufe der geistigen Cultur. Indien ist höchst wahrscheinlich das Vaterland der jetzt allgemein üblichen Darstellungsart der Zahlen, welche gewiß eine der merkwürdigsten Erfindungen und ein höchst interessanter Punkt in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes ist. — Der Kreis und das rechtwinklige Dreieck waren die ersten Figuren, welchen die Menschen ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Alle Völker, welche eine gewisse Cultur erreichten, hatten den Satz: daß der Umfang des Kreises dem 6fachen Halbmesser oder dem 3fachen Durchmesser gleich sei. Empirische Formeln für dieses Verhältniß, wie: $\sqrt{10}$ kommen erst viel später vor. Der pythagoreische Satz kommt bei allen Culturvölkern vor und reicht so weit in das Alterthum zurück, daß sich seine Erfindung gar nicht angeben läßt. Die Nothwendigkeit zur Berechnung der Flächen führte ebenfalls zu verschiedenen Sätzen — und es sind solche Sätze aus der Arithmetik und Geometrie auch vor der griechischen Periode gewiß sehr viele bekannt gewesen; sie wurden aber nicht auf wissenschaftlichem Wege, sondern durch empirische Verfahren gefunden, was nicht anders zu erwarten war; denn aller Anfang ist schwer.

Die wissenschaftliche Mathematik beginnt erst bei den Griechen, deren Geschichte der Verf. nun mit der entsprechenden Ausführlichkeit, mit großer Klarheit und mit Unbefangenheit erzählt. Sehr treffend bemerkt der Verf.: daß diese wesentliche Veränderung nur dadurch bewirkt wurde, daß die Griechen viele fremde Ideen und Sätze (besonders

Digitized by Google

durch die Aegypter) erhielten, welche sie zum Nachdenken veranlaßten, weil sie dieselben, als nicht aus ihrem Wesen hervorgegangen, nicht passiv aufnehmen konnten, sondern genöthigt waren, auf den Grund der Dinge zurückzugehen. Die Größe überhaupt wurde nur anschaulich als Raumgröße dargestellt, so daß sich nur eine Geometrie entwickelte — die Arithmetik wurde geometrisch dargestellt und bildete einen Theil der Geometrie, welche ihrer Entstehung gemäß aus einzelnen Sätzen bestand, die in einen künstlichen Zusammenhang gebracht wurden. Die Geometrie wurde bei den Griechen nicht wegen ihrer Anwendung cultivirt, sondern als eine reine Geistesgymnastik betrachtet, deren Hauptzweck nicht sowohl in der Ausmessung der Figuren, als vielmehr in der Erforschung ihrer Eigenschaften bestand.

Ein sehr richtiges Urtheil fällt der Verf. über die Elemente Euklides: „Daß dieses System einen höhern Grad von Vollkommenheit zeigt, als die frühern, ist natürlich; es ist aber ebenfalls der Fortbildung fähig und als künstliches System auch der Verbesserung bedürftig. Die Geschichte einer jeden Wissenschaft zeigt uns, daß sie sich in ihrer ersten Entstehung nur schwer fortbewegt, an Kleinigkeiten hängt, Unwesentlichem hohen Werth beilegt. Der Geist ist noch nicht frei; er kann sich nicht erheben, das Einzelne fesselt ihn noch; nur dieses vermag er zu fassen und sich damit zu beschäftigen, wie sich dies in der Form und Art der Behandlung der Wissenschaft ausspricht. Die Mathematik konnte von einer solchen Schwerfälligkeit um so weniger verschont bleiben, als zur Zeit ihrer Entwickelung überhaupt nichts feststand, und sie allein die einzig sichern Resultate darbot. Man suchte sie deswegen mit einem Gerüste zu umge-

Digitized by Google

ben, welches keinen einzigen Ausweg darbot, und auch dem begründetsten Zweifel nicht zugänglich war. Das jugendliche wissenschaftliche Denken bedurfte eines solchen Apparates, wie wir ihn im Euklid erblicken; ohne ihn würde es gar nicht zu seiner Entwickelung gelangt sein. Dies Alles thut der geistreichen Behandlung der Geometrie keinen Eintrag; im Gegentheil muß man erstaunen, mit welcher Gewandtheit und mit welchem Scharfsinne die Griechen jede Schwierigkeit zu überwinden wußten. Mit diesem Verhältniß hängt nun die aphoristische Form enge zusammen; sie ist der Ausdruck dieser Vereinzelung; die kleinen Kreise waren leichter zu überschauen und zu fassen, und deswegen wird noch heute beim ersten Unterrichte der Jugend davon ein vortheilhafter Gebrauch gemacht. Was aber zu den Zeiten Euklid's Bedürfniß war, kann es heute nicht mehr sein, und wenn ein geometrischer Schriftsteller diese Umständlichkeiten vermeidet, so kann ihn der Vorwurf, von der alten Gründlichkeit und Schärfe abgewichen zu sein, gewiß nicht treffen."

Das System des Euklid hat allerdings wesentliche Mängel, was besonders darin seinen Grund hat, daß oft durch Construction das herausgebracht werden soll, was schon in dem Begriffe der Sache liegt, wie z. B. in der Theorie der Parallelen, und daß die Begriffsbestimmungen (Definitionen) oft mangelhaft sind, wie z. B. die der geraden Linie, der Ebene (deren Möglichkeit oder Existenz nicht einmal nachgewiesen ist), des Parallelismus (welche eine bloß negative ist) ꝛc. Wenn in neuern Systemen und Lehrbüchern der Geometrie auch das eine und andere in dieser Beziehung verbessert ist, so lassen sie doch noch Vieles zu wünschen übrig — und manche sind so oberflächlich, daß

Digitized by Google

die Geometrie darin zu einer bloßen Anschauungswissenschaft herabsinkt. Ein naturgemäßes, vollständiges und objectiv consequentes System der Geometrie — ein Euklid der Gegenwart — fehlt uns bis jetzt noch. Hierauf werden besonders die Arbeiten des Archimedes aus Syrakus, welcher zuerst die eigentliche Rechnung in die Geometrie einführte, und dann die des Diophantus näher analysirt. In Bezug auf den Letztern bemerkt der Verf.: daß er höchst wahrscheinlich indische Quellen benutzt habe. Als besonders wichtig für die Geschichte der Mathematik werden ferner die mathematischen Sammlungen des Pappus aus Alexandrien erwähnt.

Ebenso ausführlich handelt der Verf. von der Mathematik der Inder. Es wird gezeigt: daß die Inder gar keine eigentliche wissenschaftliche Geometrie, wohl aber eine schon weit ausgebildete Arithmetik und Algebra hatten — namentlich die unbestimmte Analytik war sehr weit — und ist erst im Anfange des 17. Jahrhunderts in Europa unabhängig von indischen Quellen wieder erfunden. Brahmegupta's Arithmetik und Algebra und Bhaskara's Lilavati oder Rechenkunst, so wie dessen Vija-Ganita oder Algebra werden ausführlich analysirt. In diesem letzten Buche kommt schon vor, daß $\sqrt{A}$ sowohl positiv als negativ zu nehmen, und $\sqrt{-a}$ unmöglich sei — und von $\frac{a}{0} = \infty$ heißt es: „Diese Größe erleidet keine Veränderung, wie man sie auch vermehren, oder vermindern mag, wie der ewige und unendliche Gott sich nicht verändert bei der Schöpfung oder Zerstörung von Welten, obgleich zahllose Wesen aus ihm hervorgehen, oder in ihn zurückkehren."

Digitized by Google

Am Schlusse der Geschichte der indischen Mathematik bemerkt der Verf. ausdrücklich und wiederholt: wie unrichtig es ist, Alles den Griechen zuzuschreiben — daß nur Gegensätzliches umgestaltend und bildend wirken kann. Eine solche gegenseitige Einwirkung entgegengesetzter Elemente (die geometrische und arithmetische Richtung) habe ohne Zweifel auch zwischen Indien und Griechenland Statt gefunden — und zwar anfangs nicht unmittelbar, sondern über Babylon. So sei die Anregung zu der eigentlichen Geometrie den Griechen aus Aegypten, zur Arithmetik aus Babylon und zur rechnenden Geometrie aus Indien gekommen.

Nun folgt eine kurze Geschichte der Mathematik der Chinesen und darauf eine ausführlichere der der Araber. Es ergibt sich: daß die Araber weder die Griechen in der Geometrie, noch die Inder in der Algebra erreicht haben — und daß sie nicht sowohl für die Erweiterung als für die weitere Verbreitung der Wissenschaft gewirkt haben. Ihre eigentliche Aufgabe war die Verbindung der Rechnung mit der Geometrie. Sie haben uns beide Richtungen vereinigt überliefert und ihre Commentare das Studium erleichtert. Europa würde in seinen damaligen Zuständen nicht fähig gewesen sein, die Cultur der alten Welt aufzunehmen, wenn sie nicht nach und nach und stückweise in einer leichten, zugänglichen Form durch lebendige vermittelnde Träger wäre geboten worden.

Der dritte Theil enthält die Entwickelungsgeschichte der Mathematik bei den neuern Völkern bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Zunächst ist von der Mathematik der Römer die Rede, welche für die Fortbildung dersel-

Digitized by Google

den nichts geleistet haben — und nur des Zusammenhanges wegen erwähnt werden. Hierauf folgt die Geschichte der Mathematik in den abendländischen Reichen von 500 — 1200. Sehr richtig bemerkt der Verf.: „Mit Unrecht bezeichnet man die auf den Untergang des römischen Reiches folgenden 7 Jahrhunderte als eine Zeit der Finsterniß oder des Verfalles; sie müssen vielmehr als die Zeit der neuen Erhebung betrachtet werden, welche, wenn man die Macht betrachtet, mit der sie bekämpft wurde, nur langsam vor sich gehen konnte. Die geistige Thätigkeit war in dieser Zeit größer, als in der der vorhergehenden Jahrhunderte; denn jene legte ein Fundament, während diese verfallen ließ. Die Germanen haben (bei ihrer Besiegung der Römer) keine Wissenschaften und Erfindungen mitgebracht, sie haben aber eine versunkene und abgestandene Cultur vernichten helfen und die Fähigkeit eingepflanzt, aus den Trümmern eine neue und lebenskräftige Cultur zu erziehn."

Mit dem Anfange des 13. Jahrhunderts begann für die mathematische Wissenschaft eine neue Zeit, indem das indische (decadische) Zahlensystem und die Algebra durch Bonacci, einen Kaufmann aus Pisa, in das christliche Europa eingeführt wurde. Tausend Jahre hatten die Griechen zur Entwickelung ihrer Mathematik gebraucht, und tausend Jahre waren zu ihrer Wiederherstellung in den Abendländern erforderlich. Die erste Hälfte dieses Zeitraumes wurde verwandt, um aus den lateinischen Schriftstellern die spärlichen Reste griechischer Wissenschaft zu erlernen; die zweite Hälfte, um aus arabischen Quellen ein Gemisch indisch-griechischer Wissenschaft aufzunehmen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hörte die Repro-

duction auf und die frei selbständige Forschung trat wieder ein, welche mit Regiomontanus begann. Ihm folgten Pacioli, Werner, Rudolph, Scipio Ferro, Tartaglia, Cardanus, Bombelli, Stiefel, Viete, Girard, deren Leistungen der Verf. näher bezeichnet — und zuletzt bemerkt er sehr richtig: „Es kann kaum etwas Einfacheres geben als die Art, wie man sich die Entstehung der Gleichungen denken muß, und doch ist man im Laufe vieler Jahrhunderte nicht darauf gekommen. Um erkennen zu lernen, daß Gleichungen entstehen aus der Multiplication einfacher Factoren und daß sie sich in diese wieder müssen auflösen lassen, dazu bedurfte es Männer wie Vieta, Girard, Harriot (und selbst jetzt noch Männer wie Gauß, Cauchy ꝛc.; denn noch jetzt müht man sich ab: direct zu beweisen, daß jede Gleichung wenigstens eine Wurzel von der Form $a + b\sqrt{-1}$ hat! —). Und noch später war die Gewohnheit, an dem Alten zu hängen, noch so mächtig, daß, nachdem man die Realität der negativen Wurzeln erkannt hatte, sie noch falsche Wurzeln genannt wurden.“ (Dasselbe ist noch jetzt der Fall — denn noch jetzt werden die Begriffe des unendlich Großen und unendlich Kleinen bald angenommen, bald verworfen, obgleich sie unmittelbar durch die Entstehung stetiger Größen an die Hand gegeben werden — und noch jetzt ist die Gauß'sche Theorie des Imaginären nicht allgemein angenommen, obgleich sie fast $1/4$ Jahrhundert alt und so einfach und naturgemäß ist, wie nur etwas sein kann! —)

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 21. October 1854.

Stuttgart

Schluß der Anzeige: „Die Geschichte der reinen Mathematik in ihrer Beziehung zur Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes. Von A. Arneth."

Hierauf folgt die Geschichte der Erfindung der Logarithmen — und über die Einführung der Idee des Unendlichen in die Mathematik durch Kepler bemerkt der Verf. sehr richtig: „Eine solche Vorstellung, die den Indern geläufig war, wagten aber die Griechen nicht, sie umgingen sie auf künstliche Weise, und dadurch wurden ihre Beweise höchst schwerfällig. (Dasselbe ist auch in unserm Jahrhundert bei Lagrange ꝛc., hinsichtlich der höhern Analysis der Fall gewesen — und selbst die jetzt so beliebte Grenzmethode ist nichts weiter, als ein solches Scheingerüste). Man begreift aber leicht, wie die Griechen bei ihrer Richtung einer Vorstellung ausweichen mußten, bei welcher ihnen die Sache gleichsam unter den Händen verschwand und sie nichts Darstellbares mehr hatten, woran

Digitized by Google

sie sich halten konnten. Kepler brach nun zuerst dieses Verhältniß, und hat dadurch der Mathematik einen großen Dienst geleistet; denn bei allen derartigen Dingen kommt es nur darauf an, daß Jemand den ersten Schritt thut. Die Einführung der Idee des Unendlichen war so nothwendig, daß ohne sie gar keine Fortschritte von Bedeutung möglich gewesen wären, und sie wird sich immer erhalten, wie sehr man sich auch bemühen mag, sie zu verdecken oder zu umgehen." Weiter werden die Methoden von Roberval und Fermat für Tangenten, so wie für Maxima und Minima besprochen — dann das Wiederaufblühen der synthetischen Geometrie — und die Erfindung der analytischen Geometrie. In Bezug auf letztere sagt der Verf. ebenso bündig als treffend: „Die Gleichung einer Curve ist der Inbegriff aller ihrer Eigenschaften, und der Geometer kann sie sämmtlich aus ihr ableiten. Man erkennt leicht, welche ungeheure Umwälzung die Geometrie hierdurch erfahren mußte."

Auch die Arbeiten von Wallis, Brounker, Barrow, Huygens ꝛc. werden kurz erwähnt — und zuletzt folgt ein allgemeiner Ueberblick, wobei auch die Philosophie und Religion nicht unerwähnt bleiben. In Beziehung auf erstere heißt es: „Es schreckte die Menschen nicht ab, wenn sie ein philosophisches System nach dem andern fallen sahen; sie ergriffen das Neue mit derselben Gier und demselben treuen Glauben an seine Unfehlbarkeit. Dies beurkundet ein Bedürfniß bei den Menschen; sie wollen denken, und frei denken; sie wollen lieber schaffen, als das Geschaffene betrachten. — Unter allen Völkern Europas hat das deutsche Volk am meisten dieser Richtung sich hingegeben. Die Philosophie hat zu allen Zeiten eine

Digitized by Google

große Anregung gegeben und die geistige Thätigkeit wach gehalten; sie hat die Menschen über ihre alltägliche Sphäre gehoben und ihr Selbstgefühl gestärkt."

Zuletzt folgt nun die Geschichte der Mathematik von der Erfindung der Analysis des Unendlichen bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Sehr richtig bemerkt der Verf.: daß die Newton'sche Fluxionsrechnung ursprünglich nur einen speciellen Charakter, wie alle frühern Methoden gehabt, und nicht für sich, sondern nur in ihrer Verbindung mit der Geometrie und Mechanik bestanden habe; aber von ihrem Erfinder schon in großer Ausdehnung angewandt sei. Hierauf wird die Leibnizische Grundlage der Differentialrechnung entwickelt — aber wohl gar zu kurz, als daß sich ein damit noch Unbekannter einen genauen und vollständigen Begriff davon machen könnte. Auch ist es nicht ganz richtig, wenn der Verf. bemerkt: daß sich Leibniz nicht abgemüht habe: das unendlich Kleine zu umgehen — was er allerdings wiederholt gethan; denn bald betrachtet er die dx, dy als absolute Nullen — und bald als endliche Größen — und überhaupt scheint Leibniz mit der begrifflichen Begründung seiner Erfindung nicht ganz ins Reine und Klare gekommen zu sein — obgleich seine indirecte Beweisführung sehr treffend ist.

Mit Recht bemerkt der Verf.: daß der Streit, welcher sich zwischen Newton und Leibniz über das Recht an dieser wahrhaft großartigen Erfindung entsponnen, für unsere Zeit sein Interesse verloren habe; aber von Kepler bis auf Leibniz trete bei jedem folgenden Bearbeiter die Idee des Gegenstandes immer klarer hervor; der Uebergang sei unmerklich; Einer endlich mußte sie in ihrer

ganzen Reinheit, abgelöst von allen Nebendingen, aussprechen, und dieser war Leibniz.

Als Fortbildner der neuen Analysis werden nun die Bernoullis, Hospital ꝛc. und besonders Euler genannt, worauf der Verf. zur Variationsrechnung übergeht, und sehr richtig bemerkt: daß dieselbe nicht für sich, sondern nur in Verbindung mit der Differential- und Integralrechnung besteht, und zum Zwecke hat: die Function der Veränderlichen zu finden, welche unter gewissen Bedingungen zu einem Maximum oder Minimum führt.

Endlich folgt der Schluß und der Uebergang in eine neue Periode, welche mit Laplace, Legendre ꝛc. beginnen und mit Lacroix schließen soll, welche der Verf. die der Begründung (?) der Analysis des Unendlichen nennt — und die nun folgende Periode, in welche die Arbeiten von Gauß, Jacobi, Cauchy ꝛc. fallen, wird die der Entwickelung (und auch der festern Begründung) genannt. Auch diese Periode habe ihre eigenthümliche Seite und ihre culturgeschichtliche Bedeutung, auf deren Auseinandersetzung der Verf. leider nicht ebenso ausführlich, wie auf die der frühern Perioden eingeht, sondern nur über einzelne Zweige, wie die Theorie der Gleichungen, Einiges sagt. Durch eine gehörige Betrachtung der enormen Fortschritte der Mathematik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts würde der Verf. den Werth seines Werkes bedeutend erhöhet haben — besonders für Mathematiker von Fach. Gerade weil sich das Material so sehr angehäuft hat, ist eine unparteiische Beurtheilung desselben von so hoher Wichtigkeit, um das Studium der Wissenschaft von dem unnützen Ballaste zu befreien. Ref. hält eine durchgreifende „Kritik der reinen Mathematik“ für ein ebenso zeitgemäßes Unternehmen, als es einst Kant's

Digitized by Google

Kritik der reinen Vernunft für die Philosophie war. Freilich wird hier dieses Geschäft schwieriger, als für die frühern Perioden. Es ist wohl ein Irrthum des Verfs, wenn er behauptet: daß die Entwickelung der Functionen in Reihen mittelst des Taylor'schen und Maclaurin'schen Satzes zwar oft schneller zum Ziele führe; aber auf Kosten der Klarheit und Einsicht in die Sache. — Letztere soll nur die ehemalige combinatorische Behandlung, welche die directe Methode genannt wird — die andere die indirecte (?) gewähren (?!). — Die wahrhaft adäquate oder immanente Entwickelungsmethode ist offenbar nur die, welche die Bedingungen ihrer Möglichkeit und Gültigkeit stets von vorn herein mit sich führt (wie bei dem Cauchy-Maclaurin'schen Satze), was bei der combinatorischen Methode durchaus nicht der Fall ist. Inwiefern es natürlicher und klarer oder directer sein soll, das $(x+h)^n$ aus $(x+a)(x+b)(x+c)$ . . . . als aus x^n hervorgehen zu lassen, wüßten wir nicht zu sagen. Jedoch fügt der Verf. sogleich ausdrücklich hinzu: „Wenn man keiner einseitigen Richtung huldigt, so muß man auch dieser (indirecten, künstlichen?) Beweisart Gerechtigkeit wiederfahren lassen; denn die directen (?) Beweise sind nur bei den Functionen $(y=(x+h)^n$, u. s. w.) anwendbar, welche . . . ." Auch fordert der Verf. die Bedingung der Convergenz (welche er jedoch unrichtig angibt; denn eine unendliche Reihe ist bekanntlich deshalb noch nicht convergent, weil ihre Glieder immer kleiner werden) — aber es soll eine ganz falsche (?) Ansicht sein: sich bei Reihenentwickelungen gleich von vorn herein von der Idee der Annäherung leiten zu lassen — man hemme dadurch unnöthigerweise den Flug der Wissenschaft (die Analysis soll auch

Digitized by Google

nicht fliegen — sondern sich nur auf festem Boden bewegen — auch stellt die unendliche Reihe die Function nicht bloß annähernd, sondern absolut genau dar! —). Die Combinationslehre bildet allerdings eine höchst interessante selbständige abstracte, rationelle Wissenschaft, wie die Arithmetik und Geometrie, deren Gesetze der Mathematiker kennen muß, und welche namentlich in der Theorie der zufälligen Ereignisse (Wahrscheinlichkeitsrechnung, über deren Gegenstand und Bearbeitung, beiläufig bemerkt, der Verf. kein Wort sagt) ihre legitime Anwendung finden, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte; allein von der Ansicht: daß die Combinationslehre das Fundament der mathematischen Analysis sei, ist man seit den Cauchy'schen Arbeiten ganz zurückgekommen — weil nicht der Begriff der zufälligen Combination, sondern der der stetigen Veränderlichen und der Function derselben die Grundlage der gesammten Analysis bildet. Und in der That wird eine analytische Untersuchung durch combinatorische Betrachtungen (abgesehn davon, daß man oft so weit gar nicht auszuholen braucht) nie vollständig erreicht — selbst in den einfachsten Fällen nicht (wie z. B. bei dem binomischen Theoreme $(x+h)^n$, rc.), und es sind immer noch anderweite Betrachtungen durchaus erforderlich.

Der Verf. kommt nun nochmals auf die Fortschritte der unbestimmten Analytik (Theorie der Zahlen) — die der Lehre von den Gleichungen — der synthetischen und analytischen Geometrie und seine allerdings nur kurzen Bemerkungen sind im Allgemeinen ebenso treffend, wie bisher. In Bezug auf die Theorie der Zahlen sagt er: „In Europa hat Fermet den Anstoß gegeben; Euler und Lagrange haben nebst andern Mitarbeitern

Digitized by Google

die Sache weiter geführt; aber erst Legendre und Gauß haben die Theorie der Zahlen gegründet. Mit Recht haben jetzt diesem schönen Zweige viele und ausgezeichnete Kräfte sich zugewandt, deren vereinten Bemühungen es hoffentlich bald gelingen wird, dem Gegenstande eine naturgemäße (?) und einfache Entwickelung zu geben — und eine Form, durch welche er mehr mit den andern Zweigen der Mathematik übereinstimmt (?). Nur hierdurch wird er größere Theilnahme und allgemeinere Verbreitung finden. Ein derartiger Versuch ist bereits von Crelle gemacht, und es ist zu wünschen, daß er seine Wirkung nicht verfehlt (?)."

In streng wissenschaftlichem Sinne wird jede Fortbildung der höhern Arithmetik nur auf der Gauß'schen Grundlage geschehen müssen, wie dies auch die dazu befähigten Männer: Jacobi, Lejeune-Dirichlet, Eisenstein ꝛc. gethan haben — wogegen die Crelle'sche „encyklopädische Darstellung" nur als eine reformatio in pejus — ein Rückschritt — erscheint, die höchstens für elementare pädagogische Zwecke brauchbar ist. Gerade darin besteht der hohe wissenschaftliche Werth der Gauß'schen Behandlung, daß der bloße Calcül mehr in den Hintergrund, das reine Denken dafür an die Stelle tritt — wie dies überhaupt die Tendenz der neuern Richtung ist — worin Gauß seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert vorangeeilt war — gerade darin besteht die hohe bildende Kraft dieses Zweiges der Mathematik, daß fast Alles durch das r e i n e a b s t r a c t e D e n k e n erlangt werden muß, wobei uns keine sinnliche Anschauung wie in der Geometrie zu Hülfe kommt. Schon Euler sagt: »**Le vrai dynamomètre du génie est placé dans la théorie des nombres.**«

Digitized by Google

Ganz zuletzt kommt der Verf. nochmals kurz auf seine Betrachtungen im ersten Theile zurück, namentlich auf sein „Gesetz des Fortschrittes“, wonach die geistigen Processe Naturprocesse sind, u. s. w. — Aus dem Obigen sieht man: daß das in Rede stehende Werk kein rohes gedankenloses Product eines einseitigen Mathematikers ist — daß die Urtheile des Verfs im Allgemeinen richtig und unbefangen sind — wenigstens in Bezug auf mathematische Dinge — und daß mithin das Buch sowohl angehenden Mathematikern, wie Lehrern der Mathematik an höhern Anstalten mit Recht empfohlen werden kann, denen die einfache und klare Darstellung des Verfs gewiß zusagen wird. Dr. Schnuse.

Wien

Carl Gerold und Sohn 1854. Grundzüge der pathologischen Histologie von Carl Wedl Dr. Privatdoc. zu Wien. Mit 203 Holzschnitten. IV und 825 S. in Octav.

Die pathologische Histologie hat sich im Verlauf der letzten fünfzehn Jahre einer sehr lebhaften Cultur zu erfreuen gehabt, ihre Litteratur hat mit jedem Jahre einen ansehnlicheren Umfang gewonnen, doch haben wir bis jetzt nur zwei, ihr ganzes Gebiet umfassende und ihr ausschließlich gewidmete Handbücher, das erste wurde in den Jahren 1845 und 1848 von Günsburg herausgegeben, das zweite liegt uns hier vor. Wenn wir dieses stattliche Werk seines reichen und gediegenen Inhaltes wegen als eine erfreuliche Erscheinung im Gebiete unsrer Wissenschaft begrüßen, so müssen wir doch von vorn herein die Befürchtung aussprechen, daß dasselbe trotz vieler

Digitized by Google

guten und werthvollen Seiten, doch leider zu denjenigen Büchern gehört, welche eigentlich für Niemand geschrieben werden. Ein solches Werk, wie das vorliegende, kann seine Bedeutung nur nach zwei Richtungen hin haben, als Lehrbuch für Studirende und angehende praktische Aerzte oder als ein, diesen speciellen Zweig der Wissenschaft als Ganzes umfassendes und ihrem derzeitigen Standpunkte nach, so weit derselbe nach den eignen Untersuchungen des Verf. Geltung haben kann, darstellendes, für die gesammten Vertreter der Wissenschaft bestimmtes Handbuch. Es scheint nun, als habe sich der Verf. keine dieser Richtungen in's Auge gefaßt, sondern sich seine Aufgabe ganz vag und im Allgemeinen gestellt, aber diesem Umstand ist es nun auch zuzuschreiben, wenn das Werk trotz der darin niedergelegten ausgedehnten Untersuchungen und Beobachtungen des Verfs, welche so vieles für die Wissenschaft verwerthbares Material enthalten, nach keiner Seite befriedigen kann. Als Lehrbuch hat es vor Allem den Mangel eines zu großen Umfanges und damit verbundenen sehr hohen Preises, aber auch die Darstellung des Gegenstandes selbst müssen wir als eine für ein Lehrbuch verfehlte ansehen: theils ist die Behandlung der einzelnen Abschnitte sehr ungleichmäßig, viele Einzelheiten werden mit der größten Ausführlichkeit behandelt, andere Dinge kaum berührt oder unverhältnißmäßig kurz abgemacht, die Darstellung ist nur selten fest, bestimmt, wie es der Lehrzweck verlangt, sondern nur zu oft schwankend, ferner in Betrachtungen übergehend, welche der Richtung eines Lehrbuchs fremd sind und in die eines Werkes der Wissenschaft einschlagen, den Schüler aber nur verwirren müssen; ganz fremd dem Zwecke eines Lehr=

Digitized by Google

buchs sind ferner die vielen Mittheilungen von Detailuntersuchungen, die wohl für die Wissenschaft willkommne Beiträge sind, aber nicht für den Schüler passen, da sie meist keine Frage in der Art zum Abschluß bringen, daß etwa dem Schüler Klarheit daraus werden könnte. Fassen wir nun die Stellung des vorliegenden Werkes als rein wissenschaftliches Werk auf, so vermissen wir zunächst ein gründliches und ausführliches Eingehen auf die Litteratur, die für ein Buch, in welchem der Standpunkt der betreffenden Wissenschaft ausgedrückt sein soll, unumgänglich nothwendig ist. Für diesen Mangel finden wir aber auch ferner keinen Ersatz in des Verfs eignen Untersuchungen, deren Darstellung er in den Vordergrund stellt, dieselben erstrecken sich zwar auf die Mehrzahl der pathologischen Gewebe, aber manche sind kaum namentlich erwähnt, viele nur einmal oder nur flüchtig untersucht worden und nur wenige in einer erschöpfenden Weise durchgeführt. Diese Mittheilungen aber würde man viel lieber in kurzen Journalaufsätzen lesen, als sie jetzt neben so vielen weniger wichtigen und oft nur für den Schüler geschriebenen mühsam hervorsuchen zu müssen. Das Buch enthält also für den Schüler zu viel, für die Wissenschaft zu wenig und insofern kann man eben sagen, es ist so recht für Niemand geschrieben. Uebrigens kann man dem Verf. für die Mittheilung der Untersuchungen nur dankbar sein, in einer so jungen und in der Entwicklung begriffenen Wissenschaft wie die pathologische Histologie sind alle Bausteine willkommen, und daß sich so mancher gute Baustein, so mancher Beitrag zur Förderung der Wissenschaft auch im vorliegenden Werke findet, ist freudig anzuerkennen und hervorzuheben. Ich

komme endlich noch zur Besprechung eines Punktes, welcher das Studium dieses Werkes sehr erschwert, ja zuweilen fast unerträglich macht, es ist das die an vielen Stellen so unklare, ja confuse Manier der Darstellung und Schreibart: die größten Härten der deutschen Sprache wiederholen sich fast auf jeder Seite; ferner: statt die Rede einfach dahin fließen zu lassen, beliebt es dem Verf. nur zu oft sich in gelehrt sein sollenden, mit allerlei Fremdwörtern ausgeschmückten, abstrusen Betrachtungen zu ergehen; er liebt es zuweilen, um eine Sache darzuthun, eine Art mathematische Formelbildung anzustellen, was aber meist dem Gegenstand gar nicht angemessen ist und ihn noch mehr verwirrt; er braucht ferner sehr gern Fremdwörter, aber oft da, wo sie gar nicht besonders bezeichnend sind und in einer völlig ungebräuchlichen Art, so z. B. nennt er geformte Bestandtheile einer Masse „formelle“, zwei Körper von gleicher Gestalt nennt er „isomorph“, ohne die Bedeutung dieses Ausdrucks in der Chemie zu berücksichtigen, circumscripte Veränderungen bezeichnet er als „concrete“ ꝛc.; sehr geplagt werden wir mit dem Wort Kategorie, über welches wir in Parenthese belehrt werden, daß es Gedankenform heißt, und für welches der Verf. eine solche Vorliebe hat, daß er geneigt ist die Neubildungen in „Familienkategorien“ einzutheilen; es würde mir leicht werden, eine Menge hier einschlagende Einzelheiten aufzuzählen, doch lassen sich diese Verstöße besser fühlen als demonstriren.

Eine kritische Besprechung der einzelnen Abschnitte würde so fruchtbar sein, daß bei dem eng zugerechneten Raum nicht daran zu denken ist und ich begnüge mich kurz die Art der Anordnung des Materials anzugeben. In einer Ein-

Digitized by Google

leitung stellt der Verf. kurz die Aufgaben der Pathologie überhaupt und der pathologischen Histologie im Besonderen fest und gibt dann eine kurze Uebersicht der mechanischen Hülfsmittel beim Mikroskopiren; der wissenschaftliche Standpunkt des Verfs wird am besten durch die auf S. 2 gegebene Definition charakterisirt: „Die Pathologie ist eine auf physicalischen, chemischen und anatomischen Thatsachen begründete theoretische Wissenschaft der Krankheit.“ Der allgemeine Theil des Buches umfaßt folgende Abschnitte: 1. Die pathologischen Veränderungen in der Circulation, Congestion, die verschiedenen Arten der Exsudate und ihre Metamorphosen, die Krasen, hinsichtlich welcher der Verf. zu dem Resultat kommt, „daß die idiopathischen oder primären Blutkrasen als solche noch nicht nachgewiesen sind und die ursächliche Beziehung zu den verschiedenartigen Exsudaten noch zweifelhaft sein muß, anderseits ist nicht zu leugnen, daß die in vielen Fällen offenbar secundär nach einer vorausgegangenen örtlichen Affection entwickelten Blutkrasen auf nachfolgende Exsudationen nach ihrer Art influenziren.“ — 2. Die pathologischen Veränderungen der normalen Zelle; dieselbe setzt nach dem Verf. das „eigentliche Parenchym“ zusammen, weshalb raschere Fortpflanzung derselben die Hypertrophie der Organe, ihr Absterben aber die Atrophie derselben darstellt, da die meisten Organe des reifen Körpers nicht aus Zellen zusammengesetzt sind, muß dahin gestellt bleiben, wo das „eigentliche“ Parenchym der Organe des Vfs zu suchen ist. — 3. Die pathologisch neugebildete Zelle, welche nach dem Verf. stets aus amorphem Blastem hervorgeht; von ihr kommt der Verf. auf die secundäre Anordnung der Elementarorgane und stellt als Typen derselben

Digitized by Google

den aerolaren und papillösen oder zottigen hin, welche die Basis bilden, ich halte diesen und alle folgenden, dasselbe Thema behandelnden Abschnitte für die unklarsten des ganzen Buches, hervorgegangen aus willkürlichen Abstractionen aus unvollständigen Beobachtungen. 4. Bildung der Fasern wird nach Schwann gegeben. 5. Die Bildung des aerolaren Gewebes und der papillösen Neubildung, wird hier noch einmal beschrieben, doch in einer so eigenthümlichen, für mich so völlig unverständlichen Weise, daß ich auf den Passus (S. 92—99) selbst verweisen muß. 6. Bildung der Gefäße, geht theils aus sternförmigen Zellen, theils aus Vermehrung der normalen Capillaren hervor. 8. Bildung der Cysten; die Cyste ist nach dem Verf. „eine auf kleinere oder größere Gewebsabschnitte begrenzte, excessive Volumensvermehrung der Hohlräume des aerolaren Gewebes und der papillösen Zellgewebsneubildung." Die Cyste wird vom Vf. als ein abstractes Gebilde behandelt und ihre Bildung so dargestellt, als würden alle Cysten nach einem Typus behandelt; auch dieser Passus (S. 102—108) ist höchst unklar geschrieben.

Der specielle Theil enthält: I. Familie (S. 109—148) Unorganische Bildungen: Harnsäure, harnsaures Ammoniak, harnsaures Natron, Hippursäure, Harnstoff, Phosphorsäure, Magnesia, Tripelphosphat, oxalsaurer Kalk, kohlensaurer Kalk, schwefelsaurer Kalk, phosphorsaurer Kalk, Fette, Farbstoffe, Concremente. II. Familie (S. 148—217) Atrophien (Involutionen). 1. Blut, dessen Rückbildung im Zustand der Stagnation in Aneurysmen, Entravasaten rc. und im Zustand der Circulation. „Das circulirende atrophisirende Blut besteht in der Abnahme der Elementarorgane und der Zunahme des Fett- und Wassergehaltes." 2.

Fett- und Zellgewebe, 3. Knorpelgewebe, 4. Knochengewebe, 5. Muskelgewebe, 6. Gefäße, 7. Aeußere Haut und Schleimhaut, 8. Lungen, 9. Zähne, 10. Leber, 11. Blutgefäßdrüsen, 12. Nieren, 13. weibliche Geschlechtstheile und die Frucht umgebende Eitheile, 14. Nerven, 15. Auge. III. Familie (S. 218—231) Hypertrophien. Speciell besprochen werden: Fettgewebe, Epidermis, Knochen, quergestreifte Muskelfasern, glatte Muskeln, Drüsen. IV. Familie (S. 232 — 332) Exsudationen, 1. Seröse Häute, 2. äußere Haut, 3. Schleimhäute, 4. Gefäße, 5. Knochen, 6. Muskeln, 7. Blutgefäßdrüsen, 8. Lungen, 9. Leber, 10. Nieren, 11. Sexualorgane, 12. Gehirn- und Rückenmark, 13. Auge. V. Familie (S. 332 — 734) Neubildungen. Diese Familie hat den größten Umfang, die einleitende allgemeine Besprechung kurz, aber sehr unklar, sie beginnt mit der merkwürdigen Definition: „Eine exsudirte Flüssigkeit organisirt sich, wenn Elementarorgane in ihr entstehen, welche entweder in ihrem Charakter oder in der Art ihrer Gruppirung von jenen elementaren Gewebtheilen abweichen, wo die Exsudation Statt gefunden hat. Den Complex der aus dem Exsudate entstandenen Elementarorgane heißt man nun ein Neugebilde." Die „Familienkategorien", in welche diese Neugebilde eingetheilt werden, sind folgende: 1. Körnchenzellen, Körnerkörperchen, Körperhaufen, 2. Eiter, 3. Tuberkel, 4. Neugebilde in der Typhusmasse, 5. Zellgewebsneubildungen, unter welchen zugleich Cysten, papillöse Bildungen, Colloidentartung u. a. m. abgehandelt werden; dieselben werden verfolgt an a. seröse Häute, b. äußere Haut, c. Unterhaut-Fettgewebe und interstitielles Gewebe der Muskel, d. Schleimhäute, e. Gebärmutter und Chorion, f.

Digitized by Google

Schilddrüse, g. Leber, h. Niere, i. Knochen, k. Parotis, l. Mamma, m. Eierstock, n. Hoden und Prostata, o. Auge, p. Gehirn, q. Blut. 6. Neubildung von Fettgewebe, 7. Cholesteatom, 8. Knorpel- und Knochengewebe, 10. Neubildung von Zahnsubstanzen, 10. Krebs, derselbe wird specieller verfolgt an der äußeren Haut, den Schleimhäuten, serösen Häuten, fibrösen Häuten, Knochen, Lungen, Leber, Nieren, Lymphdrüsen, Retroperitonealraum, Brustdrüse, Uterus, Eierstock und Hode, Auge, Gehirn und Nerven. Aus dieser Uebersicht der Neubildungen geht die ungemeine Reichhaltigkeit dieser Abschnitte hervor, welcher eine große Zahl eigner Beobachtungen des Verfs enthält, die von großem Interesse für die Histologie und Entwicklung der Geschwülste und Neubildungen sind.

VI. Familie (S. 734—816) Parasiten. Dieselben werden mit großer Ausführlichkeit beschrieben, so daß dieser Abschnitt fast nur zoologisches Interesse bietet, die Beschreibungen sind theils fremden Arbeiten entnommen, theils als Resultate eigner Untersuchungen hingestellt. A. Pflanzliche Parasiten. 1. Pilze bei Pityriasis, 2. Favus, 3. Plica polonica, Porrigo decalvans, Herpes tonsurans, 4. Pilze der Mundhöhle, 5. Pilze im Dauungskanal. B. Thierische Parasiten. I. Vermes helminthes. 1. Echinococcus hominis, 2. Cysticercus cellulosae, 3. Taenia solium, 4. T. nana, 5. T. mediocannellata, 6. Bothriocephalus latus, 7. Distomum hepaticum et lanceolatum, 8. D. heterophyes, 9. D. haematobium, 10. D. ophthalmobium, Menostomum lentis, Pentastomum constrictum, Hexathyridium Pinguicola, H. venarum, 11. Trichina spiralis, 12. Oxyuris vermicularis, 13. Ascaris lumbricoides,

Digitized by Google

14. Trichocephalus dispar, 15. Ancylostomum duodenale, 16. Eustrongylus Gigas, 17. Str. longevaginatus, 18. Hamularia subcompressa, 19. Filaria medinensis, 20. Filaria lentis, 21. Spiroptera hominis, Ascaris alata. II. Infusorien. III. Arachniden, 1. Sarcoptes hominis, 2. Acarus folliculorum. IV. Insecten, Laus, Floh, Wanze.

Die Beschreibung der histologischen Verhältnisse ist durch 203 in den Text eingedruckte Holzschnitte erläutert, dieselben gehören, technisch betrachtet, zu den besten, die wir haben, insbesondere diejenigen, welche weiße Zeichnung auf schwarzem Grund haben. Die Zeichnungen sind zum großen Theil ebenfalls vorzüglich und instructiv, einzelne aber sind sehr mangelhaft und unklar. Die äußere Ausstattung des Werkes ist ganz ausgezeichnet und macht dem Verleger alle Ehre. Ich schließe meine Anzeige mit dem Wunsche, daß die im Anfange zur Sprache gebrachten Uebelstände die Fachgenossen nicht abhalten möchten, diesem Werke ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken und dem Verf. ihren Dank abzustatten für das Unternehmen, ein umfassendes Handbuch einer so jungen, in der vollen Entwicklung begriffenen Disciplin herauszugeben.

Fr.

Berichtigung.

Stück 48, Seite 480, Zeile 21 ist statt Adershausen Oldershausen zu lesen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stück.

Den 23. October 1854.

Straßburg

à la Lithographie de E. Simon 1852. Description géologique et minéralogique du Département du Bas-Rhin, par M. A. Daubrée, Ingénieur au Corps des mines, Doyen de la Faculté des sciences de Strasbourg, Chevalier de la Legion d'Honneur. Publiée par décision du Conseil général du Département. XVI u. 500 S. in Octav. Nebst einer lithographirten geologischen Charte und fünf Tafeln mit Durchschnitten u. s. w.

Der große Nutzen, welchen geologische Landesaufnahmen nicht allein in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch in praktischen Beziehungen, zumal für Industrie, Land- und Forstwirthschaft gewähren können, hat man in Frankreich mit am frühesten erkannt, dessen Regierung dadurch zur Veranstaltung einer geologischen Chartirung von Frankreich veranlaßt wurde. Die große Arbeit begann bereits i. J. 1823. Sie wurde dem Generalinspector der Bergwerke, Brochant de Vil-

liers, und den damaligen Bergwerks-Ingenieuren Elie de Beaumont und Dufrénoy anvertraut, und nach dem Tode des Ersteren, von den beiden Letzteren i. J. 1840 vollendet. Die Charte hat den Maßstab von $\frac{1}{500000}$, und ist von einem beschreibenden Texte begleitet, der indessen noch nicht vollständig erschienen ist. Diese geologische Aufnahme konnte nur eine allgemeine, die größeren geognostischen Verhältnisse darstellende sein. Eine genauere Untersuchung des Einzelnen, und eine darauf gegründete Entwerfung von Specialcharten, war besonderen, in den einzelnen Departements zu unternehmenden Arbeiten vorbehalten. Durch den Generaldirector der Brücken, Chausseen und Bergwerke, Hn Legrand, wurden im J. 1835 die Präfecten aufgefordert, die Mitwirkung der Departements-Räthe für jenen Zweck in Anspruch zu nehmen. Im Departement des Niederrheins entsprach der Departements-Rath sogleich jener Aufforderung, und der damalige, sehr verdiente Ingénieur en chef des mines, Voltz, wurde mit der Bearbeitung der speciellen geognostischen Aufnahme und Chartirung jenes Departements beauftragt. Nach dem leider frühzeitig erfolgten Tode desselben, übernahm Hr Daubrée die Ausführung jener Arbeit, welche gewiß in keine bessere Hände gelangen konnte. Sie wurde i. J. 1840 begonnen, und i. J. 1848 abgeschlossen. Die Charte, deren Druck i. J. 1851 beendet wurde, hat den Maaßstab von $\frac{1}{80000}$. Das vorliegende Werk liefert dazu den beschreibenden Text. Für diejenigen, denen geognostische Kenntnisse fehlen, ist eine Einleitung bestimmt, welche eine kurze Uebersicht des Baues der Erdrinde enthält, die freilich schwerlich hinreichen dürfte, solche, welche gar keine geognostische Kenntnisse besitzen, zum

Verständniß des reichen Inhaltes des obigen Werkes zu verhelfen. Wer die Mühe scheuet, sich gründliche geognostische Kenntnisse zu erwerben, muß auf den großen Nutzen verzichten, der daraus gezogen werden kann, indem solcher den Halbwissern nothwendig entgehet.

Das obige Werk zerfällt zweckmäßig in vier Abtheilungen. Die erste Abtheilung ist der physikalischen Constitution des Departements gewidmet; die zweite, welche die am mehrsten ausgeführte ist, liefert die Kunde der geognostischen Constitution, indem sie die verschiedenen Gebirgsformationen schildert, und die darin sich findenden Petrefacten, so wie die darin vorhandenen nutzbaren Substanzen aufführt; die dritte Abtheilung enthält eine Art von Statistik der im Departement des Niederrheins sich findenden Mineralkörper; die vierte endlich bietet die Kunde von der Gewinnung der nutzbaren Substanzen, und einige statistische Nachweisungen dar. Diesem erklärenden Texte ist nicht allein eine Reduction der größeren Charte auf den Maßstab von $\frac{1}{200000}$ beigefügt; sondern es befinden sich dabei auch zahlreiche geognostische Durchschnitte und manche andere Zeichnungen. Das Ganze ist so vortrefflich ausgeführt, daß es als ein Muster für ähnliche Arbeiten über andere Gegenden aufgestellt zu werden verdient. Der beschränkte Raum unserer Blätter gestattet uns nur, aus dem reichen Inhalte das Eine und Andere hervorzuheben.

Erster Theil. Physikalische Constitution. S. 1—17. Die Oberfläche des Departements des Niederrheins stellt eine verschiedene Configuration dar: 1. Eine bergige, durch einen Theil der Vogesenkette gebildete Gegend. 2. Eine hüglige Gegend, welche sich in verschiedener Breite

sowohl östlich als westlich von dem bergigen Theile erstreckt. 3. Eine zusammenhängende Ebene, in welcher der Rhein fließt. Die Länge des Rheinlaufes, nach dem Thalwege gemessen, hat von einem Jahre zum anderen abgeändert. Nachdem sie i. J. 1838 147,610 Meter betrug, ist sie gegenwärtig nach einer officiellen Ausmittelung im October 1850, in Folge der bereits ausgeführten Rectificationen, nur 128,590 Meter, und wird nach Vollendung derselben nur etwa noch 116 Kilometer betragen.

Zweiter Theil. Geognostische Constitution. S. 18—406. In dem ersten Kapitel werden die nicht stratificirten Gebirgsarten abgehandelt, zu denen der Verf. auch den Gneus zählt, und wo dann Granit, Syenit, glimmerhaltiger Eurit (Minette von Voltz), Feldspathporphyr und Basalt aufgeführt werden. Es folgt darauf die Betrachtung der stratificirten Formationen und zwar im

zweiten Kapitel, die Darstellung des Uebergangsgebirges. Dieses besteht hauptsächlich aus Thonschiefer, Sandstein, weit seltener aus gröberen Conglomeraten; Kalkstein kommt nur untergeordnet vor. Seit einigen Jahren wird der Thonschiefer in dem Thale von Villé zur Verbesserung des Bodens angewandt, der zum Weinbau dient. Von nutzbaren Mineralkörpern ist das Vorkommen von Eisenglanz, von Antimon, Blei-, Kupfer- und Silbererze führenden Gängen zu bemerken.

Das dritte Kapitel ist dem Steinkohlengebirge gewidmet. Dieses bildet im Departement mehrere von einander getrennte Ablagerungen. Die verschiedenen Becken sind in einem dreieckigen Raume gelegen, dessen Ecken die Ortschaf-

Digitized by Google

ten Andlau, Orschweiler und Lubine bilden. Die ganze Oberfläche beträgt ungefähr 7 Quadrat-Kilometer. Es ist hauptsächlich aus Conglomerat, Sandstein und Schieferthon zusammengesetzt; auch finden sich darin Lager von Kalkstein und Dolomit. Die Steinkohle kommt nur in wenig mächtigen Flötzen vor.

Viertes Kapitel. Formation des rothen Sandsteins (Rothliegenden). Sie besteht aus Sandsteinlagen, denen zuweilen Lagen von Conglomerat, und mächtige Ablagerungen von Argilolith (Thonstein und Eisenthon) zugesellt sind.

Fünftes Kapitel. Formation des Vogesen-Sandsteins. Der Verf. trennt, wie andere französische Geognosten, den Vogesen-Sandstein von dem bunten, worin Ref., der, nach den im Schwarzwalde von ihm angestellten Beobachtungen, den ersteren nur für eine ältere Abtheilung des letzteren ansieht, nicht beistimmen kann, welches indessen die Stellung beider Gebilde in der Altersfolge nicht ändert. Dieser Sandstein ist für die Vogesen von derselben Bedeutung wie für den Schwarzwald, der hinsichtlich der geognostischen Verhältnisse überhaupt so viele Analogien mit jenem Gebirge zeigt; auch ist die Art der Lagerung und das übrige Verhalten des Vogesen-Sandsteins in beiden Gebirgen im Wesentlichen übereinstimmend. Zu den besonderen Merkwürdigkeiten gehört das Vorkommen eines aus Quarzgeröllen bestehenden Conglomerates, in welchem die Gerölle hin und wieder, da wo sie an eine Felsenspalte grenzen, zerdrückt erscheinen, welches die Wirkung einer sehr großen Kraft voraussetzt, und mit der Bildung der in der Schweiz sogenannten Quetschsteine Analogie haben dürfte.

Sechstes Kapitel. Trias. Dieses Gebilde

Digitized by Google

besteht im Elsaß, wie in Lothringen und in Deutschland, aus 3 Abtheilungen: dem bunten Sandstein, dem Muschelkalke und dem Keuper, und nimmt im Departement des Niederrheines einen nicht unbedeutenden Flächenraum ein, wobei der Muschelkalk am weitesten ausgebreitet erscheint. Ausgezeichnet für den bunten Sandstein jener Gegend ist der große Petrefactenreichthum, indem darin nicht allein weit mannichfaltigere Pflanzenreste, als in dem deutschen bunten Sandstein, sondern auch viele Thierüberreste sich finden, die in Deutschland selten darin vorkommen, zum Theil aber mit denen im Muschelkalke übereinstimmen. Das Vorkommen des letzteren hat Aehnlichkeit mit dem im südlichen Deutschland, indem der Muschelkalk weit weniger entwickelt erscheint als im nördlichen Deutschland, und wie dort vornehmlich die Schichten enthält, welche mit der unteren Lagerfolge des norddeutschen Muschelkalkes übereinstimmen, mit welchem sie auch das Vorkommen des Steinsalzes gemein hat.

Siebentes Kapitel. Juraformation. Im Elsaß wie im nördlichen Frankreich zerfällt diese in 4 Abtheilungen, in die Gruppen des Lias, der unteren, mittleren und oberen Oolithe; von welchen jedoch im Departement des Niederrheins die beiden oberen fehlen.

Achtes Kapitel. Tertiäre Gebilde. Sie gehören mindestens zu zwei Perioden. Die Schichten der Gegenden von Lobsann und Bechelbronn scheinen, wie die Molasse der Schweiz, zu den mittleren (miocenen) tertiären Ablagerungen zu gehören. Ihre unteren Schichten bildeten sich im süßen Wasser; wogegen die oberen reich an Meerwasser-Conchylien sind. Außerdem kommen an mehreren Orten Sumpfgebilde vor, die Knochen-

reste von Lophiodon enthalten, und nicht wohl jünger, vielleicht aber älter als die mittlere Abtheilung sind. Das Geröllvorkommen auf dem Bastberge bei Buxweiler und an mehreren anderen Orten, scheint dagegen zu den oberen tertiären Ablagerungen zu gehören. Von besonderer Merkwürdigkeit und Wichtigkeit ist das Vorkommen des Bitumens, der Braunkohle und des Salzes in den Ablagerungen von Bechelbronn und Lobsann, worüber Hr Daubrée schon früher interessante Nachrichten mitgetheilt hatte. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient das Vorkommen des Börnsteins zu Lobsann, der in gewissen Braunkohlenlagen sehr häufig sich findet, worin die Reste von Coniferen-Holz erkannt werden. Die Flora von Lobsann scheint sich der von Häring in Tyrol sehr zu nähern; so wie überhaupt diese beiden tertiären Gebilde einander sehr ähnlich sind. Die Lagen im Niveau der Braunkohlen enthalten viele Helices und Planorben, wogegen darüber liegende Schichten Meerwasser-Conchylien führen. Der bituminöse Kalkstein bietet beträchtliche Vorräthe dar, indem die bis 1851 ausgeführten Arbeiten eine Masse von mehr denn 9000 Cubikmeter aufgeschlossen haben. Nach den Untersuchungen des Verfs ist es sehr wahrscheinlich, daß die Salzquellen von Soultz-sous-Forêts in den tertiären Ablagerungen ihren Ursprung haben. Hr Daubrée macht auf Mehreres aufmerksam, das dazu beitragen kann, die Bildungsweise des Bitumens und des Salzes aufzuhellen. Er bemerkt, daß der bituminöse Kalkstein von Lobsann ein körnig-blättriges Gefüge besitzt, ähnlich dem Kalkstein der krystallinischen Gebirgsmassen, welches bei tertiären, von eruptiven Massen entfernten Gebilden, höchst selten vorkommt. Eine

andere Bemerkung bezieht sich auf die häufige Association des Bitumens und der Salzquellen in verschiedenen Gegenden. Wir erlauben uns bei dieser Gelegenheit aufmerksam darauf zu machen, daß das Zusammenvorkommen von Bitumen und Salz sich noch viel weiter erstreckt, indem Kalkstein und Karstenit (Anhydrit), welche das Steinsalz auf seinen verschiedenen Lagerstätten begleiten, sehr gewöhnlich von Bitumen durchdrungen sind; so wie auch der Karstenit, wo er unabhängig von Steinsalz erscheint, und der daraus hervorgegangene Gyps, sehr gewöhnlich Bitumen führen, und von Stinkkalk begleitet zu sein pflegen. Sollten diese Erscheinungen nicht zu den Beweisen für den eruptiven Ursprung von Steinsalz und Karstenit gezählt werden dürfen?

Neuntes Kapitel. Aelteres Alluvium, oder Diluvium; erratische Ablagerungen. Das ältere Alluvium nimmt im Departement des Niederrheins 1488 Quadrat-Kilometer ein. Man kann zwei bestimmt verschiedene, und durch das ganze Rheinthal verbreitete Ablagerungen unterscheiden: Die untere Geröllablagerung und den darüber liegenden Löß, der über dem Niveau der Gerölle eine mittlere Höhe von mehr denn 60 Meter erreicht. Das ausschließliche Vorkommen von Landconchylien in dem Löß, deren Uebereinstimmung mit den Lebenden, das junge Alter jener Bildung beweist, und seine Verbreitung vom Bodensee bis über Coblenz hinaus, geben Zeugnisse dafür, daß er nicht das Product eines See-Absatzes ist, sondern durch fließende Gewässer gebildet wurde.

(Schluß folgt).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

170. 171. Stück.

Den 26. October 1854.

Strasburg

Schluß der Anzeige: »Description géologique et minéralogique du Département du Bas-Rhin, par M. A. Daubrée etc.«

Ganz ähnliche Erscheinungen führen zu ähnlichen Schlüssen in vielen anderen Flußthälern, namentlich auch im nördlichen Deutschland. Was die chemische und mineralogische Natur des rheinischen Löß betrifft, dem unser älterer Lehm entspricht, so ist er ein Product der Pulverisirung verschiedener kalkiger, feldspathiger und quarziger Gesteine.

Zehntes Kapitel. Ablagerungen der gegenwärtigen Periode. Es wird gehandelt von den neueren Alluvionen, den Schutt- und Trümmermassen, den Absätzen von kohlensaurem Kalk, den eisenhaltigen Absätzen, dem Wiesen- und Sumpferz, dessen neue Bildung und vegetabilische Abkunft von dem Verf. früher in einer von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem gekrönten Abhandlung nach-

Digitized by Google

gewiesen worden, dem Torf, der Ackererde; in einem Anhange auch von den im Departement des Niederrheins verspürten Erderschütterungen, von welchen v. J. 1289 bis z. J. 1846 sieben und zwanzig aufgezählt worden.

Zwölftes Kapitel*). Von den Erzlagerstätten. Zuerst von den zur Eisengewinnung dienenden. Eisensteinsgänge. Ablagerungen von Bohnerz. An der Ostseite der Vogesen ruhet das Bohnerz auf dem unteren Oolith, selten auf dem Lias; an der Westseite dagegen auf den drei Gruppen der Trias, zumal auf Muschelkalk. Es erfüllt Becken von verschiedener Gestalt. Bedeckt wird das Bohnerz gewöhnlich von Löß oder Lehm. Merkwürdig ist das Vorkommen von Spuren von Holz, welches in eine mineralische, aus Kieselerde, Eisen-, Manganoxyd, und sehr wenig Thonerde bestehende Substanz, mit Beibehaltung der fibrösen Structur umgewandelt worden, im Innern von Bohnerzkörnern. Ablagerung von Eisenminern in der Umgebung des aus Vogesen-Sandstein bestehenden Liebfrauenberges. Eisensteinslager, die dem älteren Alluvium untergeordnet sind, wozu das sogenannte Blättelerz gehört.

Manganoxyde finden sich allein nesterweise auf Eisensteinsgängen.

Antimonerze führende Gänge setzen im Uebergangsthonschiefer auf.

Lagerstätten von Blei-, Kupfer-, Silber-, Zink- und Kobalterzen.

Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen über das Vorkommen des Goldes im Sande des Rheins. Die Gewinnung des Rheingoldes ist bereits sehr alt, indem ein Document v. J.

*) Aus Versehen scheint das eilfte Kapitel als zwölftes bezeichnet zu sein.

Digitized by Google

667 bezeugt, daß die Berechtigung Gold zu waschen von dem Herzoge Ethicon einem Kloster verliehen worden. Obgleich Gold an verschiedenen Stellen des oberen Rheinthales gewaschen worden, so ist doch die Erstreckung zwischen Basel und Mannheim, welche etwa 250 Kilometer beträgt, für die Goldgewinnung am günstigsten. Ein mittleres Kaliber des rheinischen Alluviums, ein Gemenge von Sand und Gerölle, ist der Fixirung der Goldschüppchen am vortheilhaftesten. Der durch das Waschen angereicherte Goldsand besteht hauptsächlich aus schwärzlichen und rosenfarbenen Körnern. Die ersteren, welche 10—14 Procent betragen, sind Titaneisen; vorherrschend ist Rosenquarz, dessen Dichtigkeit bedeutender ist, als die des ihn begleitenden gemeinen Quarzes. Daß gerade Rosenquarz in Verbindung mit Titaneisen das Gold begleitet, ist noch von besonderem Interesse, da bekanntlich nach der Untersuchung des Geheimenrathes von Fuchs die Färbung des Rosenquarzes von Titanoxyd herrührt. Man hat im rheinischen Goldsande, wie ja auch in dem der Edder, Topase, Rubine, Sapphire und Smaragde zu finden geglaubt; aber der einzige Edelstein, der nach der Krystallisation mit Sicherheit sich darin erkennen läßt, ist Zirkon, der nach den Beobachtungen Dufrénoy's und des Referenten, auch im Goldsande mehrerer anderer Gegenden angetroffen wird. Obgleich der Goldgehalt des Rheins verhältnißmäßig gering ist, so ist doch die gesammte Quantität des in seinem Bette verborgenen Goldes bedeutend. Ein Kubikmeter Sand, welcher 1,800 Kilogramen wiegt, enthält durchschnittlich 0g,0146 Gold. Zwischen Rheinau und Philippsburg, wo der Gehalt am gleichmäßigsten ist, hat die Gold führende Strecke

eine Länge von 123 Kilometer. Nimmt man nun eine Breite von 4 Kilometer an, so beträgt der Goldgehalt auf eine Tiefe von 1 Meter 7183,2 Kilogramm. Nimmt man ferner an, daß sich die Tiefe nur auf 5 Meter gleich bleibe, so hat man für den Goldgehalt des Rheinbettes zwischen Rheinau und Philippsburg 35,916 Kilogramm, welches, 1 Kilogramm zu 3189 Fr. gerechnet, einen Werth von 114,536,124 Fr. gibt.

Von den Niederlagen von Quarz, Schwerspath und Flußspath.

Dreizehntes Kapitel. Quellen und unterirdische Gewässer. Der Verf. theilt schätzbare Bemerkungen über das Vorkommen der Quellen in verschiedenen Gebirgsmassen mit; so wie über die Infiltration des Wassers in der Nähe der Flüsse. Die unterirdische Wassermasse, welche den Rhein in der Höhe von Straßburg begrenzt, hat eine Breite von mehr denn 20 Kilometer. Ihre Tiefe ist unbekannt; sie beträgt aber gewiß mehr als 10 Meter. Hiernach würde der Querdurchschnitt des Wasser führenden Gerölles 200,000 Quadratmeter betragen. Dieser Durchschnitt ist 320mal größer als der des Rheins und der Ill bei mittlerem Wasserstande, denn die Summe dieser Durchschnitte beträgt etwa 625 Meter.

Von den in den Wassern gelösten Substanzen. Von der Temperatur der Quellen. Mineralquellen. Von der Aufsuchung, namentlich von der Erbohrung von Quellen.

Vierzehntes Kapitel. Von der Structur des Bodens des Departements. Lehrreiche Mittheilungen über die Neigungen der Abhänge nach der Verschiedenheit der Gebirgsmasse. Ueber die Sprünge und Verwerfungen, welche in sehr großer Anzahl, sowohl in der Vogesenkette,

Digitized by Google

als auch in den Vorhügeln derselben vorhanden sind. Als allgemeines Resultat der Untersuchungen über die Gebirgsstructur in dem Departement des Niederrheins hält der Verf. die Wirkung einer seitlichen Contraction für die wahrscheinliche Ursache der beschriebenen Erscheinungen, und äußert sich darüber S. 400 folgendermaßen: »Les terrains extérieurs aux chaines rhénanes sont donc rognés et redressés ou contournés, de même que si, depuis leur dépôt, ils avaient été soumis à une contraction latérale, comme il serait arrivé, soit à la suite d'un rehaussement des Vosges et de la Forêt-Noire; soit si, par suite d'une contraction de l'écorce terrestre, dont on a des preuves dans beaucoup de plissements de terrains stratifiés, les deux chaines rhénanes s'étaient faiblement rapprochées.« Ref. möchte nach dem, was bei andern deutschen Gebirgen unzweideutig wahrgenommen wird, für die erste dieser Erklärungsarten stimmen, und in einer Massenerhebung des Schwarzwaldes und der Vogesenkette die Ursache der Erscheinungen in der Structur der zwischen beiden befindlichen stratificirten Gebilden suchen; welches derselbe bereits in seinen, im zweiten Bande der Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen abgedruckten geologischen Bemerkungen über die Gegend von Baden bei Rastadt, angedeutet hat.

Ueberaus interessant, und eine ganz neue Seite statistischer Forschung berührend, ist die von dem Verf. gegebene Uebersicht der Dichtigkeit der Bevölkerung, nach den verschiedenen bewohnten Gebirgsformationen, wobei die Zählung von 1846 zu Grunde gelegt und bemerkt worden, daß das Departement des Niederrheins, welches das 13te

Digitized by Google

in Frankreich hinsichtlich seiner absoluten Population ist, sich zum 5ten Rang in Ansehung seiner specifischen Bevölkerung erhebt, welche 121 ist, während die mittlere specifische Bevölkerung von Frankreich nur 63 beträgt, wenn nämlich die mittlere Anzahl der Bewohner auf 1 Quadrat-Kilometer bezogen wird. Wir können es uns nicht versagen, die von dem Verf. S. 405 gegebene Zusammenstellung hier mitzutheilen:

Namen der Gebirgsformationen.	Oberfläche jeder Gebirgsformation.		Bevölkerung welche auf jeder Gebirgsformation lebt.		Specifische Population.
	Quadrat-Kilometer.		Anzahl der Bewohner.		
Neueres Alluvium	1415		235997		166
Aeltes Alluvium: Löß	756	1488	136650	223562	150
Aeltes Alluvium: Sand d. Vogesen	570		60792		
Aeltes Alluvium: Gelber Lehm	162		6120		
Tertiäre Gebilde	36		9386		260,72
Unterer Oolith	29,34		12953		441,49
Lias	47,60		5450		112
Keuper	85,45		12577		147
Muschelkalk	305		36100		118
Bunter Sandstein	194		18611		95
Vogesen-Sandstein	617		10684		17
Rothliegendes	43		3610		84
Steinkohlengebirge	7		580		83
Uebergangsgebirge *)	97,80		9039		92
Gneus	14		923		66
Granit, Syenit und andere krystallinische Gebirgsarten	171,15		921		5,4
	4550,34		580373		121

Die specifische Population ist hiernach auf den tertiären Gebilden, und besonders auf dem unte-

*) Mit Inbegriff der metamorphischen Gebilde, welche eine Oberfläche von 21,80 Quadrat-Kilometer einnehmen.

Digitized by Google

ren Oolith auffallend groß. Diese Anomalie hat ihren Grund in einer für die Anhäufung der ländlichen Bevölkerung besonders günstigen Beschaffenheit der darin eingeschnittenen Thäler. Nächstdem tragen das ältere und neuere Alluvium die specifisch größte Anzahl von Bewohnern, wovon die Ursache in dem Mangel von Felsen, in der Fruchtbarkeit des Bodens, und in der leichten Erlangung von Wasser liegt. Obgleich die drei Stufen der Trias außerhalb der Gebirgskette sich befinden, so ist doch ihre Bevölkerung weit weniger dicht, als die des Alluviums. Der Vogesensandstein, der die größte Ausdehnung im Departement des Niederrheins hat, trägt eine sehr schwache Bevölkerung, welches theils in der bergigen Beschaffenheit der Oberfläche, theils in dem ihn bedeckenden, hauptsächlich nur Waldvegetation begünstigenden sandigen Boden begründet ist. Der Granit, auf welchem das Minimum der Bevölkerung sich befindet, ist nur im gebirgigen Theile des Departements vorhanden.

Der dritte Theil S. 407—429 enthält die mineralogische Statistik, wobei das System befolgt worden, nach welchem die mineralogische Sammlung der Stadt Straßburg geordnet ist.

Der vierte Theil S. 430—468 handelt endlich von der Gewinnung der nützlichen Substanzen. Die erste Section enthält Nachrichten von den Bergwerken, Torfstichen und Steinbrüchen; die zweite theilt Notizen über die Darstellung und Verarbeitung einiger Substanzen mit: namentlich über die Gewinnung des Bitumens, Fabrication des Vitriols und Alauns, über die Töpfereien, Ziegeleien, Kalk- und Gypsbrennereien, Glashütten, Eisenhütten, und über die Schusser-

mühlen. Die letzteren haben eine ähnliche Einrichtung wie die am Thüringer Walde, und gebrauchen wie hier den Muschelkalk als Material. Die jährliche Production beträgt 9 Millionen Schusser (billes), welche in das östliche Frankreich, bis nach Lyon, abgesetzt werden, und das deutsche Fabrikat verdrängt haben. Das Tausend Schusser, welches 5 Kilogramm wiegt, wird zu 2f,60 verkauft, wenn sie gefärbt sind; wogegen das Tausend der ungefärbten nur 1f,60 kostet. H.

Nürnberg

Verlag von Conrad Geiger 1852. Das Johanneische Evangelium nach seiner Eigenthümlichkeit geschildert und erklärt von Chr. Ernst Luthardt Licentiat, Repetent und Privatdocent der Theologie zu Erlangen. Erste Abtheilung. XVI u. 412 S. Zweite Abtheilung 1853. VI u. 490 S. in Octav.

Dieselbe Aufgabe, die sich der Verf. in engeren Grenzen in seiner früher erschienenen kleinen Schrift: **De compositione Evangelii Joannei (Norimb.)** gestellt hatte, sucht er hier in einem größeren Werke eingehender und gründlicher zu lösen. Es ist die Aufgabe, wie sie auch der Titel ausspricht, eine ausführliche Charakteristik des vierten Evangeliums zu geben. Das ganze Werk zerfällt in zwei Haupttheile, man könnte sagen einen allgemeinen und besondern, die etwa bei der sonst gebräuchlichen Form eines Commentars der Einleitung und dem Commentar selbst entsprechen würden. Zuerst soll die Eigenthümlichkeit des Evangeliums im Allgemeinen geschildert werden, dann die über dasselbe aufgestellte Ansicht im Einzelnen nachgewiesen werden. Der zweite Theil, „die Ausführung“, welche

Digitized by Google

:en größten Raum einnimmt (von I. S. 280 an), mußte demnach eine Art Commentar werden, von gewöhnlichen Commentaren weniger der Ausführlichkeit als der Darstellungsweise nach und dadurch unterschieden, daß die Auslegung einem bestimmten Zwecke, dem des ganzen Werkes dienstbar gemacht wird, daß sie sogleich von einem bestimmten Gesichtspunkte, welcher der ganzen Arbeit zu Grunde liegt, ausgeht. Dieser zweite Theil hat sich dann wohl mehr noch als es der Verf. anfangs beabsichtigte und vielleicht auch wohl in größerem Maße als es die Arbeit streng genommen erforderte, zu einer vollständigen Auslegung erweitert.

Sollte eine Charakteristik des Evangeliums gegeben werden, so mußte zunächst die Integrität desselben feststehen, daher tritt der Nachweis derselben im ersten Abschnitt an die Spitze der ganzen Untersuchung. Nachdem zuerst die Angriffe, die besonders Schenkel und Schweizer gegen dieselbe unternommen haben, zurückgewiesen sind, wendet sich der Verf. zu den Abschnitten, welche allerdings ein starker Verdacht der Unechtheit trifft 5, 3 ff.; 8, 1—11 und c. 21. In Bezug auf die erste Stelle kommt der Verf. zu keiner Entscheidung, indem er die Wahl stellt zwischen zwei Ansichten. Entweder es war diese Quelle eine ungewöhnliche Erscheinung, die bloß um ihrer symbolischen Bedeutung willen existirte, und dann muß der vollständige Text bleiben; oder sie war eine gewöhnliche Erscheinung und dann ist Vs 4 zu streichen, da er theils mit der übrigen Schriftanschauung nicht im Einklang steht, theils, wenn auch dies wäre, die Erwähnung des Engels weil überflüssig, unerklärlich wäre. Die Erzählung Kap. 8, 1—11 dagegen wird als spä-

ter eingeschoben ausgeschieden, ist jedoch auf eine mündliche Johanneische Quelle zurückzuführen und liefert eben deshalb einen interessanten Beweis, wie die evangelische Darstellung am Anfang auch in der Johanneischen Umgebung mehr von den Synoptikern beherrscht war als von Johannes, dessen Art zu schneller und beherrschender Einwirkung weniger sich eignete (S. 17). Endlich Kap. 21 ist ein später, aber von Johannes selbst verfaßter Anhang.

Ist so fester Boden gewonnen, das Material ausgeschieden, was zum Aufbau einer Charakteristik dienen kann, so beginnt nun diese selbst und zwar von dem Aeußerlichsten ausgehend, um so von außen von der Form her immer tiefer in das Wesen des Evangeliums einzudringen. Der zweite Abschnitt macht den Anfang mit der Sprache. Die Spracheigenthümlichkeit soll dazu dienen, ein Bild von der geistigen Eigenthümlichkeit des Schriftstellers zu gewinnen. Zuerst wird uns der allgemeine Eindruck geschildert, den die Schrift auf den Leser macht. Man fühlt einen andern Geist als bei den Synoptikern, es ist ein Höheres, Geistigeres um diese Sprache; das Ganze hat mehr die Art des Gedankens; die Geschichte tritt zurück, die Reden vor; es ist als ob der Redende bis in das Herz der Sachen ginge, und sich um die äußeren Seiten der Erscheinung nicht kümmerte, und als ob im Innersten und Verborgensten alle Dinge, Christenthum und Natur eine Einheit bildeten. Wir fühlens wie der Gedanke des Schreibenden in die Tiefe geht und immer eine große Allgemeinheit umfaßt. Es wird immer auf das centrale Sein und Leben los gegangen, das zu erfassen und zu offenbaren. In große allgemeine Begriffe wird dasselbe gefaßt, die im Ver-

Digitized by Google

stande nur schwer eine recht bestimmte Gestalt annehmen. Und wenn wir auch merken, daß an den einzelnen Stellen nur besondere einzelne Seiten des Allgemeinen in Betracht kommen sollen, so braucht der Evangelist doch lieber das eine große, ganze, volle Wort, als daß ers in die einzelnen Begriffstheile und Gedankenstrahlen spaltete. Es soll immer der ganze Gedankenzusammenhang festgehalten werden; wie wenn er bei jedem Einzelnen zugleich im Ganzen ruhte, und sinnend es bis in seine letzten Gründe und Zusammenhänge verfolgte. Es herrscht nicht die dialektische Bewegung in seinem Ausdruck, deshalb hat auch seine Sprache etwas Beruhigendes. Es scheint dabei fast, als ob es dem Schreibenden Mühe gemacht hätte, seine reichen Anschauungen in die Worte des gewöhnlichen Menschenverstandes zu fassen. Und weil denn immer und immer wieder dieselben großen Begriffe und Ideen wiederkehren, so bekommt die Sprache fast etwas Eintöniges, Farbloses, ja beinahe Armes, aber es ist eine großartig ergreifende Eintönigkeit von eigenthümlicher Eindringlichkeit. Dabei hat diese Eintönigkeit oft einen hohen Schwung, es lautet wie Poesie. Besonders der Prolog, der einer großartigen Ouvertüre vergleichbar ist, welche einem Drama vorhergeht und welche uns in ihren Tönen die ganze folgende Geschichte erzählt und zugleich empfinden läßt. (Vgl. S. 24—27).

Wir haben die wirklich treffliche Schilderung, welche der Verf. von dem Eindruck des vierten Evangeliums auch deshalb in ihren Hauptzügen, so viel als möglich mit den Worten des Verfs selbst, mitgetheilt, um über die folgenden Ausführungen kürzer hinweggehen zu können. Sie sind dazu bestimmt, den allgemeinen unmittelbaren Ein=

Digitized by Google

druck, wie er geschildert ist, zu einem bewußten zu erheben und beschäftigen sich zu dem Zwecke mit dem Sprachmaterial, dann mit dem Sprachbau, der Satzbildung und endlich mit dem Sprachcharakter. In letzter Beziehung sind es zwei Punkte, die hervorgehoben werden. Zuerst der hebräische Sprachcharakter. Es lebt eine hebräische Seele, sagt der Verf., in der Sprache des Evangelisten. Der ganze Bilder- und Gedankenkreis des Johanneischen Evangeliums wurzelt im A. T. und ist aus der Prophetie des A. T's herausgewachsen, welche bereits im Particularistischen und Aeußerlichen der alttestamentlichen Vergangenheit und Gegenwart das Universalistische und die geistige Realität aufgezeigt hat, aber als ein Zukünftiges, was nun als in die geschichtliche Wirklichkeit eingetreten der Evangelist uns berichtet und lehrt. Endlich abschließend will der Verf. die individuelle geistige Eigenthümlichkeit der Sprache darstellen, die nun das, worauf die Sprachuntersuchung einzeln geführt, zusammenzufassen sucht. Das vierte Evangelium, darauf läuft die Darstellung hinaus, ist von allen das subjectivste, hat am meisten individuelle Eigenthümlichkeit. Jeder empfindet die Ruhe und Heiterkeit, welche über diese Schrift ausgebreitet ist. Es spricht ein zum Frieden gekommenes Gemüth, die Heiterkeit wohl eines Betagten zu uns, und versetzt uns beim Lesen selbst in Ruhe, Stille und Heiterkeit des Friedens. Die Ruhe ist aber nicht Natur, sondern Fassung des Geistes, denn es ist das Feurige, Heftige der Jugend in ihm noch wohl zu entdecken. Vom Feuer der Jugend ist das ruhige Licht und die warme Begeisterung geblieben. „Alle Einzelheiten zieht er immer wieder in das Große und Ganze“; denn die Richtung seines Geistes geht

auf einheitliche Anschauung. Doch wir müssen bei dem Wiedergeben einzelner Hauptlinien bewenden lassen, eine erschöpfende Mittheilung würde über den Raum einer Anzeige hinauswachsen.

Hat sich der zweite Abschnitt in dieser Weise mit der Form des Evangeliums beschäftigt, so dringt nun der dritte: Die Darstellung, schon mehr in den Inhalt ein. Das Evangelium gibt sich als geschichtlich und scheint doch wieder über die Grenzen eines bloß geschichtlichen Berichtes hinauszugehen. Daher die differenten Ansichten über seinen Charakter. Die Einen sehen es als einen ganz sicheren historischen Bericht des Lebens Jesu an, die Andern halten es für unhistorisch mit ganz unbedeutender objectiver Grundlage. Beide berufen sich auf die Darstellung. So gilt es denn diese in Rücksicht auf jene Streitfrage zu betrachten und darzustellen, und der Vf. legt sich dabei den Stoff so zurecht, daß er zuerst die einzelnen Züge, dann die Schilderung der einzelnen Personen, drittens die Entwickelung der Geschichte, hierauf den Dialog und endlich das Verhältniß, in welchem die Geschichte zur Lehre steht, betrachtet.

Mit Recht beginnt der Verf. den Abschnitt, der von den geschichtlichen Zügen handelt, mit dem Lieblingsjünger, indem die Art wie die eigene Persönlichkeit des Evangelisten hier hervortritt und doch wieder zurücktritt für den Charakter des ganzen Evangeliums von der größten Bedeutung ist. Die Schrift gibt sich als die eines Augenzeugen und doch nennt der Verf. seinen Namen nicht. Es hat das darin seinen Grund, daß der Charakter der Schrift zu subjectiv ist, als daß der Verf. von sich als einem Frem=

Digitized by Google

den reden könnte und doch nicht subjectiv genug, um geradeswegs in der ersten Person zu sprechen. Daraus erwächst schon die Erwartung, daß wir eine geschichtliche Schrift vor uns haben, welche doch hinwiederum nicht bloßer geschichtlicher Bericht ist. Es kommt darauf an, ob die weiteren Beobachtungen damit stimmen. Der Verf. sucht dieses darzuthun, indem er zuerst die einzelnen historischen Notizen, die Angaben über Zeit und Ort 2c. in Untersuchung zieht und dabei das doppelte Resultat gewinnt, einmal, daß der geschichtliche Verlauf in allem Einzelnen dem Evangelisten klar vorschwebte, so daß ihm die speciellen Bestimmungen, wo er will, zumal wo sie im innern Zusammenhange selbst stehen, ohne Mühe zu Gebote stehen, sodann, daß er sie bloß beifügt, wo sie für die Sache und ihren Gedanken von Bedeutung sind, daß ihm also die äußere Geschichte nur dienen soll, um etwas damit auszusagen; indem er dann weiter die angeblichen Unwissenheiten und Unrichtigkeiten in den Berichten des vierten Evangeliums (die Angaben über Bethanien 1, 28; Aenon 3, 23; Sychar 4, 5; das Hohepriesterthum des Kaiphas 11, 49. 51; 18, 13) beleuchtet; indem er endlich den symbolischen Charakter einzelner Züge bespricht, eine, will uns dünken, besonders wichtige und wohl noch nicht genugsam, besonders auch nicht mit Bezug auf die Frage nach dem Verf. der Apokalypse genugsam gewürdigte Eigenthümlichkeit des vierten Evangeliums.

Die letztere Betrachtung leitet von selbst zu dem folgenden Abschnitte über, welcher sich mit den Charakteristiken beschäftigt, die das Evangelium von den einzelnen auftretenden Persönlichkeiten gibt, denen auch allen etwas Symbolisches,

Digitized by Google

oder besser gesagt, etwas Typisches eigen ist. Dieser Abschnitt ist besonders reichhaltig und, wie wir meinen, gelungen; auch für die Auslegung des Evangeliums gibt er reiche Beiträge, wie denn der Verf. selbst im zweiten Theile seines Werks besonders oft auf diesen Abschnitt zurückweist. Beginnen mußte der Verf. natürlich mit der Charakteristik Jesu selbst, denn hier tritt die Frage, welche dem ganzen Abschnitte zu Grunde liegt: „Ob bloße Verkörperung eines Begriffs, ob concrete Gestalt“? am schärfsten hervor. Er faßt das Ergebniß zuletzt (S. 98) dahin zusammen: „Kurz, wir mögen hinblicken, wohin wir wollen, es sei auf die einzelnen zeitlichen und örtlichen Notizen, oder auf die einzelnen zerstreuten Züge des Bildes Jesu — immer bleibt das Resultat dasselbe: nicht zwar um die äußere Geschichte an und für sich ist's dem Evangelisten zu thun, sondern sie dient ihm als Offenbarung und Zeichen des Wesentlichen; aber dennoch hört sie damit nicht auf, wahrhaft geschichtlich, hört auch Jesus nicht auf, eine leibhafte wirkliche Persönlichkeit zu sein.“ Dann folgen die einzelnen Gestalten, die Jünger: Thomas, Nathanael, Philippus, Andreas, Simon Petrus, der geliebte Jünger, die Weiber: die Mutter Jesu, Maria Magdalena, das Schwesternpaar von Bethanien, die Samariterin, dann Nicodemus, endlich die Feinde Kaiphas, Pilatus, Judas. Nirgend gibt das Evangelium beabsichtigte Charakteristiken, immer nur wie zufällig einzelne Züge, wie sie eben für das Ganze der Darstellung nöthig sind, wo ein Wort, eine That eines Einzelnen im Zusammenhange nothwendig erwähnt werden muß, und doch erhalten wir überall lebendige, individuelle Gestalten, wie sie uns der Verf. kurz und gedrängt, aber lebenskräftig und

anschaulich vorführt. Auch das dient wieder dazu, den historischen Charakter des Evangeliums ins Licht zu stellen; eine Lehrschrift als solche und eine bloß symbolische Geschichte hat es nicht mit Menschen von Fleisch und Blut zu thun.

Doch hier waren noch einige besondere Schwierigkeiten zu überwinden, besonders scheinbare Einwürfe gegen den geschichtlichen Charakter des Evangeliums zu widerlegen. Es ist gerade auf das Gesammtbild der Jünger des Herrn sowohl als seiner Gegner, der Juden großes Gewicht gelegt worden und dasselbe äußerst scharfsinnig gegen den historischen Charakter des vierten Evangeliums geltend gemacht worden. Der allzugroße Unverstand in den Reden der Jünger soll nur um des schriftstellerischen Zweckes willen fingirt sein, um als Hebel zu dienen für die Fortführung der Reden, die eigenthümliche Art wie von „den Juden" gesprochen wird, soll deutlich den Mangel an Anschauung der wirklichen Verhältnisse verrathen. Auch gegen diese Einwürfe sucht der Verf., wie uns scheint, genügender als seine Vorgänger, besonders Ebrard, die historische Treue des Evangeliums zu verwahren. Um den ersten Einwurf zu widerlegen, weist er besonders darauf hin, daß die Jünger doch eine inhaltreiche Entwickelung durchzumachen hatten, daß sie mit alttestamentlicher Erkenntniß an die Erscheinung und das Leben Jesu hinantreten, daß wesentliche Thatsachen noch nicht geschehen waren, ohne welche ein völliges Verständniß der Worte und Werke des Herrn nicht möglich war.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 28. October 1854.

Nürnberg

Schluß der Anzeige: „Das Johanneische Evangelium nach seiner Eigenthümlichkeit geschildert und erklärt von Chr. E. Luthardt.“

Was den zweiten Punkt anlangt, so glaubt der Verf. hier gerade im Gegentheil an der Schilderung der Juden zu erkennen, daß das Evangelium aus rechter Anschauung und concreter Wirklichkeit heraus geschrieben ist, von einem, der es erlebt und selbst gesehen, wie das jüdische Volk als Ganzes Christo und seiner Gemeinde sich entfremdet, in einer Zeit, in welcher Israel von der Gottesgemeinde des neuen Bundes getrennt dieser gegenüber stand, für Leser, welche das Volk der Juden nur außerhalb der Kirche wußten; und zugleich sucht er in's Einzelne eingehend, die einzelnen besonders als unbegreiflich bezeichneten Mißverstände beleuchtend, diese durch tieferes Eingehen auf den Standpunkt des Sprechenden nicht bloß als möglich, sondern als nothwendig nachzuweisen.
Sind wir so an der Hand des Verfs immer

Digitized by Google

tiefer in das eigentliche Wesen des Evangeliums eingeführt, so geht nun der folgende Abschnitt, der die Entwickelung der Geschichte behandelt, noch tiefer ein. Es ist besonders von Baur dem Evangelio der Vorwurf gemacht worden, es finde gar keine Entwickelung in demselben Statt, vielmehr sei von vorn herein eigentlich Alles fertig. Dem gegenüber weist der Verf. sowohl, was den Anlaß der Feindschaft der Juden gegen den Herrn, als was den Fortgang und die Entscheidung anlangt, den innern göttlichen und menschlichen Pragmatismus der Darstellung auf; geht dann von der Geschichte zum Redestoff über, der ja besonders als unhistorisch angegriffen ist, um auch hier den historischen Charakter des Evangeliums zu vertheidigen. So ist nach allen Seiten hin festgestellt, daß das Evangelium historisch ist. Aber offenbar ist es nicht bloß historisch, das ist auch aus dem Bisherigen schon ersichtlich genug geworden, das Geschichtliche in ihm dient einer weiteren Absicht. Es ist etwas darin, was über die Geschichte hinausgreift, und dieses sucht der Verf. in dem abschließenden Kapitel „Die Geschichte und die Lehre“ zu würdigen und festzustellen. Das Schlußergebniß, in dem sich die ganze Anschauung des Verf. von unserm Evangelio eigentlich concentrirt, faßt er selbst den Reuß'schen Satz: „das Evangelium enthalte Theologie historisch dargestellt“ umkehrend dahin zusammen: „es enthält Geschichte theologisch geschrieben“ (S. 207).

So ist nun das Material gewonnen, um die Hauptfrage zu beantworten, die nach der Absicht des Evangelisten (4. Abschnitt: S. 208—254) und darauf dann eine Disposition und Construction des Evangeliums zu geben (5. Ab-

schnitt: S. 255—279). Wir können auch hier dem Verf. nicht ins Einzelne folgen, sondern müssen uns begnügen, seine Ergebnisse so viel als möglich mit seinen eigenen Worten zusammenzustellen. Ueber den Endzweck der Schrift stellt er Folgendes fest: Die übrigen Evangelien setzt das vierte voraus, aber es will dieselben nicht ergänzen oder Nachträge dazu liefern; denn es ist so wenig eine Sammlung des Wissenswürdigen aus Jesu Leben für die Wißbegierde als die ersten drei; sondern eine Lehrschrift. Als solche aber will es nicht eine neue Lehre aufbringen oder predigen, noch ist es der Ausdruck einer neu aufgekommenen Anschauung der bereits bekannten Geschichte oder der Person Christi: eine neue Lehre weder außerhalb noch innerhalb der Grenzen der christlichen Kirche entstanden und eine neue Anschauung, weder in der Gemeinde aufgekommen, noch in der Person des Schreibenden etwa entstanden und durch die apostolische Auctorität empfohlen und verbreitet. Auch nicht aus der Entwicklung der πίστις zur γνῶσις innerhalb der Gemeinde, noch aus Accommodation an die falsche Gnosis außer ihr will die Schrift erklärt sein; denn die πίστις ist vielmehr das Ziel, das sie im Auge hat. Zum Andern ist es nicht eine Idee, welche in demselben gelehrt und entwickelt werden soll, sei sie nun anderswoher genommen, oder selbständig erdacht, oder auch aus der Geschichte abstrahirt; sondern die Person Christi ist der Gegenstand der Verkündigung. Und diese wird verkündigt, abgesehen nunmehr von dem Unterschied des heidenchristlichen und judenchristlichen Bestandtheils der Kirche Christi und den mit diesem Unterschied und seiner Bedeutung erwachsenden und vorhandenen verschiedenen Bedürfnissen;

sondern der gesammten einigen Kirche wird der ganze Eine Christus verkündigt nach seiner vollsten Wesenhaftigkeit und ganzheitlichen Bedeutung. — Die πίστις ist das Ziel, welches die Schrift im Auge hat, damit ist eigentlich am kürzesten des Verf. Meinung von der Absicht des vierten Evangeliums ausgesprochen, wie er sie nur noch weiter begründet und ausführt. Er geht dabei von dem Schluß des Evangeliums aus, der klar und bestimmt Aufschluß über das Ganze gibt. Mögen wir nun Jesu letztes Wort, das im Evangelio berichtet wird, ansehen, oder des Evangelisten letztes Wort; beidemale ist gleicherweise der Glaube sein Inhalt. Sowohl Jesu Erziehung seiner Jünger geht darauf hinaus, als auch hat des Jüngers Verkündigung zur Absicht, diesen Glauben zu schaffen, welcher das wesentliche Heil bringt. Glauben ohne Schauen, so bestimmt ihn Jesu letztes Wort näher, wollen beide wirken; und auf welchem Wege Jesus denselben zu schaffen gewußt oder versucht habe, dieses bemerklich zu machen, ist die leitende Absicht der Darstellung des Evangelisten. Indem der Verf. nun den Weg im Einzelnen verfolgt und zu dem Zweck das Evangelium durchgeht, faßt er zuletzt seine Ansicht noch einmal dahin zusammen: „In so hohem Grade bewegt sich das ganze Evangelium um den Glauben, seine Nothwendigkeit und Möglichkeit, daß im Grunde Alles darauf hinausgeht, und es als die wesentliche Absicht des Evangelisten sich zeigt, Beides darzulegen und nachzuweisen, wie Glaube und Unglaube aus ihren eignen nach unbestimmten und scheinbar ärmlichen Anfängen heraus sich entwickeln.“ (S. 247).

Auf diese Ansicht erbaut sich nun die im fünften Abschnitte gegebene Disposition und

Construction des Evangeliums. Die leitenden Gesichtspunkte liegen in folgenden Sätzen: Was wir im Evangelium zu suchen haben, ist die Selbstoffenbarung des Sohnes Gottes zum Behuf des Glaubens und als Sache des Glaubens; dies aber gegenüber dem Unglauben der Welt in Israel. So werden wir also einen gedoppelten Fortschritt zu beachten haben, einen objectiven und einen subjectiven, den nämlich jener Selbstbezeugung auf der einen, den des gläubigen und ungläubigen Verhaltens auf der andern Seite." Die Disposition gestaltet sich nun in den Hauptzügen, wobei wir die feinere Einzeldisposition übergehen, so:

Erster Haupttheil (c. 1—4) Jesus der Sohn Gottes.

I. Der Eingang (1, 1—18) Christus.

II. Die Einführung Jesu in die Welt (1, 19—2, 11).

III. Jesu erste Selbstoffenbarung als des Sohnes Gottes: Unglaube, Halbglaube, Glaube (2, 12—4, 54).

Zweiter Haupttheil (c. 5—12) Jesus und die Juden.

I. Jesus das Leben. Der Beginn des Kampfes (c. 5. 6).

II. Jesus das Licht. Der Kampf auf seiner Höhe (c. 7—10).

III. Jesus in den Tod dahin gegeben ist das Leben und das Gericht (c. 11. 12).

Dritter Haupttheil (c. 13—20) Jesus und die Seinen.

I. Jesu Liebe und der Seinen Glaube (c. 13—17).

II. Jesus der Herr gegenüber dem sich voll-

Digitized by Google

endenden Unglauben Israels und Glauben der Seinen c. 18—20, 29.

Schlußwort: v. 30. 31.

v Anhang (21, 1—23): Die Aussicht in die Zukunft.

Schluß v. 24. 25.

Da wir über den letzten, den sechsten Abschnitt, die Ausführung, welche den Schluß des ersten und den ganzen zweiten Band umfaßt und in einer Erklärung des Evangeliums die Durchführung und den Fortschritt des behaupteten Grundgedanken aufzeigen soll, schon oben geredet haben, ein Eingehen in Einzelheiten zu weit führen, ein Herausgreifen von Einzelheiten aber wenig nützen würde, so hätten wir der Aufgabe der Berichterstattung über das vorliegende Werk, wie wir meinen, Genüge geleistet. Eine eigentliche Kritik zu schreiben beabsichtigen wir nicht, schon deshalb nicht, weil es immer etwas dem Gefühl Widerstrebendes hat, ein Buch, aus dem man so viel gelernt hat, wie Ref. aus vorliegendem gelernt zu haben gern bekennt, nun im Einzelnen zu kritisiren. Nur ein paar Bemerkungen mögen hier Platz finden.

Die Schrift scheint uns von großer Bedeutung, nicht bloß für die Auslegung, sondern auch für die Kritik des vierten Evangeliums, indem sie hier den Weg einschlägt, auf dem unserer Meinung nach allein sichere Resultate zu erzielen sind, den Weg einer genauen, treuen, in's Einzelne mit Liebe und Selbstverleugnung eingehenden Charakteristik. Bei aller Evangelienkritik scheint uns bisher der Fehler nicht vermieden zu sein, daß man zu früh und zu viel geurtheilt, zu wenig beobachtet hat. Es ist noch lange nicht genug und nicht treu genug beobachtet, es ist noch nicht Material genug da, um entschieden urtheilen zu können, und (wir

Digitized by Google

haben dabei auch besonders die Synoptiker in Augen) das scheint uns der einzige Weg, auf dem hier sichere Ergebnisse und dann auch wohl eine größere Einigung der Ansichten zu gewinnen ist, daß man zunächst noch mehr auf genaues Eingehen gegründete, mit Hintansetzung zunächst alles vorgefaßten Urtheils für und wider gemachte Beobachtungen über die Eigenthümlichkeit der Evangelisten sammelt, um darauf dann Combinationen und Urtheile zu erbauen. Gerade bei dem vierten Evangelium wird man mit den äußeren Zeugnissen, wenn man sie auch noch so fein durchsucht und noch so genau abwägt, keine Entscheidung gewinnen. Es ist ja auch da in der neuesten Zeit wieder Manches gearbeitet, angeregt durch die neu hinzugekommenen Zeugnisse aus den Philosophumenen und dem aufgefundenen Schluß der Clementinischen Homilien. Es mag da vielleicht noch hie und da sich etwas genauer bestimmen lassen, es mögen auch die neu gewonnenen Zeugnisse nicht ohne Gewicht sein, sollten aber, was kaum zu erwarten steht, nicht noch viel ältere und gewichtigere Zeugen neu aufgefunden werden, so ist das Gewicht immer kein entscheidendes. Wir sind überzeugt, daß die äußeren Zeugnisse, wenn man nur nicht Anforderungen stellt, die man zu stellen nach dem ganzen Charakter der ältesten Zeit keinerlei Berechtigung hat, ausreichen um die aus inneren Gründen gewonnene Ueberzeugung von der Echtheit des vierten Evangeliums zu tragen; wir legen darauf ganz besonderes Gewicht, daß es unmöglich ist, in der späteren Entwickelung der Kirche irgendwie eine Stelle aufzufinden, an der das Evangelium seinen Platz finde — allein das Alles kann doch nicht genügen die Ueberzeugung von der Echtheit positiv zu begründen. Diese

Digitized by Google

muß sich Jeder vielmehr aus dem Evangelio selbst verschaffen; und um so bedeutender erscheint uns in dieser Hinsicht des Verf. Arbeit, welche dazu einen gehaltvollen Beitrag liefert.

In vielen Einzelheiten können wir allerdings dem Verf. nicht beistimmen. Besonders scheint uns auch das, was er über den Logos sagt, nicht ausreichend und richtig, womit dann die ganze Auffassung des Prologs und dessen Stellung als erster Abschnitt des ersten Haupttheils zusammenhängt, die uns ebenfalls verfehlt dünkt, indem der Prolog vielmehr eine einleitende Stelle als Summe des Ganzen einnimmt. Wenn dadurch die Dreitheilung des ersten Haupttheils verloren geht, so scheint uns das von keiner Bedeutung zu sein, wie wir denn dem Verf. in dem was er über die im Evangelio herrschende Dreitheilung sagt, nicht folgen können, und müssen fast fürchten, er habe sich hier zu sehr einem jetzt beliebten besonders in Delitzsch Untersuchungen über das erste Evangelium hervortretenden Zuge nach Zahlenmystik hingegeben, und dem gegenüber seine sonstige treue und einfache Auffassung des Thatbestandes nicht festgehalten. Gewiß liegt so etwas aber bei Johannes, in dem ja überhaupt ein starker symbolischer Zug sich kund gibt, noch näher als bei Matthäus. Uebrigens gibt der Verf. eine durchgängige Dreitheilung selbst auf; der dritte Haupttheil zerfällt ja nur in zwei Unterabtheilungen.

Auch formell will uns Einiges nicht gefallen, besonders nicht die ganze Anlage der Schrift, wir meinen die Art wie der unverhältnißmäßig ausgedehnte sechste Abschnitt als Begründung der vorhergehenden sich anreiht. Dadurch entsteht der Mangel, daß die Begründung von einander gerissen ist, bald hier, bald da zu suchen, so daß man

Digitized by Google

eigentlich immer beide Bände neben einander gebrauchen muß und trotzdem oft etwas übersieht, obwohl das genaue Verzeichniß (S. XV u. XVI) hier gute Dienste leistet. Auch einzelne Wiederholungen haben darin wohl ihren Grund. Der sechste Abschnitt ist ein Commentar und doch wieder keiner, die Schwierigkeiten, welche die Darstellung eines Commentars macht, bleiben, die Vorzüge eines solchen gehen zum Theil verloren.

Doch in eine eigentliche Kritik einzugehen ist, wie gesagt, nicht unsere Absicht; wir beabsichtigten nur eine Anzeige. Indem wir dem Verf. nochmals für das Werk danken, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, derselbe möchte seine Untersuchungen doch auch auf die übrigen Johanneischen Schriften ausdehnen, in der Ueberzeugung, es werde sich so noch Manches für Auslegung und Kritik, besonders auch der Apokalypse gewinnen lassen, wie umgekehrt auch noch aus den Briefen wie aus der Offenbarung für das Verständniß des Evangeliums. Licentiat Uhlhorn.

Paris

Victor Masson 1854. Traité des maladies du sein et de la region mammaire par A. Velpeau. XIX u. 727 S. in Octav. Mit 8 illum. Tafeln.

Velpeau, welcher schon vor 30 Jahren seine ersten Mittheilungen über die Krankheiten der Brustdrüse machte und seitdem vielfach über dieselben geschrieben hat, welchem fast 2000 neue Beobachtungen zur Verwerthung zu Gebote standen, übergibt hier ein umfangreiches Werk über dieselbe Materie. Dasselbe nimmt unter den bisher erschienenen Monographien der Krankheiten der

Mamma eine vorragende Stellung ein und verdient die Aufmerksamkeit der Praktiker in hohem Grade. Den größten Theil des Werkes umfassen natürlich die Krankheiten der weiblichen Brustdrüse, die erste Abtheilung derselben enthält die Darstellung der Krankheiten von gutartiger Beschaffenheit, an deren Spitze die entzündlichen Krankheiten abgehandelt werden (S. 2—197). Der erste Abschnitt enthält die Krankheiten und Difformitäten der Warze und Areola: Eczema, Excoriationen, Schrunden, eigentliche Entzündungen und Abscesse, Bildungsfehler. Der zweite Abschnitt bringt die Entzündungen der Mamma selbst, Erysipelas, Erythem, — Lymphgefäßentzündung, — subcutane Entzündungen, welche zerfallen in: subcutane circumscripte Phlegmone, die bald von außen her, bald von der Drüse her entsteht, diffuse subcutane Phlegmone, — submammaire oder tiefe Phlegmone im Zellgewebe zwischen Mamma und Pectoralis, dieselbe ist bald diffus, bald circumscript, — eigentliche Drüsenentzündung, dieselbe zeigt sich als schmerzhafte Auftreibung durch Milchanhäufung in den Milchgängen bei Säugenden (Engorgements laiteux des conduits galactophores), als eigentliche Entzündung der Drüse. Der dritte Abschnitt umfaßt die Abscesse der Mamma, dieselben zerfallen in: subcutane der Warze und des subcutanen Zellgewebes, — in submammaire, — Drüsenabscesse, — und kalte oder chronische Abscesse. Der vierte Abschnitt enthält die Fisteln der Mamma. Der fünfte Abschnitt bringt eine besondere Besprechung der Anwendung von Vesicantien und der Compression bei Entzündungen der Mamma und schließt mit einer statistischen Uebersicht der behandelten Fälle.

Es folgen nun die nicht entzündlichen gutarti-

Digitized by Google

gen Krankheiten der Brust (S. 198—410), unter ihnen zuerst die Contusionen, unter welchen zugleich auch die spontanen Ecchymosen abgehandelt werden; den übrigen Theil dieses Kapitels nehmen die gutartigen Geschwülste ein. Die erste Art derselben bilden die »Engorgements indolents«; Velpeau versteht unter engorgement der Mamma eine Veränderung, charakterisirt durch eine Verdickung mit speckiger Beschaffenheit, mit Verlust eines Theils der Weichheit, des porösen, lamellösen Zustandes, der Ausdehnbarkeit der Gewebe und durch die Abwesenheit jeder heterogenen Production. Diese Definition sucht ihres Gleichen an Unklarheit und es geht aus ihr, wie aus dem breiten sie einleitenden Wortkram und der übrigen Beschreibung hervor, daß V. unter seine engorgements alle Anschwellungen der Mamma gebracht hat, über deren eigentliche Natur er im Unklaren geblieben ist, die aber in der That meist zu den congestiven und entzündlichen zu rechnen sein werden. Es werden hierher gerechnet die Schwellungen der Mamma in der Pubertätszeit, nach der Conception ꝛc., nach mechanischen Einwirkungen, Menstruationsanomalien ꝛc., bei sehr großem Umfang der Mamma und dadurch bewirkter Circulationshemmung. Die eigentlichen Geschwülste sind nun folgende: 1. Hypertrophie, Vergrößerung eines oder aller die Mamma bildenden Gewebe ohne Texturveränderung; sie ist auf die ganze Mamma ausgebreitet, diffus, oder auf einzelne Stellen beschränkt, partiell; die Hyp. betrifft nur die eigentliche Drüse, oder nur das Fett, oder nur das interstitielle Bindegewebe, oder alle diese Elemente zusammen, auch die Milchkanäle können theilnehmen, indem sie sich erweitern und Cysten bilden. 2. Lipom, 3. Indurationen, d. h. partielle Ver=

härtungen der Drüse ohne Texturveränderungen, wohin auch die schmerzhafte Drüsengeschwulst, die einfache Neuralgie und die imaginären Geschwülste gerechnet werden, die letzteren sind solche, welche nur in der Einbildung von Frauen existiren, die, nachdem sie wiederholt Schmerz oder Spannung an einer Stelle der Brust empfunden haben, sich in den Kopf setzen, sie hätten einen Krebs in der Brust und die Operation verlangen; die von V. darüber mitgetheilten Fälle sind sehr interessant, insbesondere auch deshalb, weil man sieht, wie in einigen Fällen die bloße Einbildung einen Krebs in der Brust zu haben, die Individuen geistig und körperlich so herabbrachte, als ob sie wirklich mit dieser Krankheit behaftet wären, während, nach endlicher Ueberzeugung, daß die Brust gesund sei, rasch die frühere allgemeine Gesundheit wiederkehrte. (Für Liebhaber eine Cachexia carcinomatosa sine carcinomate). 4. Tumeurs lymphatiques froides ou tuberculeuses, eine ebenfalls sehr unklare Art, gestützt auf den Befund von einzelnen oder vielfachen, aus Tuberkelmasse bestehenden, Knoten in der Brust bei übrigens gesunden oder allgemein tuberculösen Individuen. 5. Knochengeschwülste, Verkalkungen, Concremente in den Milchgängen, Cystenwänden, Knochennadeln in indurirtem Zellgewebe. Beschreibung sehr ungenau. 6. Milchgeschwulst, Galactocele, durch Anhäufung von Milch in den Milchgängen oder im Zellgewebe nach Transsudation durch die Wände der Milchgänge (?!). Die anatomische Darstellung sehr flüchtig. 7. Cysten, werden nach ihrem Inhalt eingetheilt in talghaltige, seröse, serös-blutige, serös-schleimige, ihre Bildungsgeschichte wird nur wenig berücksichtigt. 8. Tumeurs adénoides, unter diesem Namen werden die früheren fibrinösen

Digitized by Google

Geschwülste der Mamma Velpeau's oder die chronische Brustdrüsengeschwulst Cooper's beschrieben. Sie bestehen auch nach V's Ansicht aus drüsigen Acinis, doch läßt er dieselben nicht von einer hypertrophischen Wucherung der normalen Acini ausgehen, sondern betrachtet sie als selbständige Neubildungen, da sie meist scharf umschrieben und von der normalen Drüse abgeschnürt sind. Jedenfalls hat V. vollkommen Recht, wenn er die Drüsengeschwulst von der einfachen Hypertrophie trennt, da bei ihr eine so massenhafte Neubildung von Acinis entsteht, daß sie eine für sich abgeschlossene Geschwulst bilden, während bei der Hypertrophie die Vergrößerung die normale Textur nicht vernichtet; doch möchte der Umstand, daß diese Masse umgebildeter Acini eine selbständige, sich allmälig von der normalen Drüse abschließende Geschwulst bilden, nicht hinreichen, um zur Annahme einer Neubildung aus primärem Blastem zu zwingen und die Annahme einer, von den normalen Acinis ausgehende hypertrophische Wucherung die naturgemäßeste sein.

Die zweite Abtheilung enthält die bösartigen Krankheiten oder Krebse. Unter Krebs versteht V. eine durch ihren Verlauf charakterisirte Krankheit oder Geschwulst, nicht eine durch eine gewisse Textur charakterisirte Geschwulstform; diesem Standpunkt gemäß rechnet er zu den Krebsen nicht allein den Scirrhus und Markschwamm, sondern auch die fibroplastische Geschwulst, das gallertartige Sarcom, den Epithelialkrebs und das Keloid. Er spricht sich entschieden gegen die Specificität der Krebszelle aus und gibt Lebert, Robin, Follin u. s. w. ein förmliches Dementi, indem er erklärt, diese Herren hätten ihn gar oft angeführt, indem sie auf die An- oder Abwesenheit ihrer specifischen

Krebszelle hin von ihm exstirpirte Geschwülste für bös- oder gutartig erklärt hätten, während doch der Verlauf bewiesen habe, daß die Herren sich gar arg geirrt hätten. Die hier einschlagenden Mittheilungen V's. sind äußerst lehrreich und geben den Krebszellenspecifikern den empirischen Todesstoß. Den Schluß des Werkes bilden die Krankheiten der Mamma des Mannes und der Neugeborenen. Fr.

Berlin

Sumptibus Ferdinandi Dümmleri 1854. Upalekha de Kramapâtha libellus. Textum sanscriticum recensuit, varietatem Lectionis, Prolegomena, Versionem latinam, Notas, Indicem adjecit Dr. Guil. Pertsch. XXIII u. 64 S. in Octav.

Bei der den Orientalen überhaupt, insbesondre aber den Indern eingebornen und zur Gewohnheit gewordenen Verehrung und Heilighaltung des von Alters her Ueberlieferten, konnte es nicht fehlen, daß die letzteren mancherlei Mittel ersannen und anwendeten, um einerseits den Text ihrer Schriften, vor Allem der heiligen, in derjenigen Gestalt, welche für sie in alter uns unbekannter Zeit als die canonisch richtige fixirt war, unversehrt für alle Zukunft zu bewahren, und andrerseits das Verständniß derselben so sehr als möglich zu sichern. Eigenthümlichkeiten der vedischen Sprach- und Schreibweise waren in Erläuterungsschriften sorgfältig gesammelt und aufgezeichnet, so daß man von diesen aus etwaige Fehler oder Abweichungen von dem fixirten Text mit Leichtigkeit verbessern konnte. Eben so ist für das Verständniß derselben so viel geschehn, als man bei der großen Kluft, welche zwischen der Abfassung des bedeutendsten Theils der Veden und den Anfängen

ihrer wissenschaftlichen Erklärung, vom Standpunkt der indischen Philologie aus, welche, sich in religiösem Zusammenhang damit fühlend und in religiösen Vorurtheilen befangen, späten, einer richtigen — von der weitern Entwickelung des religiösen Bewußtseins der Inder unabhängigen — Auffassung vielfach in den Weg tretenden, Anschauungen einen unberechtigten Einfluß einräumte, nur irgend, wenn man billig sein will, erwarten darf. Aus diesen Bemühungen flossen zunächst zwei Arten von Abschriften; die eine derselben stellt den Text so dar, wie er nach den allgemeinen euphonischen Gesetzen des Sanskrit und nach den besonderen der Vedensprache gelesen werden soll, wobei die Wörter nicht selten durch phonetische Verschlingungen von Aus- und Anlauten in ihnen und in Compositionsgliedern, so wie durch manche den Veden eigenthümliche Umwandlungen bis zu einem gewissen Grade mehr oder weniger unkenntlich werden. Diese Art heißt der **Samhitâpâṭha** „Leseweise nach den Regeln der euphonischen Verschlingungen der Wörter und Compositionsglieder im Satz". Die andre dagegen, **Padapâṭha** genannt, stellt die Wörter und Compositionsglieder in der Gestalt dar, welche sie im isolirten Zustand haben würden und setzt an die Stelle vieler vedischen Formen die der gewöhnlichen Sprache oder diejenigen, für deren vedische Veränderung sie von den Grammatikern genommen wurden. An diese beiden Schreibweisen lehnt sich eine dritte **Kramapâṭha** „Leseweise mit Wiederholung" genannt, welche die Vortheile der beiden besprochenen mit einander verbindet. Sie setzt nämlich, ihrer allgemeinen Regel gemäß, jedes Wort zweimal, einmal in der Gestalt, welche es nach den phonetischen Regeln 2c. im Zusammen-

Digitized by Google

hang des Satzes, also in dem Samhitâpâtha hat, dann wie es in isolirter Gestalt im Padapâtha lautet. Doch erleidet diese allgemeine Regel mehrere Ausnahmen, so wie denn überhaupt diese Schreibweise einzelne Besonderheiten hat, welche für die Anfertigung derselben eine sorgfältige Anweisung nöthig machten. Eine solche bildet der kleine aus 9 Kapiteln bestehende und im anzuzeigenden Werkchen 8 Seiten einnehmende Sanskrittext, dessen treffliche Herausgabe und Erläuterungen wir Herrn Pertsch verdanken.

Den Eingang bilden höchst lesenswerthe Prolegomena, in denen zugleich die Stellen der Prâtiçâkhya's zum Rigveda und Yadschurveda mitgetheilt werden, in denen diese Schreibweise behandelt wird, wobei zum Verständniß derselben auf die entsprechenden Stellen des Upalekha verwiesen ist. Dann folgt der Text des Upalekha selbst, bei dessen Recnsion Hn Pertsch fünf Handschriften zu Gebote standen; drei von diesen enthalten nur den Text, zwei auch einen Commentar. Der Verf. dieser kleinen Schrift ist ebenso unbekannt, als die Zeit ihrer Abfassung, allein sie ist mit großer Genauigkeit abgefaßt und enthält alles für diese Schreibweise Wesentliche. Die darin gesammelten Stellen des Rig-Veda, auf welche sich die Regeln beziehn, sind von Hrn Pertsch sorgfältig nachgewiesen, wodurch der Nutzen und das Verständniß sehr erleichtert wird. An den Text schließt sich eine wohl erwogene lateinische Uebersetzung; ihr folgt ein Verzeichniß der verschiedenen Lesearten; dann beginnen Noten, welche viele Mittheilungen aus den Commentaren enthalten, und insbesondre durch Feststellung der Bedeutung mehrerer technischer Ausdrücke der Grammatik sich auszeichnen. S. 39 in der Note zu V, 5 ist dhaxi'ti dhaxi zu lesen und zu den Stellen, welche durch Verweisung auf meinen Sama-Veda in der Note zu IV, 6 angeführt sind, ist noch daxi in Rig-Veda II, 1, 10 zu fügen. Hinter den Noten folgt als Beispiel der krama-Schreibweise, die in den auf uns gekommenen Handschriften der Veden nicht erhalten ist, ein vom Hrn Pertsch abgefaßtes, worin Vs. 5 den übrigens leicht zu bessernden Druckfehler kam für kim enthält. Den Schluß bildet ein sehr nützlicher Index. Sehr zu loben ist die äußere Ausstattung, so wie insbesondre die sorgfältige Correctur. Th. Benfey.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. Stück.

Den 30. October 1854.

Göttingen

in der Dieterich'schen Buchhandlung 1854. Die Alterthümer des Volkes Israel. Von Heinrich Ewald. Zweite Ausgabe. Auch unter der Aufschrift: Anhang zum zweiten und dritten Bande der Geschichte des Volkes Israel; zweite Ausgabe. X u. 426 S. in Octav.

Auch diese (wie sich leicht von selbst versteht) vielfach erweiterte und verbesserte neue Ausgabe würde der Verf. hier nicht zur Anzeige bringen, ergriffe er nicht jetzt gerne jede Gelegenheit an die Rechte und die Pflichten der Wissenschaft zu erinnern. Denn zu keiner Zeit vielleicht war den Deutschen und mit diesen so vielen andern europäischen Völkern eine Erhebung aus den großen Irrthümern und Verwirrungen der Zeit und daher auch eine diese Irrthümer und gefährlichen Wirrnisse nicht beschönigende und fördernde bloß zum Scheine getriebene, sondern eine sie unermüdlich bekämpfende und die der Welt noch fehlenden Wahrheiten hervorrufende Wissenschaft so noth-

wendig wie heute, und zu keiner Zeit wird dieses Nothwendigste weniger aufrichtig und weniger beharrlich gesucht als jetzt. Es gibt gewisse niedere Stücke von Wissenschaft und Fertigkeit, die man nicht völlig umgehen kann, will man noch zum Kriege rüsten, Eisenbahnen bauen, Steuern erheben, oder Schulen halten und die vom Staate geforderten Dienstprüfungen fortsetzen: die Geschichte aller Völker alter und neuer Zeit lehrt aber, daß, wenn der Eifer für jene Stücke von Wissenschaft, Erkenntniß und Forschung erkaltet, welche nicht anbefohlen noch angelernt werden können, dann die niederen Begehrnisse und Bestrebungen in einem Volke bald so übergewaltig werden, daß auch das allernächste Volkeswohl aufs Empfindlichste leidet. Gerade dies ist aber der jetzige Zustand deutscher Länder, wie Niemand verkennen kann, der ihn näher zu erforschen genug Muth und genug Liebe hat. Man frage nicht, woher diese jetzige dunkler oder offener sich regende Abneigung gegen die Arbeit und Bestrebung, ja auch gegen die bereits völlig sichern und sehr förderlichen Ergebnisse der Wissenschaft komme: die vielfachen Ursachen davon kann jeder leicht auffinden, der sie nur nicht übersehen und nicht verkennen will, daß die Geister von mancherlei Art, welche schon vor 1848 in Deutschland ihr böses Spiel immer ärger trieben, endlich 1848 f. so entfesselt wurden, daß sie zu bannen oder vielmehr (was allein Heil bringen kann) sie mitten in ihrer Lebendigkeit dennoch zum guten Wirken zu führen, eine Aufgabe ist, welche entweder glücklich gelöst uns wohl für lange Zeiten eine ersprießliche Entwickelung aller guten Kräfte im Volke sichern, oder nicht erreicht, uns immer tödlicher schaden wird. Man beschuldige nicht vorzüglich immer nur die eine oder die

indre Theilstellung im Volke diese Wirrnisse her-
beigezogen und diese Gefahren, in denen wir nun
nach allen Seiten hin genug schweben, nicht ver-
hindert zu haben: niemals vielleicht hat die Er-
fahrung so klar wie in den letzten Jahren und
Jahrzehenden gelehrt, daß die Schuld sich über
alle solche Theilstellungen erstreckt, gerade weil
keine einzelne derselben genug Aufopferung bewährt
und genug Lust und Kraft sich erworben hat, die
alten Fehler und die tief eingewurzelten Verkehrt-
heiten richtiger zu erkennen und unverdrossener zu
entfernen. Auch zeigt ja die tägliche Erfahrung
noch heute, wie geschäftig die verschiedensten Theil-
stellungen in Deutschland sind, jede wahre Ver-
besserung unsrer Zustände zu hintertreiben, die eine
unter diesem, die andre unter jenem Schilde ihrer
besondern falschen Furcht und ihres verderblichen
Vorurtheiles. Und man werfe nicht die Schuld
auf diesen oder jenen Theil Deutschlands. Das
ist freilich nur zu deutlich wie gefährlich auch für
die Verständigung in den niederen wie in den hö-
heren Angelegenheiten im Laufe der drei letzten
Jahrhunderte die Theile Deutschlands immer är-
ger sich gegen einander gesperrt und gespalten ha-
ben, und wie es fast nur die innere Verwirrung
und Lähmung ist, worin sie sich immer gleicher
zu werden drohen. Der Verf. hat über 10 Jahre
lang in einem seit früheren Zeiten verhältnißmä-
ßig noch am lebendigsten an allem geistigen Be-
streben theilnehmenden einzelnen süddeutschen Lande
gewirkt; und kennt ziemlich genau die bessern Be-
strebungen, welche dort auch jetzt noch sich regen,
aber auch die Alles zerstörenden Kräfte, welche
dort längst und am thätigsten wieder in neuester
Zeit an dem edelsten Theile dieses Stückes von
Deutschland nagen, ob es gelinge diesen endlich

vollends zu zerstören, so wie das schon sonst genug gelungen ist. Norddeutschland könnte von diesem geistigen Verderben sich freier erhalten: seine ganze frühere Geschichte, sowohl die erhebende als die tief schmerzliche, weist es auf diese seine Pflicht hin; und es hat aus früheren Zeiten noch genug Kraft sich bewahrt, um einer so dringenden Pflicht nicht ohne Erfolg zu genügen. Welcher Schmerz also jetzt sehen zu müssen, daß auch unser Altsachsenland immer tiefer in diese Todesnetze hineingezogen werden soll, und dennoch diese Gefahr nicht einmal recht bemerken zu wollen scheint. Aber hat es, gerade weil es noch unverletzter und schwerer angreifbar da steht, nicht schon deswegen eine weit stärkere Verpflichtung gegen die sichtbarsten Gefahren anzukämpfen? und genügt es dieser Pflicht bis jetzt?

Das nun bleibt gewiß, so lange man in Deutschland insbesondre die geschichtlichen Wissenschaften nicht völlig unterdrücken will (und wie wäre dies im jetzigen Deutschland möglich, oder wer kann in ihm auch nur ernst daran denken?), und so lange für sie auch in ihren höheren und schwierigeren Aufgaben unter uns irgend ein rechter Eifer und eine unverdrossene Arbeit thätig ist, sie immer dahin wirken werden, die schädlichen Irrthümer zu zerstreuen, welche den Blick eines Volkes verfinstern, und die höhere Verständigung und Einheit zu befördern, deren Mangel die Bestrebungen der verschiedenen Parteien so verderblich macht. Irrthümer und unrichtige Unternehmungen keimen ewig, auch in den scheinbar richtigsten Bestrebungen der größten und blühendsten Völker; und ihr Leben im Herzen eines Volkes zählt nicht nach Tagen und Jahren, sondern leicht nach Jahrhunderten und, ist die Lebenskraft eines gro-

Digitized by Google

ßen Volkes sehr zähe, nach Jahrtausenden. Selbstsucht, trügliche Hoffnung und unklare geschichtliche Erinnerungen ballen sich zu einer neuen Verkehrtheit im Streben und im Wirken zusammen; und große Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sich in der Gegenwart stets erheben und in deren richtiger Entfernung alle Bedingung eines fortschreitend freieren und glücklicheren Volkslebens ruhet, will man durch jenes Gemisch von Trug und Täuschung aller Art überwinden. Aber schon eine nähere und aufrichtigere Erkenntniß der Geschichte in ihren echten Einzelnheiten, ihrem großen Zusammenhange und ihren unauslöschbaren Lehren kann dieses Truggemisch zersprengen, diese Selbstsucht der Einzelnen beugen, und den Stolz der Vergangenheit ebenso wie die Furcht der Gegenwart richtig mit den Hoffnungen der Zukunft versöhnen.

Und ebenso gewiß bleibt das Andre, daß es hier keinen Unterschied machen kann, ob das Alterthum, welches kein bloßes Alterthum zu lassen unsrer geschichtlichen Wissenschaft obliegt, dás unsres eignen oder dás eines fremden Volkes, ein uns noch näher durch Kirche und Religion heiliges oder ein insofern uns mehr gleichgültiges sei. Die reine Lehre der Geschichte ist überall dieselbe. Ist es aber ein unser Volk oder unsre Religion zunächst betreffendes Alterthum, so haben wir es, so lange es uns vielleicht noch als zu fremd geworden gegenübersteht, nur desto sorgfältiger zu untersuchen und wiederzuerkennen; dazu treibt uns die Liebe zu unserm Volke selbst ist sie die rechte, und die Pflicht unsrer Religion selbst ist diese keine falsche; wäre sie aber eine falsche, nun so würde uns die richtige Erkenntniß desto bälder von ihrem Uebel befreien, und der reine Vortheil

wäre auch so groß genug. Hier am meisten muß jede Selbstsucht schweigen, jedes Vorurtheil weichen. Auch muß jeder, der nicht sich selbst und vielleicht zugleich Andre täuschen will, nothwendig gestehen, daß auch keine Kirche auf Erden, sie nenne sich und rühme sich wie sie wolle, in ihrem wirklichen Bestehen und sich Regen unter Menschen je so sein könne, daß sie von Irrthümern, ja auch sehr schweren und höchst verderblichen sicher wäre, oder je irgend eine namhafte Zeit hindurch gewesen wäre. Eine Religion kann die vollkommen wahre und daher fähig sein viele Völker und Reiche, ja zuletzt die ganze Menschheit unter ihre Wahrheit und ihre Einheit zu sammeln, wie wir dies Alles vom Christenthume mit Recht meinen. Aber dann ist sie eben nur ihrem reinen Ursprunge und im Laufe der Zeiten nur ihren unumstößlichen Wahrheiten, ihren unerschöpflichen Kräften und ihren ewigen Hoffnungen nach die echte: in ihrem Zusammenstoße mit den Irrthümern und Sünden der wirklichen Menschen und Völker ist sie aber ebensowohl wie das einzelne Volk und das einzelne Reich, ja je größer und umfassender sie ist, noch desto mehr eben diesen Irrthümern und Sünden ausgesetzt, und kann wie das größte Heil, so auch das schwerste und längste Verderben unter Menschen stiften; wie es denn auch gar keine einzige Anstalt und Einrichtung in ihr gibt, wodurch ihr Verderben abgehalten und ihr Schaden unschädlich gemacht werden könnte. Und wen dieses nicht der tägliche Augenschein oder das Alterthum des Christenthumes lehrt (denn dieses ist nun wahrlich schon alt genug in der Welt), den würde es schon das Alterthum lehren, welches das obengenannte Buch beschreibt und welches, nach jeder

Digitized by Google

richtigen und gesunden Ansicht, nicht das Gegentheil des Christenthumes ist, sondern dieses schon selbst in seinem noch unvollkommnen Wesen und Leben.

Wir enthalten uns indeß hier Anwendungen davon auf die trüben Wirren der Gegenwart zu ziehen, und bemerken nur noch, daß die vorliegende neue Ausgabe alle die Seiten des Alterthumes eines Volkes noch etwas deutlicher als die vorige in ihrem rechten Zusammenhange erklärt. Es ist sicher eine scheinbar durch das A. T. und die übrige Bibel geforderte, in der That aber schon durch das A. T. widerlegte Ansicht, daß Kirche und Staat bloß nebeneinander als zwei von sich gegenseitig unabhängige Gewalten bestehen sollten: wie in dem Schwindel der Umwälzungslust, welcher noch heute den Kopf gewisser scheinbar frommer und ruhiger Leute in Deutschland eingenommen hat, jetzt die verschiedensten Theilstellungen fordern, ja mit erschrecklichen Drohungen und sogar mit gewaltthätigem einseitigem Vorgehen es durchsetzen wollen. Dies wäre ebenso als wollte man auch das Gericht wieder dem Könige entziehen, und meinte, es könne keinen seine rechte Pflicht ausübenden Richter neben der Obrigkeit geben. Ein treuer Richter kann unendlich viel Schlimmes von dem Einflusse der Gewalt zu fürchten haben, und dennoch seine Treue behaupten: ebenso kann das echte Christenthum zu Zeiten von der Gewalt das Aeußerste zu leiden haben, und würde doch sogleich sich selbst verrathen, wenn es aus bloß menschlicher Furcht sich der Aufsicht und möglicherweise der Strafe der Obrigkeit entziehen wollte, die es sogar aufs höchste zu wünschen hat, wenn diese Obrigkeit selbst eine christliche ist und also schon

danach in die Streitfragen näher eingehen muß. Dafür, daß die christlichen Wahrheiten, Kräfte, Hoffnungen und erst deshalb auch die christliche Kirche nicht untergehe, hat jeder Christ zu sorgen, oder dieser Untergang kommt dennoch, obgleich ihr ihm angeblich zuvorkommen wollt: und die Weisheit, daß, je größer die den einzelnen Gliedern eines Volkes und Reiches gestattete Freiheit ist, eine noch viel größere und strengere Einheit in der auch die Worte und Thaten aller Geistlichen ohne Ausnahme in ihre beständige Aufsicht und Strafe einschließenden Obrigkeit sich bilden muß und sich wirklich so in allen glücklicheren Zeiten eines Volkslebens gebildet hat, kann man schon aus dem A. T. wie vielmehr aus dem Christenthume lernen.

Uebrigens enthält der angezeigte Band am Schlusse auch noch einige Zusätze und Verbesserungen zu dem vierten Bande der Geschichte.

H. E.

Wien

L. W. Seidel 1854. Abhandlung über Percussion und Auscultation von Dr. Joseph Skoda, Prof. der medicinischen Klinik. Fünfte Auflage. XIV u. 337 S. in Octav.

Nachdem schon längere Zeit das in der Ueberschrift bezeichnete Werk im Buchhandel vergriffen, wird endlich der vielfachen Nachfrage durch eine neue Auflage desselben Genüge geleistet. Jedem, der sich für die physikalische Diagnostik interessirt, wird das Vorhandensein der 5. Auflage bekannt geworden sein, so daß es dazu so wenig, als zur Feststellung eines Urtheils über das in Rede stehende Buch — das ist längst geschehen — einer Anzeige bedürfte.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. 175. Stück.

Den 2. November 1854.

Wien

Schluß der Anzeige: „Abhandlung über Percussion und Auscultation von Dr. Jos. Skoda. Fünfte Auflage.“

Aber bei einem Lehrbuche, das in so Vieler Händen ist, hat es beim Erscheinen einer neuen Auflage für den Besitzer der früheren großes Interesse zu erfahren, wie weit und in welchen Punkten beide von einander abweichen. Nur diese Veränderungen kurz, aber möglichst vollständig anzugeben, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Voran darf stehen, wie Verf. selbst einleitend bemerkt, daß die 5. Aufl. im Wesentlichen von den früheren nicht verschieden ist; die vorkommenden Aenderungen lassen überdies, mit Ausnahme der Diagnose der Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen, welche umgearbeitet ist, die praktische Seite des Buchs unberührt, und sind eigentlich nur durch einige in neuerer Zeit aufgetauchte abweichende, vorzüglich theoretische Anschauungen über die Erklärung der Percussionser-

Digitized by Google

scheinungen einerseits und dann die Entstehung der Herztöne und Geräusche hervorgegangen. Endlich ist die Lehre vom Herzstoße vollständig umgearbeitet worden. Ref. will nun versuchen, die einzelnen Veränderungen nach der Reihe aufzuführen; die Citate sollen dabei nach den Ueberschriften der Paragraphen, welche überall dieselben geblieben sind, gemacht werden.

Nachdem wir in der Einleitung des 1. Abschn., welche von der Technik der Percussion handelt, erfahren haben, daß Verf. beim klinischen Unterricht stets den Winterich'schen Hammer gebraucht, werden zunächst in dem Paragraphen über „das Geräusch des gesprungenen Topfes" die früheren Angaben dahin berichtigt, daß dasselbe bei offnem Munde leichter zu Stande komme, als wenn Mund und Nase geschlossen sind, und auch überhaupt, wenn gleich selten, ohne Excavationen über kleineren lufthaltigen Lungenpartien, die von luftleerem Parenchym umgeben sind, vorkommen könne. (Ref. fand es einmal in exquisitem Grade, wo die Section ganz gleichmäßig zu Bleifederdicke erweiterte Bronchien mit totaler Atrophie des Lungengewebes ergab). Gelegentlich werden Günsburg's wohl nicht glückliche Erklärungsversuche des metall. Klingens und des Geräusches des gesprungenen Topfes ebenso ausführlich citirt, als kurz zurückgewiesen. Ganz neu folgt nach „Piorry's Hydatidenton" Darstellung und Kritik von Dr Hans Locher's und Dr Mazonn's Ansichten über den Percussionsschall. Locher's Ansichten finden sich in dessen „Erkenntniß der Lungenkrankheiten Zürich 1853", die Mazonn's in der Prager Vierteljahrsschrift 26. Band 1852. Ersterer hatte in seinem Lehrbuche namentlich die Skoda'sche Reihe vom hellen zum dumpfen Schalle ge-

Digitized by Google

strichen und auch alle Gradationen des tympani-
tischen Schalls, der immer voll sein sollte, ge-
leugnet. Skoda hält dem gegenüber seine frühe-
ren Angaben vollständig aufrecht, und wenn man
in Bezug auf den ersten Punkt vielleicht das
praktische Bedürfniß der Unterscheidung leug-
nen kann, so muß mit um so entschiedenerem
Protest das Leugnen eines leeren (kurzen) tym-
panitischen Schalles gegenüber dem vollen zu-
rückgewiesen werden, da die Differenz auch von
großem praktischen Werthe ist. Auch die Deduc-
tion Locher's, daß das metallische Klingen nur als
die höchste Stufe des tympanitischen Schalles zu
betrachten sei, verwirft Verf., nach des Ref. An-
sicht mit Unrecht. Dr Mazonn in Kiew hatte die
ganze Grundlage der Skoda'schen Lehre von der
Percussion, welche bekanntlich auf dem Satze be-
ruht, daß jeder Schall, den man durch Percuti-
ren des Thorax oder des Bauchs erhält und der
von dem Schalle des Schenkels oder eines Kno-
chens abweicht, von Luft oder Gas in der Brust-
und Bauchhöhle herrührt, angegriffen, indem er
den Percussionsschall zunächst von den Schwin-
gungen der percutirten Brustwand und dann den
verstärkenden, consonirenden Vibrationen der in
der Höhle enthaltenen Luft ableitet, woraus sich
dann mancherlei von Skoda abweichende Conse-
quenzen ergeben. Mazonn wird, namentlich durch
Experimente wie Ref. glaubt, vollständig wider-
legt, und ich möchte des Verfs Entgegnung noch
die jeden Augenblick zu machende Erfahrung hin-
zufügen, daß der Percussionsschall durch einen auf
den Thorax künstlich angebrachten Dämpfer (Ma-
zonn), z. B. durch Auflegen der Hände, in seinen
Eigenschaften nicht modificirt wird, wie das nach
Mazonn's Ansichten doch ebenso sicher, wie durch

eine leichte Verdickung der Pleura der Fall sein müßte.

Im zweiten Abschnitt: Auscultation wird im § 1, b zur Begründung des Gesetzes der Consonanz, welches noch immer Anfechtungen erfährt, noch folgende Deduction beigebracht: „Die Wandungen der Larynx erzittern beim Sprechen, allein die Vibrationen der Larynxwand setzen sich nicht in die Bronchialwände fort; denn wäre eine solche Fortsetzung längs der Bronchialwände möglich, so müßte sie auch längs der übrigen Berührungspunkte des Larynx und namentlich durch die äußere Haut auf eine gleich große Entfernung erfolgen, man würde am Thorax stets Bronchophonie hören.“ In einer neu hinzugekommenen Anmerkung zu diesem § werden Locher's Einwürfe gegen die Erklärung der Bronchophonie durch Consonanz beseitigt. Bei c, 1 wird die Traube'sche Behauptung zugegeben, daß auch durch Lungenödem zuweilen die Lunge luftleer werden und Bronchophonie hörbar sein könne. § 5, a gibt eine Anmerkung die Kritik der Barth- und Roger'schen Behauptung über die voix caverneuse, die nur eine andre Benennung der Laennec'schen Pectoriloquie und deshalb nach denselben Grundsätzen beurtheilt werden muß. Die mit b bezeichnete Hälfte des 5. §, welche von der Egophonie handelt, hat unwesentliche Veränderungen in dem Referat über die französischen Schüler Laennec's erfahren; Fournet's Ansichten sind aus der Anmerkung in den Text aufgenommen und von Barth und Roger werden die in der 3. Auflage ihres Lehrbuchs etwas modificirten Angaben citirt. Eine Note zu § 6, 2 stellt des Verfs „helles Lispeln“ der voix caverneuse éteinte von Barth und Roger gleich. In der Kritik der Laennec'schen An-

Digitized by Google

sichten über die respiratorischen Geräusche finden sich § 4, 2 und 3 neue Noten, welche Chomel als Gegner von Laennec bereits im Jahre 1827 anführen, Fournet, Barth und Roger dagegen als gleicher Ansicht citiren und Günsburg's versuchte Charakteristik eines „cavernösen Athmens" als eben so unzulänglich zurückweisen. Zu 4 wird hinzugefügt: „der verschleierte Hauch kann auch bei vesiculärem Athmen vorkommen. Die Inspiration beginnt mit einem schwachen vesiculären oder unbestimmten Geräusche, das plötzlich in lautes vesiculäres übergeht. Die Exspiration beginnt mit lautem unbestimmten oder auch bronchialem Geräusche, das in ein schwaches unbestimmtes sich verliert." In § 5 fehlt bei 4 die Polemik gegen Philipp und Fournet; unter a wird des Verfs eigne Definition des vesiculären Athmens schärfer markirt, Günsburgs Erklärung desselben zurückgewiesen und schließlich auf die Differenzen zwischen der Dauer des vesiculären Athmens und der Inspirationsbewegung aufmerksam gemacht; unter b werden die Bedingungen, wo bronchiales Athmen gehört wird, ohne daß eine größere Lungenpartie luftleer ist, dahin erweitert, daß ein lautes bronchiales Athmen der einen Brusthälfte, wenn auch schwächer auf der gesunden Seite, namentlich neben der Wirbelsäule gehört werden könne.— Bei der Definition der Rasselgeräusche wird B. § 1 dasjenige, welches durch Einströmen in nicht mehr contractile Lungenpartien entsteht, nicht mehr als besonderes aufgeführt, statt „Häufigkeit des Rasselns" setzt Skoda jetzt „Reichlichkeit" und fügt Angaben über seine Dauer im Verhältniß zur In- und Exspirationsbewegungsdauer hinzu; sie differirt häufig und kann bei Ungleichheiten der Spannung der Luft in einzelnen Lungenabschnit-

ten selbst länger als die der In- und Exspirationsbewegung sein. In Bezug auf Fournets froissement werden statt der eignen Worte Barth und Roger citirt, und dasselbe als Reibungs- oder Rasselgeräusch, je nach seinen Graden gedeutet.

Unter III, „amphorischer Wiederhall" beschränkt eine Anmerkung die frühere Angabe dahin, daß der amphorische Wiederhall des Athmens am Thorax eine Caverne oder Pneumothorax nur dann sicher anzeigt, wenn er nicht aus dem Schlunde abgeleitet werden kann. Es entsteht nämlich bei Dyspnöe nicht selten ein amphorisches Geräusch im Schlunde, das in äußerst seltnen Fällen bei gesunden Lungen, leichter, wenn die Bedingungen der Consonanz vorhanden, am Thorax gehört werden kann. — Bei VI „Reibungsgeräusch" weist Verf. Siebert's — Technik der medic. Diagnostik — auffallende Behauptung, daß im Normalzustande keine Reibung zwischen Costal- und Lungenpleura Statt finde, dagegen jede Reibung derselben auch bei glatter Fläche ein Geräusch mache, mit dem einfachen Hinweis auf die Verhältnisse des Herzbeutels zurück.

Beträchtlicher als die bisherigen sind die Veränderungen des nun folgenden 2. Kapitels, das von den auscultatorischen Erscheinungen der Circulationsorgane handelt; namentlich I. „über den Herzstoß" ist ganz anders geworden, hat nur 3 §, und zwar § 1 Beobachtungen über den Herzstoß, § 2 Ursache des Herzstoßes und § 3 diagnostische Bedeutung des Herzstoßes. Ref. will versuchen, das Neue und Wichtigste dieser § hervorzuheben.

In § 1 erhalten wir zunächst höchst genaue und deshalb außerordentlich werthvolle Angaben über Stärke, Ausbreitung, Localität, Schnelligkeit rc. des Herzstoßes, zuerst für das normale, dann auch

Digitized by Google

für ein abnorm gelagertes oder gebildetes Herz, an die sich dann der § 2 mit dem natürlichen Postulat anschließt, daß eine Theorie über den Herzstoß alle diese Einzelheiten, welche treue Beobachtung lehrt, erklären müsse. — Als besonders wichtig für des Vfs Theorie des Herzstoßes hebt Ref. folgende Angaben des § 1 hervor: Während der Inspiration wird eine tiefere Stelle, während der Exspiration eine höhere durch den Herzstoß gehoben; bei verstärkter Herzthätigkeit wird eine weiter nach links und unten gelegene Stelle des Intercostalraums hervorgetrieben (so nicht selten im Fieberparoxysmus); bei magern Individuen neben der Hervortreibung an der gewöhnlichen Stelle nicht selten eine Einziehung im 5., 4. oder 3. Intercostalraume neben dem Sternum oder in der Herzgrube; wenn die Hebung während der Kammersystole in mehreren Intercostalräumen Statt hat, läßt sich zuweilen bemerken, daß die Wölbung in der Richtung von oben nach unten erfolgt. Bei Verwachsung des Herzens mit dem Pericardium findet keine Hervortreibung des der Herzspitze entsprechenden Intercostalraums Statt, im Gegentheil in der Regel eine Einziehung der Art, daß der Finger mit der Diastole eine Hervortreibung wahrnimmt. (An diese Beobachtung und mit Beziehung darauf, daß überhaupt die Erscheinungen der Diastole viel plötzlicher, als die der Systole eintreten und so dem tastenden Finger oder dem Kopfe heftige Erschütterungen mittheilen können, schließt sich neu die Regel, die Kammersystole nicht, wie früher gelehrt wurde, nach der Erscheinung in den Intercostalräumen, sondern durch Beachtung des Pulses des Bogens der Aorta oder des Pulses der Carotis, nach denen sie niemals, wohl

$\frac{1}{3}$—$\frac{1}{6}$ der Dauer der ganzen Herzbewegung vorher eintreten kann, zu beurtheilen). Großes Gewicht wird endlich noch auf die bereits in der 4. Aufl. in einer Anmerkung mitgetheilte Beobachtung eines ohne Brustbein gebornen Kindes gelegt.

Die citirten und andre Beobachtungen des sehr reichen ersten § verwendet Verf. nun im § 2 zur Erörterung über die Ursache des Herzstoßes, bei der gelegentlich die gegentheiligen Ansichten, namentlich Arnold's und Kiwisch's, unter Uebergehung Andrer, die nie zur Geltung kamen, zurückgewiesen werden. Skoda's jetzige Ansicht ist in Kurzem folgende: Valentin's Angabe, daß das Herz während der Kammersystole mit seinem Spitzenantheile nach vorn und links sich hebt, erklärt die Hervortreibung im fünften Intercostalraum unterhalb der Brustwarze und die in der Umgebung auftretende Erschütterung der Brustwand während der Kammersystole eines normal gelagerten und gebildeten Herzens, aber sie erklärt nicht die Erscheinungen bei aufgeregter Herzthätigkeit und bei Anomalien in der Conformation und Lage des Herzens: nicht das Verrücktwerden der Stelle des Herzstoßes im Fieberparoxysmus, nicht weshalb ein oberer Intercostalraum früher gehoben wird, nicht die Hebung der Herzgrube bei vertical gelagertem Herzen, nicht die Hebung der linken Seitengegend oder gar die Verschiebung der ganzen Brustwand bei horizontaler Lagerung eines vergrößerten Herzens. Diese Erscheinungen fordern entweder eine Verlängerung des Herzens unter gleichzeitiger Fixirung seiner Basis; erstere wäre möglich bei Paralyse des Spitzenantheils, welche sich a priori nicht leugnen läßt, aber die Erfahrung lehrt, daß grade in den Fällen, wo das zweite, die Fixirung der Basis, sicher vor-

Digitized by Google

handen ist (Verwachsung des Herzens mit dem Herzbeutel), gar keine Hervortreibung der Intercostalräume Statt findet; oder eine Bewegung des Herzens als Ganzes während der Kammersystole je nach seiner Lagerung entweder grade nach abwärts, oder nach links, oder nach abwärts und links, oder nach abwärts und rechts. Diese theoretische Forderung wird bestätigt durch die citirte Beobachtung an dem ohne Sternum gebornen Kinde, und erklärt nach der schon in der 4. Aufl. ausführlich gegebenen Deduction Gutbrod's. Verf. rühmt von letzterer namentlich, daß sie auch die Erscheinungen bei Verwachsung des Herzbeutels erkläre: in Folge derselben kann das Herz während der Kammersystole nicht nach links verschoben werden und muß nun bei der Verkleinerung des Herzens während der Systole die Spitze gegen das Brustbein gezogen werden. Ref. muß gestehen, daß er trotz des vielen Neuen, welches der Verf. beigebracht hat, die ebenso einfachen als bekannten Bedenken Kiwisch's gegen alle Lageveränderungen des Herzens während der Systole nicht beseitigen kann, und nicht glaubt, Arnold's und Kiwisch's Theorie des Herzstoßes deshalb aufgeben zu müssen, weil er nicht im Stande ist, eine in ihren Einzelheiten schwer zu beurtheilende pathologische Erscheinung mit ihr zu erklären. —

§ 3 gibt dann in genauem Zusammenhang mit der entwickelten Theorie die diagnostische Bedeutung des Herzstoßes. Er unterscheidet sich namentlich dadurch von dem entsprechenden der früheren Ausgabe, daß der Verf. die dort aufgeführten 3 Grade des Herzstoßes ganz fallen läßt, während die einzelnen Angaben im Wesentlichen nicht abweichen. Auch ist das Nöthige über die Pulsation der Arterien hier mit aufgenommen.

Digitized by Google

Der Abschnitt über „Die Töne und Geräusche ꝛc.“ ist derselbe wie früher. Kürschner's Bedenken gegen Skoda's so vorzügliche Beschreibung der venösen Klappen des Herzens werden durch noch genauere Präcision des Ausdrucks vollends gehoben, über die Muskelfasern derselben die neueren Beobachtungen hinzugefügt, der Unterschied zwischen Ton, Schall und Geräusch ist noch näher erläutert *) und schließlich ein Referat und abweisende Kritik der neueren Ansichten über die Entstehung der Herztöne (theilweise schon in den Anmerkungen der 4. Aufl. enthalten) von Rapp, Kiwisch, Baumgarten, Hamernjk, Nega und dem Ref. hinzugefügt.

Im § 2, der von den Geräuschen in den Arterien handelt, sind Hamernjk's und Kiwisch's Ansichten aus der Anmerkung und Vorrede der frühern Auflage in den Text aufgenommen. § 3 hat die Ueberschrift „vom Kreiselgeräusche“ bekommen; Kolisko's bekannte Erklärung desselben durch Vibrationen der fascia colli ist aufgenommen, aber Hamernjk's Ableitung des viel besprochenen Geräuschs aus den Jugularvenen als die wahrscheinlichste hingestellt. Die § 3 und 4 haben ihre Stellung vertauscht; im letztern präcisirt der Vf. die Diagnose zwischen pericardialen und endocardialen Geräuschen mehr als früher. Ein Reibungsgeräusch während Systole und Diastole ist

*) „Die Töne des Herzens lassen sich durch tik-tak, tom-tum, dohm-lopp, ohm-ik etc. bezeichnen; die Geräusche durch schuh, tschuh, rah etc. Ein Schall, der sich mit einem kurzen a, u etc., oder mit de, do, the, thu etc., oder endlich mit uh, duh etc. bezeichnen läßt, ist kein Ton, und auch kein ausgeprägtes Geräusch; er ist ein unbestimmter Schall. Ein Schall, der mit schuk, tschok, rohm etc. bezeichnet werden muß, ist ein Geräusch, das mit einem Ton endet ꝛc.“ Skoda.

Digitized by Google

mehr knarrend und prasselnd, als das sog. bruit de va et vient bei Insufficienz der Aortaklappen; ein bloß diastolisches Geräusch bei Stenose der Bicuspidalis ist stets länger als ein pericardiales in dieser Zeit; dagegen läßt sich von einem kürzeren Geräusch mit der Systole an was immer für einer Stelle, und mit der Diastole an der Herzspitze oder Aorta nicht sagen, ob es endo- oder pericardial, während kurze diastolische Geräusche am rechten Ventrikel ohne Bedenken für Reibungsgeräusche genommen werden dürfen. C, 2 ist genauer geworden. Refer. hebt daraus hervor, daß diastolische Geräusche der linken Kammer an einer andern Stelle, höher und weiter links, als systolische gehört werden, wie Verfasser meint, weil die Bicuspidalis bei der Diastole von der Herzspitze mehr entfernt sich befinde, und daß die regelmäßigen Stellen für die Auscultation natürlich sehr nach Lage- und Größeveränderungen des Herzens variiren. Unter D wird bei 1, b, α der Qualität der Geräusche einiger Werth beigelegt durch die Angabe, daß ein Geräusch an der Herzspitze bei Insufficienz der Aortaklappen schabend oder blasend sei, während das der Stenose der Bicuspidalis schnurrt, und unter IV mit Recht im Zusammenhang mit dem Früheren die Behauptung, daß der Herzstoß ein sicheres Zeichen der Kammersystole sei, gestrichen.

Die II. Abtheilung des Buchs ist mit der bereits oben erwähnten Ausnahme und einigen unbedeutenden Abweichungen beim Lungenödem, Emphysem und Pericarditis, so wie einer neuen Note über Fournet's froissement pulmonaire, das Siebert als „unterbrochene Respiration“ und Günsburg als „gebrochenes Zellathmungsgeräusch“ bezeichnet hatten, ein völlig unveränderter Abdruck

Digitized by Google

der vorigen Ausgabe. Es bedarf deshalb hier nur der Anführung der diagnostischen Zeichen der Verwachsung des Herzens mit dem Herzbeutel: die Unverrückbarkeit der Grenzen des Percussionsschalls bei In- und Exspiration darf nur dann auf den in Rede stehenden Zustand bezogen werden, wenn das Herz nicht eine verticale Lage hat, und wenn es möglich ist, nach den vorhandenen Symptomen alle übrigen abnormen Zustände, die auch das Gleichbleiben der Herzdämpfung beim In- und Exspiriren bewirken, auszuschließen. Geringe Verschiebung schließt übrigens die Verwachsung nicht aus. Es fehlt der systolische Herzstoß, er ist entweder nicht fühlbar oder scheinbar diastolisch, meistens sind systolische Vertiefungen in einem oder mehreren Intercostalräumen sichtbar, wenigstens wenn auch die Costalpleura in die Verwachsung eingeht, sonst ist die Retraction der Herzspitze nur tastbar. Für sich geben Einziehungen die Diagnose nicht, immer muß der Nachweis hinzukommen, daß nirgends die Herzspitze gegen die Brustwand getrieben werde. Wollten wir auch wirklich mit dem Verf. ein solches Getriebenwerden der Herzspitze gegen die Brustwand als den normalen Zustand ansehen, möchte ich doch noch bezweifeln, daß nach den gemachten Angaben eine nur einigermaßen sichere Diagnose der Herzbeutelverwachsung in allen Fällen ausführbar sei.

Neu sind endlich noch die vier letzten Seiten des Buches, auf denen Hoppe's „theoretische Betrachtungen über die sog. consonirenden auscultator. Erscheinungen rc.“ in Virchow's Archiv besprochen werden. Skoda erklärt, daß er sich nicht veranlaßt finde, in Folge derselben, wie Ref. glaubt, mit vollkommnem Rechte, von seiner Ansicht über die Bronchophonie und ihre Deutung abzugehen.

Es seien deshalb hier zum Schluß nur noch zwei praktische Bemerkungen erwähnt, zu denen die „Theoret. Betrachtungen" dem Verf. Anlaß gegeben haben, deren eine dahin geht, daß man den Sitz einer Pneumonie nicht selten ohne zu percutiren und auscultiren, schon durch das starke Stimmzittern heraustasten könne, und die andre den allgemein gültigen Lehrsatz, daß die aufgelegte Hand aus dem Fehlen oder Vorhandensein des Stimmzitterns Pleuritis und Pneumonie unterscheiden könne, als unrichtig bezeichnet. Die Vibrationen der Stimme können sich der aufgelegten Hand sowohl bei bloßem pleuritischen Exsudate fühlbar machen, als bei bloßer Infiltration des Parenchyms ganz fehlen. A. Wachsmuth.

Göttingen

bei Vandenhoeck und Ruprecht 1854. Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament von Dr. H. A. W. Meyer. 4. Abth. Auch unter dem Titel: Kritisch exegetisches Handbuch über den Römerbrief. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. XII u. 449 S. in Octav.

Nachdem die Kirche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fast vollständig Schiffbruch gelitten hatte an Glauben und Lehre bis zu den sogen. Kartoffelpredigten und dem Wunsche eines Predigers, die Kirchen lieber in Industrieschulen zu verwandeln, haben sich die großen tiefgreifenden politischen, religiösen und socialen Umwälzungen am Ende des vorigen und Anfange des jetzigen Jahrhunderts zuletzt unter Gottes Leitung doch nur als die Geburtswehen einer neuen Zeit auch für die Kirche erwiesen. Es ist ein neuer Geist

Digitized by Google

und mit ihm neues Leben über die Kirche Christi gekommen, dessen fruchtreiche Ausgießung zumeist in den Jahren von 1815—1820 erfolgte. Nachdem sodann in den Jahren von 1820—1830 der neue Geist vielfach den Kampf um die Lehre entzündet hatte zur Wiedergewinnung des wahren Christenthums, erhielt der Kampf, während der neue Geist vielfältig neue Formen suchte und schuf, besonders durch die Unionsfrage eine praktische Richtung und Bedeutung, und seitdem hat sich der Streit mit seinen guten und bösen Folgen vorherrschend auf das praktische Gebiet gezogen, und es sind seitdem so vielseitig wichtige Fragen entbrannt, die noch ihre wissenschaftliche Verständigung suchen und erwarten, daß nur der ohne Besorgniß auf die Zukunft der evangelischen Kirche blicken kann, der die Lage derselben nach innen und außen und die großen Interessen, um die es sich handelt, nicht übersähe, wenn auch die Verheißung des Herrn für seine wahre Kirche, welche die evangelische ist, nicht unerfüllt bleiben wird.

Eine solche Zeit der Gährung, mit vorherrschend dogmatisch-praktischer Richtung, ist der Exegese nicht besonders günstig. Die Wortführer sind meistens schon fertig mit ihr oder glauben es doch zu sein. Und doch thut es eben darum doppelt noth, auf die Bedeutung der Exegese hinzuweisen, um gerade bei den gut gemeinten Bestrebungen, das Göttliche wieder zur Erkenntniß zu bringen, nicht abermals Menschliches unterzuschieben oder unterschieben zu lassen.

Wie Ref. darum seiner Zeit in diesen Blättern (1838. St. 27. 28) die Erklärung des so hochwichtigen Römerbriefes durch den ehrwürdigen Vf. mit wahrer Freude begrüßt und in ihren großen Vorzügen anerkannt hat, so begrüßt er auch diese

neue verbesserte und vermehrte Auflage mit um so größerer Theilnahme, als nach der Vorrede zwischen der ersten und dieser zweiten Auflage ein unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe (wie bei dem Commentar über das Evangelium Johannis) in der Mitte gelegen hat. Das theologische Publicum hat durch den Gebrauch, den es von dem Commentare des Vfs gemacht hat und macht, hinreichend bewiesen, daß diese Erklärung einem wahren Bedürfnisse entgegen gekommen ist.

Die selbständige, wirklich wissenschaftliche Forschung, die auf rationeller Sprachkunde fußende, grammatisch-historische gründliche Auslegung, der Fleiß in der Vergleichung der älteren und neueren Ausleger, worin der Verf. eher zu viel als zu wenig gethan haben dürfte, die stete Rücksicht auch auf die neueren und neuesten Versuche, mit den immer reicher werdenden Mitteln, den Urtext möglichst annähernd festzustellen, Alles getragen von einem christlichen Geiste und einem gereiften, nach allen Seiten besonnenen Urtheile, das bei aller Schärfe des Denkens doch auch der Unmittelbarkeit des Gemüthes und der Zucht des christlichen Bewußtseins stets Rechnung trägt, haben diesem Commentar nicht nur eine große Vollständigkeit, sondern eine gewisse meisterhafte Objectivität verliehen, die ihm seinen Werth nicht nur unter den mannichfach anderen Strömungen in der Theologie und Kirche, sondern auch gegen sie sichert.

Und doch steht der Verf. nicht mehr auf dem Standpunkte, von welchem er bei dem ersten Beginn seines Commentar's ausgegangen ist: der allein richtige Grundsatz **scriptura scripturae interpres** selbst hat ihn, was schon bei den fortschreitenden Arbeiten der ersten Auflage mehr und mehr hervortrat, der kirchlichen Anschauung näher

Digitized by Google

geführt, so daß er diesesmal, wovon wir mit Freude Act nehmen, in der Vorrede offen ausspricht, daß „in der That unsere Kirchenlehre ihrem Wesen nach mit dem Lehrbegriffe Pauli übereinstimmt." Bekanntlich ist das in neuerer Zeit noch von einem anderen Hauptvertreter der biblischen Philologie ausgesprochen worden. Damit verträgt es sich recht wohl, daß der Verf. sich gleichwohl gegen „die wiederum mehr und mehr sich geltend machende confessionelle Tendenz-Exegese, die mit der kirchlichen Erweckung der Zeit enge zusammenhängt", erklärt, d. h. gegen den Grundsatz, „daß man die Kirchenlehre und die Schriftlehre von vorne herein als identisch setzt." Man kann (und soll) ja auf rein objectivem, wissenschaftlichem, grammatisch-historischem Wege die Schrift erklären und doch (alle anderen nöthigen Bedingungen vorausgesetzt, von denen wir freilich auch das auxilium Spiritus Sancti nicht trennen) im Resultate mit der recht verstandnen Lehre der evangelischen Kirche übereinstimmen, also auch dem Hrn Verf. ganz beipflichten, daß diese „Uebereinstimmung beim exegetischen Verfahren weder vorausgesetzt, noch gesucht werden darf." Wir erkennen gern an, daß der Verf. auf rein wissenschaftlichem Wege jene Uebereinstimmung gefunden hat und freuen uns darüber, aber wir erkennen und würdigen nun auch vollständig die Schwierigkeit, sogar für den Auslegenden selbst, immer gerecht zu scheiden, wo die Wissenschaftlichkeit aufhört und die kirchliche Voraussetzung anfängt, oder, was dieser und was jener verdankt wird, da nun freilich jeder „den mit aller Wachsamkeit und Zartheit des exegetischen Gewissens zu wahrenden Grundsatz: »Scriptura scripturae interpres«" für sich in Anspruch nimmt.

(Schluß folgt).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 4. November 1854.

Göttingen

Schluß der Anzeige: „Kritisch exegetischer Kommentar über das Neue Testament von Dr. H. A. W. Meyer. 4. Abth. Auch unter dem Titel: Kritisch exegetisches Handbuch über den Römerbrief. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Doch wollen wir damit nicht leugnen, daß Grund genug vorhanden ist, mit dem Hrn Verf. aufrichtig zu bedauern, „auf dem Gebiete dieser ersten theologischen Wissenschaft täglich so viel keckem unreifen Absprechen begegnen zu müssen, welches im bestgemeinten Eifer zwar, doch mit Unverstand geschieht.“ Wir kennen, um praktisch zu reden und durch die Wirklichkeit der Verhältnisse die Ansicht des Hrn Verfs zu erhärten, junge Theologen, die noch vor wenig Jahren rationalistisch mit souveräner Verachtung auf alle genauere wissenschaftlich tiefere Würdigung der Schrift im Geiste und auf dem Standpunkte der Kirche herabsahen, in der kecken Zuversicht, wenn sie mit der von dem Gymnasium mitgebrachten Kenntniß

des Griechischen das N. T. leidlich übersetzen konnten, auch das Verständniß des Buches der Bücher bereits vollständig zu besitzen, die also im Grunde alle Exegese für überflüssig hielten, und die jetzt, der herrschenden Strömung folgend, über Nacht kirchlich geworden, wiederum von dem entgegengesetzten Standpunkte, d. h. der leicht angenommenen kirchlichen Formel aus, jede gewissenhafte Forschung, die nicht vorschnell nach der Krone und Spitze greift, als Ketzerei verwerfen und verdammen. Das ist freilich nur das Rohr, das vom Winde bewegt wird, und keine Ahnung hat von den inneren Kämpfen, durch welche sich der gewissenhafte Gottesgelehrte in gewissenhaftester Prüfung der Schrift, auf dem Boden wahrer rationeller Sprachkunde und mit Hülfe alles sogenannten Wissens, das christlich freilich an dem Gewissen seinen Regulator hat, zum wahren christlichen Glauben durchzuringen sucht und durchringen muß. Andererseits ist es freilich auch möglich, daß Jemand Commentare guter historischer Forschung liefert und doch weder den Tiefsinn des christlichen Gedankens überhaupt, noch die organische Zugehörigkeit des Einzelnen zum Ganzen, der fernen und schwächeren Strahlen des Einen Lichtes, nur ahnet.

In der Behandlung und Fassung der Einleitungsfragen tritt keine große Veränderung in dieser neuen Auflage im Vergleiche mit den früheren hervor. Der Verf. hat, wie in den früheren Auflagen, die Ansicht, daß Paulus diesen Namen in Veranlassung der Bekehrung des Sergius Paulus angenommen, daß die Jugendbildung des Apostels eine gänzlich pharisäische, „rein rabbinische“, gewesen, „daher denn auch alle seine Briefe mehr oder weniger das rabbinisch-didaktische Colorit an

sich tragen.“ Wir stimmen im Ganzen bei, dürfen aber doch wohl die Ansicht des Verf. dahin ergänzen, daß, wo mehr ein praktisch-christliches Element auftritt, wie z. B. in den Korintherbriefen, der neue Inhalt auch eine neue Form gefunden hat. Ebenso stimmen wir vollständig bei über die nur „dilettantenmäßige Bekanntschaft des Apostels mit griechischen Geisteswerken; weniger aber der Ansicht, daß der Einfluß des Gamaliel auf Paulus so „gänzlich unbestimmbar“, um so weniger, als ja der Hr Verf. selbst gewiß das Wesentliche anführt. Unsere Ansicht haben wir genauer an anderen Orten schon entwickelt. Die Auffassung des eigentlichen Geistes Pauli, nach Form und Inhalt, die der Verf. schon früher (auch Ref.) so vorgetragen, dürfte wohl das Wesentliche erschöpfen, und mit großer Befriedigung sehen wir den Verf. auf der vortrefflichen Anschauung des Herganges bei der Bekehrung des Apostels auf dem Wege nach Damascus verharren, die derselbe zuerst zu actor. 9 ff. gegeben, und der wir noch von Herzen beipflichten, da sie ebenso der geschichtlichen Relation als den anderen in Frage kommenden Momenten Rechnung trägt. Dagegen muß Ref. die Gründe, welche er schon in der Anzeige der ersten Auflage in diesen Blättern (1838, S. 268 ff.) gegen die Ansicht des Verfs, daß Paulus „sogleich“ in Damascus lehrend aufgetreten sei, vorgelegt hat, als noch nicht geschwächt ansehen, und bedauert, daß der Verf. jene Gründe nicht weiter berücksichtigt hat. Sonst ließe sich vielleicht die abweichende Relation actor. 9, 19—20 u. Galat. 1, 16—17, so vermitteln, daß Paul. auch Galat. 1, 16 eigentlich sagen wolle, daß er „sogleich“ in Damascus Christum gepredigt habe, und die Stelle Gal. 1, 16 so zu

fassen wäre: Als es (V. 15) Gott gefiel — seinen Sohn in mir zu offenbaren, damit ich ihn unter den Heiden verkündige, da habe ich ihn „sogleich“ verkündigt. Paulus würde dann Zweierlei aussprechen wollen, nämlich 1. er habe keine andere menschliche Rücksicht aus Schwäche genommen, und 2. er habe nicht erst von den Aposteln in Jerusalem Belehrung empfangen, sondern sich selbst in Arabien noch auf seinen hohen Beruf vorbereitet. Anstatt aber das Erste positiv etwa so auszusprechen: da habe ich „sogleich“ den Herrn verkündigt, fängt er zwar mit εὐθέως an, vertauscht aber dann den positiven Satz mit dem negativen stärkeren: da habe ich nicht menschliche Rücksichten gelten lassen, und fügt dann die Reise nach Arabien ebenfalls negativ an. In εὐθέως — αἵματι Gal. 1, 16 läge dann das sofortige Auftreten des Apostels und die Reise nach Arabien (nach einem sofortigen Auftreten) würden wir freilich wohl dem Apostel selbst auch gegen den Bericht des Lucas glauben müssen. In der darauf folgenden Relation über den Verlauf der apostolischen Wirksamkeit des Paulus stimmen wir dem Verf. was die Folge der äußeren Facta zumeist nach dem Bericht der Apostelgeschichte betrifft, ganz bei, nicht aber da, wo es sich um den Ort der Abfassung der letzten Briefe des Apostels, so wie über die Echtheit der Pastoralbriefe und die sog. zweite Gefangenschaft des Apostels handelt. Der Hr Vf. verwirft die sog. zweite Gefangenschaft des Apostels, und wie wir glauben mit vollem Rechte. Ungemein richtig und wichtig dünkt uns für diese Frage, was der Verf. über das Zeugniß des Clemens Romanus, einen Hauptgrund für die zweite Gefangenschaft, sagt. Wenn aber der Hr Verf. dann weiter ausspricht, wenn

Digitized by Google

man die zweite Gefangenschaft verwerfe, so müsse man auch die Briefe an den Timotheus und Titus, „welche übrigens zusammen stehen oder fallen“, verwerfen, „um für die geschichtlichen Beziehungen der Briefe den sonst unfindbaren Raum und für ihren sonstigen Inhalt die möglichst späte Zeit im Leben des Apostels zu gewinnen“, so ist das allerdings (nach Vorgang schon des Eusebius) die Ansicht vieler neueren Exegeten, zu welcher sich Ref. aber nicht bekennen kann. Ref. muß schon die Richtigkeit des von dem Herrn Verf. (freilich auch gewöhnlich so) gestellten Dilemma's bezweifeln: entweder unecht oder eine zweite Gefangenschaft. Es ist an sich recht wohl denkbar, daß keine zweite Gefangenschaft anzunehmen ist, welche durch keine sichere historische Angabe aus dem N. T. selbst angezeigt, offenbar aber, auch so weit die sogen. Tradition dafür zeugt, nur eine Frucht der Verlegenheit ist, und daß gleichwohl die sog. Pastoral-Briefe entschieden echt sind, indem die vorgebrachten Schwierigkeiten ihren Grund eben nur darin haben, daß wir die historischen Verhältnisse der Abfassung nicht klar genug übersehen, um keine Schwierigkeit zu finden. Wie wenig es nun mit den meisten sog. inneren Gründen gegen die Echtheit, hergenommen von der Schreibart, gewissen Eigenthümlichkeiten ꝛc. auf sich habe, d. h. wie ungemein viel dabei rein subjectiv ist, zeigt am besten das Urtheil Schleiermachers und Eichhorns über die Pastoralbriefe, von denen der Eine urtheilt, es finde in ihnen mehr, der Andere, es finde weniger Klarheit Statt, als bei Paulus. In Frage kommen nur die geschichtlichen Verhältnisse. Auch das räumt aber Ref. nicht ein, daß sich für die geschichtlichen Beziehungen kein Raum finden lasse, und glaubt die vermeinten

Schwierigkeiten mit den historischen Angaben vermitteln zu können. Doch hängt diese Frage mit den Fragen über die Abfassungszeit und die Verhältnisse der Briefe an die Ephesier, Kolosser und Philemon überhaupt so enge zusammen, daß eine eingehende Erörterung den Raum einer Anzeige in diesen Blättern weit überschreiten würde, zumal es sich hier um den Brief an die Römer handelt. Natürlich treten wir darnach auch der Ansicht des Hrn Verfs, daß die Briefe an die Ephesier, Kolosser und Philemon zu Cäsarea verfaßt sind, nicht bei, und wollen nur andeuten, daß bei dieser Annahme freilich sich die historischen Schwierigkeiten, welche man gegen die Echtheit der Pastoralbriefe vorbringt, nicht lösen lassen, da die Abfassung aller dieser Briefe zu Rom wesentlich zu dem Kreise der historischen Verhältnisse gehört, in welchem jene sich in die rechte Ordnung stellen. Wir halten darnach die frühere Ansicht des Hrn Verfs, die er in den früheren Auflagen vertreten hat, fortdauernd für die richtigere. Dagegen hat der Verf. über die Verhältnisse der römischen Gemeinde selbst, namentlich ihre Gründung, gewiß sehr viel Treffendes beigebracht, und die früher schon von ihm vertretenen Ansichten auch gegen neuere noch mehr gestützt: daß der Ursprung der Christenschaft in Rom sich nicht mit historischer Gewißheit nachweisen lasse, daß es gewiß lange Christen dort gab, ehe ein christliches Gemeindeleben bestand, daß dieses wohl besonders von Paulinern ausging, wobei gewiß mit Recht dem Aquila und der Priscilla das Hauptverdienst zugeschrieben wird, wenn sich freilich immer sehr schwer zwischen der ersten christlichen Gemeinschaft und deren Uebergang zu einem förmlichen Gemeindeleben wird unterscheiden lassen, wie Ref. schon bei

Digitized by Google

der Recension der ersten Auflage bemerkt hat. Sehr ausgezeichnet, so kurz als treffend, sind aber die Bemerkungen des Verf. über die Frage, ob Petrus als Gründer der römischen Gemeinde zu betrachten sei. Ebenso erklärt sich der Verf. gewiß mit Recht gegen die Ansichten von Baur, Olshausen, Tholuck und Philippi in der Frage, was sich aus dem Schweigen der Vornehmsten der Juden in Rom über das Vorhandensein einer christlichen Gemeinde in Rom folgern lasse, aber die eigene Ansicht des Hrn Verf., daß sie „in behördenmäßiger Zurückhaltung ganz davon schweigen" scheint uns auch nicht über allen Zweifel erhaben. Die πρῶτοι τῶν Ἰουδαίων sind (wie Ref. schon in der Recension der 1. Aufl. bemerkt hat) nicht so ausgemacht die Behörde (der Herr Verf. sagt freilich auch weniger bestimmt: „Die jüdischen Proceres reden hier als Behörde", aber er nennt sie auch „die Vorsteher der Judenschaft"), und es ist doch wirklich nicht wahrscheinlich, daß Paulus gerade die officiellen Repräsentanten der Judenschaft zu sich eingeladen habe, da er gerade von ihnen am sichersten einen „officiellen" Widerstand erwarten mußte. Ref. hält darum seine eigene Auffassung, daß Paulus die Vornehmsten (Einflußreichsten) der Juden zu sich geladen, und geforscht, ob sie bereits durch Briefe gegen ihn eingenommen seien, daß sie wirklich keine Briefe gegen ihn empfangen, aber auch überall von der christlichen Gemeinschaft in Rom keine Notiz genommen hatten, für treffender, weil sich auch so Alles erklärt ohne neue Schwierigkeit. Die Zahl der Juden in Rom muß, da sich einer Gesandtschaft an den Kaiser einmal 12000 Juden angeschlossen, sehr groß gewesen sein: wie leicht konnte den Spitzen der Judenschaft, gerade wenn sie nicht

officiell Notiz nehmen mußten, die kleine Zahl der Judenchristen verborgen bleiben, während sie natürlich nach den Heidenchristen gar nicht fragten! Dazu kommt die ursprüngliche Stellung der Judenchristen zur Judenschaft selbst, daß jene selbst nicht recht wußten, ob sie noch Juden waren, diese sie nur als eine Secte von sich ansahen. Daß aber die Christen als eine besondere Gemeinschaft in Rom da standen, zeigt doch wohl der Unterschied, der actor. 28, 14 u. 15 zwischen *ἀδελφούς*; einzelne christliche Brüder und *οἱ ἀδελφοί*: die Christen Roms, gemacht wird. Ebenso zweifeln wir, daß der Hr Verf. mit seiner Erklärung, daß der Chrestus des Sueton „ein Jüdischer Aufwiegler in Rom" gewesen sei, „der wirklich so hieß", das Rechte treffe. Es liegt zu nahe, daß die Juden in der Erwartung ihres Messias, als politischen Befreiers von der Zwingherrschaft Roms, bei ihrer Zahl in Rom leicht zu einer nationalen Opposition übergingen, daß nationale Reibungen und Kämpfe (tumultuantes) entstanden und daß Sueton das mit der oberflächlich gehörten Nachricht von dem Messias in Verbindung gebracht hat. Dagegen zeigt sich die tiefe Einsicht des Vfs „in die Tiefen des gewaltigen Geistes, der im Römerbrief das ganze Evangelium aufgeschlossen hat," wiederum in ihrer ganzen Stärke in allem dem, was über die Veranlassung, den Zweck und die Ordnung und Durchführung der Gedankenmassen S. 22—25 gesagt ist. Bemerkungen über (auch gegen) Einzelnes unterlassen wir aber, um noch Raum zur Betrachtung der Texterklärung zu behalten. In der Frage über die Anknüpfung von *περὶ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ* 1, 3, ob an *εἰς εὐαγγέλιον θεοῦ* V. 1, oder an *ὃ προεπηγγείλατο* V. 2, räumt Ref. gern ein, daß der ehrwürdige

Digitized by Google

Verf. die richtigere Erklärung gegeben hat: ebenso über χάρισμα πνευματικόν 1, 11, daß der Apostel einen Erfolg meine, „welchen das πνεῦμα ἅγιον durch den Lehrer als sein Organ gewirkt hat“, während Ref. u. A. es mehr auf das πνεῦμα im Menschen bezogen haben. Und ebenso erkennt Ref. gern den Vorzug der vom Hrn Verf. gegebenen Erklärung über τὸ κατ᾽ ἐμὲ πρόθυμον 1, 15 „was mich betrifft (so viel auf mich ankommt) ist Geneigtheit da“, indem τὸ κατ᾽ ἐμὲ die Sache lediglich in das Verhältniß zur Individualität des Apostels stelle, an. Doch darf Ref. vielleicht bemerken, daß auch er (wie gewiß auch Beza, Grot., Beng., Tholuck, Rückert, B. Cruf.) wesentlich nur das gemeint hat, was vom Herrn Verf. nur begrifflich schärfer gefaßt ist. Das Ganze wird doch wohl am natürlichsten nach Philipp. 1, 12 ὅτι τὰ κατ᾽ ἐμὲ μᾶλλον εἰς προκοπὴν τοῦ εὐαγγελίου ἐλήλυθεν erklärt, hier: meine Verhältnisse, meine Lage, Alles was mich betrifft, der Plural, weil Conjuncturen gemeint sind, die nicht ganz in dem Willen des Apostels liegen, Röm. 1, 15 dagegen der Singular, was mich anlangt, insofern die Entscheidung ganz in seinem Willen liegt, also zuletzt doch nur Umschreibung der Person, d. h. die Sache lediglich in das Verhältniß zur Individualität des Apostels gestellt. Ref. bekennt gern, daß er noch in vielen Stellen z. B. 1, 19 ἐν αὐτοῖς, 1, 24. 26. 28 παρέδωκεν, ꝛc. durch die Erklärungen des Hrn Verfs seine eigenen frühern Erklärungen verbessert sieht.

Von Verbesserungen der eigenen Erklärungen des Hrn Verfs der ersten Auflage in der gegenwärtigen (die also nach unserer Ansicht eine wirklich vielfach verbesserte ist) heben wir hervor die Erklärung von τοῦ γενομένου — νεκρῶν 1, 3—4, wo sich klar zeigt, wie sich der ganze Standpunkt

Digitized by Google

des Verf. verändert hat. Während es in der ersten Auflage hieß: „Es geht hieraus evident hervor, daß P. υἱὸς ϑεοῦ das erstemal (in περὶ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ) nicht im metaphysischen Sinne ausschließlich, sondern in dem allgemeinen historischen Messiassinne genommen hat ꝛc." — heißt es jetzt: „Gleichwohl ist ὁ υἱὸς τοῦ ϑεοῦ in den Worten περὶ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ — nicht im allgemeinen, bloß historisch theokratischen Sinne Messias zu nehmen, weil dies dem constanten Gebrauche Pauli zuwider ist, welcher Christum nie anders als vom Standpunkte der ihm von Gott offenbarten (Gal. 1, 16) Erkenntniß der metaphysischen Sohnschaft υἱὸς ϑεοῦ nennt ꝛc."; ebenso die Erklärung von der sehr schwierigen Stelle 5, 7: Μόλις γὰρ ὑπὲρ δικαίου τις ἀποϑανεῖται· ὑπὲρ γὰρ τοῦ ἀγαϑοῦ τάχα τις καὶ τολμᾷ ἀποϑανεῖν, wo der Verf. seine frühere Erklärung: „schwerlich wird ja für einen Gerechten jemand sterben: denn wer wagt's auch leichtlich, für das Gute zu sterben?" ganz aufgegeben hat und nun erklärt: „Kaum nämlich wird für einen Rechtbeschaffenen (geschweige denn für ἀσεβεῖς) Jemand sterben" — „denn für den Guten nimmt's einer auch wohl über sich zu sterben. So ist also das vorhergesagte ὑπὲρ δικαίου τις ἀποϑανεῖται, obwohl es μόλις, vix et aegre, geschieht, doch mit Grund gesagt, — es mag wohl vorkommen", eine Erklärung, welcher wir in dieser Fassung beitreten. Ebenso sehen wir wesentliche Verbesserungen der Erklärungen des Hrn Verf. in der so schwierigen wie dogmatisch ungemein wichtigen Stelle 5, 12 ff., ferner zu der auch schwierigen Stelle 7, 1—7; namentlich aber auch in der Behandlung der wiederum dogmatisch so wichtigen, als exegetisch schwierigen Stelle 9, 5 ff., wo der Hr Verf. durch scharfe Unterscheidung des apostoli-

Digitized by Google

schen und nachapostolischen Sprachgebrauchs, also auf historischem Wege, in gewissenhafter Benutzung aller neueren Forschungen, ebenso treffend über die vielerlei abweichenden Absichten geurtheilt, als die, wie wir glauben, allein richtige Erklärung festgestellt hat. Insonderheit aber hat es uns wohlgethan, vom Verf. im Zusammenhange mit der zuletzt berührten Frage ausgesprochen zu sehen, daß Paulus der Sache nach mit der Christologie des Johannes übereinstimme. Es ist das von einem solchen Kenner des N. T., wie der Hr Verf. ist, ein gar wichtiger Ausspruch für die Dogmatik. Bekanntlich hatte sich schon das christliche Alterthum zu einer einheitlichen Ansicht über das Verhältniß Christi zu Gott durchgerungen, in der großen Wahrheit, daß Gott in Christo Fleisch geworden, die wiederum ein Grund= und Eckstein für den ganzen Bau der einheitlichen Doctrin, wie sie unsere evangelischen Reformatoren aufstellten, wurde. Eine angeblich klüger gewordene Zeit löste, wie so manches Andere, auch diesen einheitlichen Gedanken, richtiger das einheitliche Denken über Vater, Sohn und Geist wieder auf, indem man den umgekehrten Proceß von der Arbeit des christlichen Alterthums vollzog. Ein Haupthebel dabei war aber die sogen. biblische Theologie, in welcher man die diversi tropi docendi nun umgekehrt zur Hauptsache machte. Es hängt das freilich mit der Unart des deutschen Geistes zusammen, die einzelnen Theile jeder Wissenschaft bis in ihre Molecularbewegung zu verfolgen und mit einem weitschichtigen Apparate zu versehen, ohne den Gedanken der nothwendigen Einheit in gleicher Weise im Auge zu behalten. Wie aber keine wissenschaftliche Forschung, wie breit und tief sie auch sei, wahren Werth hat, wenn sie nicht den Zusammenhang mit dem höheren Ziele der

Menschheit aufweisen kann, so hat auch keine theologische Forschung Werth, die nicht der Aufrichtung des Glaubens, auf dem die wahre Gemeinde Christi sich erbaut, dient, oder auf ihm ruht. So hat man denn seit jener destructiven Periode massenhafte Monographien und Abhandlungen über Einzelnes, vorläufig freilich nur disjecta membra poetae, als welche wir, um deutsch zu reden, gar manches sehr gelehrte Werk alter und neuer Zeit ansehen. Die Aufgabe ist aber jetzt, bei dem neuen Bedürfniß des Glaubens, entschieden die, das Gemeinsame der Schrift, die Einheit der Doctrin und zwar in den Fundamentalsätzen der wahren christlichen Anschauung, wieder aufzuweisen. Für die höhere metaphysische Anschauung Christi als Sohn Gottes ist es aber von der größten Wichtigkeit, wenn man die noch immer so Vielen unbequeme Logoslehre bei Johannes entweder als alexandrinische Zeitphilosophie, oder (freilich dann das ganze Evangelium Johannis) als Werk des Presbyter Johannes beseitigen zu können meint, dieselbe Lehre bei Paulus feststehend zu finden.

Wie der Römerbrief aber überhaupt seine höchste Bedeutung dadurch hat, daß er die christliche Lehre als ein zusammenhängendes Ganze, als ein System darstellt, das denn auch folgerecht die Grundlage der kirchlichen Doctrin geworden ist, so hat auch jede Erklärung dieses Briefes ihre Aufgabe und Bedeutung mit darin, daß manche Sätze, die theils als Grundlage, theils als Folgerungen für die ganze christliche Doctrin sehr wichtig sind, aus ihm mit mehr oder weniger klarer Andeutung geschlossen werden müssen. Dann ist die Exegese nicht schon Dogmatik, am wenigsten nimmt sie ein schon feststehendes Dogma als Erklärungsnorm an, aber sie bespricht das Resultat der einzelnen Stelle. Damit stellt also die Exegese den Lehr-

gehalt der einzelnen Stelle nach ihren Gründen fest, und liefert so die Bausteine, welche dann die Dogmatik zu einem Ganzen folgerichtig, nach allen ihren Gründen, zusammenstellt (σύστημα). Diese Forderung kann auch der wahren grammatisch=historischen Exegese nicht erlassen werden, wenn sie nicht nur Nominal=, sondern eine Realerklärung sein will. Und dieser Rücksicht genügt der Hr Verf. wie überhaupt in dem Fortschreiten seiner exegetischen Arbeiten, so auch in dieser neuen Ausgabe in anerkennungswerther Weise. Wir verweisen besonders auf Kap. 5. — Haben wir so mit Freude die großen Vorzüge der Erklärung des Hn Verf. anerkannt, so möge es uns gestattet sein, zum Schlusse auch auszusprechen, daß wir auch in gar vielen Stellen der Einzelerklärung von der Ansicht des Hrn Verf. fortdauernd abweichen, auch in wichtigeren Punkten, und halten uns für verpflichtet, auch dafür einige Andeutungen zu geben. Der Verf. entscheidet die alte wichtige Frage, was Paulus unter dem θάνατος verstehe 5, 12 mit großer Bestimmtheit dahin: „der θάνατος ist der physische Tod" ꝛc. Aber 7, 9—25 heißt nun doch der Zustand vor dem Eintreten des Gesetzes Leben: Ἐγὼ δὲ ἔζων, obgleich der leibliche Tod durch die Sünde Adams schon da war, und im Gegensatze dazu kann ἐγὼ δὲ ἀπέθανον 7, 9 doch auch nur bildlich vom geistigen Tode verstanden werden, wie auch 7, 11. 13 u. 25. Es kann auch nicht der ewige Tod sein, denn es ist ein Zustand auf der Erde gemeint, der dem ἀνέζησεν der ἁμαρτία auf der Erde entspricht. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist aber für diese Frage 7, 25. Paulus hat den inneren Zwiespalt geschildert und fragt nun: τίς με ῥύσεται ἐκ τοῦ σώματος τοῦ θανάτου τ ο ύ τ ο υ; hier weis't τούτου uns doch offenbar auf das im Vorigen ge=

Digitized by Google

schilderte geistige Elend hin, und sieht Refer. die Frage entschieden nur so an, daß Paulus im θάνατος allerdings auch den leiblichen Tod mit einschließt, aber zugleich auch die ganze Summe des geistigen und leiblichen Elendes, die durch die Sünde als der Sünde Sold über den Menschen gekommen ist. Ebenso ist uns durchaus unverständlich, was der Verf. S. 49 zu 1, 17 über die Worte Habakuk's ὁ δὲ δίκαιος ἐκ πίστεως ζήσεται mit seiner Erklärung eines „vom Geiste Gottes bei den prophetischen Worten intendirten mystisch-messianischen Sinnes" eigentlich meine; ebenso halten wir Alles, was der Verf. 1, 17 über die δικαιοσύνη θεοῦ sagt, um zu beweisen, daß der gen. als genit. des Ausgehens gefaßt werden müsse: „Rechtheit, die von Gott ausgeht", „das Verhältniß des Rechtseins, in welches der Mensch durch Gott (d. i. durch einen richterlichen Act Gottes) gesetzt wird" rc., für die Frage keinesweges erschöpfend, und so an vielen Stellen.

Doch wir brechen ab, um den uns hier gesteckten Raum nicht zu überschreiten und in der Hoffnung, uns vielleicht an einem anderen Orte genauer über Einzelnes aussprechen zu können, und schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es dem hochwürdigen Verf. noch lange vergönnt sein möge, seine Arbeiten im Dienste der Kirche, für welche freilich immer „das Zusammenwirken der verschiedenen Kräfte" unerläßlich ist, fortsetzen zu können.

Köllner.

Edinburgh

Sutherland and Knox 1852. Leucocythemia or white cell blood by J. H. Bennett. With two col. litogr. and numerous woodcuts. 132 S. in Octav.

Für die von Virchow zuerst beschriebene, in ihrer Abhängigkeit von Milz- und Lymphdrüsenhypertrophien nachgewiesene und überhaupt wissenschaftlich dargestellte Leukämie, abnorme Vermehrung der farblosen Blutkörperchen, wählt der Verf den Namen Leucocythemia, von λευκός, weiß κύτος, Zelle und αἷμα, Blut. Nachdem der Vf. auf S. 7 — 82 alle eignen und fremden Fälle, welche seit der ersten Bekanntmachung Virchow's in der Litteratur mitgetheilt worden sind, ausführlich dargestellt und mit Bemerkungen begleitet hat, schreitet er zu einer dogmatischen Darstellung der betreffenden Krankheit; zuerst gibt er eine Symptomatik, wobei er freilich eingesteht, daß nach dem derzeitigen Standpunkte unsrer Kenntniß über die Leukämie eine systematische Darstellung der Symptome unmöglich ist. Die mikroskopische Untersuchung des Blutes am Lebenden und nach dem Tode ergibt eine Vermehrung der farblosen Blutkörperchen, deren nähere Bestimmung aber sehr schwankend ist, da über die normalen Verhältnisse noch zu wenig feststeht. Die chemische Untersuchung des Blutes ergibt eine Vermehrung des Faserstoffs und Verminderung der rothen Blutkörperchen. Der Sectionsbefund von 19 Fällen ergab Folgendes: Vergrößerung der Milz 16mal; Erkrankung der Leber 13mal, 2 Cirrhose, 1 Krebs, 10 Hypertrophie; Lymphdrüsen entartet 11mal, meist hypertrophisch, einigemal carcinomatös.

Es folgt hierauf eine Auseinandersetzung der Verhältnisse der normalen Bildung der Blutkörperchen, nach dem Vf. gehen die rothen Blutkörperchen aus den Kernen der farblosen hervor, sind als gefärbte freie Kerne anzusehen, die Bildung der farblosen Blutkörperchen geht in den Lymphdrüsen vor sich, zu welchen der Verf. außer den

Digitized by Google

eigentlichen Lymphdrüsen auch die Milz, Thymus, Schilddrüse, Nebennieren, Pituitaria und Zirbel rechnet. In den Blutgefäßen bilden sich aus den farblosen Blutkörperchen die gefärbten. Aus den untergehenden rothen Blutkörperchen und den Umsetzungsproducten der Gewebe bildet sich der Faserstoff des Blutes. „Bei gewissen Hypertrophien der Lymphdrüsen werden ihre zelligen Elemente in ungewöhnlicher Ausdehnung vermehrt und so entsteht eine Vermehrung der farblosen Blutzellen, d. i. Leucocythemia«. Ferner versucht der Verf. das Verhältniß dieser Krankheit zur Entzündung, purulenten Infection und Phlebitis festzustellen und schließt mit Beschreibung der secundären Affectionen der Lymphdrüsen bei einigen Krankheiten.

Das Verdienstliche dieser ganzen Arbeit liegt rein in der Zusammenstellung der Fälle, der zweite resumirende und allgemeine Theil leidet an großer Oberflächlichkeit und kann nicht im Geringsten befriedigen. Ich muß offen gestehen, daß der einzige Umstand, daß der Verf. die Zirbel unter die drüsigen Organe überhaupt und die Lymphdrüsen insbesondere rechnet, mich im höchsten Grade gegen ihn mißtrauisch macht. (Die Zirbel hat gleichen Bau mit dem kleinen Lappen der Pituitaria, beide haben durchaus keinen drüsigen Bau, sondern bestehen wesentlich aus, in feinkörnige Masse eingebetteten spindelförmigen Zellen mit vielfachen faserartigen Ausläufern nach zwei Richtungen hin, die Zellen sind theils schmal, wie die gewöhnlichen Faserzellen, theils breit, mit ovalem oder rundlichem Mittelkörper, feinkörnigem, zuweilen an einzelnen Stellen gelb gefärbtem Inhalt und einem großen Kern, die letzteren sind ganz identisch mit den Nervenzellen des Gehirns und Rückenmarks; außerdem finden sich ovale und rundliche Zellen ohne Ausläufer, doch scheinen letztere meist abgerissen zu sein. Der Stiel der Pituitaria, welcher einzig und allein mit dem kleinen Lappen derselben in Verbindung steht, besteht größtentheils aus den faserförmigen Ausläufern jener Zellen, deren Verbindung mit Nervenprimitivfasern sehr wahrscheinlich ist). Fr.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 6. November 1854.

London

Church Missionary house, Salisbury square, 1854. Outlines of a grammar of the Vei language, together with a Vei-English vocabulary; and an account of the discovery and nature of the Vei mode of syllabic writing. By S. W. Koelle, Church Missionary. VI u. 258 S. in Octav.

Ebendaselbst

Grammar of the Bórnu or Kánuri language. By Rev. S. W. Koelle, missionary of the Church Missionary Society. XVIII u. 326 S. in Octav.

Die Erkenntniß der bis dahin uns fast völlig unbekannten vielen afrikanischen Sprachen schreitet in unsren Zeiten, Dank vorzüglich den rastlosen Bemühungen christlicher Glaubensboten, aufs Glücklichste fort. Erst neulich berichteten wir St. 41. 42 d. J. von Riis' deutschem Werke über die Odschi-Sprache an der Goldküste von Guinea, welches (was wir bei dieser Veranlassung zugleich be-

merken) so eben auch in englischer Sprache erschienen ist. Dard's Wörterbuch der Wolof-Sprache in Senegambien brachte der Unterz. schon im Jahrgange 1827 dieser Blätter S. 1759 f. zu allgemeiner Kenntniß: in der Mitte etwa zwischen diesen beiden Enden, am Cap Mount und in der Nähe des bekannten englischen Anbaues Liberia wird von dem Küstenvolke das Vei gesprochen, womit sich das erste der beiden hier zusammengefaßten Werke beschäftigt. Bekannter dem Namen nach ist das in dem zweiten Werke beschriebene Bornu: man wußte schon längst, daß ein sehr weit verbreitetes Volk in dem Bornu genannten Lande westlich vom Tschad-See fast gerade in der großen Mitte des nördlichen Afrika's wohne: seine Sprache wird aber richtiger Kánuri genannt.

Wir wollen nun hier nicht wiederholen, was wir neulich auf Veranlassung des Werkes von Riis über viele hieher gehörende Fragen ausführten: unsre Leser werden aber gern vernehmen, daß die beiden oben angeführten Werke des Missionars Koelle zu den besten zählen, welche auf diesem Gebiete bis jetzt erschienen sind. Der Verf. wurde, auch durch deutsche Sprachwissenschaft gut vorbereitet, 1847 von der großen Londoner Gesellschaft an die westafrikanische Küste gesandt mit dem Auftrage vorzüglich die unbekannten Sprachen jener Gegenden in das Reich unserer Erkenntniß zu ziehen: denn diese so großartig wirkende Gesellschaft hat in neuern Zeiten immer deutlicher begriffen, daß, um die heidnischen Völker zum Christenthume zu führen und in ihre oft noch ganz unbekannte Sprachen die Bibel gut zu übersetzen, die Sendboten sich zuvor die Fertigkeit erwerben müssen, ihre Sprachen, Schriften (wenn sie welche haben), Anschauungen und Sitten völlig zu ver-

Digitized by Google

stehen; und so sendet sie neben den Missionsärzten auch schon Missionsphilologen aus, wovon der Unterz. in letzter Zeit einige recht erfreuliche Beispiele vernommen hat. An jener Küste, deren für Europäer, ja auch für Afrikaner welche in höher gelegenen trockeneren Gegenden lebten, tödlicher Luft schon so viele Glaubensboten frühzeitig erlagen, ging er nun mehrere Jahre lang aufs unermüdlichste seinem Berufe nach, drang auch etwas tiefer in das Innere des Landes ein, und kehrte mit einem reichen Schatze neuer Erkenntnisse nach Europa zurück, um nach deren Veröffentlichung durch den Druck bald wieder nach einer etwas weniger ungesunden Gegend Afrika's gesandt zu werden. Kostet es nun schon ungemeine Mühe und seltene Ausdauer solche Sprachen jetzt verwildeter Völker sicher zu erlernen, wie der Verf. dazu die zuverlässigsten, aber auch mühevollsten Hülfsmittel zu ergreifen sich nicht gescheuet hat, so müssen wir dem Verf. um so dankbarer sein, daß er dabei auch den Forderungen der Wissenschaft zu genügen sich bestrebt hat. Zwar ist in einem so fast ganz neuen Sprachgebiete, wo Alles erst von vorne an den einzelnsten Stoffen nach festzusetzen ist, hinter den Ansprüchen der Wissenschaft nicht zurückzubleiben doppelt schwer; und nur dér Vortheil thut sich hier auf, daß der wissenschaftliche Sprachbeschreiber da, wo Alles erst von vorne an zu erkennen ist, auch durch keiner Vorgänger Vorurtheile und Irrthümer in demselben Gebiete gehemmt ist. Allein dieser Vortheil wird reichlich dádurch aufgewogen, daß im jetzigen Europa über allgemeine Sprachwissenschaft noch sehr viele irrthümliche Vorstellungen herrschen, indem noch immer so viele scheinbar fähige Schriftsteller nur von einem sehr engen Gesichtskreise

Digitized by Google

aus, wie er ihnen durch das Deutsche oder Lateinisch=Griechische oder höchstens ein bischen Sanskrit geboten wird, allgemeine Sprachgesetze aufstellen wollen.

Man kann nun bei solchen neu bekannt werdenden afrikanischen Sprachen zugleich auf ihr Verhältniß zu den übrigen afrikanischen achten und eine einzelne von diesem höhern Standorte aus zu beschreiben unternehmen. Dies würde an sich immer das beste sein: aber von der überaus großen Zahl afrikanischer Sprachen (denn was man früher von den amerikanischen in dieser Hinsicht meinte, trifft wohl ebenso bei den afrikanischen zu) kennen wir bis jetzt zu wenige zumal aus den eigentlichen Negerländern hinreichend sicher, um bei ihnen leicht schon so von oben herab verfahren zu können. Wir können daher den Verf. nicht tadeln, daß er in beiden Werken einen solchen Standort nicht eingenommen hat. So viel wir bis jetzt sehen können, haben allerdings alle diese so ungemein zahlreichen afrikanischen Sprachen einige Grundzüge unter einander gemein: z. B. das ungewöhnlich weiche und sanfte Ineinanderfließen von Selbst= und Mitlaut, indem einzelne dieser Sprachen zwar den einen oder andern sehr hart gebildeten Mitlaut (etwa wie unser hochdeutsches pf ganz eigenthümlich ist) lieben, in keiner aber die Mitlaute so sich häufen wie wir dies gerade bei den uns am nächsten stehenden Sprachen gewohnt sind. Sollte sich dies weiter so bewähren, wie es sich in allen bis jetzt mir bekannten afrikanischen Sprachen zeigt, so würde dies eine sehr wesentliche Eigenthümlichkeit bilden, die sich eben nur geschichtlich, nicht aber örtlich erklären ließe. Denn wollte man diese ungemeine Weichheit und Flüssigkeit etwa von der auflösend warmen Luft

Digitized by Google

Afrika's ableiten, so lernen wir vielmehr immer deutlicher, daß die Luftmischung auch in Afrika nach den Ländern sehr verschieden ist (sogar Gletscher will man jetzt nicht weit vom Aequator entdeckt haben); und dann beweisen auf der andern Erdhälfte unter dem gleichen Himmelsstriche die amerikanischen Sprachen wie wenig es (trotz aller darüber in Europa herrschenden Vorurtheile) die bloße Erdlage ist, welche das Verhältniß der Laute einer Sprache bestimmt. Man hat in neuern Zeiten noch nicht beachtet, wie sehr nicht nur der Bau und die geistige Ausbildung, sondern auch schon gewisse Grundverhältnisse der Laute der Sprachen aller Völker der Erde von uralten rein geschichtlichen Bestimmungen abhangen. Doch wir können dieses, so lehrreich es wäre, hier nicht wohl weiter verfolgen.

Aber wie große Verschiedenheiten daneben unter diesen Sprachen bestehen können, zeigen auch die zwei hier zum erstenmale näher beschriebenen Negersprachen. Das Vei an der oben genannten Küste ist eine fast ganz aufgelöste Sprache, mit kurzen, wenn auch nicht nothwendig einsylbigen Worten, leicht trennbaren Begriffswörtchen, einer überfließenden Menge bloßer Schallwörter, und einer durchgängigen Einfachheit, ja Kindlichkeit, welche zwar noch immer hinlänglich zeigt, daß dies Negervolk geistig zu ebenso vollkommnen Menschen von Gott geschaffen ist, wie irgend die heutigen stolzen Europäer, von der wir aber allerdings in unsern Sprachen kaum einen Begriff haben. Das Veivolk behauptet nun nach einer alteinheimischen Sage, es sei von den entfernteren Höhen Afrika's herabgekommen; und gewiß sind auch in Afrika die Küstenvölker weniger ursprünglich. Aber diese Sage auch am Faden der Sprache

weiter zu verfolgen und den entfernteren Ursprung dieses Volkes nachzuweisen, dazu fehlt es uns bis jetzt an hinreichenden Hülfsmitteln, sowie die ganze afrikanische Völkergeschichte uns noch völlig unklar ist. — Ganz anders das Kanuri. Es hat zwar auch aus der Urzeit aller Sprache manches Einfachere beibehalten, ist aber daneben durch viele Stufen hindurch hoch ausgebildet, mit langen Worten, zahlreichen, ja theilweise sehr schwer wiederzuerkennenden Laut- und Wortumbildungen, und insofern unsern gewöhnlichen Sprachen sehr nahe stehend. Aber es wird auch auf den Höhen des mittlern Afrika's gesprochen, und ist sichtbar nicht die Sprache eines versprengten kleinen und immer tiefer herabgekommenen, sondern eines einst weit und breit herrschenden und schon sehr gebildeten Volkes. Auch konnte der Verf. diese Sprache nicht wie die Vei im Lande selbst durch Unterhaltung mit vielen tausend Eingebornen, sondern bloß durch einzelne an die Küste verschlagene übrigens für den Zweck sehr taugliche Männer sich aneignen: wodurch seine Mühe nach manchen Seiten hin nur noch größer werden mußte.

Uebrigens wollen wir damit nicht sagen, daß der Verf. nicht auch so unter den afrikanischen Sprachen des nächsten Kreises manche nützliche Vergleichung hätte ziehen und Vieles bei jeder einzelnen schon nach allgemeinen Sprachgesetzen hätte richtiger beschreiben können. Ein angehängtes *-a* z. B. bezeichnet im Vei nach S. 118 das Perfectum, nämlich dies in jenem weiteren oder vielmehr ursprünglichen Sinne, in welchem wir es nun schon aus so vielen Sprachstämmen näher kennen können: dieses im Vei angehängte *-a* entspricht sicher dem im Odschi vorgesetzten, wie wir dies oben in diesen Blättern S. 406 beschrie-

Digitized by Google

ben haben. Ueberhaupt scheint es uns, daß der Verf. die verwickelten Tempus= und Modusbildungen in beiden Sprachen hätte einfacher und deutlicher schildern können, wenn er von dem nun auch hier bestätigten großen Grundsatze ausgegangen wäre, daß sie alle zuletzt auf den éinen Gegensatz eines Perfectum und Imperfectum als der beiden ursprünglichsten und nothwendigsten Zeitbildungen zurückgehen. Im Vei, so auffallend es uns durch seine fast zu große Einfachheit ist, läßt sich derselbe Grund erkennen. Im Kanuri unterscheidet der Verf. fünf Zeiten, die er bloß neben einander stellt und im Einzelnen ihrem Gebrauche nach zu erläutern strebt: ein Indefinitum I, ein Indefinitum II, ein Perfectum, einen Aorist, und ein Futurum. Allein schon die Namen Indefinitum und Aorist sind wenig sagend und leicht irre führend, wie ich dies was den Aorist betrifft neulich bei der Anzeige des Werkes über die Odschi=Sprache weiter ausführte. Dazu würde ja der Name Indefinitum wesentlich dasselbe bedeuten was Aorist, während die Bildungen, wie der Vf. im Einzelnen so lehrreich erörtert, vielmehr das Verschiedenste bedeuten. Sieht man nun auf die Bedeutung sowohl als auf die Bildungsart dieser fünf Zeitbildungen, so kommt man sicher zu dém Ergebnisse, daß die beiden ersten dem Imperfectum, die drei letzteren, so verschieden sie wieder unter einander geworden sind, dennoch zuletzt gemeinschaftlich dem ursprünglichen Perfectum entsprechen. Ja es ergeben sich hieraus viele für die gesammte Sprachbildung und für manches in den uns bekannteren Sprachen dunkler Scheinende höchst lehrreiche Folgerungen. Wir bedauern nur dies hier aus Mangel an Raum nicht weiter ausführen zu können. — Eine andere Unvollkommen=

Digitized by Google

heit scheint uns zu sein, daß die vielfachen Stoffe hier nicht in eine hinreichend lichte Ordnung gebracht sind: die Sprachwissenschaft ist aber jetzt bereits so weit unter uns ausgebildet, daß jede einzelne Sprache, wie verschieden sie auch von den bei uns gewöhnlichen sein mag, nach einer festen Ordnung beschrieben werden kann; und daß dies bei jeder geschehe, ist aus vielen Gründen wünschenswerth. Doch ist die Anordnung in der Kanuri-Sprachlehre schon viel richtiger als die in dem ersteren Werke.

Der Verf. führt indessen die Leser bisweilen über das Gebiet dieser zwei Sprachen weiter hinaus in die große Welt der vielerlei fremden Sprachen, um durch Aehnlichkeiten zwischen ihnen das etwas Schwierigere zu erläutern, oder, um zu zeigen, welche Stoffe aus fremden Sprachen in den letzten Jahrhunderten in diese afrikanischen eingedrungen seien. Hierin ist viel Richtiges und Unterrichtendes: doch bedarf es hier auch überall großer Vorsicht. Ob z. B. in das Kanuri das Wort dīniá in der Bedeutung Welt aus dem arabischen دنيا eingedrungen sei, ist wohl kaum zweifelhaft. Aber im Vei kann dúma Grund, Erde wohl mit אֲדָמָה, keineswegs aber, wie S. 7 angenommen wird, mit diesem arabischen dunjâ etwas gemein haben, weil das arabische Wort eine ganz andre ursprüngliche Bedeutung hat, so wie auch die Laute verschieden genug sind.

Uebrigens enthält das Werk über das Vei nicht bloß die Sprachlehre, sondern auch das Wörterbuch, zugleich mit überall eingestreuten längern Stücken von Geschichten und Sagen wie der Vf. sie aus dem Munde des Volkes hörte.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. 179. Stück.

Den 9. November 1854.

London

Schluß der Anzeige: »Outlines of a grammar of the Vei language, etc.« Und: »Grammar of the Bórnu or Kánuri language. By Rev. S. W. Koelle.«

Wo die Gelegenheit es mit sich führt, schaltet der Verf. auch Vieles über die Sitten und Meinungen des Volkes, sowie über die Eigenthümlichkeiten des Landes ein: wir weisen z. B. auf die genauen Beschreibungen seltener Schlangenarten S. 181 f. hin. Sehr denkwürdig ist bei diesem Volke die Art zu zählen: es zählt nur von 1 bis 5 gerade fort, zählt dann 5 mit 1—4 zusammen bis zu einer neuen besondern Zahl für 10, zählt dann 10 mit 1—9 zusammen, bis wieder zu einer neuen besondern Zahl für 20, und drückt alle höheren Zahlen durch verschiedene Zusammensetzung dieser Zahl für 20 mit den geringeren aus. Dies Alles, so fremdartig es uns scheint, versteht sich nun zwar leicht, und kann zugleich zur Erläuterung des Ursprunges dunklerer

Digitized by Google

Zahlwörter in andern Sprachen dienen: aber indem bei dem Vei sogar manche einzelne Zahlwörter, wie der Verf. weiter ausführt, sich aus den Namen der Finger erklären und der Verf. selbst oft bemerkt, wie dies Volk stets nach seinen Fingern (von dem kleinen der linken Hand an) und dann nach seinen immer leicht entblößten Fußzehen zählt, ist dadurch die deutlichste Erklärung dieser Zählung und zugleich vieler verwandter Spracherscheinungen gegeben. Das Vei hat aber auch ganz besondre Namen für die Zahlen, und unterscheidet sich darin völlig vom Kanuri, dessen Zahlen schon ihrer Reihe nach weit größere Aehnlichkeit mit unsern haben.

Bei dem Kanuri theilt der Verf. zwar ebenso aus seinen reichen Sammlungen oft längere Stücke von Reden und Erzählungen der Eingebornen mit: wie es überhaupt ein großer Vorzug dieser Werke ist, daß sie uns die Sprachen dieser Völker stets im Ganzen und Großen aus ihrer lebendigsten Werkstätte heraus vorführen; aber da diese Sprache wegen ihrer ungemein vielfachen Bildungen nicht so kurz beschrieben werden kann, so enthält dieser Druck nur die Sprachlehre im engern Sinne. Desto angenehmer ist es uns, zum Schlusse melden zu können, daß der Verf. nächstens ein ganzes Kanuri-Lesebuch und eine Polyglotta Africana herausgeben wird. Wir hoffen dann auch hier auf diese sehr schätzbaren Bereicherungen unserer Sprachwissenschaft zurückzukommen.

Noch bemerken wir, daß die Auskunft über die vor etwa 20 Jahren von einem äußerst begabten Vei-Manne selbständig erfundene Vei-Sylbenschrift von etwa 200 Zeichen hier bestimmter lautet, als der Unterz. sie nach unvollständigeren Angaben vor einigen Jahren in der DMGZ. veröffentlichte. H. E.

Digitized by Google

Paris

Labé 1854. **De la Suette miliaire**, de sa nature et de son traitement, traité pratique suivi d'une analyse de toutes les épidémies de suette observées jusqu'à nos jours, par le docteur A. **Foucart**. XLVIII und 405 Seiten in Octav.

Der Verf. wurde im Jahr 1849 in die Departements de la Somme, de l'Aisne und de l'Oise geschickt, um während dort ausgebrochener Miliaria-Epidemien als Arzt thätig zu sein, weil die Zahl der Erkrankungen so bedeutend war, daß die dortigen Aerzte zur nöthigen Hülfe nicht ausreichten. Als der Verf. ankam, fand er die Dörfer voll Kranke und in der vollständigsten Demoralisation, es gelang ihm sofort der Sterblichkeit ein Ende zu machen, und er kann sich rühmen, keinen einzigen Kranken verloren zu haben. Er beobachtete 1455 Kranke. Nach seiner Rückkehr arbeitete er ein Mémoire über das Schweißfriesel aus, welches er 1849 der medicinischen Akademie überreichte, und welches in dem von Guérin über alle damals eingegangenen Denkschriften über die Miliaria abgestatteten Bericht rühmend anerkannt wurde; dieser Bericht ist in dem vorliegenden Werke abgedruckt, das letztere selbst ist mit Ausnahme des letzten Kapitels jenes Mémoire. Nachdem der Verf. im ersten Kapitel flüchtig die localen und klimatischen Verhältnisse, auf welche er gar keinen Werth legt, berührt hat, schreitet er im 2. Kapitel zu einer ausführlichen Symptomatologie. Zuerst bespricht er die Vorläufer der Krankheit, dieselben fehlten in ungefähr $\frac{2}{3}$ der Fälle, sie traten am Tag vor der eigentlichen Invasion auf und bestanden in leichtem Kopfschmerz Schwin-

Digitized by Google

del, Schwere in den Gliedern, zuweilen auch Appetitlosigkeit und Uebelkeit; einige Kranke klagten auch über Lendenschmerzen; bei anderen trat ein gastrischer Zustand ein, und der Verf. glaubt in mehreren Fällen durch Darreichung eines Brechmittels von Ipecacuanha die wirkliche Invasion coupirt zu haben. Die eigentliche Invasion fand in der großen Mehrzahl der Fälle in der Nacht Statt und war durch Ausbruch eines außerordentlich heftigen Schweißes charakterisirt, derselbe durchdrang rasch die Wäsche, Decken, ja fast die Matratzen der Kranken und war völlig geruchlos, den von anderen Autoren beobachteten Geruch nach faulem Stroh trat erst später ein und wird vom Verf. mit Recht nicht dem Schweiß an und für sich, sondern den mit Schweiß durchtränkten Decken und Lager der Kranken zugeschrieben, da er sofort verschwand, wenn die Kranken reine Wäsche und ein reines Lager bekamen. Frost empfanden während des Schweißanfalles die Kranken in der Regel nicht; wohl aber klagten manche über Kopfschmerz, Schwere, Brechneigung. Hitze der Haut und Fieber waren gering. Das erste Auftreten der Krankheit war bei allen Kranken gleich, mochte später der Verlauf sehr schwer oder leicht sein.

Bis zum Ausbruch des Friesels verläuft nun eine gewisse Zeit von wenigstens 48—72 Stunden, zuweilen 10—14 Tagen und darüber, der Schweiß bleibt, der Puls ist voll und wenig beschleunigt, der Harn wird sehr sparsam, der Stuhl bleibt constant aus, kann man die Verstopfung behindern oder rasch beseitigen, so gelingt es den Verlauf der Krankheit sehr abzukürzen und gelind zu machen. Die Kranken klagen nicht, die Zunge bleibt feucht und roth. Gegen das Ende des 2.

Digitized by Google

Tages belegt sich die Zunge, es tritt Beängstigung in dem Epigastrium ein, verbunden mit Uebelkeit; hierzu gesellte sich zuweilen ein Gefühl von Zusammenschnürung des Schlundes, welches sich, so wie die Beängstigung auf der Brust bis zum Gefühl der entsetzlichsten Strangulation steigern konnte. Delirien waren nur in 5 Fällen vorhanden. Alle diese Erscheinungen steigern sich in unregelmäßigen Pausen zu Anfällen, während gewöhnlich nur der Schweiß und der epigastrische Zustand zu bemerken sind. Erfolgt der Tod, so tritt er meist in dieser Zeit ein, während nach Ausbruch des Friesels die Gefahr vorüber ist.

Wird die Krankheit sich selbst überlassen, so erfolgt am 3. oder am Anfang des 4. Tages die Eruption des Friesels; die vomi-purgative Behandlung beschleunigt und erleichtert dieselbe, die schweißtreibende verspätet und erschwert dieselbe. In schweren oder vernachlässigten Fällen erfolgt der Ausbruch später, selbst erst am 27., 30., 34. Tage, am Ende der 5. Woche. Dem Ausbruch geht ein allgemeines Stechen in der Haut, zuweilen ein eigenthümliches Gefühl von Schwere und Vernichtung vorher; derselbe erfolgt zuerst an den Seiten des Halses, vorn und oben an der Brust, an den Armen, Beinen, Rücken und Bauch; selten im Gesicht. Mit dem Erscheinen des Friesels mindern sich der Schweiß, das Fieber, die nervösen Erscheinungen ohne ganz zu verschwinden, die Gefahr ist aber in der Regel vorüber. Die Eruption erfolgt meist in der Nacht. Zugleich erscheint auf der Schleimhaut der Mund- und Rachenhöhle eine fleckige Röthe, an denselben Stellen treten später kleine Aphthen auf. In schweren Fällen wurde auch der perlgraue Streif am Zahnfleisch bemerkt. Die Dauer der Eruption ist verschie-

Digitized by Google

den, bald tritt si rasch allgemein auf und nach 48 Stunden ist Alles vorüber, beginnt die Abschuppung, bald zieht sie sich 3—5 Tage hin, länger aber nie.

Die Desquamation beginnt also in der Regel gegen den 6. Tag, sie ist kleienartig wie bei Masern, oder häutig wie bei Scharlach; Schweiß, Fieber wie alle übrigen krankhaften Erscheinungen verschwinden, der Kranke ist in voller Convalescenz; auch die kleinen Aphthen im Munde heilen; der Zungenbeleg stößt sich an einzelnen Stellen los, unter welchen die Schleimhaut lebhaft geröthet erscheint, die jedoch bald ihre normale Farbe annimmt. Der Appetit kehrt wieder, doch werden anfangs nur flüssige und kalte Stoffe gut vertragen, während feste und heiße Erstickungserscheinungen hervorrufen. Während der Reconvalescenz tritt öfters epigastrisches Klopfen auf, zuweilen auch Brennen im Magen. In andern Fällen leiden die Kranken während der Abschuppung an Schwäche, Kopfschmerz, Zerschlagenheit der Glieder, Appetitlosigkeit, Erstickungsanfällen 2c.

Das dritte Kapitel ist einer besonderen Besprechung der Dauer und Prognose der Miliaria gewidmet. Bei günstigem Verlauf ist die Dauer selten mehr als 7—8 Tage, alle Fälle, welche länger dauern, gehören zu den schwer und ungünstig verlaufenden. Der Verf. hält es für unpassend eine Eintheilung in gut- und bösartige Miliaria vorzunehmen; im Allgemeinen kann man nach ihm annehmen, daß die Fälle nur durch schlechte Behandlung schwer werden; bei'm ersten Auftreten sind sich alle gleich, wie schon oben angegeben.

Ueber die Contagiosität der Miliaria spricht sich im 4. Kapitel der Verf. dahin aus, daß eine solche

Digitized by Google

im engeren Sinne nicht existirt, wohl aber eine miasmatische Verbreitung anzunehmen ist, obschon ganz evidente Thatsachen zu deren Beweis noch aufzufinden sind. Das 5. Kapitel bringt die Aetiologie. Was das Alter betrifft, so war keins davon befreit, am häufigsten aber kam die Krankheit im 20—35. Jahr zur Beobachtung. Beim weiblichen Geschlecht kam sie viel häufiger vor, als beim männlichen. Die Verhältnisse des Bodens ꝛc. waren ganz ohne Einfluß auf Erzeugung, Ausdehnung und Intensität der Epidemie, ebenso die des Standes. Einen großen Einfluß auf raschen Ausbruch der Krankheit, natürlich die epidemische Prädisposition vorausgesetzt, schreibt der Vf. dem Schrecken zu.

Das 6. Kapitel enthält die Beschreibung des Exanthems, man kann unterscheiden: 1. das weiße Friesel, mit farbloser Flüssigkeit gefüllte Bläschen ohne rothen Hof, kommt sehr selten vor; 2. der rothe Friesel, ist die häufigste Form und findet sich in zwei Varietäten: a. es bilden sich kleine, rothe Papeln, auf deren Höhe man nur mit der Loupe ein Bläschen sieht, die Haut fühlt sich wie chagrinirt an. b. Es bilden sich in der Mitte eines rothen Hofes mit Serum gefüllte Bläschen; 3. das hämorrhagische Friesel, wurde in einem Falle beobachtet, viele Bläschen waren mit Blut gefüllt; das Individuum war eine 30jährige, herabgekommene, schwache Frau mit scorbutischer Constitution.

Im 7. Kapitel erklärt der Verf., daß er nie ein eigentliches Recidiv der Miliaria beobachtet habe, sondern nur während der Reconvalescenz durch Unvorsichtigkeit der Kranken hervorgerufene Rückfälle einzelner Krankheitserscheinungen. Im 8. Kap. beschreibt der Verf. verschiedene unregel=

Digitized by Google

mäßige oder abnorme Formen des Schweißfriesels: 1. Schweißfieber ohne Friesel, diese Form gesehen zu haben, kann der Verf. nicht mit Bestimmtheit behaupten; 2. Friesel ohne Schweiß beobachtete F. 7—8mal, es waren alle Erscheinungen der Miliaria vollständig vorhanden, nur Schweiß fehlte; 3. Schweiß ohne eigentliches Schweißfieber (sueurs sans suette) wird vom Verf. nur erwähnt, um darzuthun, daß auch bei anderen Krankheiten profuse Schweiße eintreten können, ohne daß man sie deshalb als Schweißfieber betrachten dürfe; 4. Schweißfieber mit intermittirender Form wurde nur in zwei Fällen ausnahmsweise beobachtet; 5. Anomalien einzelner Fälle waren häufig, z. B. Auftreten der nervösen Erscheinungen: Erstickung 2c. nach vollendeter Eruption, oder ganz im Anfang vor allen anderen Erscheinungen, Durchfall, nur ausnahmsweise beobachtet. Complicationen kamen, wie im 9. Kap. auseinandergesetzt wird, außerordentlich selten vor, am häufigsten war noch die Cholerine, außerdem wurden beobachtet: Cholera, typhoide Fieber, Pneumonie. Wie aus dem 10. Kap. hervorgeht, traten zur Zeit der Epidemie alle anderen Krankheiten hinter der Miliaria zurück. Im 11. Kapitel werden nochmals die einzelnen Symptome besprochen; der Schweiß, der Verdauungsapparat, Respiration und Circulation, Harn, Nervensystem. Die im 12. Kapitel gegebenen Resultate der Sectionsbefunde mußte der Verf. fremden Beobachtungen entnehmen, da er selbst keinen Kranken verloren hat; das Blut hat ganz den Charakter wie bei Typhus; die Fäulniß tritt äußerst rapid ein; constante anatomische Veränderungen finden sich nicht, wie aus allen beigebrachten Citaten hervorgeht. Der Verf. hält die Erscheinungen der

Digitized by Google

Miliaria für so charakteristisch, daß er eine Verwechselung mit einer andern Krankheit gar nicht für möglich hält, und daher die Diagnose im 13. Kap. sehr kurz abmacht.

Das 14. Kap. enthält die Behandlung. 1. Die prophylaktische Behandlung beschränkt sich auf Anordnung einer diäten Lebensweise; Isolirung der Kranken, Weinessig, Kampher u. dergl. sind nutzlos, prophylaktische Aderlässe aber geradezu gefährlich, der Verf. sah, daß jedes Individuum, dem man prophylaktisch zur Ader gelassen hatte, befallen wurde und daß der Verlauf der Krankheit sehr schwer, wenn nicht tödtlich war! 2. Die diätische Behandlung ist folgende: die Fenster müssen von früh bis spät offen stehen, der Körper darf bei Tag nur mit einer einfachen Decke belastet werden, Nachts mit zwei oder mehren, je nach der Temperatur: die Wäsche muß so oft gewechselt werden, als sie mit Schweiß durchtränkt ist; als Getränk diene kalte Limonade, eiskaltes Wasser, aber nur löffelweis. Das Verschließen der Fenster und die sogen. schweißtreibende Methode: Bedecken der Kranken mit Betten, starkes Heizen der Zimmer, warme Getränke ꝛc., wirken durchaus schädlich, erschweren und verlängern den Krankheitsverlauf. (Refer. erinnert hier an das gleiche Resultat der Erfahrungen Schneemanns*) bei Scharlach und Masern, dessen Behandlungsweise mit großem Erfolg gekrönt wurde und sich in jeder Hinsicht glänzend empfiehlt). 3. Medicamentöse Behandlung besteht in der Verabreichung von Brech- und Purgirmitteln; als Brechmittel gibt der Verf. Ipecacuanha, für welche er als thera-

*) Die Fetteinreibungsmethode in ihren Heilwirkungen gegen Scharlach- und Masernkrankheit von Dr Carl Schneemann, Medicinalrath zu Hannover. Hannover 1853.

peutisches Gesetz hinstellt. „Bei der Behandlung des Schweißfriesels ist die Ipecacuanha oft ein heroisches Mittel, immer ein nützliches, niemals schädlich.“ Er gibt dieselbe bei allen Kranken ohne Unterschied im Anfang der Krankheit, und 2. während des Verlaufs der Krankheit, wenn nervöse Zufälle von einiger Intensität auftreten. Die Dosis ist $1\frac{1}{2}$ und selbst 2 Grammen, auf einmal als Pulver mit Wasser zu nehmen, bei Kindern wurde der Ipecacuanhasyrup gegeben zu 10—25 Grammen. Im Anfang gegeben wird der Verlauf in allen Fällen leicht, später tritt stets Besserung ein. Zuweilen dient die Ipecacuanha zugleich als Purgans, wo nicht, so gibt man in allen Fällen, wo Verstopfung vorhanden ist — und diese fehlt fast nie — schwefelsaures Natron oder Magnesia, Sedlitzer Wasser, auch wohl citronensaure Magnesia; oder ein Klystier von Wasser mit Salz. Durch die Wirkung des Laxans nach dem Emeticum wird rasch Besserung und Genesung herbeigeführt. Gegen Kopfschmerz, Beängstigung ꝛc. braucht man Sinapismen an die Beine, auf die Brust. Aderlässe und Schwitzmittel sind schädlich, alle, welche während dieser Epidemie starben, waren mit diesen Mitteln behandelt worden, während von dem Augenblick an, wo die Behandlungsweise des Vfs in Anwendung gebracht wurde, kein Todesfall mehr vorkam, wobei wohl zu bemerken, daß der Verf. Individuen aus allen Zeiten der Epidemie in verschiedenen Gegenden zu behandeln hatte und nicht etwa bloß zu einer Zeit, wo an und für sich die Sterblichkeit aufhört. Er führt eine Anzahl überzeugende Beispiele von der eminenten Schädlichkeit der Aderlässe an.

4. Die Behandlung in der Reconvalescenz besteht in dem Einhalten einer strengen Diät und

Digitized by Google

Berücksichtigung der einzelnen Zufälle, die oben angegeben wurden. Säugende müssen fortstillen, aber seltner, die Säuglinge bleiben meist frei. Complicationen werden wie einfache Krankheiten behandelt.

Im 15. Kap. kommt nun der Verf. auf die Besprechung des Wesens, der Natur des Schweißfriesels, als selbständiger, epidemischer Krankheit. Nach dem Verf. gehört die Miliaria wie der Typhus, die Cholera, die Exantheme zu den septischen oder toxhämischen Krankheiten. Als septische Erscheinungen, d. h. solche, die als unmittelbare Folgen der Einwirkung des Miasma's oder Giftes auf den Körper anzusehen sind, betrachtet der Verf. die gleich von vorn herein auftretende typhöse Beschaffenheit des Blutes, die allgemeinen nervösen Erscheinungen beim Anfall der Krankheit, das rapide Eintreten der Fäulniß nach dem Tode und — die offenbare Schädlichkeit des Aderlasses, wie bei allen derartigen Krankheiten. An diese schließen sich dann die gastrischen Erscheinungen an, die nicht entzündlicher Natur sind, wie der Vf. der Broussais'schen Schule gegenüber zu beweisen sucht. Die nervösen Erscheinungen bilden den Schluß der Gesammtphänomene (septicité, gastricité, neurosité) der Krankheit, es gehören hierher das Zusammenschnüren im Epigastrium, das Strangulations- und Erstickungsgefühl, das Klopfen im Epigastrium, das Brennen im Magen, das Delirium.

Das 16. Kapitel enthält eine Aufzählung und kurze Skizze aller seit 1712 in Frankreich vorgekommenen Schweißfrieselepidemien und eine Vergleichung der Ansichten der Autoren über Miliaria überhaupt, um darzuthun, daß alle Epidemien unter sich und im Vergleich mit der vom Verf.

Digitized by Google

beobachteten im Wesen gleich sein und somit die Einheit der Miliaria durch alle Zeiten gewahrt sei. Den Schluß des Werkes bilden ein Resumé, allgemeine Betrachtungen, eine Reihe von Actenstücken, welche darthun, daß der Verf. in der That den von ihm gerühmten enormen therapeutischen Erfolg hatte, und die, fast ausschließlich französische, Litteratur der Miliaria.

Die gegebene Skizze des Inhaltes der vorliegenden Monographie wird hinreichen, um die Aufmerksamkeit der Praktiker in hohem Grade auf dieselbe zu lenken, welche, wie wenig andere Monographien der Neuzeit, ihren Werth nicht in anatomischen und physiologischen Auseinandersetzungen, sondern in Darstellung einer segensreichen Therapie hat. Fr.

Braunschweig

C. A. Schwetschke und Sohn 1853. Der Segen Jakob's in Genes. XLIX. historisch erläutert von Ludwig Diestel, Licentiaten und Privatdocenten der Theologie an der Universität zu Bonn. 127 S. in Octav.

Seit Semler die Kritik auf die heilige Schrift anwandte, gehört der Segen Jacob's unter diejenigen Stücke derselben, welche den kritischen Untersuchungen mit am häufigsten den Gegenstand abgegeben haben, und diese Untersuchungen haben gegenwärtig zu dem Resultate geführt, daß auf der einen Seite der theologischen Forscher die Echtheit, auf der andern Seite die Unechtheit beinahe zum Axiom geworden ist. Die lebhaften Verhandlungen über Echtheit und Unechtheit des Segens, wie sie im vorigen Jahrhunderte geführt waren, setzten sich in diesem fort, und während Einige

Digitized by Google

die Echtheit des Segens vertheidigen, oder eine ursprüngliche Ueberlieferung als Quelle desselben setzen, nehmen Andere einen schlechthin spätern Ursprung desselben an, weichen aber dergestalt in ihren Ansichten von einander ab, daß sie die Abfassungszeit von der Richterperiode an bis in die nachmakkabäische Zeit, mithin in den ganzen Zeitraum der hebräischen Litteratur versetzen. Bei der großen Wichtigkeit, welche die Lehre von der heiligen Schrift für den Protestantismus hat, ist dieser Fall nicht ungeeignet, ein Wort über Gebrauch und Mißbrauch der Kritik bei der heiligen Schrift zu veranlassen, zumal die kritische Untersuchung in dem Wesen des Protestantismus begründet ist. Die alten Theologen unserer Kirche hielten den Buchstaben der Schrift zum Nachtheile des Geistes fest, und entzogen ihr dadurch den lebendigen Fortbildungstrieb; die neuern Theologen wollen statt des Buchstaben den Geist und nehmen der evangelischen Kirche den Boden. Die Kritik ist zu weit gegangen und hat sich in Willkür verwandelt. Nicht rückgängig soll die Forschung werden, aber kirchlich; sie soll neben dem Geiste auch den Buchstaben, als den Träger desselben, anerkennen und ehren. Unter die besonnenen Kritiker ist der Verf. zu zählen.

Die Fragen, welche wir kürzlich zu besprechen haben, beziehen sich auf den Zweck, die Abfassungszeit und den Verfasser des Segens. Mit dem Zwecke muß die Untersuchung anfangen; allein der Verf. schlägt den historischen Weg ein, und behauptet die wörtliche Abfassung des Segens durch den Erzvater. Um seine Behauptung zu stützen, führt er die geschichtlichen Angaben auf den Aufenthalt der Juden in Aegypten zurück, und erklärt die geographischen Beziehungen für

Digitized by Google

Anschauungen Jacob's, welche mit der wirklichen Lage der Juden in Palästina mehr oder weniger im Widerspruche ständen. Durch dieses Verfahren hat er der kritischen Untersuchung eine Richtung gegeben, welche schwerlich auf Anerkennung Anspruch machen dürfte; denn die Behauptung, daß der Segen, wie er in seiner geschichtlichen und geographischen Form vor uns liegt, wörtlich von Jacob herrühre, hat grade die Kritik hervorgerufen, kann dieselbe nicht befriedigen, sondern wird sie vielmehr von Neuem auffordern. Daher muß nothwendiger Weise, um die Forderung der Kritik zu befriedigen und ihre schrankenlose Willkür zu beseitigen, ein neuer Weg eingeschlagen werden. Wir müssen vom Zwecke des Segens ausgehen und uns zu zeigen bemühen, ob in demselben ein in der Religion begründeter Zweck vorhanden sei. Haben wir einen solchen gefunden, so haben wir weiter nachzuweisen, daß derselbe mit der Person des Patriarchen nothwendig zusammenhänge, wodurch wir zuerst das Resultat gewinnen, daß Grund und Kern des Segens vom Patriarchen herrühren müsse, und ferner einen hinreichenden Grund auffinden, warum sich der Segen in der Tradition des jüdischen Volkes fortgepflanzt hat. Hierbei bleiben wir einstweilen stehen, ohne nach dem eigentlichen Verfasser, zu dessen möglicher Bestimmung uns erst die fortlaufende Untersuchung veranlassen wird, zu fragen, und ohne noch die Frage zu erörtern, ob bei diesem Gange der Untersuchung der Buchstabe der Schrift mit der angegebenen gebührenden Achtung behandelt werde. Grade auf diesen wichtigen Punkt ist Vf. nicht eingegangen; er spricht nur gelegentlich vom Zwecke des Segens und zwar auf eine Weise, daß er bald keinen bestimm-

Digitized by Google

ten Zweck anzunehmen scheint, bald einen tiefern Zweck gradezu leugnet. Bald wird bemerkt, der Hauptsegen komme auf das Haupt des geliebtesten Sohnes, des Erstgebornen der Rahel, des Joseph; der dem Hause Israels Glanz und Bedeutung gegeben habe, so daß es scheint, als ob der Stamm Joseph's als bevorzugt in dem Segen erscheine; bald wird im Segen jede Andeutung vermißt, in welcher Art wohl jene patriarchalischen Hoffnungen und Verheißungen, ein großes Volk zu werden, in Erfüllung gehen würden, jede Andeutung über den Bund mit Jehovah und dessen Führungen, und auf eine fast absichtslos hindurchscheinende Absicht des Erzvaters hingewiesen, daß sein Volk einst nach den ersehnten Hügeln seiner eigentlichen Heimath zurückkehren, und daß dort Schilo den Halt- und vielleicht den Centralpunkt für die Stämme abgeben werde. Hierin können wir den Zweck des Segens nicht erkennen. Indem die drei ältesten Söhne, Ruben, Simeon und Levi, den väterlichen Segen einbüßen, concentrirt sich derselbe in der Person des Juda, womit deutlich darauf hingewiesen wird, daß der Zweck in demjenigen Segen liegt, welchen Juda erhält. Die Worte עַד כִּי־יָבֹא שִׁילֹה werden vom Verf. „bis Juda nach Schiloh kommt" übersetzt und dahin erklärt, daß Jacob Schiloh zum Mittelpunkte des Volkes nach der Eroberung von Palästina voraus bestimmt habe, weshalb die Gemeinde und Josua den Ort zur völligen Vertheilung des Landes und Niederlassung des Heiligthums gewählt hätten; es wird aber dabei nicht angegeben, wie Jacob darauf kam, einen solchen Mittelpunkt voraus zu bestimmen, und weshalb er zu einem solchen Schiloh wählte. Bei dieser Auslegung würde auch der Segen ein zweideuti-

ger sein, indem Juda den Herrscherstab zwar während des Zuges führen, aber nach Eroberung des Landes denselben niederlegen sollte. Die ältesten Handschriften, womit die alten Uebersetzungen übereinstimmen, lesen שֶׁלֹּה (zusammengez. aus אֲשֶׁר־לוֹ) statt שִׁילֹה, welches demzufolge nur als Variante (mit Auflösung des Dagesch forte in Jod) von jener ursprünglichen Texteslesart anzusehen ist, und „den, welchem der Herrscherstab gebühre, und bis zu dessen Ankunft Juda denselben führen solle," hat nicht nur die jüdische Tradition, sondern auch die authentische Auslegung des Propheten Ezechiel (21, 32) vom Messias verstanden, wozu kommt, daß alle Ausdrücke des Segens, die Brüder würden Juda loben und preisen, ihn anbeten, die Völker ihm gehorchen, Juda werde einer hohen Glückseligkeit theilhaftig werden, nur bei der messianischen Erklärung ihre Bedeutung finden und damit dieselbe bestätigen. Jetzt haben wir Boden gewonnen, nun wissen wir, warum namentlich Ruben das Recht der Erstgeburt verliert. Der Stammvater raubt seinem Erstgebornen jenes hohe Recht, weil er schnöde an ihm gefrevelt hat und unmöglich der Träger der hohen Verheißungen und Bewahrer des heiligen Jehovabundes sein konnte und durfte, der mit den Vätern geschlossen war und das heiligste Vermächtniß bildete. Diese Bestimmung ging auf Juda über; der Offenbarer dieses göttlichen Rathschlusses konnte aber allein die Person des Erzvaters sein, und insofern müssen wir in diesen Reden Jacob's wirkliche und wahre Reden Jacob's haben.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 11. November 1854.

Braunschweig

Schluß der Anzeige: „Der Segen Jacob's in Genes. XLIX. historisch erläutert von L. Diestel.“

Indem wir aus diesem religiösen Grunde die Substanz des Segens auf den Jacob zurückführen und zurückführen müssen, überlassen wir der Kritik die nähere Zeitbestimmung über die Entstehung der äußern Form, in welcher der Segen vor uns liegt.

Jacob betrachtet seine Söhne als Stämme, es heißt ausdrücklich, Jacob habe zu den zwölf Stämmen gesprochen, Israel ist als Land gedacht: alle diese Umstände verrathen eine spätere Zeit. Was Verf. als gleichzeitige Geschichte geltend machen will, daß sich der Frohndienst Isaschar's darauf beziehe, daß sich Isaschar von dem ägyptischen Pharao als Heerdenfürst habe anstellen lassen, daß das Beißen von Dan, als einer Schlange am Wege, in die Ferse des Rosses auf die ägyptische Reiterei gehe, daß Asser Leckerbissen des Königs gebe als Mundkoch des Pharao, daß Joseph, der

Digitized by Google

ägyptische Minister, als Feldherr glücklich gegen Feinde Krieg führte, deren Hauptwaffe im Bogen bestand, sind alles erdichtete Sachen. Der Segen Sebulon's findet in der Angabe, daß er vom See Genezareth bis gegen den Karmel und das Meer hin gewohnt habe (Jos. 19, 10—16. Joseph. Antiq. V, 1, 22), seine nähere Bestimmung; nach dem Verf. soll dieselbe nur eine allgemeine Bezeichnung des Sebulon inwohnenden Handelstriebes durch Jacob enthalten. Freilich läge in der Ortsangabe ein Fehler, wenn יַרְכָתוֹ עַל־צִידֹן „seine Seite lehnt an Sidon" hieße; es heißt aber, sein Inneres liege vor Sidon, sei dem Handel Sidon's geöffnet. Weder Geographie noch Geschichte deutet auf die Zeit Jacob's; da von Asser gesagt wird, er müsse in die Küche des Königs Leckerbissen liefern, da der Segen Juda's nur unter der Herrschaft des Königs David seine Gestalt erhalten konnte, so ist die Abfassung des Segens in seiner vorliegenden Gestalt am wahrscheinlichsten in die Davidische Zeit zu versetzen, aus welcher sich auch die einzelnen Umstände am leichtesten und natürlichsten erklären lassen.

Wenn der Prophet Nathan dem Könige David 2 Samuel. 7, 8 ff. 1 Chron. 17, 7 ff. die göttliche Verheißung eröffnet, daß das Königreich ewig bei seinem Hause verbleiben solle, so gibt er dem Segen Juda's nur eine concrete Form, und da er dazu den Beruf hatte, so hatte er gewiß auch den andern Beruf, die Ueberlieferung von dem Segen Jacob's in eine bestimmte und feste Form zu fassen, um ihn den heiligen Urkunden einzuverleiben. Nathan hat dabei das jüdische Volk unter David vor Augen, aber daß er dabei zugleich der Ueberlieferung folgte, leuchtet aus einer Vergleichung von dem Segen Joseph's bei Jacob

Digitized by Google

und Mose (Genes. 49, 25. Deut. 33, 13. 14) ein. Jacob sprach den Segen, die Ueberlieferung pflanzte denselben fort, und nach einem Jahrtausende erhielt der Prophet Nathan den Beruf denselben aufzuzeichnen; aber der göttliche Geist, welcher Beide erfüllte, war einer und derselbe. Noch stellt Verf. eine Vergleichung des Segens mit dem Deboraliede über den dichterischen Werth und mit dem Segen des Mose über Zeit und Inhalt an.

Holzhausen.

Berlin

1853. Reisebilder aus dem Morgenlande von Dr. Fr. Dieterici Professor an der Universität zu Berlin. Erster Theil. Egypten. XVIII und 339 Seiten.

Der Verf. bereitete sich seit längerer Zeit darauf vor, eine Professur der orientalischen Sprachen zu übernehmen, und reis'te deswegen im November 1847 über Marseille und Malta nach Aegypten, woselbst er sich ausbildete theils durch Verkehr mit dem Volke auf der gewöhnlichen Nilreise bis zu den zweiten Katarakten, theils auch durch längeren Aufenthalt im mohammedanischen Quartier zu Kairo und durch empfangenen Unterricht von einem Lehrer der bedeutendsten mohammedanischen Hochschule. Bekanntlich ist unter den großen Moscheen zu Kairo die bedeutendste Mesdschid el Azhâr, welche in ihren Seitengebäuden dem Studium ein Obdach bietet. Eine Anzahl jüngerer Effendi sieht man dort in einem Kreise rings um einen geehrten Schech stehen, der sich auf einem Teppich an einer Säule niedergelassen hat. Die Schüler lesen gewöhnlich den Koran und der Schech leitet ihre Interpretationen und Disputationen wie unsere Professoren

Digitized by Google

die Uebungen in philologischen Seminarien. Obwohl das Studium auch Grammatik, Metrik, schöne Litteratur und Jurisprudenz umfaßt, so concentrirt es sich doch eigentlich auf die mohammedanische Quelle der Erkenntniß, d. i. auf den Koran, welcher, da die Offenbarungen dem Propheten in abgerissener Ekstase zukamen, uns oft die Zerrissenheit der Anschauungen auch in den von einander getrennten Gliedern der Rede wiedergibt. Die Grammatik, Rhetorik und Hermeneutik haben daher viel zu thun, um die Auslegung des Korans einigermaßen auf Grundsätze zu beziehen. Es geschah zuweilen, daß Dieterici von gelehrten arabischen Freunden in den Studiensaal eingeführt und irgend einem Schech als ein Effendi vorgestellt ward. Dann bot der Lehrer ihm einen Platz auf dem Teppich bei sich an und fragte beim vorkommenden Streite unter den Studenten auch nach seinem Urtheile. Da Dieterici meistens die Stellen vorher studirt hatte, so konnte er oft die Streitenden beruhigen, indem er darauf aufmerksam machte, daß der Eine den bloßen Wortsinn, der Andere aber die specielle Anwendung des Wortsinnes richtig getroffen hatte. Durch eine solche Unterscheidung gelang es Dieterici mit den Gelehrten der vier orthodoxen Secten der Sunniten in gutem Vernehmen zu bleiben. Diese vier Secten im westlichen Orient sind die Hanifiten, Schafiten, Malekiten und Hanbeliten nach den großen Rechtsgelehrten und Theologen benannt, welche im zweiten Jahrhundert der Hedschra diese Secten stifteten. Sie stimmen überein in der Anerkennung der Sunna, der Ueberlieferung vom Propheten, in der Verehrung der vier Chalifen Muhammed, Abu Bekr, Omar und Ali, sowie in der wörtlichen Auffassung des Ko-

ran; wo hingegen die Schiiten, welche in Persien ihren Hauptsitz haben, Ali und seinen Sohn Hussein als die größten Chalifen anerkennen und durch die Verwerfung der Sunna sich schon etwas einem Protestantismus zuneigen, obgleich man die Wahhabiten für die eigentlichen mohammedanischen Rationalisten anerkennen muß, deren Macht durch Mohamet Ali gebrochen wurde, indem er ihnen die heiligen Städte entriß, und somit als sieggekrönter Orthodox großes Ansehen bei den Vertretern der vier orthodoxen Systeme gewann, die sich einander als rechtgläubig anerkennen, indem sie behaupten, die Unterschiede zwischen ihnen lägen nicht in den usûl, den Wurzeln oder Grundwahrheiten, sondern nur in den furu', den Zweigen oder Ableitungen. In den Gesetzableitungen und in Gebräuchen weichen sie nur wenig von einander ab.

Die heutige mohammedanische Wissenschaft zehrt von den Vorräthen früherer Jahrhunderte. Man bewegt sich in den Traditionen älterer Gelehrten; und obgleich die alten Gelehrten sagten, daß der Weisheitscodex der Araber die Dichtung sei, so findet man doch Wenige, welche aus dieser Quelle trinken. Der Name der Universität, az'har, Blumen, erinnert an die Blüthen der Dichtung, aber Dieterici fand nur einen Schech, welcher die jetzt verwelkende Wüstenblume arabischer Dichtung pflegte.

Zum Theil rührt die Erschlaffung arabischer Kunst und Wissenschaft von der jetzigen Noth der Gelehrten her. Die Universität el Azhar war noch im Anfange dieses Jahrhunderts sehr reich durch große Stiftungen. Als nun Mohamet Ali zum Kriege gegen die Wahhabiten eine Steuer erhob; so gaben die Scheche, welche feurig gegen die Ketzer predigten, aber doch nicht gern zu ihrer

Unterdrückung viel bezahlen wollten, ihre Einkünfte viel zu gering an. Mohamet Ali erbot sich nun ihnen diese Einkünfte zu zahlen und zog dagegen ihre reichen Stiftungen ein. Die ihrer Unabhängigkeit beraubten Diener der Wissenschaft sind nun noch bestechlicher als ehemals.

Aus diesen Mittheilungen ergibt sich, daß das vorliegende Buch, obwohl es nicht von einem Aegyptologen, sondern nur von einem Orientalisten geschrieben ist, doch viel belehrender ist, als die Reisebeschreibungen gewöhnlicher Touristen. In Mittheilungen, welche sich auf orientalische Sprachstudien beziehen, ist Dieterici genauer als gewöhnliche Reisende, aber unzuverlässig in seinen Schilderungen sinnlicher Wahrnehmungen. Die Dattelpalmen schildert er dunkelgrün, die Palmenhaine gewähren ihm dunkeln Schatten, während jeder Unbefangene weiß, daß sie in Aegypten gar nicht den Schatten unsrer Laubhölzer und Nadelhölzer bieten, und daß ihre Farbe, wie sich auch schon in unsern Gewächshäusern wahrnehmen läßt, nicht dunkelgrün, sondern ein weißlich-graues Hellgrün ist. Die arabischen Pferde beschreibt er zu wiederholten Malen als fast unbändig, während jeder Kenner weiß, daß ihre Vortrefflichkeit gerade darin besteht, daß sie ohne Uebermuth sanften Gehorsam mit großer Kraft und Ausdauer verbinden, wogegen das gemeine Pferd wie der gemeine Mensch nur dann sanft ist, wenn es keine Kräfte hat.

Daneben findet sich die moderne Ueberschätzung des fast wirkungslosen Missionswesens. Selbst die angegebenen Thatsachen sind ungenau, auf S. 121 lesen wir: „Es ist in Kairo eine koptische Schule und Kapelle errichtet.“ Die Missionare haben daselbst nie eine koptische Kapelle errichtet und wür-

Digitized by Google

den auch sehr unrecht gehandelt haben, wenn sie zumal eine koptische Kapelle errichtet hätten, indem bekanntlich die heutigen Kopten das Koptische weniger verstehen, als etwa Engländer das Alt-Britannische oder die Franzosen das Gallische. Freilich hatte Lieder einst eine Knabenschule unter seiner Aufsicht, gab dieselbe aber schon vor einer Reihe von Jahren wieder auf, als er bemerkte, daß die Lasterhaftigkeit der Knaben so groß war, daß sie sich durch Beisammensein mehr schadeten als ihnen ein durch Lieder besoldeter Lehrer durch Unterricht nützen konnte. Eine Mädchenschule unter der Oberaufsicht Lieder's und seiner Frau wird noch von koptischen Mädchen besucht. Unrichtig ist es was wir S. 151 lesen: „Der Leichnam wird nackt und bloß in die stammverwandte Erde gelegt.“ Die Leichname werden freilich ohne Sarg, aber nicht unbekleidet begraben. In Beziehung auf das Haremleben und auf die Sklaverei sind die gewöhnlichen Uebertreibungen und Irrthümer wiederholt, wodurch man nicht die Wirklichkeiten des Orients schildert, sondern nur einem unbiblischen, unapostolischen, unlutherischen, nie seinen Zweck erreichenden Haschen nach völliger Gleichstellung beider Geschlechter das Wort zu reden scheint und damit eine fälschlich sogenannte ritterliche Gesinnung an den Tag legt. Die Wahrheit ist, daß die Zustände des orientalischen Familienlebens sich nie dem Ideale so weit nähern, als es in einigen seltenen Fällen im christlichen Europa zur Freude aller Umgebungen geschieht, aber auch nie so tief darunter hinabsinken, als es leider durch das Corpus juris canonici häufig geschieht. Weder die Ehe, noch die Sklaverei bietet im Orient Scenen solcher Scheuslichkeit, welche wir nicht selten in deutschen, eng-

Digitized by Google

lischen und französischen Blättern lesen. Das häusliche Leben ist im Orient für den Occidentalen sehr langweilig, aber dennoch hat Ferdinand Perrier Recht, wenn er den tugendhaften Entrüstungen gewöhnlicher Reisebeschreiber entgegnet: On s'est donc étrangement trompé croyant les femmes de l'Orient malheureuses. Elevées dès leur enfance dans le harem de leurs mères elles n'aspirent qu'au bonheur d'en sortir pour passer dans celui d'un maitre. Ce moment est pour elles la réalisation de tous leurs rêves et de tous leurs désirs. Elles ne peuvent certainement regretter des juissances qu'elles ne connaissent point, un bonheur qui n'est pas dans leurs moeurs, et, loin d'envier le sort des femmes européennes, elles trouvent, en général, le leur infiniment préferable sous presque tous les rapports. Siehe La Syrie sous le gouvernement de Mehemet Ali par Ferdinand Perrier. Paris 1842. F. Biallobloßky.

London

Longman, Brown, Green et Longmans. Paternoster Row 1854. Suggestions for the assistance of Officiers in learning the languages of the seat of war in the East. By Max Müller MA. Taylorian Professor of modern european languages at Oxford; Fellow of the Royal Academy of Munich. With an ethnological map drawn by Augustus Petermann. XVIII u. 134 S. in Octav.

Diese kleine Schrift unsres gelehrten Landsmanns, des Apostels deutscher Wissenschaft in England, ist eine Folge des orientalischen Krieges und deutet, wie so manches Andre, darauf hin, daß

die englische Regierung sich auf eine längere Dauer desselben gefaßt macht, als gewöhnlich vermuthet wird. Sie ist nämlich durch eine Aufforderung von Sir Charles Trevelyan hervorgerufen, welche in der Vorrede S. III ff. mitgetheilt wird. Er benachrichtigt in derselben den Hrn Verf., daß er allen, nach dem Orient beorderten jungen Officieren die Meldung habe zugehn lassen, daß von ihnen erwartet werde, daß sie außer vollständiger Kenntniß des Französischen und Italiänischen, sich zum wenigsten eine von den östlichen Sprachen aneignen, damit sich Männer unter ihnen fänden, welche fähig wären, mit den Eingebornen mit Leichtigkeit in deren Muttersprache zu verhandeln. Er bemerkt, daß ihn seine Erfahrungen in Indien von der unumgänglichen Nothwendigkeit der Sprachkenntniß überzeugt hätten, daß man nur dadurch in den Stand gesetzt werde, das Interesse der Eingebornen zu verstehn und zu fördern, ihren guten Willen zu erwerben und Einfluß auf sie zu gewinnen. Ohne eine solche Kenntniß, bemerkt er unter andern Nachtheilen, würden die Officiere nicht fähig sein, den Eingebornen eine richtige Vorstellung von dem Charakter und den Absichten der englischen Nation zu geben. Herr Trevelyan hat deshalb, wie er dem Hn Verf. dieser Schrift berichtet, die Officiere, so weit er im Stande war, mit den Elementarwerken der einschlagenden Sprachen versehn, wünscht aber zu genauerer Orientirung derselben, eine Schrift von Hrn Professor Müller, in welcher dieser nachweisen möge:

1. welche Sprachen in diesen Gegenden (dem Schauplatz des Krieges) gesprochen werden, mit Angabe ihrer Grenzen und der Volksklassen, welche sie sprechen;

Digitized by Google

2. die Familie, zu welcher diese Sprachen gehören, ihren allgemeinen Charakter und Bau, so wie die Schriftzeichen, welche in ihnen gebraucht werden;

3. die besten Elementar- und andren zur Erlernung derselben wichtigen Werke.

In Folge dieser Aufforderung ist die vorliegende kleine Schrift entstanden, in welcher kurz und gedrängt so viel Belehrendes auf eine ebenso präcise als geistvolle Weise zusammengestellt ist, daß sie nicht bloß geeignet ist, dem Kreis und Zweck zu dienen, für welche sie ursprünglich abgefaßt ist, sondern für jeden, der sich für linguistische und ethnographische Resultate und Darstellungen interessirt, eine unterrichtende und angenehme Lectüre darbietet. Da an den Hauptsitzen des Krieges, den Ländern um das schwarze Meer und an der Ostsee, sich theils Völker der indogermanischen Raçe finden, theils den Mongolen verwandte, und in dem Heere der Türken die bedeutendsten Repräsentanten des semitischen Stammes — Araber — der englischen Expedition begegnen, so ergibt sich für den Hrn Verf. die Gelegenheit, die drei historisch wichtigsten Sprach- und Volksstämme zu betrachten, denen mit wenigen Beschränkungen die Bevölkerung von ganz Europa und Asien angehört. Indem er nun diese drei Sprachklassen im Allgemeinen charakterisirt, und ihre hauptsächlichsten historischen, linguistischen und ethnographischen Momente kurz hervorhebt, wird die Schrift gewissermaßen zu einem kleinen Compendium der linguistischen Ethnographie von fast ganz Europa und einem beträchtlichen Theil von Asien.

Nachdem Hr Prof. Müller Einiges über die Verschiedenheit der auf dem Kriegsschauplatz herr-

Digitized by Google

schenden Sprachen überhaupt vorausgesendet hat, dann über die Erlernung von fremden Sprachen, über den Nutzen der Vergleichung verwandter, über Sprachverwandtschaft, die charakteristischen Kennzeichen derselben, wendet er sich zur speciellen Darstellung jener drei Klassen, welche er unter den Namen der semitischen, arischen und turanischen uns vorführt. Am kürzesten ist natürlich die erste Klasse behandelt, weil keine Völker derselben in dem wahrscheinlichen Bereich des Kriegstheaters hausen, doch ist sowohl die allgemeine Charakteristik, als die Uebersicht der dazu gehörigen Sprachen sehr anschaulich dargelegt. Mit größrer Ausführlichkeit ist die zweite, die bedeutendste, culturhistorisch und politisch wichtigste aller Sprach- und Völkerklassen besprochen und zugleich eine Note hinzugefügt (S. 28. 29), in welcher Hr M. für die von ihm adoptirte Benennung „arisch", welche, so viel ich mich erinnere, zuerst von Lassen vorgeschlagen ward, in die Schranken tritt. Außer den schon früher dafür angeführten alten Namen des Sanskrit-Volkes und der Perser (sskrit. ârya und arya, altpers. ariya, zend. airya), macht er den der Osseten (Iron), den von Stephanus angeführten Nebennamen Thraciens (Ἀρία), den Namen eines deutschen Völkchens (Arii) geltend, wozu sich auch vielleicht noch die Benennung der Armenier (Aghavan), welche nach Boré (Journal asiatique 1841 Juin S. 659) Nachkommen der Agho = Alo = Arya bedeuten soll, fügen ließ. Allein selbst zugestanden, daß alle diese Wörter Reflexe des sskritischen arya seien, was von den persischen Wörtern eben so gewiß ist, als es von dem thracischen und deutschen ungewiß bleibt, so fehlt doch jede Nachweisung eines analogen Namens bei den bedeutendsten culturhistorischen

Digitized by Google

Völkern dieses Stammes, den Griechen und Italern, so wie bei den zahlreichen Stämmen der Slaven und Celten. Wenn schon dieser Umstand den Namen „arisch“, zu einem diesen ganzen Sprachkreis umfassenden minder geeignet macht, so lädt andrerseits sein mächtiges Hervortreten bei dem östlichen Zweig der hieher gehörigen Völker dazu ein, ihn zur Bezeichnung des diesen Gemeinschaftlichen zu verwenden. Was mich betrifft, so möchte ich wünschen, daß wenigstens alle Deutsche sich vereinigten, den Namen „indo-germanisch“ als Bezeichnung dieser Sprachklasse festzuhalten und insbesondre dem Ausland gegenüber in Schutz zu nehmen. Denn Aehnliches wie gegen ihn läßt sich mehr oder weniger gegen jede Collectivbenennung von Sprachen und Völkern einwenden, und es gibt auch für diese Sprachklasse bis jetzt keinen, dessen Genügendheit oder Angemessenheit nicht aus diesen oder jenen Gründen bezweifelt und angefochten werden könnte. Die Bezeichnung „indogermanisch“ aber, was man auch gegen sie einwenden möge, und ich verkenne nicht, daß sie angefochten werden kann, umfaßt eine Fülle von Merkmalen, welche diesen Sprachstamm charakterisiren, und ist ganz angemessen, ihn sowohl in seinem Umfang als nach den Hauptmomenten seiner Geschichte dem Geist und der Erinnerung zu vergegenwärtigen. Sie gibt die geographischen Grenzpunkte der dazu gehörigen Sprachen, als östlichsten die Inder, als westlichsten die Germanen in ihren amerikanischen Ansiedlungen; sie gibt die culturhistorischen, in den Indern die Anfänge der Cultur unsres Sprachstamms, in den Germanen ihre bis jetzt letzte und höchste Stufe; außerdem ist diese Bezeichnung diejenige, welche zuerst gewählt und von den bedeutendsten Forschern auf

ihrem linguistischen Gebiete gebraucht ward; endlich verbindet sie die Namen zweier Völker, welche die vermittelst dieses Sprachstamms aufgebaute Wissenschaft — die der Sprache — begründet, geschaffen und fast allein zu der Vollendung gebracht haben, welche sie bis jetzt erreicht hat; das Erste haben die Inder gethan und zwar keinesweges bloß durch die Bewahrung, sondern in überaus hohem Grad auch durch die grammatische Bearbeitung ihrer alten heiligen Sprache, des Sanskrit; das Andre ist eine Frucht des deutschen Geistes; eben dieser hat auch den Umfang dieser Sprachklasse entdeckt und die Art und Weise der Zusammengehörigkeit bestimmt. Darum möchte denn auch dieser sinnvollen Bezeichnung gegenüber am wenigsten einer solchen das Wort geredet werden können, welche weit entfernt ein Erkennungszeichen zu sein, den meisten Lesern vielmehr gänzlich unbekannt ist und erst durch erläuternde Noten eine Existenz für sie erhält. Doch genug von dieser Benennung; möge der Leser entschuldigen, daß ich mich hier, vielleicht am ungehörigen Ort, darüber ausgelassen; es drängte mich aber schon lange ein Wort zur Aufrechterhaltung jener grade Deutschland so sehr ehrenden Bezeichnung vorzubringen, und so wollte ich diese Gelegenheit meine Ansicht darüber aussprechen zu können, nicht vorübergehn lassen.

Eben so ausführlich, fast noch ausführlicher als die 2te Sprachklasse ist die dritte, welche Hr M. als die turanische bezeichnet, behandelt, jedoch nur die nordwestliche Hälfte derselben, nämlich der tungusische, mongolische, türkische, samojedische und finnische (uralische) Zweig, so wie die kaukasischen Sprachen.

Die Darstellung ist höchst angemessen: präcis

Digitized by Google

und lebensvoll; und das Werkchen wird — wenn gleich der genauere Kenner berechtigt sein mag an manchen Behauptungen Anstoß zu finden — doch im Ganzen dazu beitragen, den linguistischen Untersuchungen auch in sonst ihnen fremden Kreisen Anerkennung zu verschaffen und richtigere Ansichten über die Resultate derselben zu verbreiten. Das Detail sich anzueignen müssen wir den Lesern selbst überlassen, können uns aber nicht enthalten, den Wunsch auszusprechen, daß es in einen viel umfassenderen Kreis Eingang finden möge, als der ist, für welchen es ursprünglich geschrieben ward.

Großes Lob verdient auch die beigegebene schöne ethnographische Karte des Kriegsschauplatzes von Petermann. Th. Benfey.

Göttingen

Dieterichsche Buchhandlung 1854. G. Chr. Raff's Naturgeschichte für Kinder. Fünfzehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft bearbeitet von A. A. Berthold. Mit 15 Kupfertafeln. X u. 521 S. in Octav.

Die zuerst im J. 1778 erschienene Raff'sche Naturgeschichte für Kinder war seit der Zeit 14mal, jedoch ohne zeitgemäße Veränderungen neu aufgelegt worden. Obgleich wegen dieses letztern Umstandes im Verlauf der Zeit durch das Buch die größten Irrthümer verbreitet wurden, so blieb dasselbe dennoch die Lieblingsnaturgeschichte für Kinder. Bei der Nothwendigkeit einer neuen Auflage wurde der Herausgeber von der Verlagshandlung ersucht, den Inhalt der Schrift mit dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft in

Einklang zu bringen, aber mit der ausdrücklichen Bedingung die ursprüngliche Erzählungs= und Darstellungsweise, als das Eigenthümliche und Charakteristische in der Raff'schen Unterrichtsmethode, ganz beizubehalten. Einer solchen Aufforderung kam der Herausgeber um so williger nach, als er der Ansicht war, daß besonders dasjenige, was den Kindern zur ersten Grundlage ihres Wissens dienen soll, mit der Wissenschaft in voller Uebereinstimmung sich befinden müsse; die Darstellungsweise und Schreibart, diese jedoch nur insoweit sie mit der gegenwärtigen Orthographie verträglich war, behielt er gern aus dem Grunde bei, weil er sich noch mit Lebhaftigkeit des Vergnügens erinnerte, mit welchem er einst selbst seinen ersten naturgeschichtlichen Unterricht diesem Buche entlehnte.

So mögen denn die Kinder, unter denen der selige Raff alle diejenigen verstand, welche das noch nicht wissen, was in dem Buche steht, aus derselben Quelle ihre ersten naturgeschichtlichen Kenntnisse schöpfen, aus welcher ihre Eltern, Groß= und Ureltern, sowie ihre Lehrer und Lehrerinnen die ihrigen geschöpft haben, — aber nicht mehr aus einer durch tausenderlei Irrthümer getrübten, sondern nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft geklärten.

Die 15te neu zugefügte Kupfertafel enthält besonders merkwürdige, meist erst später entdeckte Thierformen, und obwohl auf den frühern 14 Tafeln die Gegenstände im Allgemeinen dieselben geblieben sind, so sind sie doch zum Theil durch bessere Darstellungen klarer und einleuchtender gemacht und in zweckmäßiger Weise vermehrt worden.

B.

Frankfurt a. M. und Erlangen

Verlag von Heyder und Zimmer 1853. Die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt von H. Schmid, Dr. und Prof. d. Theol. in Erlangen. Dritte Auflage. XXIV und 517 S. in Octav.

Ueber Plan und Charakter des vorliegenden Werkes ist in diesen Blättern bei Besprechung der zweiten Auflage (sie erschien 1847, die erste 1843) ausführlich referirt, vergl. Gött. gel. Anz. 1848 S. 1828 ff. Daß ein so zuverlässiger Wegweiser von denjenigen, welche in dem Verständniß der altlutherischen Dogmatik eine unumgänglich nothwendige Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Fortentwickelung der Kirchenlehre erkennen, immer allgemeiner benutzt wird, dafür ist die schon jetzt nöthig gewordene dritte Auflage ein erfreulicher Beweis. Sie ist „der hochwürdigen theologischen Facultät der Universität Rostock zum Zeichen des Dankes für die ertheilte Doctorwürde" gewidmet und unterscheidet sich von der zweiten nur durch einzelne Verbesserungen, welche eine sorgfältige Revision dem Verf. als nothwendig erscheinen ließ. Die etwas verringerte Seitenzahl erklärt sich aus dem compresseren Druck.

A. S.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. Stück.

Den 13. November 1854.

Straßburg

Treuttel et Würtz, grand' rue 15. Paris, même maison rue de Lille 19. 1852. Histoire de la Théologie chrétienne au siècle apostolique. Par Édouard Reuss, professeur à la faculté de théologie et au séminaire protestant de Strasbourg. Tome premier. X und 383 S. Tome second. VII u. 688 S. in Octav.

Das vorliegende ausgedehnte Werk des geehrten Verfs bildet ein Seitenstück zu dessen „Geschichte der heiligen Schriften Neuen Testaments", wovon die zweite ganz umgearbeitete und durchaus vermehrte Auflage fast gleichzeitig erschienen ist. Wie der Verf. in dem letztgenannten Werke der augenblicklich in so gährungsvollem Zustande befindlichen und nach neuer Gestaltung und wissenschaftlich strengerer Darstellung drängenden Disciplin der Einleitung in's Neue Testament neue Wege zu bahnen und neue Formen zu geben versucht hat, so gibt er uns in dem Werke, welches

wir hier anzuzeigen im Begriff sind, die biblische Theologie ebenfalls in historischer Fassung und nach historischer Methode als »Histoire de la théologie chrétienne au siècle apostolique.« Denn dahin erklärt sich der Verf. ausdrücklich am Schluß der Einleitung (I, 40): »Nous avons abandonné le titre d'une **théologie biblique**, adopté par tous nos prédécesseurs, et **bien qu'au fond notre but ait été le même que leur.**«

Die große Verwandtschaft beider Versuche bedarf keiner Erinnerung. Es ist dieselbe Auffassung und Methode auf zwei Disciplinen angewendet, die einander sehr nahe stehen, mannichfach in einander übergreifen und sich gegenseitig stützen wie ergänzen. Das Urtheil über beide wird daher auch dasselbe sein müssen; wer die rein historische Behandlung der Isagoge für die richtige hält, wird auch für die Behandlung der biblischen Theologie dem Verf. seine Zustimmung nicht versagen können und umgekehrt. Trotz dem großen Beifall, den die Behandlungsart der Einleitung in das Neue Testament als „Geschichte der heiligen Schriften Neuen Testaments" gefunden hat, und der gewiß nicht bloß in der Rathlosigkeit, welche in der That augenblicklich auf diesem Gebiete herrscht, seinen Grund hat, sondern nicht minder in der gründlichen und gediegenen Weise wie der Verf. in dem oben genannten deutschen Werke bei allen Schwierigkeiten, die sich einem solchen Versuche entgegenstellen, seine Aufgabe gelöst hat, trotzdem auch, daß seine Fassung der Disciplin bei Männern verschiedenster Richtung bereits Anklang und Nachahmung gefunden hat, wie denn selbst Guericke seiner Isagoge dieses neue Kleid, welches fast Modekleid werden zu wollen scheint,

Digitized by Google

angezogen oder besser nur übergeworfen hat — trotzdem steigen uns schwere Bedenken dagegen auf; nicht dagegen freilich, ob eine solche Fassung nicht auch ihr relatives Recht hat und Tüchtiges mitwirken kann zur Fortbildung der Disciplin (das könnten wir im Angesichte dessen, was der Verf. geleistet hat, unmöglich verkennen), sondern dagegen, ob in der That die befolgte historische Methode die einzig richtige und wahre ist, und damit, daß sie zu einer Geschichte der heiligen Schriften neuen Testaments geworden ist, die Isagoge schon die strengere wissenschaftlichere Form gefunden hat, die sie jetzt sucht, nachdem sie lange genug ein unwissenschaftliches Conglomerat von allerlei Wissenswürdigem gewesen ist. Diese Bedenken, welche hier auseinanderzusetzen nicht der Ort ist, kehren fast in verstärktem Maße wieder, wenn wir nun hier auch die biblische Theologie unter denselben Gesichtspunkt gestellt und als „Geschichte" behandelt sehen, denn darin liegt das Eigenthümliche und Neue der Arbeit des Verfs, nicht, daß er überhaupt die biblische Theologie als dem Kreise der historischen Disciplinen angehörig und also auch den Gesetzen der historischen Methode unterworfen behandelt, das ist längst vor ihm geschehen, sondern darin, daß er geradezu „Geschichte" daraus gemacht hat und in seiner Darstellung nicht mehr als biblischer Theolog, sondern als Geschichtschreiber auftritt. Daran knüpfen sich auch unsere Bedenken.

Allerdings sind wir keineswegs gewillt einer solchen rein historischen Behandlung der biblischen Theologie von vorn herein alle Berechtigung abzusprechen, im Gegentheil wollen wir davon ausgehen, sie zunächst als berechtigt anzuerkennen, wie denn ja auch die ganze neuere Entwickelung dieser

Disciplin dahin drängt und des Verfs Arbeit in mancher Beziehung einen abschließenden Charakter trägt, indem sie vollständig durchführt, was schon vorher im Einzelnen sich geltend zu machen suchte) — allein doch nur unter zwei Bedingungen. Die erste ist die, daß diese Methode sich nicht als die allein berechtigte geltend zu machen suche, als die allein wissenschaftliche, daß sie vielmehr auch die mehr systematische als eine nothwendige anerkenne. In der ganzen Art wie das apostolische Zeitalter angeschaut und behandelt wird, macht sich, wie das schon öfter ausgesprochen ist, eine doppelte Einseitigkeit geltend. Die eine ist die, diese Zeit als absolut erhaben über alle andern anzusehen, sie ganz aus dem Gange der Entwickelung der christlichen Kirche zu isoliren, so daß die Entwickelung (und damit die Geschichte) eigentlich erst mit der nachapostolischen Zeit beginnt, eine Entwickelung, zu der dann freilich nur durch einen Sprung zu gelangen ist, der zuletzt nur, wie man ihn auch zu verhüllen sich bemühen mag, als ein zweiter Sündenfall sich darstellen kann; — die andere, daß man die apostolische Zeit allen andern Zeiten ganz gleichstellt, ihren ganz specifischen Charakter und ihre specifische Dignität verkennt und so, während jene Ansicht eine Kluft befestigt zwischen der apostolischen und nachapostolischen Zeit, die Grenze völlig verwischt, eine Einseitigkeit, deren Consequenz bestimmt genug darin zu Tage gekommen ist, daß dann zuletzt das Christenthum selbst zum Product der Entwickelung dieser Zeit wurde wie bei Schwegler u. A. Beide Einseitigkeiten kehren in der Behandlung der biblischen Theologie wieder. Auch da kann die apostolische Zeit so von aller andern Entwickelung isolirt werden, daß darüber auch die

Digitized by Google

Möglichkeit eines Verständnisses verloren geht, da kann aber auch die apostolische Zeit allen andern so gleichgestellt werden, daß sie und die Lehre der Schrift, in der sie fixirt ist, alles normative Ansehn verliert und damit die biblische Theologie ihre Berechtigung. Die erstere Gefahr liegt der systematischen Behandlung, die zweite der historischen nahe, was ja wohl keiner Auseinandersetzung bedarf.

Wollen wir nun auch keineswegs dem Verf. vorwerfen, daß er dieser Gefahr erlegen ist, (im Gegentheil sucht er das normative Ansehn der Schriften neuen Testaments bestimmt festzuhalten und hebt es an mehr als einem Orte entschieden hervor), so müssen wir doch auf einige Punkte aufmerksam machen, an denen diese Gefahr heraustritt und wo sich zeigt, daß mit einer historischen Behandlung der biblischen Theologie noch keineswegs allen Anforderungen genügt ist. Wir sprachen davon, daß diese Behandlung Gefahr läuft die Grenzen zu verwischen und damit dem apostolischen Zeitalter seinen normativen Charakter zu beeinträchtigen. Dafür finden sich Andeutungen genug bei dem Verf. »Nous sommes arrivés au terme d'une course longue et laborieuse«, so beginnt der Schluß des ganzen Werks, »Nous déposons ici la plume, uniquement parce que nos propres forces commencent à être en défaut, et nullement parce que nous croirions avoir atteint une époque de repos, un temps d'arrêt dans l'histoire.« Allein die biblische Theologie schließt mit den Büchern des Kanons nicht ab, um abzuschließen, sondern weil sie damit ihre Aufgabe erfüllt hat. Sie hat es als biblische Theologie nur mit diesen Schriften zu thun, weil diesen Schriften ein nor-

Digitized by Google

matives Ansehn zukommt, ein Satz, den die biblische Theologie nicht selbst zu begründen hat, dessen Begründung sie der Dogmatik überläßt, ein Satz, der aber nichtsdestoweniger den eigentlichen Existenzgrund der biblischen Theologie einschließt. Dagegen muß allerdings eine historische Behandlung der Theologie der apostolischen Zeit im Sinne des Verfs nothwendig auch andere als kanonische Schriften hereinziehen, wie es der Verf. mit dem Brief des Barnabas und dem ersten des römischen Clemens thut und damit über die Grenze der biblischen Theologie hinausgehen, wovon der Verf. selbst das Bewußtsein gehabt zu haben scheint, wenn er den Gang seiner Darstellung der Theologie des Barnabas mit den Worten unterbricht: »Mais nous oublions que nous nous occupons ici d'un livre, qu'un grand nombre de nos lecteurs n'ont jamais eu sous les yeux et qu'il faut les en entretenir autrement que lorsqu'il était question d'un écrit du Nouveau Testament.« Der Verf. hat ganz Recht, daß vom Brief des Barnabas anders geredet werden muß als von einem kanonischen Buche, aber nicht deshalb bloß, weil einzelne Leser ihn zufällig nicht kennen, sondern weil er kein biblisches Buch ist und in die biblische Theologie streng genommen nicht hineingehört. Der Verf. konnte ihn, wollte er einmal eine Histoire de la théologie chrétienne au siècle apostolique geben, nicht weglassen, er mußte besprochen werden, sollte die Entwickelung klar heraustreten; aber eben, weil wir dieses einsehen und zugeben, finden wir darin den Beweis, daß diese Histoire nicht völlig das zu leisten vermag, was die biblische Theologie leisten soll.

Wir müssen noch auf einen andern Punkt auf-

Digitized by Google

merksam machen. Eine Darstellung der Lehre Jesu selbst fällt streng genommen nicht in die eigentliche Aufgabe des Werks. Sie gehört nicht zur Entwickelung, darum auch nicht zur Geschichte der apostolischen Zeit, sie bildet vielmehr den Ausgangspunkt. Diesen Ausgangspunkt hat allerdings die Geschichte der Theologie des apostolischen Zeitalters darzustellen, aber nur einleitend. Eine solche Stelle nimmt die Lehre Jesu auch wirklich bei dem Verf. ein, indem erst mit der Darstellung des Judenchristenthums die Geschichte der Theologie im apostolischen Zeitalter selbst beginnt. Diese Stellung wird dadurch noch auffallender, daß dasjenige, was der Verf. von dem Leben und der Lehre des Herrn zu sagen hat, ganz andern Dingen einfach nebengeordnet wird, indem die Geschichte noch andere Voraussetzungen hat, namentlich die damalige Stellung des Judenthums. So steht in der That bei dem Verf. das zweite Buch »L'Evangile« überschrieben, ganz beigeordnet dem ersten Buche, welches den Judaismus darstellen soll, wie denn der Verf. auch S. 39 die Aufgabe beider Bücher dahin zusammenfaßt: »**Ces deux premiers tableaux nous feront connaître le double point de départ ou la double source de la théologie chrétienne**«; und durch die neue Einleitung, mit der das dritte Buch beginnt (S. 277), deutlich genug zeigt, daß troß dem Umfang, den die beiden ersten Bücher einnehmen, hier doch erst die eigentliche Geschichte beginnt. Vom historischen Standpunkte haben wir nichts gegen diese Anordnung, halten sie im Gegentheil für durchaus nothwendig, so gewiß aber die biblische Theologie sich damit nicht begnügen kann, daß die Lehre des Herrn einleitend dargestellt werde, und als eine Quelle der christlichen

Theologie neben andern erscheine, so klar ist es, daß eine solche historische Behandlung nicht allen Anforderungen genügt.

Doch hier tritt noch eine neue Anforderung hinzu, die sich bestimmter auf den Lehrbegriff der Apostel bezieht. Da die Bibel ein organisches Ganze bildet und doch wieder eine Sammlung ist von verschiedenen Büchern verschiedener Verfasser, so muß an die biblische Theologie die Aufgabe gestellt werden, Beides festzuhalten, die Einheit und die Mannichfaltigkeit. Sie darf die Einheit nicht aufgeben, denn sonst gäbe sie sich ja selbst als biblische Theologie auf, sie darf die Mannichfaltigkeit nicht aufgeben, sonst würde die Einheit nur eine mechanische, damit eine unwahre. Von der doppelten Einseitigkeit, welche hier verderbend sich geltend machen kann, liegt nun, wie ebenfalls keiner weitern Ausführung bedarf, die eine, nämlich die, daß die Mannichfaltigkeit über der Einheit verloren gehe, der systematischen, die andere, daß die Einheit verloren gehe, der historischen Behandlungsweise nahe. Auch hier machen wir keineswegs dem Verf. den Vorwurf, dieser Gefahr erlegen zu sein in atomistischer Zersplitterung (davor bewahrte ihn schon das Streben nach historischer Entwickelung), erkennen vielmehr gern an, daß er mit besonderm Eifer die Einheit festzuhalten und aufzuweisen strebt, allein das wird man uns gewiß zugestehen, daß die Einheit in seinem Buche zurücktritt.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

182. 183. Stück.

Den 16. November 1854.

Strasburg

Fortsetzung der Anzeige: »Histoire de la Théologie chrétienne au siècle apostolique. Par Édouard Reuss.« Tome premier et second.«

So mußte es die historische Behandlungsweise mit sich bringen; und müssen wir die Forderung stellen, daß es auch eine biblische Theologie N. T's gebe, nicht bloß eine Theologie des Paulus und Petrus und Johannes, so müssen wir auch unsere obige Forderung festhalten, daß über der historischen Methode, die wir als relativ berechtigt anerkennen, die systematische nicht verloren gehe. Sollen wir noch einmal kurz zusammenfassen, was wir glauben verlangen zu müssen, so ist es dieses. Wir können nicht zugeben, daß die biblische Theologie N. T's bloß der erste Theil einer christlichen Dogmengeschichte ist, die erste Periode derselben darstellend, weil darüber die normative Dignität des N. T's verloren geht — die bloß historische Behandlung als Geschichte der Theologie des apostolischen Zeitalters wird sie aber

immer dazu herabdrücken, sie im besten Falle als die besonders ehrwürdige Vorhalle der Dogmengeschichte darstellen. Deshalb genügt uns eine solche Behandlung für sich allein nicht.

Das ist die erste der zwei Bedingungen, von denen oben die Rede war. Die andere ist die, daß die historische Methode rein durchgeführt werde. Es hängt das mit dem bisher Besprochenen zusammen. Denn wenn sich die historische Behandlung als die allein berechtigte geltend machen will, so wird sie in dem Streben, allen Anforderungen zu genügen, Vieles in ihr Gebiet hereinziehen, was nicht hineingehört, sie wird Manches von der andern Behandlungsweise entlehnen und sich nicht mehr rein darstellen. Haben wir nun bisher nur nachzuweisen gesucht, daß der Methode des Verfs nothwendig Mängel anhaften, welche eine Ergänzung durch eine andre Methode nothwendig machen, so müssen wir jetzt freilich auf die Art selbst eingehen, wie der Verf. die von ihm erwählte Methode gehandhabt hat; und da liegt allerdings der Punkt, wo uns die Schrift, deren große Vorzüge wir nachher noch hervorheben wollen, nicht völlig befriedigt hat. Der Verf. hat, fürchten wir, die historische Methode nicht rein inne gehalten; er hat nicht, was er doch nach Titel und Einleitung wollte, Geschichte geschrieben. Um dieses zu begründen, bedarf es einer Darlegung des Ganges, den der Verf. in seinem Werke einschlägt.

Schon oben erwähnten wir gelegentlich, daß die beiden ersten Bücher eine einleitende Stellung einnehmen, indem das erste den religiösen Stand des Judaismus zur Zeit Christi darstellt, das zweite die Lehre Christi selbst oder, wie es der Verf. bescheidener ausdrückt: »des études sur l'enseigne-

ment de Jésus Christ«. »Ainsi«, so bezeichnet der Verf. mit den schon angeführten Worten die Aufgabe dieser Bücher, »ces deux premiers tableaux nous feront connaître le double point de départ ou la double source de la théologie chrétienne; c'est le mélange inégal et varié de ces deux éléments qui a produit les évolutions successives de cette théologie, et qui, à vrai dire, les produit encore.« Die drei folgenden Bücher geben nun eine Darstellung der drei Hauptphasen der apostolischen Theologie, wie sie nach und nach in der ältesten Kirche aufgetreten sind; die erste sich wesentlich an die früheren Ideen anschließend und das Evangelium mit dem Gesetz vermählend (la théologie judéo-chrétienne); die zweite »saisissant la différence fondamentale de ces deux dispensations, et combattant pour l'émancipation de l'Évangile« (la théologie Paulinienne), die dritte »ayant déjà complétement franchi le champ de la polémique antijudaïque, et élevant l'Évangile d'une manière tout à fait indépendante, dans la sphère de la spéculation théologique et du mysticisme religieux« (la théologie Johannique). Das sechste Buch endlich (Les idées et les partis) soll nun die Schicksale dieser Lehrtypen erzählen. »Il devra retracer principalement les épreuves plus ou moins difficiles, les chances de succès ou de revers qu'a traversées à cette époque le plus actif et le plus puissant de ces types, celui auquel l'avenir réservait une prépondérance si éclatante sur les autres, mais qui dans le premier âge était plutôt un élément de controverse, un ferment de dissolution, destiné comme toutes les grandes choses ici-bas à conquérir avec peine le droit de

Digitized by Google

bourgeoisie dans la sphère où il devait reguer un jour.«

Schon ein bloßer Ueberblick dieses Planes reicht hin, unsere oben ausgesprochenen Bemerkungen zu erklären und zu begründen. Man sieht nämlich leicht, daß das Historische in der Darstellung des Werks nicht Alles umfaßt, sondern gleichsam nur wie ein Rahmen die mehr systematische Darstellung der drei Hauptlehrtypen umschließt. Erst das sechste Buch gibt Geschichte, die drei vorhergehenden Lehrdarstellungen. Dabei lassen wir uns nicht dadurch täuschen, daß auch die Darstellung der mittleren Bücher geschichtliche Elemente enthält, diese sind doch gleichsam nur am Rande hinzugefügt, wie besonders am 4ten Buche klar zu erkennen ist. Sollte einmal Geschichte geschrieben werden, so mußte auch Alles in den Fluß der Entwickelung gebracht werden und durfte die Darstellung sich nicht in den Hauptstücken so fixiren, wie sie es thut. Sehen wir nur das Einzelne an, so wird das bald klar werden. Die Darstellung des Judenchristenthums ist durchaus systematisch. Allerdings, wie wir noch ausdrücklich anerkennen wollen, ist die Systematik keine fremde, anderswoher entnommene und nur von außen angelehnte, sondern dem Wesen des Judenchristenthums selbst entnommene, aber immer ist doch die Darstellung rein systematisch, wie ein Blick auf die Ueberschriften der Hauptkapitel (L'exégèse; l'eschatologie; la christologie; la démonologie; la sotériologie; l'ascetisme) zeigt. Eine solche systematische Darstellung konnte auch gegeben werden, ja sie mußte gegeben werden als Einleitung oder zusammenfassende Schilderung der einen Hauptrichtung in der apostolischen Zeit, aber keinenfalls war das für den Geschichtschreiber, und

Digitized by Google

das will ja der Verf. sein, die Hanptaufgabe. Das Judenchristenthum hat ja auch seine bedeutsame Entwickelung gehabt, zum Theil unter den Einflüssen des Paulinismus (unserer Ueberzeugung nach liegt auf dieser Entwickelungsreihe auch der erste Brief des Petrus) diese mußte dargestellt werden. Es mußte hier das Judenchristenthum von seiner ersten noch ganz in alttestamentlichen Anschauungen beschlossenen Anfängen in seinen allmäligen Fortschritten bis zur Einigung mit dem Paulinismus verfolgt werden, eine Einigung, die ja auch für den Verf. noch innerhalb der apostolischen Zeit liegt, und hier mußten denn nach und nach die einzelnen Documente zur Sprache kommen. Daß der Verf. eine viel Treffliches und Richtiges enthaltende Betrachtung der Apokalypse einschiebt (Buch III. Kap. 5), daß er im Schlußkapitel den Brief an Jacobus behandelt, kann unsern Anforderungen nicht genügen, denn die Betrachtung der Apokalypse dient doch nur als Beleg für das was über die eschatologischen Elemente des Judenchristenthums gesagt ist, und die Darstellung des Jacobusbriefes hat nur den Zweck, an einem Beispiele die Darstellung des Judenchristenthums zu begründen, indem dieser Brief, wie es der Verf. ausdrückt, »l'expression la plus simple et en même temps la plus noble du judéo-christianisme« ist. Beide Schriften bezeichnen nicht Stadien der Entwickelung des Judenchristenthums, sondern dienen nur als Belege für einzelne Punkte der systematischen Darstellung.

Ebenso verhält es sich nun mit dem vierten Buche, das die Paulinische Theologie darstellen soll. Auch hier findet sich, was wir vorhin eine historische Einrahmung nannten. Das erste Kapitel zeichnet Stephanus als Vorläufer des Pau-

lus, dann folgt eine Einleitung in die Paulinische Theologie und ein Ueberblick über die Briefe, den Schluß macht Kap. 24: »Le paulinisme et le judéo-christianisme«; allein der Hauptinhalt ist durchaus systematisch (Idée générale de la théologie paulinienne; de la justice; du péché; de la loi; de l'Évangile; de Dieu auteur du salut; de la personne de Christ; de l'oeuvre de Christ; du rapport typique entre l'Ancien et le Nouveau-Testament; de la foi; de l'élection; de la vocation et du Saint-Esprit; de la régénération; de la rédemption; de la justification et de la réconciliation; de l'Église; de l'espérance et des épreuves; des choses finales; du royaume de Dieu; récapitulation systématique). Der Paulinismus hat doch auch seine Entwickelung gehabt, zunächst im Paulus selbst, diese mußte dargestellt werden, wenn Geschichte geschrieben werden sollte. Der Verf. schließt mit einer Vergleichung des Paulinismus mit dem Judenchristenthum, die besonders dazu dienen soll, den Eindruck des Zwiespaltes zwischen beiden, den die Darstellung leicht hervorrufen konnte, zu verwischen und die innere Einheit bei aller Verschiedenheit aufweisen — aber fragen wir, soll hier Geschichte geschrieben werden, wie kommt dieses Kapitel an's Ende? Sollen wir, wie uns der Verf. doch in der Einleitung (I, 39) versprochen, Judenchristenthum und Paulinismus als Phasen in der Entwickelung der apostolischen Theologie kennen lernen, so dürfen sie doch nicht so lose nebeneinandergestellt und am Ende mit einander verglichen werden, sondern die Aufgabe war die, uns die Entwickelung aufzuweisen. Es mußte gezeigt werden, wie die judenchristliche Entwickelung nicht genügte, über sich selbst hinaus-

drängte, wo nun die neue Entwickelungsphase einsetzt, allerdings auf demselben einigen Grunde ruhend und im Grundgedanken mit derselben eins, wie aber die frühere Entwickelung die neue wohl vorbereiten, nicht aus sich schaffen konnte, wie es hier vielmehr eines epochemachenden Ereignisses bedurfte, das in der Berufung des Paulus eintrat, wo der Herr der Kirche noch einmal unmittelbar eingreift. Vor Allem mußten wir dann in den Entwickelungsgang des Paulus eingeführt werden, die Bekehrung verdiente eine ganz eingehende Besprechung. Von da aus mußte der Vf. dann zeigen, ähnlich wie es Schmid in gedrängter Weise in den einleitenden Kapiteln zum zweiten Theile seiner biblischen Theologie gethan hat, wie sich nun der Paulinismus in Paulus weiter entfaltete, wie zuerst im unmittelbarsten Anschlusse an das selbst Erfahrene die Lehren von Gesetz und Gnade und der Berufung der Heiden hervortreten, dann die Christologie, dann die Lehre von der Kirche, wie sich der Entwickelungsgang in seinen Briefen erkennen läßt. Dann mußte uns der Paulinismus im Kampfe mit dem Judenchristenthum vorgeführt und endlich seine Entwickelung über Paulus hinaus verfolgt werden, wo dann auch der Hebräerbrief seine richtige Stelle fand. Dann schrieb der Verf., was er wollte, Geschichte. Eine systematische Darstellung der Paulinischen Theologie ist noch keine Histoire de la théologie paulinienne und eine solche mußte der Verf. geben, wollte er eine Histoire de la théologie chrétienne au siècle apostolique schreiben.

Dieselben Bemerkungen, welche wir über das dritte und vierte Buch gemacht haben, könnten wir in Bezug auf das fünfte, welches die Jo=

hanneische Theologie darstellt, wiederholen. Es wird nicht nöthig sein; um so nöthiger aber ist es zu sagen, daß sich allerdings ein großer Theil von dem was wir in den drei mittleren Büchern vermissen, im letzten sechsten Buche findet, in dem wir nun zu wirklicher Geschichte kommen. Die Aufgabe dieses Buches beschreibt der Verf. selbst (II, 505) so: »Il s'agit de connaître l'accueil fait dans les Églises apostoliques à ces diverses doctrines, le degré d'influence qu'elles ont eues, enfin les altérations qu'elles ont dû subir par l'opposition même qu'elles ont rencontrée dans le public ou qu'elles se sont faite reciproquement.« Diese Aufgabe sucht er aber sofort dadurch zu vereinfachen, daß er den dritten der Hauptlehrtypen, den Johanneischen bei Seite schiebt, weil dieser nie einen großen Einfluß auf den Entwickelungsgang der theologischen Ideen geübt hat (»celui de Jean n'a exercé jamais et nulle part une influence bien grande sur la marche des idées théologiques«). So handelt es sich nun also nur um das Verhältniß der beiden andern Systeme des Judenchristenthums und des Paulinismus und ihre gegenseitige Einwirkung. Zuerst beschäftigt hier nun den Verf. die Stellung, welche das Judenchristenthum zu Paulus einnahm. Er schildert uns die systematische Opposition der strengen Judenchristen gegen Paulus (Chap. II. L'opposition Judaisante), sucht dann aber darzuthun, daß weder in der Apokalypse (Chap. III. Paul et l'apocalypse), noch im Briefe des Jacobus (Chap. IV Paul et Jacques) sich eine directe Opposition gegen Paulus findet. Das Verhältniß des Paulus zu Jacobus ist hier von der größten Bedeutung. Indem der Verf. davon ausgeht, daß die auf den ersten Blick so auffallende Diffe-

renz beider Apostel in der Lehre von dem Glauben und den Werken zunächst auf einem ganz verschiedenen Begriff beruht, den Beide mit diesen Ausdrücken verbinden, schließt er daraus, daß, will man nicht annehmen, Jacobus habe den Paulus gar nicht verstehen können oder nicht verstehen wollen, man nicht annehmen darf, er habe direct den Paulus angreifen wollen und so bewußt und absichtlich ein Axiom aufstellen, was mit dem des Paulus, das er verwarf, in Widerspruch war. Aber ebensowenig kann Jacobus etwa Gegner im Sinne haben, welche Pauli Lehre mißverstanden von einem todten Glauben und Bekenntniß des Mundes, denn dann hätte Jacobus vor allen Dingen zeigen müssen, wie Pauli Lehre recht zu verstehen sei. Man muß also annehmen, daß Jacobus weder direct noch indirect den Paulus bei seinem Briefe berücksichtigt hat. »On peut hardiment affirmer que Jacques n'a pas eu devant lui une épître quelconque de Paul en rédigeant la sienne; on peut dire qu'il n'en avait jamais eu une seule.« Der Verf. sucht nun den Gegensatz beider Apostel schärfer zu fassen und bringt ihn zuletzt auf die Formel: »Selon Paul, la foi, parce qu'elle justifie, est la source des bonnes oeuvres — Selon Jacques, la foi, parcequ'elle est la source des bonnes oeuvres, justifie« und sucht nun das Verhältniß Beider dahin zu bestimmen, daß der Unterschied derselbe ist wie zwischen einer mystischen Theologie und einer praktischen Moral (qu'entre une théologie mystique et une morale populaire). Die Opposition, welche die Paulinischen Ideen fanden, das ist zuletzt das Resultat, welches der Verf. gewinnt, bestand mehr in dem Geiste der Massen, in der Macht der Trägheit, welche der Wahrheit Widerstand leistete, als daß sie

sich in der Litteratur geltend gemacht hätte in Angriffen gegen die Lehre des Heidenapostels.

Haben wir so das Verhalten des Judenchristenthums gegen den Paulinismus kennen gelernt, so kommt jetzt die andere Seite zur Betrachtung, das Verhalten des Paulinismus zum Judenchristenthum. Hier bespricht der Verf. zwei Documente, den Brief an die Hebräer und den Brief des Barnabas. Schon in dem ersteren findet er eine Abschwächung Paulinischer Ideen, besonders in Beziehung auf die Lehre vom Glauben, noch mehr ist das in dem Briefe des Barnabas der Fall, von dem es am Schluß heißt: »L'épître de Barnabas se trouve ainsi sur la grande route qu'a suivie l'église en réduisant le paulinisme à un certain nombre de dogmes plus ou moins abstraits, et combinés tant bien que mal avec une morale dont la base est ailleurs« (S. 568).

Aus dem Streit, den wir so nach beiden Seiten kennen gelernt haben, mußte sich nun aber eine Vermittelung ergeben. Diese verfolgt der Verf. zuerst in der Geschichte, dann in der Litteratur, wo das Streben nach Vereinigung (la tendance de fusion et de conciliation) ebenfalls in einer Reihe von Schriften vertreten ist. Hieher gehört zunächst der erste Brief des Petrus, dessen Lehrbegriff einerseits wesentlich Paulinisch ist und in Abhängigkeit von Paulus steht (S. 580. 581), andererseits in wesentlichen Stücken von Paulus abweicht (S. 586), indem unter den den Paulinischen analogen oder gar mit ihnen identischen Formeln ein judenchristlicher Hintergrund erscheint (S. 587); dann die Apostelgeschichte, in welcher die conciliatorische Tendenz besonders stark hervortritt (S. 591), so daß der Verf. meint, ihr zu Liebe sei die Theologie

des Heidenapostels von Seiten seines Biographen abgeschwächt und ärmer dargestellt, jedenfalls habe bei ihm die conciliatorische Tendenz alle andern Gefühle beherrscht (S. 607); ferner der erste Brief des Clemens von Rom, dessen Charakter als der einer farblosen Neutralität (S. 608) bezeichnet wird, und dessen ausgedehnte im Allgemeinen frostige Ermahnungen den Standpunkt einer unbewußten und unfreiwilligen Mischung von Formeln des verschiedensten Ursprungs einnehmen (S. 609); endlich die drei synoptischen Evangelien. Nicht bloß das Evangelium des Lucas, sondern auch das des Matthäus (hier weicht der Verf. bedeutend von der gewöhnlichen Ansicht ab) gehört der Zeit der Vereinigung der Gegensätze an, sie stehen auf der Grenze beider Zeitalter, des apostolischen und nachapostolischen. »Ils appartiennent à une phase du développement théologique où les antithèses qui avaient d'abord agité les esprits commençaient à se rapprocher et à se réconcilier, et si nous ne nous sommes pas étrangement trompé dans l'appréciation de la marche des idées et des partis dans l'église apostolique, les évangiles synoptiques, dans leur forme actuelle, doivent trouver leur place chronologique sur la limite des deux âges« (S. 627). Den Schluß der Entwickelung bildet hier das Evangelium Marci, dem der Verf. den letzten Platz anweist, weil es durchaus keine bestimmt theologische Tendenz hat, wovon der Grund nicht in der theologischen Neutralität des Verfs, sondern in dem Eklekticismus des Erzählers zu suchen ist (S. 635). Zuletzt, was übrigens für unsere Besprechung von keinem Interesse ist, weist der Verf. noch auf die Anfänge des Gnosticismus hin.

Digitized by Google

Man sieht, hier wird wirklich ein Stück Geschichte der Theologie im apostolischen Zeitalter gegeben, aber, müssen wir hinzusetzen, auch nur ein Stück Geschichte, und gerade hier muß es klar werden, was wir behaupten, daß der Charakter einer Geschichtschreibung, den doch der Vf. seinem Buche geben wollte, nicht festgehalten ist. Denn wenn es der Verf. selbst so oft als ein nothwendiges Erforderniß hinstellt, chronologisch zu schreiben, so ist er dem selbst nicht nachgekommen, denn Alles was hier zum Schluß gegeben wird, gehört ja eigentlich zwischen das vierte und fünfte Buch, zwischen Paulus und Johannes. So erscheint das Geschichtliche nur angelehnt und, da es keineswegs die Hauptsache, eigentlich nur Anhang ist, so verdiente das Buch auch nicht den Titel Histoire, es hat noch viel mehr, als der Verf. will und denkt, von der alten Art, die biblische Theologie darzustellen, beibehalten, so viel, daß das Geschichtliche nur der Begründung und dem Verständniß der systematischen Darstellung der einzelnen Lehrtypen dient. Der Verf. wollte Geschichte schreiben, allein die alte Methode ist ihm noch zu mächtig gewesen, und indem sie sich wieder eingedrängt hat, ist der historische Charakter und die historische Methode des Werks nicht rein hervorgetreten.

Wir möchten glauben, es hat sich das auch in der Auffassung mancher Einzelheiten genugsam gerächt. Es mangelt uns allerdings hier an Raum, um auf die Darstellung des letzten Buches tiefer eingehen zu können, wir müssen uns mit einzelnen Beispielen begnügen. Der Verf. behauptet, der Johanneische Typus habe niemals und nirgend einen großen Einfluß auf den Gang der theologischen Ideen ausgeübt, und scheidet ihn

deshalb ganz aus der Betrachtung des sechsten Buches aus. Dem Satze können wir in keiner Weise beistimmen, jedenfalls mußte der Verfasser, schrieb er Geschichte, zeigen, weshalb die Johanneischen Ideen keinen Einfluß übten, und noch mehr, welchen Einfluß dann das Judenchristenthum und Paulus, ihr Streit und ihre Entwickelung auf Johannes geübt, der auch nicht am ersten Tage der Johannes gewesen ist, als der er im Evangelio und den Briefen vor uns steht. Allerdings in dem Gange, den das sechste Buch nimmt, findet Johannes keinen Platz, aber nicht deshalb, weil er keinen Einfluß übte, sondern einfach deshalb, weil das Stadium, welches Johannes bezeichnet, ein späteres ist, als das meiste im sechsten Buch Behandelte. Es ist ja nicht so, wie es nach des Vfs Darstellung fast scheinen könnte, als seien die drei Lehrtypen gleichzeitig neben einander fertige gewesen und hätten nun den Kampf und die Auseinandersetzung begonnen, die das letzte Buch darstellt, sondern sie sind selbst Producte der Entwickelung, und ein großer Theil des Streits zwischen Judenchristenthum und Heidenchristenthum war schon vorüber, ehe Johannes von einem Standpunkte aus schrieb, der sich über diesen Streit erhob und für eine Kirche, die den Streit hinter sich hatte. Er schrieb ja, daß wir des Vfs eigene Worte gebrauchen: »ayant déjà complétement franchi le champ de la polémique antijudaïque et élevant l'évangile d'une manière tout à fait indépendante, dans la sphère de la spéculation théologique et du mysticisme religieux.« Wir sind weit entfernt, die Meinung, welche wir eben als die hinstellten, die sich aus dem Anfang des sechsten Buches aufdrängt, für die eigentliche Meinung des Verfs zu halten —

das ist sie, wie leicht zu sehen, besonders aus dem ganzen fünften Buche zu entnehmen, keineswegs, es rächt sich hier aber entschieden der Mangel, daß die historische Methode nicht rein inne gehalten ist.

Nicht minder ist das unserer Meinung nach der Fall in der Auffassung des ersten Briefes Petri, dessen Behandlung uns in der That als die ungenügendste dünken will, die irgend ein Buch des neuen Testaments von Seiten des Vfs erfahren hat. Wie wir uns nicht mit der Schilderung der Stellung des Petrus einverstanden erklären können, die der Verf. S. 578 entwirft, wo ihm eine »position flottante entre les théories opposées« zugeschrieben wird, so auch nicht mit der Auffassung des Petrinischen Lehrbegriffs, wie er im Briefe sich darstellt, der beim Vf. doch am Ende nur, wenn wir es etwas stark ausdrücken sollen, als eine äußerliche mechanische Mischung von vereinzelten Paulinischen und judenchristlichen Sätzen erscheint, wie das wohl schon aus dem oben Angeführten erhellt, womit man noch verbinden mag, daß der Vf. S. 587 geradezu von einem »usage accidentel de quelques formules pauliniennes, détachées pour ainsi dire de leur base« redet, was dadurch nicht besser wird, daß am Ende »quelques idées propres à notre auteur, qui nous semblent être de véritables ornements de son épître« hinzukommen. Im Gegentheil scheint uns in dem Briefe statt eines bloßen Gemisches entgegengesetzter Standpunkte ein ganz eigenthümlich entwickelter Lehrbegriff vorzuliegen, der zunächst der judenchristlichen Reihe angehört und eine weitere allerdings nicht ohne Einwirkungen der Paulinischen Lehre vor sich gegangene Entwickelung der judenchristlichen Auffassung darstellt. Des Vfs

Digitized by Google

Ansicht hängt damit zusammen, daß er ihn nur als conciliatorisches Product zu fassen weiß, und wie bei ihm der ganze Begriff der Vereinigung doch wohl zu sehr als mechanische „Fusion" gefaßt ist, so war damit die Möglichkeit abgeschnitten, das innere Wesen und die Eigenthümlichkeit des Briefes tiefer zu erfassen. Auch hier rächt es sich, daß es, wie wir oben gezeigt, zu keiner rechten Darstellung der innern Entwickelung des Judenchristenthums kommt, denn eine solche mußte auf den Punkt führen, von wo der Petrusbrief unserer Meinung nach richtiger zu würdigen war.

Endlich müssen wir noch ein Wort von der Stellung reden, die der Verf. dem Evangelio Marci zuweis't. Er gibt ihm die allerletzte Stelle, darin abweichend von der jetzt immer mehr herrschend werdenden Auffassung, wonach das zweite Evangelium als das älteste unter den synoptischen angesehen wird, eine Ansicht, zu der Referent sich auch bekennen muß. Der Verf. weis't dem Evangelio die angegebene Stelle nicht aus chronologischen Gründen an, sondern allein wegen des fast gänzlichen Mangels theologischer Ideen. »Ce ne sont pas des raisons chronologiques en général étrangères à notre ouvrage, qui nous ont engagé à lui réserver la dernière place, mais uniquement l'absence presque totale d'éléments théologiques, qui forme le caractère spécial du livre« (S. 630). Es schlägt auch hier, wie man leicht sieht, die ganze Auffassung der dogmatischen Entwickelung, wie sie sich der Verf. gebildet hat, durch, und sie allein ist es, die dem Evangelio Marci diese Stelle anweis't. Doch gerade deshalb zogen wir dieses Beispiel an. Es kann, scheint uns, einen andern Mangel des vor-

liegenden Werkes recht schlagend an den Tag bringen.

Die Stellung, welche der Verf. dem zweiten Evangelium anweis't, war uns um so auffallender, da der Verf. in seinem andern oben angeführten Werke in der Geschichte der heiligen Schriften neuen Testaments ihm die gerade entgegengesetzte Stelle gibt, indem es dort § 189 heißt „Und zwar scheint uns sowohl der Zeit nach als nach dem Grade der Unmittelbarkeit, unser zweites oder Marcus-Evangelium hier die nächste Erwähnung zu verdienen“, ja nachher sogar § 190: „Das theologische Urtheil über Marcus lautet jetzt gewöhnlich auf farblose Neutralität und somit jüngeren Ursprung. Prämisse und Schluß, getrennt oder verbunden, sind beide irrig.“ Kann und darf denn, fragen wir, aus litterärhistorischen Gründen ein anderes Urtheil gefällt und einem Buche eine andre Stelle angewiesen werden, als aus dogmenhistorischen? »Ce ne sont pas des raisons chronologiques, en général étrangères à notre ouvrage, qui nous ont engagé à lui réserver la dernière place«, antwortet uns der Verfasser. Aber gerade darin, müssen wir behaupten, liegt ein Schaden, daß die chronologischen Gründe dem Werke fremd geblieben sind. Daß der Vf., will er einmal Geschichte schreiben, dieser eine chronologische Grundlage und Anordnung geben muß, bedarf so wenig eines Beweises, daß es ganz unnöthig ist, auf die zahlreichen Stellen des Buches zu verweisen, wo der Verf. auf die Wichtigkeit der chronologischen Momente aufmerksam macht. Dann mußten doch zunächst feste Ansichten über das Zeitalter jedes Buchs gewonnen sein.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stück.

Den 18. November 1854.

Straßburg

Schluß der Anzeige: »Histoire de la Théologie chrétienne au siècle apostolique. Par E. Reuss. Tome premier et second.«

Dieses konnte aber weiter nicht geschehen, ohne auch über die Verfasser zur Entscheidung gekommen zu sein, ohne feste Ergebnisse über die Echtheit oder Unechtheit der Bücher. Eine „Geschichte der Ideen" (»ce ne sont point les personnes, ce sont les idées que nous recherchons pour les classer« 1, S. 37) läßt sich überhaupt nicht schreiben, ohne den festen Hintergrund einer Geschichte der Personen. Es mußten also die Untersuchungen über den Verfasser der Bücher, ihre Echtheit, ihre Abfassungszeit, wir meinen nicht mit hineingezogen in die Darstellung selbst, aber doch nach ihren Ergebnissen vorausgesetzt werden; und alle diese Fragen durften nicht, wie das oft geschieht als fremde bezeichnet und behandelt werden. Es mußte, wie wir schon oben gezeigt, die Entwickelung der einzelnen Personen, der Gemein=

den, der Richtungen in der ältesten Kirche viel mehr als die eigentliche Basis der Lehrentwickelung hereingezogen werden — sollte es zu wirklicher„ Geschichtschreibung“ kommen.

Allein wird man uns sagen, dann hätte das Buch einen ganz andern Inhalt bekommen, dann wäre es zu einer Geschichte des apostolischen Zeitalters geworden. Das geben wir so vollkommen zu, daß damit gerade unser Endurtheil über beide Versuche des geehrten Verfs, die Isagoge in eine Geschichte der heil. Schriften neuen Testaments, die biblische Theologie in eine Geschichte der Theologie im apostolischen Zeitalter umzuwandeln ausgesprochen ist. Es sind Beides Beiträge zur Geschichte des apostolischen Zeitalters, und wie gleich noch entschiedener ausgesprochen werden soll, äußerst schätzenswerthe Beiträge, allein wir können nicht glauben, weder daß mit dem vorliegenden Werke die biblische Theologie, noch daß mit der oft genannten Geschichte der heil. Schriften neuen Testaments die Isagoge ersetzt sei. Beide Werke fordern sich dabei unter einander und würden sich gegenseitig zu einer Geschichte des apostolischen Zeitalters ergänzen. Dahin wird unserer Meinung nach die Entwickelung dieser Disciplinen, in die der Verf. mit seinen beiden Werken so tief eingegriffen hat, führen müssen, daß einerseits die Geschichte des apostolischen Zeitalters (und darin ist Beides, die Litterärgeschichte wie die Geschichte der Theologie beschlossen); daneben aber ebenfalls ganz selbständig die biblische Theologie und die Isagoge behandelt werde. Fragt man uns aber, wie wir uns die Gestaltung dieser Disciplinen denken, so können wir für die biblische Theologie auf das neueste Werk, auf Schmids biblische Theologie verweisen, das, wie wir meinen, diese

Disciplin bedeutend gefördert hat; und obwohl **die viel** schwierigere Frage, was aus der Isagoge **werden** soll, eigentlich nicht hierher gehört, so wollen **wir** nicht verhehlen, daß unserer Ansicht nach **dieser nur** geholfen werden kann, wenn sie wieder **unter** die Zucht der Dogmatik tritt und sich nicht **länger** wie „eine Freigelassene der Dogmatik" gebehrdet. Wenn De Wette in seiner Einleitung in die Bibel A. und N. T's (I § 4) sagt: „Die Betrachtung der Bibel nach religiöser Ansicht (nach dem Dogma der Inspiration und Offenbarung) gehört nur insofern in den Kreis der Einleitung, als dieses Dogma mit der Entstehungsgeschichte der Bibel verwebt, also selbst wieder geschichtlich geworden ist", so ist damit allerdings scharf genug eine Epoche in der Entwickelung dieser Disciplin bezeichnet, aber, davon sind wir überzeugt, noch nicht die Vollendung.

Doch wir sind in Gefahr, uns auf fremde Gebiete zu verirren, und fast mehr noch müssen wir fürchten, daß in unserer Anzeige, indem wir uns aufrichtig bemühten, das Ungenügende in der Methode des Verfs aufzuweisen, der Werth des Werkes, dem wir die größte Anerkennung zollen, nicht genugsam hervorgetreten ist. Allerdings will es uns fast bedünken, als sei mit der deutschen Sprache auch die deutsche Gründlichkeit hie und da aufgegeben, die des Vfs Arbeiten, besonders seine Geschichte der heil. Schriften so besonders auszeichnet, was wohl kaum durch die im höchsten Grade lebendige, fesselnde Darstellung ersetzt werden möchte. Doch ist auch so noch viel Förderndes in dem Werke enthalten, und wünschen wir demselben nicht bloß in der französischen Kirche und Theologie, für die es eigentlich auf den Wunsch einer großen Anzahl Studirender in Genf und Montauban ge-

Digitized by Google

schrieben ist, sondern auch in Deutschland rechten Eingang. Licentiat Uhlhorn.

New York

bei Putnam. Journal of the American Oriental Society. Third volume, 1853. Fourth volume, Nr. 1. 1854. Gegen 700 S. in Octav.

Die Verhandlungen dieser Gesellschaft, deren zwei erste Bände in diesen Blättern 1849, S. 2032 ff. und 1851, S. 2024 ff. näher beurtheilt wurden, können mit jedem Jahre an Wichtigkeit gewinnen, da die Amerikaner jetzt mit dem östlichen Asien beinahe schon näher bekannt sind als die Europäer, und dort diesen zuvorkommend Verbindungen angeknüpft haben, von denen wir auch für die Wissenschaft große Erfolge erwarten müssen. Wir können daher wohl voraussetzen, daß unsere Leser den Inhalt auch dieser Fortsetzung einer noch vor zwei Jahrzehenden unmöglich scheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift gerne kennen lernen; und wollen ihn hier wiederum, das minder Bedeutende ganz übergehend, möglichst kurz mit unserm Urtheile begleitet in einer Uebersicht nach den Ländern vorführen.

1. Oestliches Asien. Der verdienstvolle Herausgeber der Zeitschrift, Edward E. Salisbury, regt III, S. 399—420 die Frage über die Echtheit des nestorianisch-sinesischen Denkmales von Sin-gan-fu aufs Neue an. Niemand hat seit der Entdeckung dieses wichtigen Denkmales im J. 1625 die Urkunde selbst wieder gesehen und untersucht: nur einige Abschriften der Urschrift liegen in Europa. Um so leichter erhuben sich auch neuestens wieder mannichfache Zweifel an seiner Echtheit; und schon hat man es vielfach als geschichtliche Urkunde zu gebrauchen Bedenken ge-

Digitized by Google

ragen. Hr Salisbury neigt sich nun mehr zur Annahme der Echtheit dieses, wenn wirklich echt, für die Geschichte sowohl des nestorianischen Christenthumes als der Sinesen sehr wichtigen Denkmales, theilt aber am Ende seiner Abhandlung mit, daß die Gesellschaft beschlossen habe, die in Sina sich aufhaltenden amerikanischen Gelehrten um eine nähere Untersuchung des in einem entlegenen Theile des großen Reiches stehenden Denkmales zu bitten. Wir haben hier also eine ziemlich sichere Aussicht, über diese Sache zu einer endlichen Gewißheit zu gelangen; und es soll uns freuen, wenn die sinesischen Jesuiten jener Zeit, welchen man die Unterschiebung dieses mit langer Estrangelo- und sinesischen Schrift bedeckten Denkmales Schuld gab, von dieser Beschuldigung gänzlich freigesprochen werden. — William A. Macy spricht III S. 195 ff. über die Möglichkeit, die Telegraphie auch für sinesische Wörter zu benutzen. Da diese nämlich schwer in gewöhnliche Buchstaben zerlegt werden können, so entsteht bei ihnen die Frage, wie man sie vielleicht (denn an eine Ausführung ist bei dem heutigen Stande der sinesischen Dinge wohl schwerlich zu denken) am besten fernschreiben könne: und doch überlegen Amerikaner auch dieses schon.

2. Mittleres Asien. Ueber den Inhalt des Veda wird III, S. 289 ff. manches Nützliche bemerkt, was zwar unter uns nicht gerade neu ist, aber von dem großen Antheile, den man in Amerika auch an diesen schwierigeren Untersuchungen nimmt, ein erfreuliches Zeugniß ablegt. Neu wird dagegen III, S. 1—164 von Chester Bennett, Baptisten-Missionar in Birma, das Leben Gautama's nach dem birmanischen Buche Malalengara (d. i. sanskritisch मालालंकारः) mitgetheilt. Wir kennen seit den letzten Jahren schon mehr die

Quellen, welche für die Lebensgeschichte Buddha's in andern buddhistischen Ländern fließen: aus der Mitte des birmanischen Buddhathumes erhalten wir hier eine solche Lebensbeschreibung oder vielmehr Heiligengeschichte, welche zwar ziemlich spät ist und eine Menge späterer Vorstellungen und Dichtungen in sich schließt, aber doch immerhin vieles Lehrreiche darreicht. Der Uebersetzer möchte zwar dieses birmanische Werk gerne für ein älteres halten: aber die „Kanonen" können S. 32. 33 in seine Schilderungen keineswegs bloß, wie er meint, durch einen Abschreiber gekommen sein, da sie vielmehr zu dem Wesen dieser Schilderungen selbst gehören; sie weisen also deutlich auf ein sehr spätes Alter des Werkes hin. Sondert man alle solche spätern Schilderungen, Erdichtungen und Uebertreibungen, so leuchtet freilich noch genug Denkwürdiges aus dem wirklichen Leben Buddha's hindurch; und es ist wohl der Mühe werth, dieses mit den übrigen uns noch zugänglichen Nachrichten über ein für die Weltgeschichte so äußerst wichtiges Leben zu vergleichen. Aber daß die Geschichte des großen Religionsstifters allmälig so tief herabsinken konnte wie sie hier beschrieben wird, ist kein gutes Zeugniß für die herrschend gewordene Entwickelung dieser Religion selbst. Die Erzählung schließt mit einer Uebersicht der berühmten Reliquien Buddha's, ihrer Entstehung, Vertheilung und späteren Aufbewahrung. — Eine ähnliche Mittheilung ist die von dem Missionsarzte Dr Francis Mason IV, S. 103 ff. über die buddhistischen Vorstellungen von der Weltschöpfung, aus dem birmanischen Werke **Malamuli**. Diese Vorstellungen enthalten danach ein seltsames Gemisch von uralten Anschauungen über die Dinge und das Werden der Schöpfung und spä-

teren Zusätzen. Uebrigens bedauern wir, daß der Mittheiler manche Urtheile einmischt, welche nicht zur Sache gehören; auch kann der minder Kundige sich leicht daran stoßen, daß die indischen Wörter hier theils in Pali- und Birman-, theils in Sanskritgestalt gegeben werden. An sich wäre zu wünschen, daß die aus dem Sanskrit entstellten Wörter immer zugleich in ihrer ursprünglichen Gestalt den veränderten Aussprachen beigesetzt würden: nur sollte darin Gleichmäßigkeit herrschen.— Zur näheren Kenntniß der philosophischen und theologischen Ansichten und Schulsätze der Sivaverehrer gibt der uns schon aus dem vorigen Bande bekannte Henry R. Hoisington, amerikanischer Missionar auf Ceylon, wiederum einige gute Beiträge IV, S. 1—102. Es sind zwei Tamilwerke, deren wesentlichen Inhalt er hier zugleich in der Tamilaussprache der sanskritischen Kunstausdrücke mit einigen Anmerkungen begleitet, das Tattuva-kaṭṭalei oder „Gesetz des tattvam“ d. i. der Wesenheit der Dinge, eines bekannten philosophischen Ausdruckes der Inder; und das weit mehr umfassende, kunstvoller gehaltene und besonders das Theologische mehr hervorhebende Siva g'nâna Pôtham. Diese Mittheilungen scheinen recht genau zu sein, und man wird dem Vf. dafür dankbar sein, zugleich jedoch den künftigen Druck der Urkunden selbst wünschen. Auch von andern Seiten aus wird die Kenntniß des Tamulischen Schriftthumes gerade in diesen für uns wichtigsten Beziehungen auf höhere Wissenschaft neulich mit vielem Fleiße gefördert.

Weniger können wir die „kurzen Bemerkungen“ desselben Vfs „über die Tamil-Sprache“ III, S. 389 ff. loben. Der Verf. führt hier in der Kürze zwar alle Hauptheile des Baues und der Art

dieser Sprache vor, aber seine Annahme, daß sie in einem sehr nahen Verhältnisse zu den sogen. semitischen Sprachen stehe, können wir nicht billigen. Auch Manches, was er als dem Tamil sehr eigenthümlich anführt, ist, näher betrachtet, nicht so auffallend. So die Gewohnheit, eine längere Reihe von Verben in einer mehr abhängigen Wortbildung mitten in den Satz hineinzuwerfen, und erst ganz am Ende das letzte Verbum in seiner voll ausgebildeten selbständigen Gestalt wie einen festen Schluß- und Ruhestein zu setzen. Um nicht an Aehnliches im Sanskrit und vielen andern Sprachen zu erinnern, mag es sich wohl verlohnen zu bemerken, daß sogar eine Sprache gerade mitten in Afrika, das Kanurische oder die Bornu-Sprache, eine ganz ähnliche und doch zugleich noch denkwürdigere Erscheinung zeigt; s. Kölle's Grammar of the Bornu language pag. 258 ff. — Ein anderer sprachlicher Aufsatz von Henry Ballantine III, S. 367 ff. will beweisen, daß die Marátha (Maratten-)Sprache nicht, wie man gewöhnlich meint, aus dem Sanskrit und Prakrit bloß entartet sei, sondern bei allem starken Einflusse des Arischen auf eine ursprünglich ganz fremde Landessprache zurückgehe. Es lassen sich ja auch im nördlichen Indien Ureinwohner nachweisen, wenn sie auch bei weitem nicht so zusammenhangend und mit so leicht erkennbaren eigenthümlichen Sprachen hervortreten wie im südlichen: im Marattenlande selbst leben die wie andre Ureinwohner tief herabgekommenen Mahár's als solche, und der Verf. wirft die Frage auf, ob nicht der Name **Mahârâshtram** (Marattenland) statt aus dem sanskritischen महा groß (Großreich), vielmehr aus **Mahár-râshtram** entstanden sei. Wir wollen nun gar nicht diese Mög-

lichkeiten leugnen, finden aber den Beweis, welchen der Verf. für das Alles führen will, nicht richtig geführt. Solche weiter zurückliegende Fragen lassen sich nicht ohne weite Sprachkenntniß und tiefe Sprachwissenschaft mit einigem Nutzen aufwerfen, noch weniger beantworten, und diese finden wir hier nicht. Dazu bekümmert sich der Verf. gar nicht um die andre eben so nothwendige Frage, zu welchem Sprachstamme denn nun diese dem Indischen fremden Urstoffe gehören sollten?

3. Der langjährige amerikanische Missionar in der Türkei und Armenien, Dwight, gibt III, S. 241—288 eine Uebersicht aller ihm bekannt gewordener armenischer Werke, vom 4ten Jahrh. n. Chr. bis in das 17te, mit kurzen Bemerkungen über ihren Inhalt und die Oerter, wo sie entweder schon gedruckt sind, oder noch handschriftlich verborgen liegen, so weit er solche Bemerkungen hinzufügen konnte; denn viele dieser Werke kannte er bloß nach Quellen zweiter Hand. Dies Verzeichniß ist, obwohl in der Ausführung nicht ganz vollständig, sehr verdienstlich. Viele bis jetzt auch ihm ganz unbekannt gebliebene armenische Werke liegen nach des Verfs Vermuthung noch in armenischen Klöstern in Cilicien und sonst verborgen.

4. Translation of an unpublished Arabic Risâleh, by Khâlid ibn Zeid el Ju'fy, with notes; by Edward E. Salisbury III. S. 165—194. Wir setzen diese englische Aufschrift hierher, schon weil wir den vollen und genauen Inhalt dieses arabischen Werkchens nicht sicher genug angeben können. Vom arabischen Wortgefüge ist hier nichts mitgetheilt; und die Uebersetzung fängt mitten in dem vorne verstümmelten Werkchen an. Es bezieht sich übrigens auf die Streitigkeiten über die rechten Nachfolger Muham-

med's, und setzt die unglückseligen Ansichten der Shî'ah über die Würde 'Ali's und der übrigen Imâme auseinander. Nennen wir diese Ansichten unglückselige, so meinen wir dies nur vom Standorte des Islam's selbst aus, da zur fortschreitenden Zerspaltung und ganz unverbesserlichen Auflösung desselben nichts so sehr als das Aufkommen dieser Ansichten beigetragen hat. Fragt man dagegen, ob sie im Islam vermeidlich oder unvermeidlich, d. i. bloß durch die Schuld einzelner Menschen im Verlaufe desselben oder durch ihn selbst herbeigeführt wurden, so muß man außerhalb des Islam's sie eher glückselige nennen, weil sie sicher durch ihn selbst herbeigeführt wurden und also das nächste Zeugniß für seine zuletzt nothwendige Selbstauflösung geben. Denn ist der Islam wesentlich nur Befehl, Vorschrift und äußere Herrschaft welche Glauben fordert, so ist es nur folgerichtig, daß der erste Befehler (Muhammed) stets gleiche Nachfolger im Befehle habe, und die Shî'ah, so wenig sie den Anforderungen der Wirklichkeit genügen kann, hat Recht aus dem Islam eine erbliche Monarchie bilden zu wollen. So trägt der Islam von vorne an seinen nothwendigen Zerfall in sich selbst.

5. James Murdock gibt III, S. 475 ff. eine kurze Nachricht von den syrischen Makâmen des unter uns schon ziemlich lange als Ebed-Jesu bekannten, richtiger Abdîshu' zu nennenden Schriftstellers vom Ende des 13ten Jahrhs. Sie sollten nach dem Willen des Dichters eine Nachbildung der harîri'schen sein, um zu beweisen, daß auch das Syrische so feiner Sprachkünste fähig sei: allein die Ausführung mußte wohl weit hinter dem guten Willen zurückbleiben. Doch wäre ihr Druck erwünscht, da sie wahrscheinlich viele seltene syri-

Digitized by Google

sche Wörter enthalten. — Recht unterrichtend ist III, S. 349—366 die Beschreibung einer Reise von Beirût ostwärts mitten durch die höchsten Strecken des Libanon in das Beqâa oder die Thalgegend zwischen Libanon und Antilibanon und weiter bis in die Gegenden um Baalbek, von Henry A. De Forest, amerik. Missionsarzt in Syrien. Es ist wirklich überraschend zu sehen, wie viele Spuren einer früh in diesen Gegenden heimisch gewesenen hohen Bildung noch jetzt von dem leichtreisenden einzelnen Manne wiederaufgefunden werden können. Der Verf. fand außer einer Inschrift, die nach ihren S. 362 mitgetheilten rohen Zügen eine arabische gewesen sein muß, eine große Menge lateinischer und griechischer Inschriften aus der Römerzeit, leider meist nicht deutlich genug erhalten oder gelesen; aber auch in weit früheren Zeiten muß auf diesen Gebirgen eine hohe Bildung geherrscht haben, und die Ueberbleibsel alter Kunst sind jetzt oft auf die seltsamste Weise erhalten. So heißt hier ein Ort Dair-el-Ghazâl von einem elenden Hause, in dessen Mauer ein altes steinernes Kunstwerk mit dem Bilde einer Ghazelle eingemauert ist; ein anderer Sheqîf el-Thaur von einem ähnlich noch sichtbaren Stierbilde. Dagegen beruhen die Namen „Grab Noah's, Abel's, Adam's, Elisa's" und anderer solcher Helden zum Theile sogar aus der Urzeit, mit welchen hohe Berge gegen Damasq hin bezeichnet werden und über die unser Reisender bloß seine Verwunderung ausspricht, wie ich mich überzeugt habe, erst auf solchen Dichtungen wie wir sie jetzt noch im B. Henókh wiederfinden können.

6. Ueber die Laute und die Rechtschreibung der Worte im Zulu und den mit diesem verwandten südafrikanischen Sprachen theilt Missionar Lewis

Grout III. S. 421—472 nach eigner durch lange Uebung und Erfahrung erworbener Kenntniß sehr lesenswerthe Bemerkungen mit. Die sehr verschiedenen evang. Glaubensboten, Amerikaner und Engländer von mancherlei Bekenntnissen, Deutsche und Norweger, haben für die theilweise höchst eigenthümlichen Laute der Sprachen jener Völker sehr abweichende Bezeichnungen eingeführt: aber diese störenden Abweichungen selbst regen nun dort den Wunsch nach einer möglichst gleichartigen passenden Schrift auf, welchem unser Verf. treffende Worte leihet. Dieser Wunsch trifft jetzt recht zeitig mit dem erst neuerdings in England kräftig angeregten nach der Bildung eines allgemeinen Alphabetes zusammen, worüber ich vor Kurzem in diesen Blättern auf Veranlassung der Schrift von Lepsius etwas weiter redete; und da das Bedürfniß nach einem solchen besonders für die noch schriftlosen Sprachen leicht anzuwendenden allgemeiner anerkannten Alphabete unabhängig von den verschiedensten Seiten aus entsteht, so wollen wir hoffen, daß darüber bald alle verschiedensten gebildeten Europäer und Amerikaner sich verständigen, und daß die Londoner Verhandlungen, welche darüber am Anfange dieses Jahres unter Bunsen's Vorsitze geführt wurden, nicht fruchtlos bleiben. Auch in der Türkei haben sich nach IV. S. 119 ff. die Amerikaner über eine gleichmäßige Schreibart der türkischen und armenischen Namen verständigt, aber dabei keine gute Grundsätze angewandt, so daß sie schwerlich auf Nachfolge rechnen können. H. E.

Paris

Germer Baillière 1854. Traité clinique et pratique des Maladies des Vieillards par M. Durand Fardel. XLVIII u. 876 S. in Oct.

Digitized by Google

Durand-Fardel, Maladies des Vieillards 1837

Mit dem vorliegenden Werke übergibt der Vf. dem ärztlichen Publicum das Resultat funfzehnjähriger Studien und Beobachtungen, zu welchen ihm seine mehrjährige Stellung als Arzt im Bicêtre und der Salpêtrière reiches Material lieferten. Er füllt mit demselben eine wesentliche Lücke in der medicinischen Litteratur aus und liefert zugleich eine reiche Fundgrube für den praktischen Arzt und pathologischen Anatomen, so daß mit Recht dieses Werk in die Reihe der ersten seiner Art gestellt zu werden Anspruch hat. Leider hat der Verf. seine Untersuchungen nicht auf alle Krankheiten des Greisenalters erstreckt und die Veränderungen der Knochen, Muskeln, Bänder, Gelenke und des Geschlechtsapparates nicht mit abgehandelt, sondern nur kurz in der allgemeinen Einleitung berührt. In der letzteren finden wir eine Skizze der allgemeinen Physiologie und Pathologie des Greisenalters, zuerst werden die anatomischen Veränderungen durchgegangen, welche die einzelnen Organe im hohen Alter erleiden, dann folgt eine Besprechung der Veränderungen der physiologischen Processe, an welche sich eine Uebersicht der Krankheitsanlage und Krankheiten des Greisenalters schließt; therapeutische und hygienische Betrachtungen bilden den Schluß der Einleitung. Die Krankheiten des Greisenalters beginnen mit denen des Gehirns (S. 1—334), über welche von demselben Verf. bekanntlich schon ausgezeichnete Arbeiten vorliegen; zuerst kommt die Congestion oder Hyperämie des Gehirns, unter welchem Abschnitt zugleich das Oedem der Pia mater (Wassererguß in die Subarachnoidalräume) und der »état criblé« des Hirns (Atrophie des Hirns mit consecutiver Hyperämie und Erweiterung der Gefäße) abgehandelt werden. Das zweite Kapitel enthält die Meningitis, das dritte die Erweichung

Digitized by Google

des Gehirns, welche in größter Ausführlichkeit abgehandelt wird, indem der Verf. wesentlich den Inhalt seines im Jahre 1843 erschienenen Werkes über dieselbe Krankheit wiedergibt; die neueren Arbeiten, insbesondere der Deutschen und Engländer, welche durch die mikroskopische Untersuchung und die Berücksichtigung des Zustandes der Gefäßwände, der Gerinnselbildungen rc. so viel Licht auf diese Veränderung geworfen haben, sind dem Verf. unbekannt oder werden wenigstens von ihm gänzlich ignorirt, weshalb dieser Abschnitt dem jetzigen Zustand der Wissenschaft nicht angemessen, sondern zehn Jahr zurück ist. Das vierte Kapitel enthält die Meningealblutungen, die Hämorrhagie in den Sack der Arachnoidea, und die Pia mater. Im 5. Kapitel werden als blutige Infiltration des Gehirns die selbständig auftretenden capillären Apoplexien beschrieben und ihr Vorkommen durch Mittheilung von Beobachtungen erhärtet. Es folgt dann im 6. Kapitel die eigentliche Hämorrhagie des Gehirns und das 7. handelt die Behandlung der Hirnkrankheiten ab.

Die zweite Abtheilung enthält die Krankheiten der Respirationsorgane (S. 335—641), unter diesen nimmt der Lungenkatarrh die erste Stelle ein, es werden hier abgehandelt die chronische Bronchitis, die Bronchektasie, das Lungenemphysem, das Asthma, die acute Bronchitis. Das 2. Kapitel enthält die Pneumonie, die primitive Pn., die secundären Pn., als: die von Bronchitis ausgehende Bronchopneumonie (Bronchitis capillaris, Pn. notha) und die hypostatische Pn., endlich die chronische Pn. (Carnification und graue Induration), Das 3. Kapitel bringt die Phthise oder Tuberculose der Lungen, das 4. die Congestionen und blutigen Infiltrationen, das 5. die Pleuritis.

Die dritte Abtheilung bilden die Krankheiten

der Circulationsorgane (S. 642—718), das erste Kapitel derselben die Krankheiten des Herzens und Herzbeutels; zuerst werden die Veränderungen des Herzbeutels beschrieben, die Sehnenflecken, Ossificationen, die Pericarditis; dann das Greisenherz im Allgemeinen, die Hypertrophie und Erweiterung, das partielle Aneurysma, die Rupturen, die Ossification, Klappenfehler. Das zweite Kapitel enthält die Krankheiten der Gefäße; die Altersveränderungen der Aorta, der senile oder spontane Brand.

Die vierte Abtheilung enthält die Krankheiten der Unterleibsorgane (S. 719—791), des Magens: Dyspepsie, gastrischer Zustand, chronische Gastritis, — des Darmkanals: Enteritis, — des Peritoneums: Peritonitis, — des Gallenapparates: Induration der Gallenblase und Gallengänge, Adhäsionen der Gallenblase, Gallensteine, Krebs der Gallenblase und der Gallengänge.

Die fünfte Abtheilung bringt die von Phillips bearbeiteten Krankheiten der Harnorgane (S. 792—851): Hypertrophie der Prostata, Stagnation, Retention des Urines, **Incontinentia urinae**, Blasenkatarrh. — In einem Anhang werden die Gicht und einige Affectionen der Haut: chronische Erysipelas, **Prurigo senilis**, Pemphigus abgehandelt.

Werfen wir nach dieser kurzen Uebersicht des Inhaltes einen Blick auf den wissenschaftlichen Standpunkt, von welchem aus die Materie behandelt worden ist, so müssen wir offen erklären, daß wir denselben nicht als einen den Erfordernissen unsrer Zeit entsprechenden anerkennen können; es ist derselbe, welcher im Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich der herrschende war und noch daselbst vorzugsweise zu herrschen scheint, begründet von Bichat, Laennec, Cruveilhier ꝛc. Gern erkennen wir an, daß von Frankreich aus ein

Digitized by Google

neuer und besserer Weg für unsre Wissenschaft angebahnt wurde, und den jener Standpunkt einer der hervorragendsten Stellen in der Geschichte der Medicin einnimmt, — wir lassen ihm auch heute noch seine Geltung so manchen andern gegenüber, aber unsern streng wissenschaftlichen Anforderungen gegenüber kann er nicht mehr genügen. Wenn es sich um Darstellung eines Krankheitsprocesses handelt, verlangen wir mehr als eine unter der Rubrik »Anatomie pathologique« gegebene Beschreibung der mit bloßem Auge erkennbaren anatomischen Veränderungen aus derjenigen Zeit, in welcher die Kranken gewöhnlich unterliegen; wir verlangen eine Darstellung dieser Veränderungen vom Anfang bis zu Ende des Processes und zwar gestützt auf Untersuchung der feinsten Gewebstheile mit Hülfe des Mikroskopes; wir verlangen ferner, daß die Darstellung dieser Veränderungen Hand in Hand gehe mit der der physiologischen, am Krankenbett sichtbaren Veränderungen. Im vorliegenden Werke vermissen wir aber ganz und gar eine genetische, mikroskopische Untersuchung der Veränderungen, die hier einschlagende Litteratur existirt, wie es scheint, für den Verf. gar nicht, wie er überhaupt fast nur die französische Litteratur berücksichtigt; daß unter diesen Umständen aber auch an eine klinische Verwerthung solcher Untersuchungen in diesem Werke nicht zu denken ist, versteht sich von selbst. Uebrigens erkennen wir auf der anderen Seite an, daß innerhalb der Schranken des Standpunktes der Verf. hinsichtlich der anatomischen Darstellung der Veränderungen das Mögliche geleistet worden ist, und daß die klinische Behandlung der Materie geradezu ausgezeichnet genannt werden kann.

Fr.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

Den 20. November 1854.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel 1854. **Mittelhochdeutsches Wörterbuch** mit Benutzung des Nachlasses von **Georg Friedrich Benecke** ausgearbeitet von **Wilhelm Müller**. Erster Band, vierte Lieferung, Bogen 49—67. Jâmer —Lysander. Titel, Vorrede, und Quellenverzeichniss. Lexik.-Octav.

Es wird nicht nöthig sein, ein Werk, welches schon seit 1847 theilweise in den Händen des wissenschaftlichen Publicums ist, seiner Tendenz und Anlage nach ausführlich zu besprechen. Wir beschränken uns daher bei der Anzeige der vierten Lieferung, mit welcher der erste Band geschlossen ist, auf zwei Bemerkungen.

Obgleich die competentesten Beurtheiler sich im Allgemeinen günstig über das Wörterbuch ausgesprochen haben, so sind doch auch mehrfach zwei Beschwerden darüber laut geworden. Einmal hat man über das langsame Fortschreiten des Werkes geklagt. Diese Klage wäre ganz berechtigt gewe-

sen, wenn es sich nur um die Herausgabe eines bereits fertigen Werkes gehandelt hätte, wenn die Arbeit von Benecke schon so weit geführt wäre, daß sie, so wie sie vorlag, dem Drucke hätte übergeben werden können. Zu einer solchen irrigen Voraussetzung, die man, wie es scheint, gemacht hat, berechtigte aber noch nicht einmal der frühere vorläufige Titel des Werkes, der nun mit einem andern genauern vertauscht ist; sie hätte auch kaum entstehn können, wenn die Bemerkungen, welche ich über das Verhältniß meiner Arbeit zu der meines Vorgängers in diesen Blättern (1847, St. 82. 83) veröffentlicht habe, mehr beachtet wären. Da ich jetzt in der Vorrede das von Benecke hinterlassene Material möglichst genau charakterisirt und zugleich in dem Verzeichnisse der Quellen und Hülfsmittel diejenigen unterschieden habe, welche von mir ausschließlich benutzt, oder aus denen die Belege bedeutend vermehrt sind, so wird dadurch das bisherige langsame Erscheinen des Werkes jedem, der die Schwierigkeiten lexikalischer Arbeiten einigermaßen zu würdigen weiß, erklärlich geworden sein.

Der zweite Tadel, den ich etwas ausführlicher besprechen muß, betrifft die Anordnung des Wörterbuches. Diese ist eine alphabetische, aber so weit eine etymologische, daß die ursprünglichsten Wörter, welche entweder im Mittelhochdeutschen noch vorhanden sind, oder sich nach sicheren Schlüssen annehmen lassen, an die Spitze gestellt, und unter diesen die abgeleiteten und zusammengesetzten angeführt werden. — Man ist nun mit einer solchen Einrichtung, die doch viele Wörterbücher haben, so wenig zufrieden, daß eine Stimme selbst die etymologische Anordnung geradezu als eine verderbliche bezeichnet hat, was freilich wun-

derlich genug ist. Mir ist dieser Tadel nur dadurch einigermaßen erklärlich, daß der althochdeutsche Sprachschatz von Graff, der, noch weiter gehend, oft fragliche Wurzeln an die Spitze stellt und dabei noch nicht einmal die gewöhnliche Reihenfolge des Alphabetes inne hält, den deutschen Sprachforschern die etymologische Anordnung überhaupt verleidet hat. Denn sonst unterliegt es doch keinem Zweifel, daß diese vor der alphabetischen (welche nach der von Benecke in Haupts Zeitschr. 1, 40 ausgesprochenen Ansicht eine Schmach unserer klaren durchsichtigen Sprache ist, die uns stets locket auf den Grund zu schauen) Vieles voraus hat, wie denn auch Einige nicht mit Unrecht bedauert haben, daß das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm sie nicht befolgt.

Wägt man nämlich die Vortheile der etymologischen und der alphabetischen Ordnung genau gegen einander ab, so ist nicht zu leugnen, daß diese vor jener den Vorzug der größern Bequemlichkeit hat. Sie ist bequem für den Lexikographen, weil er der Mühe überhoben ist, über die Stelle, welche einem Worte gebührt, nachzudenken und erforderlichen Falls Nachforschungen anzustellen, eben so bequem für den Nachschlagenden, weil er von vorn herein weiß, wo er das Wort, über welches er Auskunft begehrt, finden wird. Die etymologische Ordnung macht dagegen Beiden mehr Mühe: der Lexikograph wird häufig Untersuchungen über den Ursprung eines Wortes anzustellen haben, ehe er ihm mit einiger Sicherheit seine Stelle anweisen kann, und der Nachschlagende wird sich unter Umständen besinnen müssen, wo er ein Wort suchen soll. Außerdem steht kaum in einer Sprache die Ableitung eines jeden Wortes so sicher, daß man nicht Gefahr

Digitized by Google

liefe, einzelnen eine unrichtige Stelle anzuweisen. Wie man aber eine kritische Textausgabe, auch wenn der Herausgeber einigemale das Richtige nicht getroffen haben sollte, in der Regel doch den Vorzug vor dem bloßen Abdrucke einer Handschrift geben wird, so kommt bei der etymologischen Ordnung die Gefahr auf die angedeutete Weise in Einzelheiten zu irren, welche bei der alphabetischen Folge von selbst wegfällt, und die geringere Bequemlichkeit bei dem Gebrauche gegen den ungleich höhern Nutzen nicht in Betracht, den sie gewährt. Sie gibt dem Nachschlagenden nicht allein die gewünschte Belehrung über ein einzelnes Wort, sondern läßt ihn auch auf einen Schlag eine Uebersicht über alle Ableitungen und Zusammensetzungen gewinnen, die sich aus einem Stamme entwickelt haben. Sie ist die wissenschaftliche Ordnung, während die alphabetische eine bloß mechanische ist, und bietet daher für alle weitern sprachlichen Untersuchungen, etymologische und grammatische, einen brauchbareren Apparat.

Man thut also sehr Unrecht, wenn man die alphabetische Ordnung eines Wörterbuches als die allein berechtigte hinstellt. Sie ist zulässig und selbst geboten, wo das Wörterbuch ein Glossar zu einem besondern Schriftsteller ist, ebenso, wo es dem praktischen Erlernen einer fremden Sprache dienen soll, oder wo man bei demjenigen, für den es bestimmt ist, keine wissenschaftliche sprachliche Bildung voraussetzen darf. Daß aber das Alles bei einem ausführlichen mittelhochdeutschen Wörterbuche nicht der Fall ist, leuchtet ein. Die Zeiten, in denen das Mittelhochdeutsche nur praktisch und dilettantisch betrieben wurde, sind vorüber oder sollten wenigstens vorüber sein; wir lernen auch diese Sprache nicht allein deshalb,

um einzelne alte Denkmäler zu verstehn, sondern die Kenntniß derselben ist ein nothwendiges Erforderniß, um die geschichtliche Entwickelung und den Organismus unserer Muttersprache wissenschaftlich zu durchdringen. Zudem darf man jedem, der sich damit beschäftigt, so viel sprachliche Kenntnisse zumuthen, daß er im Stande ist, zu einem ihm aufstoßenden Worte das nächste Stammwort zu finden; wer aber diese nicht hat, kann mit leichter Mühe die Anfangsgründe der deutschen Grammatik erlernen, wie man auch Wörterbücher für fremde Sprachen nicht eher zu gebrauchen pflegt, als bis man sich die erforderlichen Vorkenntnisse verschafft hat.

Hiernach hätte ich mich wohl dazu verstehn können, dem mittelhochdeutschen Wörterbuche eine alphabetische Ordnung zu geben, wenn der Nachlaß von Benecke sie bereits befolgt hätte. Sie würde meine Arbeit sehr gefördert, namentlich mir die Benutzung von Specialglossaren und andern Hülfsmitteln bedeutend erleichtert haben. Dagegen konnte ich mich nicht dazu entschließen, die von Benecke mit guten Gründen gewählte etymologische Ordnung, auch wenn mir sein Werk nicht dadurch beinahe unnütz geworden wäre, nur deshalb aufzugeben, weil die andere das schnelle Auffinden einzelner Wörter erleichtert, zumal da der alphabetische Index, der dem Werke zugegeben werden soll, dasselbe für einen Jeden zugänglich machen wird.

Schließlich sage ich hier nochmals allen denjenigen, die mich bei der Ausarbeitung des Wörterbuches mit Beiträgen unterstützt haben, gern meinen herzlichsten Dank. Der Abschluß des Werkes, dem ich, weil es hoffentlich ein gründliches Studium des Mittelhochdeutschen sehr fördern wird,

viele Leser wünsche, ist dadurch bedeutend näher gerückt, daß die noch fehlende Hälfte in zwei besonders paginirten Abtheilungen erscheinen wird. Die erste, welche die Buchstaben M bis S umfaßt, wird Hr Professor Zarnke in Leipzig mit Hülfe des vorhandenen Materials bearbeiten; die zweite, von T bis Z, wird dagegen von mir ausgeführt werden. W. M.

Nürnberg

Verlag von T. L. Schrag 1854. Anleitung zur qualitativen und quantitativen zoochemischen Analyse enthaltend die Lehre von den Eigenschaften und der Ermittelung der im Thierreich vorkommenden chemischen Verbindungen und ihrer wichtigeren Zersetzungsproducte, sowie systematische Verfahren zur chemischen Untersuchung thierischer Untersuchungsobjecte, für Physiologen, Aerzte, Pharmaceuten und Chemiker bearbeitet von E. v. Gorup-Besanez, a. o. Prof. d. Chem. an der Universität Erlangen. Zweite vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. XXIV u. 420 S. in gr. Octav.

Ein Buch wie das vorstehende scheint uns gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte einer Darlegung des Standpunktes, von dem der Verf. bei der Bearbeitung desselben ausging, mehr wie manches andere zu bedürfen; in diesem Standpunkte mag nämlich seine Rechtfertigung oder sein Verdammungsurtheil liegen. Nicht die Idee des Buches bedarf einer Rechtfertigung, denn darüber, daß ohne die raschen und wichtigen Fortschritte der organischen Chemie, ohne die Vertrautheit mit denselben von Seite derjenigen, die die Physiologie

Digitized by Google

örbern sich berufen fühlen, manche Kapitel dieser Doctrin nur dem Namen nach beständen, und daß auch die wissenschaftliche Medicin die Resultate der zoochemischen Forschung nicht mehr ignoriren darf, darüber scheint es uns unnöthig noch Worte zu machen, und wenn wir dem Bedürfnisse nach praktisch gehaltenen Anleitungen zur chemischen Analyse in Bezug auf anorganische Chemie und ihre Anwendung auf Pharmacie, Künste, Gewerbe und Ackerbau längst und in trefflicher Weise Genüge geleistet sehen, während eine faßliche, succincte und zugleich möglichst vollständige Anleitung zu zoochemischen Untersuchungen bis zum Erscheinen des vorliegenden Werkes fehlte, so scheint uns das Bedürfniß einer solchen außer Frage zu stehen, und es sich nur darum zu handeln, inwiefern diesem Bedürfnisse durch das vorliegende Buch abgeholfen ist.

Der einzig richtige Weg zur Erkenntniß der Gesetze des organischen Lebens ist nach unserer Ueberzeugung derselbe, den der Naturforscher einschlägt, um in den Zusammenhang und das Wesen der Objecte der unbelebten Natur zu dringen; es ist der Weg genauer nach den allgemeinen Regeln der Kritik angestellter Naturbeobachtung. So wie in den Naturwissenschaften überhaupt, darf auch hier die Speculation den Thatsachen nicht voraneilen, sondern muß sich auf letztere stützen und sie zu interpretiren suchen. Die Physiologie und Pathologie sind angewandte Naturwissenschaften, ihr Object ist der thierische Organismus, ihr Ziel die richtige Erkenntniß der normalen und anomalen Lebensvorgänge, und der Gesetze, unter welchen letztere erfolgen. Die Mittel dazu sind dem Wesen nach keine anderen als diejenigen, die wir anwenden, wenn es sich um

die richtige Erkenntniß anderer Naturobjecte handelt, es sind eben die Mittel und Methoden des Naturforschers überhaupt, modificirt durch die Qualität des Objectes. Richtig erkannte Naturgesetze sind von allgemeiner Tragweite, kein Naturobject kann sich ihrem Einflusse entziehen, sie sind der allgemeinste Ausdruck für gewisse Thätigkeitsäußerungen im Reiche der Natur, und finden daher auch auf den pflanzlichen und thierischen Organismus Anwendung. Wenn es uns noch nicht gelungen ist alle Erscheinungen des Lebens unter bekannte Naturgesetze zu subsumiren, oder aus diesen Erscheinungen neue Naturgesetze zu entwickeln, ja wenn die Zahl solcher errungenen allgemeinen Gesichtspunkte vorläufig noch eine sehr beschränkte ist, so folgt daraus sicherlich nicht, daß unser Weg ein falscher, sondern vielmehr, daß er viel zu spät eingeschlagen wurde, um jetzt schon dem Ziele nur einigermaßen nahe zu sein. Jedenfalls ist er, wenngleich mühevoll, keuschen geistigen Naturen ein lohnenderer, als das wohlfeile Spielen mit Phrasen und in der Luft schwebenden Hypothesen.

Die physiologische Chemie ist die Anwendung der Chemie überhaupt, und vorzugsweise der organischen Chemie auf die Erklärung gewisser Lebensvorgänge, auf welche die aus chemischer Thätigkeitsäußerung entwickelten Naturgesetze Anwendung finden können. Die physiologische Chemie setzt die Kenntniß der allgemeinen und organischen Chemie und namentlich der Zoochemie, und der Methoden chemischer Forschung voraus.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

186. 187. Stück.

Den 23. November 1854.

Nürnberg

Schluß der Anzeige: „Anleitung zur qualitativen und quantitativen zoochemischen Analyse ꝛc. bearbeitet von E. v. Gorup Besanez.“

Wenn nun die Naturwissenschaften überhaupt, insofern sie sich mit sämmtlichen den Sinnen sich darbietenden Objecten, ihren Eigenschaften und Veränderungen, und dem Gesetzmäßigen in den letzteren beschäftigen, unter Umständen Hülfswissenschaften der Physiologie und Medicin sein können, und wenn dies mit der Chemie ganz vorzugsweise der Fall ist, so scheint uns daraus unwiderleglich zu folgen, daß von dem Physiologen und Arzte gefordert werden müsse, daß er sich gründliche chemische Kenntnisse erwerbe, denn sie allein setzen ihn in den Stand, sich der Chemie als eines sicheren Stabes bei seinen Bestrebungen zu bedienen, und wenn gleich auch billigerweise nicht verlangt werden kann, daß jeder Arzt sich die zur Ausführung chemischer Untersuchungen unabweislich nothwendige Dexterität selbst erwerbe,

so befähigen ihn gründliche chemische Kenntnisse allein zur richtigen Fragestellung an den Chemiker, und diese kann von ihm unter allen Umständen gefordert werden. Wenn aber der Arzt und Physiologe bei der Lösung physiologisch-chemischer Fragen selbst Hand anlegen will, dann muß er nicht nur theoretisches Wissen, sondern auch die praktische Dexterität besitzen, wenn die Resultate seiner Untersuchungen Vertrauen verdienen sollen. Ist die Chemie Hülfswissenschaft der Medicin, so muß sich der wissenschaftliche Mediciner dieselbe aneignen, ebenso gut wie er Anatomie und Physiologie sich aneignen muß, und letztere involvirt schon an und für sich das Studium der Chemie, denn die Physiologie ist ja vorzugsweise die Anwendung der durch Physik, Chemie und Morphologie erschlossenen Naturgesetze und Thatsachen auf die thierische Organisation. Von diesem Standpunkte ausgehend, fußt auch die vorliegende Anleitung zur zoochemischen Analyse auf der Voraussetzung einer soliden Basis chemischer Kenntnisse.

Das vorliegende Werk ist als Versuch zu betrachten, in ähnlicher Weise wie dies von R. Fresenius für die anorganische Analyse geschehen ist, eine praktische, leichtfaßliche und möglichst vollständige Anleitung zur qualitativen und quantitativen zoochemischen Analyse zu geben, die zunächst für den Gebrauch im Laboratorium bestimmt, zugleich aber nach Thunlichkeit so eingerichtet ist, daß sie auch zum Selbstunterrichte für jene dienen könne, die mit den Principien der chemischen Technik und mit der anorganischen Analyse bereits vertraut, sich in der zoochemischen Analyse ohne Beihülfe eines Lehrers zu üben durch die Verhältnisse genöthigt sind.

Das Buch zerfällt in einen allgemeinen, quali-

Digitized by Google

tativen, und einen speciellen, quantitativen Theil. Ersterer enthält in fünf Abschnitten die Lehre von den bei zoochemischen Untersuchungen in Anwendung kommenden Operationen, Reagentien und Geräthschaften kurz und nur insoferne etwas ausführlicher abgehandelt, als sie von der anorganischen Analyse Abweichendes darbietet, ferner die Lehre von den bei zoochemischen Untersuchungen in Frage kommenden organischen, anorganischen und gasförmigen Verbindungen und Stoffen; — endlich Grundzüge einer allgemeinen Methode der qualitativ-chemischen Untersuchung von Flüssigkeiten, Geweben und parenchymatösen Säften, und festen thierischen Substanzen. Der vierte Abschnitt kann als ein succincter Abriß der Zoochemie überhaupt betrachtet werden. Da nur die wenigsten organischen Verbindungen in ihrem Verhalten gegen Reagentien so scharf charakterisirt sind, wie die meisten anorganischen, so genügte nicht, wie dies in der anorganischen Analyse zu geschehen pflegt, eine bloße Angabe des Verhaltens derselben zu den Reagentien, sondern es sind auch die Zusammensetzung und die genaue Beschreibung der allgemeinen Eigenschaften und Krystallformen aufgenommen, da zur Erkennung der in Frage kommenden Stoffe die genaue Bekanntschaft mit ihren Eigenschaften im rein dargestellten Zustande in vielen Fällen unumgänglich nothwendig ist; da ferner ihre Ermittelung nicht selten im Zusammenhang mit Obigem auf ihrer Reindarstellung beruht, hat auch ihre Darstellung, wenn auch meist nur in kurzen Grundzügen einen Platz gefunden. Das Verfahren beim Nachweise der einzelnen Verbindungen ist möglichst genau angegeben, und dabei auf Handgriffe und Cautelen besondere Rück-

Digitized by Google

sicht genommen, da in den Händen wenig Geübter, wie die Erfahrung lehrt, die gewünschte Reaction häufig nur deshalb nicht eintritt, weil ihnen die nöthigen Handgriffe und Vorsichtsmaßregeln nicht bekannt oder geläufig sind. Von den Reactionen wurden nur jene angegeben, die zur Charakteristik etwas beitragen können, dagegen alle wichtigeren Zersetzungsvorgänge aufgenommen. In Bezug auf Terminologie und Systematik ist der Verf. in diesem Abschnitte so wie überhaupt vorzugsweise Lehmann gefolgt, so wie er sich denn im Allgemeinen auch bestrebt hat, die Anleitung zu diesem mit Recht allgemein verbreiteten und anerkannt trefflichen Lehrbuche der Chemie in möglichst innige Beziehung zu bringen. — Das Verhalten der im Thierreich vorkommenden anorganischen Verbindungen mußte nach dem Principe des Verfs als bekannt vorausgesetzt werden, es findet sich daher nur das Vorkommen derselben, ihre Verbindungsformen und eine Methode zur qualitativen Analyse der Aschenbestandtheile thierischer Substanzen angegeben. Auf die im thierischen Organismus krystallisirt vorkommenden anorganischen Verbindungen, ihr Vorkommen und ihre Krystallform ist ebenfalls besonders hingewiesen. Neben der Aufzählung der im Thierorganismus vorkommenden Gase, ihrer Eigenschaften und ihres Nachweises enthält die Anleitung auch eine Methode zur qualitativen Analyse von Gasgemischen. Den Schluß des allgemeinen Theils bilden allgemeine Methoden der qualitativ-chemischen Untersuchung von Flüssigkeiten und parenchymatösen Säften. Bei ersteren ist der Vf. von der Voraussetzung ausgegangen, daß die zur Untersuchung kommenden Flüssigkeiten solche sind, über deren Gewinnung, Ursprung und Natur man

keine Aufschlüsse erhalten kann, in welcher also alle jene Verbindungen als möglicher Weise vorhanden vorausgesetzt werden müssen, die in wäßriger Lösung und im Thierreich überhaupt vorkommen können. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß man bei der Mannichfaltigkeit dieser Stoffe und bei dem häufigen Mangel scharfer Scheidungsmethoden eine solche Abgeschlossenheit und Abrundung hier billigerweise nicht wird verlangen können, die man von einer derartigen Methode für anorganische Gemenge zu fordern berechtigt ist, und daß, wenn die mitgetheilte Methode wirklich das leistet, was sie verspricht, die wichtigeren im Thierreich vorkommenden Stoffe direct nachzuweisen, oder ihre Abwesenheit darzuthun, — diejenigen, welche die Hauptbestandtheile der flüssigen Se- und Excrete bilden, — sie für den Zweck genügt. Denn sind die letzteren einmal nachgewiesen, und ermittelt, welche derselben in der untersuchten Flüssigkeit vorherrschend sind, so wird die Ermittelung der Natur der Flüssigkeit keine Schwierigkeit mehr darbieten, und sich das weitere Verfahren darnach einrichten. Dem Verfahren zur Untersuchung von Geweben und parenchymatösen Säften liegen die Epoche machenden Untersuchungen Liebig's über die Fleischflüssigkeiten, sowie einige durch dieselben veranlaßten und nach derselben Richtung angestellten Arbeiten Anderer zu Grunde. Wir glauben, daß bei den wichtigen Resultaten, die auf diesem Wege bereits erzielt wurden, die Mittheilung der Methode derartiger Untersuchungen nur gerechtfertigt erscheinen kann, und namentlich von den Physiologen günstig aufgenommen werden dürfte.

Der zweite specielle Theil enthält eine Anleitung zur quantitativen Analyse der wichtigeren

Digitized by Google

Secrete, Excrete und Gewebe, und zwar in folgender Ordnung: I. Analyse des Blutes, II. Analyse des Harns, III. Analyse der Milch, IV. Analyse der Galle, V. Analyse seröser eiweißhaltiger Flüssigkeiten, VI. Analyse des Speichels, der Verdauungssäfte und ähnlich zusammengesetzter Flüssigkeiten, VII. Chemische Untersuchung des Auswurfs erbrochener Massen und der Excremente, VIII. Analyse der Knochen, IX. Analyse der Concretionen, X. Analyse von Geweben und festweichen organisirten Materien, XI. Analyse der Exspirationsluft, XII. Analyse der Asche von Thiersubstanzen.

Wenn schon bei der Ausarbeitung des ersten Theils sich dem Verf. eine Menge Schwierigkeiten in den Weg stellten, die in der unvollkommenen Ausbildung der Zoochemie liegen, so war das bei der zweiten Abtheilung in noch viel höherem Grade der Fall. Nicht nur tritt hier der Mangel genauer Scheidungsmethoden hindernd in den Weg, sondern häufig sind die Untersuchungsobjecte qualitativ noch nicht genügend gekannt, oder so sehr complexe variable Gemenge, daß an eine genaue Analyse derselben kaum gedacht werden kann, endlich hat hier der Bearbeiter vielfach eine sehr umsichtige und manchmal sehr schwierige Kritik zu üben, denn wie es denn überhaupt zu geschehen pflegt, daß bei den dunkelsten Partien einer Wissenschaft sich die zahlreichste Litteratur findet, so auch hier, wo, um nur das Blut anzuführen, wir längst im Besitze einer trefflichen Methode der Analyse desselben sein müßten, wenn es auf die Zahl der in dieser Richtung gemachten Untersuchungen und Vorschläge ankäme. Es ist hier nicht der Ort genauer zu untersuchen, inwiefern es dem Verf. gelungen ist, bei der Bearbeitung der zwei-

zed by Google

ten Abtheilung dem erreichbaren Ziele nahe zu kommen, aber in Anbetracht der oben angedeuteten Schwierigkeiten möchte er hier allerdings wohl einige Nachsicht beanspruchen dürfen. Der Verf. ist im Allgemeinen von dem Grundsatze ausgegangen, nur das zu geben, was sich ihm und Anderen als das Zweckmäßigste und Genaueste bewährte, da sonst das Buch wohl an Umfang, aber kaum an Brauchbarkeit gewonnen haben würde.

Der erste Abschnitt des zweiten Theils enthält die Analyse des Blutes. Auf die Aufzählung der Bestandtheile desselben und nach der Schilderung des allgemeinen chemischen Verhaltens des Blutes folgt die genaue Beschreibung derjenigen Methoden der quantitativen Analyse, welche sich als die reinlichsten, zweckmäßigsten und zugleich für physiologische und pathologische Zwecke anwendbarsten bewährt haben, nämlich der Methoden von Scherer, Becquerel u. Rodier, Figuier u. Dumas, und C. Schmidt. Die Berechnung der Resultate ist bei allen gedachten Methoden durch Beispiele erläutert, weil dadurch der Gang derselben für Anfänger am deutlichsten wird, und weil, wie Wöhler in der Vorrede zu seinen „Practischen Uebungen" so treffend bemerkt, es für die meisten Köpfe leichter ist, von einem bestimmten Falle aus zu einer klaren Einsicht allgemeiner Verhältnisse zu gelangen, als umgekehrt sich nach allgemeinen Regeln in speciellen Fällen zurecht zu finden. Die Beschreibung der quantitativen Bestimmung einiger im Blute in geringer Menge vorkommenden Stoffe: der Harnsäure, des Harnstoffs und des Zuckers, so wie Beispiele der quantitativen Zusammensetzung normalen menschlichen Blutes, nach den Untersuchungen von Scherer, Becquerel u. Rodier und C. Schmidt

Digitized by Google

bilden den Schluß dieses Abschnittes. Die in neuester Zeit gemachten, in physiologischer Beziehung sehr dankenswerthen Versuche, die Blutkörperchen durch Zählung zu bestimmen, konnten in dem Buche, ohne dem Plane desselben untreu zu werden, keinen Platz finden, da sie, abgesehen von der bisher noch sehr prekären Sicherheit nicht in den Bereich der chemischen Analyse fallen, und sich die Resultate auch gar nicht auf Gewichtsverhältnisse beziehen lassen. — Die Analyse des Harns bietet für den Physiologen und Arzt bekanntlich ein sehr vorwiegendes Interesse dar; es ist daher auch die Methode der qualitativen und quantitativen Untersuchung desselben mit möglichster Ausführlichkeit und mit Benutzung der neueren ausgezeichneten Arbeiten über diesen Gegenstand gegeben, so daß dieser Abschnitt über drei Druckbogen einnimmt. Auf die Aufzählung der normalen und abnormen, sowie zufälligen Harnbestandtheile und die Schilderung der physikalischen und allgemein chemischen Charaktere des Harns folgt eine ausführliche Methode der qualitativen Analyse des Harns und der Harnsedimente, sowie eine abgekürzte qualitative Untersuchung des Harns ex tempore zu ärztlichen Zwecken. Bei der quantitativen Analyse des Harns finden sich bei den einzelnen Bestimmungsmethoden vorzugsweise die des Harnstoffs reichlich bedacht, und die Bestimmungen desselben als salpetersaurer Harnstoff, nach Ragsky und Heintz, nach Bunsen, nach Millon-Neubauer, und nach Liebig (durch Titrirung) genau beschrieben. Bei letzterer Methode haben wir hier einen stehen gebliebenen Lapsus calami zu verbessern. Bei der dieser Methode vorhergehenden Ausfällung der Phosphorsäure heißt es nämlich, daß man zu einem belie-

bigen Volumen Harn das doppelte Volumen einer Mischung von Aetzbaryt und salpetersaurem Baryt zu gießen habe, während vielmehr umgekehrt man zu einem Volum der Mischung zwei Volumina Harn bringen muß, wie dies aus der gleich darauf folgenden Angabe, daß 15 C. C. dieser Flüssigkeit 10 C. C. Harn entsprechen, hervorgeht. Auf die Bestimmung des Harnstoffs folgt die Bestimmung einiger anorganischer Bestandtheile des Harns: des Kochsalzes, der Phosphorsäure, der Schwefelsäure und des Kalks durch Titrirung, sowie eine Mittheilung der Bezugsquellen für die nöthigen Titrirflüssigkeiten, und auf diese wieder Beispiele der Berechnung der Analysen. § 167 und die folgenden bis zum Schluß dieses Abschnittes enthalten Methoden der Gewichtsbestimmung der ungewöhnlichen Bestandtheile des Harns, des Albumins, Zuckers, Ammoniaks und des Fettes nebst Angabe der dadurch bedingten Modificationen des allgemeinen Ganges der Analyse und den nöthigen Berechnungsbeispielen, ferner eine abgekürzte Methode der quantitativen Analyse des Harns für ärztliche und physiologische Zwecke, das Wesentliche was wir über den Harn von Thieren wissen, endlich eine Angabe der mittleren Mengen der Harnbestandtheile bei gesunden Individuen. Ganz in ähnlicher Weise sind die übrigen Abschnitte bearbeitet. Bei der Milch werden die analytischen Methoden von Haidlen und Scherer-Dumas, bei der Galle jene beschrieben, die Frerichs und der Verf. bei ihren Untersuchungen in Anwendung zogen. Im fünften Abschnitt sind unter der Ueberschrift: Analyse seröser eiweißhaltiger Flüssigkeiten, Chylus, Lymphe, Eiter, Amniosflüssigkeit, seröse Transsudate, und als Anhang der thierische Samen abgehandelt. Der

sechste Abschnitt enthält die Analyse des Speichels, der Verdauungssäfte: Magensaft, Pancreassaft und Darmsaft, ferner Schleim, Ranulaflüssigkeit und Schweiß. — Von einer Gesammtanalyse des Auswurfs, erbrochener Massen und der Excremente kann nicht wohl die Rede sein, da diese Substanzen von sehr complexer Natur und stets wechselnder Beschaffenheit sind, und unter verschiedenen Verhältnissen eine ganz verschiedene Zusammensetzung besitzen. Die mikroskopische Untersuchung dieser Stoffe gibt in den meisten Fällen für den Arzt und Physiologen wichtigere Aufschlüsse, als die chemische, welche sich hier nur darauf beschränken muß, den Nachweis, oder vielleicht auch die quantitative Bestimmung einzelner vorhandener chemischer Individuen zu liefern. Aus diesen Gründen enthält der siebente Abschnitt wenig mehr als eine Aufzählung der in den genannten Objecten möglicher Weise vorkommenden mikroskopischen Elemente und chemischen Verbindungen und Bemerkungen über ihren Nachweis und den Gang der Analyse überhaupt. Die Knochenanalyse erlaubte eine exactere Behandlung und findet sich daher auch die Methode der Gewichtsbestimmung der einzelnen Knochenbestandtheile sammt den Berechnungsbeispielen genau mitgetheilt. Dagegen ist der neunte Abschnitt: Analyse der Concretionen, wieder mehr qualitativ gehalten, da die qualitative Untersuchung hier bei weitem das größte praktische Interesse darbietet. Doch finden sich neben einer Tabelle zur qualitativen Untersuchung von Concretionen auch die Methoden zur quantitativen Analyse der Harn- und Gallensteine in ihren allgemeinen Grundzügen angegeben. Die Analyse von Geweben und festweichen organisirten Materien, bietet begreiflichermaßen nur sehr beschränk-

tes Interesse. Denn die Chemie vermag hier wohl zu ermitteln, wie viel Fett, Eiweiß, Salze u. dgl. in der zu untersuchenden Substanz enthalten sind, allein diese Ergebnisse haben wenig Werth, da wir dadurch nicht in den Stand gesetzt werden, ein Urtheil darüber zu fällen, welchen histologischen Elementen der Substanz diese einzelnen im Allgemeinen gefundenen Bestandtheile angehören. So lange dies nicht der Fall ist, haben solche chemische Analysen nur insofern Werth, als sie eine bestimmte gestellte Frage beantworten können, wie z. B. wenn die Frage aufgeworfen wird, ob der Wassergehalt der Organe unter bestimmten physiologischen und pathologischen Verhältnissen nach gewissen Bedingungen Schwankungen unterliege u. dgl. Aus diesen Gründen findet sich die Bibra'sche Untersuchungsmethode derartiger Objecte als diejenige mitgetheilt, die bereits bei zahlreichen und werthvollen derartigen Untersuchungen Anwendung gefunden hat. — Eine genaue Analyse der Exspirationsluft setzt die Einhaltung aller jener Bedingungen voraus, durch deren Ermittlung und Genügeleistung die Eudiometrie einen so hohen Grad von Genauigkeit erreicht hat, für physiologische Zwecke genügt aber in vielen Fällen die Bestimmung der Kohlensäure und des Sauerstoffs. Dem entsprechend beschränkt sich der eilfte Abschnitt auf die Mittheilung der Vierordt'schen, Valentin'schen Methode der Bestimmung der Kohlensäure, auf die Valentin-Brunner'sche Methode der Bestimmung des Wasserdampfs und auf die Liebig'sche Methode der Luftanalyse mittelst Pyrogallussäure. Das Verfahren, welches sich im zwölften und letzten Abschnitte zur Bestimmung der Aschenbestandtheile beschrieben findet, ist das von Will und Frese-

nius angegebene und bei zahlreichen unter ihrer Leitung ausgeführten Analysen befolgte.

Auf die mikroskopischen Verhältnisse wurde die größtmöglichste Rücksicht verwendet, da das Mikroskop für die organische Chemie und namentlich für die Zoochemie eine ähnliche Bedeutung hat, wie das Löthrohr für die anorganische Analyse. Eine Anleitung zur mikroskopischen Technik zu geben, lag aber ebenso außerhalb der selbst gesteckten Grenzen, als eine Billigung jenes Standpunktes, welcher aus dem Objecttische des Mikroskopes ein chemisches Laboratorium machen zu können hofft.

Was das Verhältniß der vorliegenden zweiten Auflage zur ersten anbelangt, so ist dieselbe, obgleich Plan und Eintheilung dieselben geblieben sind, eine vollkommen umgearbeitete zu nennen, da kaum ein Paragraph unverändert geblieben ist, und viele neue §§, ja mehrere neue Abschnitte hinzugekommen sind. Eine wesentliche Veränderung des Buches liegt in dem Wegbleiben der Kupfertafeln, und in dem Ersatze derselben, so weit sie die Versinnlichung von Apparaten bezweckten, durch in den Text eingedruckte Holzschnitte aus Mezgers Atelier in Braunschweig. Das Wegbleiben der Krystallformen findet seine Motivirung in den seither erschienenen trefflichen Atlassen von Funke und Robin u. Verdeil, auf welche als unentbehrliches Supplement des vorliegenden Werkes an den betreffenden Stellen überall hingewiesen ist. — Ein sinnstörender Druckfehler findet sich S. 108 bei der procentischen Zusammensetzung des Harnstoffs, wo der Stickstoffgehalt mit 64,667 % angegeben ist, während er 46,667 % beträgt. Die Ausstattung ist im Ganzen eine gefällige, doch das Papier ist nicht nur

allein im Verhältniß zu dem der ersten Auflage ein schlechteres, sondern entspricht auch im Allgemeinen dem in Bezug auf diese Aeußerlichkeiten sehr gesteigerten Anforderungen durchaus nicht.

Hannover

bei Carl Rümpler 1855. Das allgemeine deutsch-lutherische Kirchengesangbuch. Vorschlag zur Herstellung desselben aus der Hannoverschen Landeskirche von J. D. Sarnighausen, Pastor coll. an St. Albani zu Göttingen. XVIII und 613 Seiten in Octav.

Unter den hymnologischen Werken, welche in den letzten funfzehn Jahren zahlreich erschienen sind, nimmt das vorliegende eine bedeutende Stellung ein. Wem es um einen wirklich zuverlässigen Abdruck der Originaltexte zu thun ist, der findet hier etwa fünfhundert erprobte Kirchenlieder durchaus unverändert entweder aus den eigenen Sammlungen der Dichter oder aus solchen Gesangbüchern, welche in der Zeit und zum Theil unter den Augen der Liederdichter entstanden sind, herausgegeben; wer aber mit dem litterarischen Interesse das praktische verbindet, wer nach einer Sammlung von Kirchenliedern sich umsieht, über deren kirchliche Brauchbarkeit nicht der Geschmack des Sammlers, sondern das kirchliche Leben selbst entschieden hat, der wird das anzuzeigende Werk mit doppelter Freude begrüßen. Der Verf. hat nämlich in seine Sammlung nur solche Lieder aufgenommen, welche zu dem Kern der in der hannoverschen Landeskirche früher oder gegenwärtig gebrauchten Gesangbücher gerechnet werden müssen. Deshalb erscheint diese Sammlung aber auch als eine wichtige Vorarbeit zu einem allge-

meinen deutsch-lutherischen Kirchengesangbuche, dessen Herstellung, wenn sie wirklich unternommen wird, gewiß nicht ohne sorgfältige Berücksichtigung des vorliegenden Beitrags geschehen kann. Denn man wird dem Verf. völlig Recht geben, daß — einmal abgesehen von dem Unterschiede zwischen einem deutsch-lutherischen und einem deutsch-evangelischen Gesangbuche — ein solches allgemeines Gesangbuch nicht wohl anders zu Stande kommen kann, als auf dem in der vorliegenden Sammlung eingeschlagenen Wege. Dem Eisenacher Commissionsentwurfe trat alsbald der Entwurf eines Einzelnen zur Seite oder vielmehr entgegen, und im Grunde hatten beide Entwürfe dasselbe Recht in der Subjectivität ihrer Verfasser. Die einzelnen Landeskirchen als solche hatten zu beiden Entwürfen nichts beigetragen. Unser Vf. ist dagegen der Meinung, daß ein allgemeines deutsch-lutherisches Gesangbuch nur aus den verschiedenen Gesangbüchern der einzelnen Landeskirchen zusammengestellt werden könne, indem zuvörderst diejenigen Kirchenlieder aufgenommen werden müßten, welche in allen landeskirchlichen Gesangbüchern sich fänden, dann aber diejenigen Lieder zu ermitteln wären, welche der Mehrzahl von Gesangbüchern angehörten, endlich die, welche nur in einzelnen Landeskirchen wirklich heimisch und unentbehrlich wären, so daß dann diese dritte Art von Liedern einer besondern, von den einzelnen Landeskirchen auszufüllenden Abtheilung vorbehalten bliebe, während die Auswahl und Aufnahme der Lieder zweiter Klasse einer weitern Verständigung zu überlassen sein würde (S. VIII).

Wenn aber nach diesen Grundsätzen, welche im Wesentlichen durchaus richtig erscheinen, die Herstellung eines Gesangbuches für die gesammte lu-

Digitized by Google

therische Kirche Deutschlands in Angriff genommen werden sollte, so müßte allerdings zuvor jede besondere Landeskirche ein dem vorliegenden ähnliches Werk liefern. Die Hauptaufgabe des Verfs ist nämlich gewesen, diejenigen Lieder zusammenzustellen, welche urkundlich, d. h. aus den in unserer Landeskirche gebräuchlichen Gesangbüchern, als lebendiges Besitzthum derselben nachgewiesen werden können. So hat der Verf., dessen Verfahren sogleich genauer geschildert werden soll, 489 Lieder zusammengestellt; dieselben hat er mit größter Treue im ursprünglichen Texte — nur mit orthographischen Veränderungen — gegeben, ihre Stellung in den verschiedenen Gesangbüchern unserer Landeskirche angemerkt, und die in diesen Gesangbüchern vorhandenen Abweichungen von den Originalen mit dem genauesten Fleiße nachgewiesen. Dies ist der Hauptinhalt des Buches (S. 1 — 548). Im Anhange (S. 549 — 578) ist eine Vergleichung des Eisenacher Entwurfs mit der vorangehenden Sammlung gegeben, d. h. die 150 Lieder jenes Entwurfs sind der Reihe nach aufgeführt und die darin befindlichen Abweichungen von den Originalen — welche entweder schon im Gesangbuche selbst mitgetheilt sind oder hier, im Anhange, gegeben werden — und die Nummern der hannoverschen Gesangbücher, in welchen sich die Lieder des Entwurfs finden, angemerkt. Es folgen (S. 579 — 586) Bemerkungen und Nachträge, zum Theil aus Quellenschriften, welche dem Verf. erst während des Druckes zugänglich geworden sind. Den Beschluß macht ein alphabetisches Register aller im Buche enthaltenen Lieder. Dies Register zeigt aber zugleich sehr übersichtlich, in welchen Gesangbüchern unserer Landeskirche die einzelnen Lieder sich finden.

Um nun das Verfahren des Verfs und den aufgewandten großen Fleiß richtig zu würdigen, bedarf es zunächst einer Erinnerung an die verschiedenen in unserer Landeskirche gebräuchlichen Gesangbücher, welche verglichen werden mußten. Abgesehn nämlich von einigen ausländischen Gesangbüchern, welche besonderer Umstände wegen bei einzelnen Gemeinen in kirchlichem Gebrauche sind (vgl. S. XV), kann man achtzehn verschiedene Liedersammlungen in unserer lutherischen Landeskirche zählen, wenn man die alten und die neuen Gesangbücher und dazu die Auszüge rechnet, welche wiederum aus den alten Gesangbüchern gemacht sind, um die zum Theil unkirchlichen neuen Gesangbücher zu beseitigen. Sämmtliche achtzehn Sammlungen sind vom Verf. verglichen, und wenn auch mit Recht die Varianten nicht aus allen achtzehn Recensionen gesammelt sind, so hat doch der Verf. bei jedem Liede bemerkt, in welchen Recensionen es sich findet. Diese achtzehn Recensionen lassen sich aber, wenn man auch die alten und neuen Gesangbücher zusammenfaßt, auf zehn Gesangbücher reduciren, nämlich (vgl. S. X ff.)

1. das Hannoversche (Calenbergische), dessen erste Ausgabe 1646 mit 222 Nummern erschien. Es wurde, nachdem es noch im siebzehnten Jahrhundert mehrmals aufgelegt war, von Molanus (1698—1716) umgearbeitet, erhielt 1740 die noch jetzt bestehende Gestalt (1019 Gesänge) und 1792 den Anhang von 157 Liedern.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 25. November 1854.

Hannover

Schluß der Anzeige: „Das allgemeine deutsch-lutherische Kirchengesangbuch. Vorschlag zur Herstellung desselben aus der Hannoverschen Landeskirche von J. D. Sarnighausen.

2. Das Lüneburgische (Celler) Gesangbuch wurde 1661 für die Cellische Hofkirche zusammengestellt und enthielt 422 Lieder. Nachdem es durch fürstlichen Befehl im Lande eingeführt war, wurde es im Jahre 1767 auf 1020 Nummern gebracht und 1813 mit einem Anhange versehn, welcher aber erst 1845 gesetzlich eingeführt ist.

3. Das Bremen- und Verdensche (Stader) Gesangbuch. Das alte „Stadische Gesangbuch" erschien 1682, wurde aber 1788 zu einem neuen Gesangbuche (924 Nummern) umgearbeitet.

4. Das Stadt-Hildesheimische. Der Vf. kennt von diesem städtischen Gesangbuche, welches seit 1820 dem „neuen Hildesheimischen" Gesangbuche hat weichen müssen, nur eine „neue

Digitized by Google

vermehrte" Ausgabe von 1734 (vergleiche Seite XV. XII).

5. Das Stift-Hildesheimische. Es kam in seiner alten Gestalt zuerst 1719, zuletzt 1762 mit 1500 Liedern heraus. Das neue, im J. 1792 erschienene Gesangbuch, mit 722 Liedern, gilt jetzt im ganzen Fürstenthum Hildesheim.

6. Das Stift-Osnabrücksche. Von dem alten Gesangbuche ist dem Verf. keine Ausgabe vor dem Jahre 1733 bekannt. Das neue stammt aus dem Jahre 1780 und hat 1816 noch einen Anhang bekommen. Dieser ist aber, nebst dem neuen Gesangbuche selbst, wenigstens aus einzelnen Gemeinen durch eine Sammlung von 217 Liedern des alten Gesangbuches wieder verdrängt, indem das Consistorium die im Jahre 1851 ausgesprochene Bitte einer Gemeine gewährte und jene Sammlung („Alte Kirchenlieder des frühern Osnabrückschen Landesgesangbuches dem kirchlichen Gebrauche gegenwärtig unverfälscht zurückgegeben") zum kirchlichen Gebrauche empfahl.

7. Das Stadt-Osnabrücksche. Schon aus dem Jahre 1732 ist eine „vermehrte" Ausgabe bekannt; ältere Ausgaben hat aber der Vf. nicht gesehn. Im Jahre 1786 ist dieses alte Gesangbuch durch eine neue Sammlung (562 Nummern) verdrängt.

8. Das Ostfriesische. Das alte Gesangbuch ist ein im Jahre 1731 aus einem noch ältern Buche (von 1690) gemachter Auszug mit 403 Liedern; an dessen Stelle trat 1754 das neue Gesangbuch mit 480 Nummern. In den Jahren 1820—1825 kam auch ein Anhang auf, über dessen Verhältniß zu den früheren Gesangbüchern der Verf. nicht ganz deutlich sagt: „Im Jahre 1820 begann man zu reformiren. Man

Digitized by Google

ließ nämlich einen Anhang verfertigen, der neben dem alten Gesangbuche gebraucht werden sollte, und 1825 wurde derselbe in gleichem Format wie das Gesangbuch gedruckt und dabei das letztere einer Revision unterzogen" ꝛc. Unter dem „alten" Gesangbuche wird doch die Sammlung von 1754, nicht aber die von 1731 zu verstehen sein? — Das gegenwärtige ostfriesische Gesangbuch enthält zwei Abtheilungen von 334 und 322 Liedern.

9. Das Harzer, welches in den sechs Bergstädten Clausthal, Zellerfeld, Grund, Wildemann, Lauterthal und Altenau, und in einem Filialdorfe von Clausthal gilt, ist zuerst 1699 erschienen. Aus dieser ältesten Sammlung entstand 1737 das alte Harzer Gesangbuch, welches 1756 eine neue Redaction erfuhr, durch welche es dem Hannoverschen Gesangbuche sehr ähnlich wurde, obwohl es nur 640 Lieder enthielt. Im Jahre 1835 mußte es dem neuen Gesangbuche weichen, welches im Ganzen, mit Bergliedern und (Hannoverschem) Anhang, 810 Lieder hat.

10. Das „Singende Zion oder neuvermehrtes Goslarsches Gesangbuch", in der Stadt Goslar gebräuchlich, hat dem Verf. in zweiter Ausgabe (1731) vorgelegen. Die vortreffliche Sammlung enthält 1200 Lieder. Von Rechts wegen sollte dies Gesangbuch noch heute in Gebrauch sein. Es ist aber durch einen „Anhang" (212 Nummern) verdrängt, von welchem Niemand den Ursprung, nicht einmal der Jahrszahl nach, zu wissen scheint. Seit dem Jahre 1852 ist aber dieser schlechte Anhang wiederum durch einen zweiten Anhang beseitigt, welchen die Goslarschen Prediger unter dem Titel „Das singende Zion oder das alte Goslarsche Gesangbuch in einem Auszuge neu aufgelegt" (199 Gesänge) besorgt haben.

Diese zehn — oder wie der Verf. zählt, indem er das Stadt- und das Stift-Hildesheimsche Gesangbuch zusammenrechnet — diese neun Gesangbücher in ihren alten und neuen Bearbeitungen und Auszügen sind also die nächsten Quellenschriften für die anzuzeigende Sammlung gewesen. Um nun diejenigen Lieder zusammenzubringen, welche den eigentlichen Kern sämmtlicher Gesangbücher in unserer Landeskirche bilden, hat der Vf. folgendermaßen verfahren. Er hat erstlich die Lieder, welche in allen Gesangbüchern sich finden, ohne Ausnahme aufgenommen. Zweitens hat er die von der Mehrzahl der Gesangbücher vertretenen Lieder gesammelt; hiebei ist aber nicht die bloße Zahl maßgebend gewesen, sondern, weil dem Hannoverschen und dem Lüneburgischen Gesangbuche eine überwiegende Bedeutung zukommt, so sind auch die Lieder, welche in diesen beiden und noch drei andern Gesangbüchern stehen, als in der Mehrzahl befindlich angesehn worden. Endlich drittens hat der Verf. solche Gesänge aufgenommen, welche nur in einzelnen unserer Landesgesangbücher sich finden, wenn dieselben entweder in der gesammten deutsch-lutherischen Kirche ein entschiedenes Ansehn haben oder in einzelnen Provinzen unseres Landes durch besondern Gebrauch sich festgesetzt haben.

Bei der Auswahl der Gesänge hat der Verf., wie gesagt, nicht nur die heutiges Tags gebräuchlichen neuen, sondern auch die alten Gesangbücher berücksichtigt, obwohl in den neuen manche Lieder fehlen, welche eine Zierde der alten gewesen sind. Wir billigen dies Verfahren vollkommen, weil die alten Gesangbücher, wenn auch aus denselben in Kirchen und Schulen nicht mehr gesungen wird, doch nicht nur in den Häusern vielfach gebraucht

werden — wie Ref. seines Orts aus eigner Anschauung bezeugen kann — sondern auch durch viele Prediger und Schullehrer im Gedächtniß der Gemeinen fortwährend erhalten bleiben. Die alten Gesangbücher müssen durchaus neben den neuen berücksichtigt werden, wenn man darstellen will, welche Gesänge in unsern Gemeinen leben, wenn gleich nur die neuen Gesangbücher das formelle Recht für sich haben. Darum stimmen wir dem Verf. auch darin völlig bei, daß er die Abweichungen von den Originaltexten nur aus den alten, nicht auch aus den neuen Gesangbüchern notirt hat. Die neuen Redactionen sind zum großen Theile so unkirchlich und zu einem noch größern Theile so unsäglich geschmacklos, daß es nicht der Mühe werth war, das unübersehbare Heer aller Abänderungen, durch welche die alten Lieder oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind, zu registriren. Es durfte auch der Umfang des Buches nicht gar zu groß werden. Uebrigens sind diejenigen Lieder, welche zu der letzten der drei oben angegebenen Klassen gehören, ohne Varianten mitgetheilt. Dies billigen wir nicht; jedem Liede, welches einmal nach den leitenden Grundsätzen aufgenommen werden mußte, kam nach unserer Meinung die sonst überall angewandte Behandlung zu. Indessen ist die Zahl dieser Lieder gering.

Die Einrichtung des Werkes ist folgende. Sämmtliche Lieder sind ohne Rücksicht auf die mehrfach erwähnten drei Klassen, in welche dieselben zerfallen, wenn es sich um ihre Zugehörigkeit zu der vorliegenden Sammlung handelt, in elf Hauptgruppen nach ihrem Inhalte abgetheilt: 1. Von dem dreieinigen Gott. 2. Von der Erlösung. 3. Festgesänge (Advent, Weihnachten 2c. bis Mi-

Digitized by Google

chaelis). 4. Kirche, Wort Gottes und Sacramente. 5. Buße (Beichte). 6. Glaube an Christum und Liebe zu ihm. 7. Vom heiligen Leben und Wandel. 8. Vom Gebete (allgemeine Bitt-, Lob- und Danklieder, Gebetslieder zu bestimmten Zeiten ꝛc.). 9. Kreuz- und Trostlieder. 10. Von den letzten Dingen. 11. Standes-, Berufs- und Reiselieder. Wenn auch diese Haupteintheilung, innerhalb welcher die einzelnen Lieder nach alphabetischer Reihenfolge aufgeführt sind, vielleicht etwas einfacher hätte sein können, so reicht jedenfalls das Register völlig aus, um die Auffindung der Lieder leicht erscheinen zu lassen.

Ueber den einzelnen Liedern ist das Bibelwort, der Hymnus, der Versikel, kurz das Vorbild, nach welchem sie gedichtet sind, und die Melodie angegeben, z. B. sogleich bei Nr. 1 (Allein Gott in der Höh sei Ehr): „Das deutsche Gloria in excelsis. Eigene Melodie.“ Unter den Liedern finden sich die Namen der Dichter und, wo es nöthig schien, eine Angabe der Quelle, aus welcher der Verf. das Lied genommen hat. Er selbst sagt darüber (S. VII): „Bei den Gesängen, deren Originaltexte ich nicht erreichen konnte, so wie bei denjenigen, welche von unbekannten Verfassern herrühren, habe ich in der Regel mehrere Quellen zusammengestellt und die Differenzen angezeigt. Bei ersteren habe ich auch das Todesjahr des Verfassers angegeben, um zu zeigen, wie weit die von mir benutzten Quellen zu ihnen hinaufreichen.“

Bei der Notirung der Varianten glaubt der Verf. sorgfältig gewesen zu sein, und fürchtet eher den Vorwurf, zu viel gegeben zu haben, als den entgegengesetzten. Das Verdienst der genausten Sorgfalt und des treusten Fleißes wird ihm ohne Zweifel Jedermann geben. Ueber den zweiten

Punkt mögen die Ansichten verschieden sein; im Ganzen aber wird das vom Verf. Gegebene als in der rechten Mitte sich haltend erscheinen. Niemand kann eine Zusammenstellung aller Varianten wünschen; wichtige Abweichungen sind aber nicht übersehn. Nur bei einem Liede hat Ref. die Angabe einer Abänderung, die noch dazu eine Besserung ist, vermißt. In Nr. 302 (Mein Schöpfer steh mir bei) lautet das Original im vierten Verse: „Verklär an einer Made den Reichthum deiner Gnade"; statt dessen sagt das Hannoversche Gesangbuch — vermuthlich auch die übrigen, welche Ref. jetzt nicht vergleichen kann —: „Verkläre an mir Armen Dein gnadenreich Erbarmen". Der Verf. hat diese Variante ohne Zweifel absichtlich nicht angeführt; aber warum? Das Lied könnte allenfalls zu der von ihm bestimmten dritten Klasse gerechnet werden, weil es in einzelnen Landestheilen bei der Confirmation regelmäßig gebraucht wird; aber jedenfalls ist das Lied auch zur zweiten Klasse zu rechnen. Deshalb mußten, wie uns scheint, die Varianten angegeben werden.

Die Ausstattung des Buches macht dem Verleger Ehre; zu bedauern ist nur der Umstand, daß es dem Verf. wegen der Entfernung vom Druckorte nicht möglich gewesen ist, die Druckfehler gründlicher abzuwehren. Eine ziemlich große Menge der ärgsten ist freilich nachträglich verzeichnet, aber es sind trotzdem noch recht viele vorhanden. Dr. Fr. Düsterdieck.

Edinburgh

1854. The Universities of Scotland past, present, and possible, by James Lorimer, jun. Esq. Advocate.

Es konnte nicht ausbleiben, daß, nachdem man in England den Anfang mit einer Universitätsreform gemacht, sich nicht auch in Schottland ein ähnliches Bedürfniß zu erkennen geben sollte. Allein so weit die Kirchen beider Länder, deren Pflanzstätten ja ursprünglich jene alten Lehranstalten waren, von einander abstehn, so verschiedenartig sind nördlich und südlich vom Tweed die Gründe und die Richtung dieser Bestrebungen. In England gilt es die mittelalterlich unduldsamen Schranken der reichsten Stiftungen der Welt den Disciplinen moderner Wissenschaft und weiteren, nationalen Wirkungskreisen zu öffnen, in Schottland, wo die Mittel von jeher kärger geflossen, ist es höchste Noth, die Universitäten vor dem Verfalle zu gewöhnlichen Elementaranstalten und das Land gegen den Andrang eines gewaltigen, alles höhere Forschen und Wissen niedermachenden Materialismus zu schützen. Irren wir nicht, so ruft das vor uns liegende Buch immer wieder zur Rettung des Vorhandenen, zur Förderung von Wissenschaft und Gelehrsamkeit, zur Herstellung eines gelehrten Standes auf, der dem Lande so gut wie verloren gegangen.

Der Verf., Advocat in Edinburg, aber nicht bloß Mann von Fach, sondern von Geschmack und Lust an der Wissenschaft im Allgemeinen beseelt, der, wie uns bekannt ist, sich in England und Frankreich verständig umgesehn und mehrere Jahre lang auf zwei der vornehmsten deutschen Hochschulen studirt hat, schreibt als Organ einer Association, die kürzlich aus den tüchtigsten Elementen der gebildeten Stände in Schottland zusammengetreten ist mit der Absicht im Lande Theilnahme an der Wiederbelebung der Universitäten zu erwecken und bei der Regierung ähnliche Maß-

Digitized by Google

regeln zu erwirken, wie sie von dieser seit kurzem in Oxford und Cambridge zur Ausführung gebracht werden. Wir erlauben uns aus der in mehrere Abschnitte zerfallenden Schrift auf einige Punkte aufmerksam zu machen, die in geschichtlicher Beziehung und in Vergleich mit deutschen Zuständen auch in Deutschland Beachtung verdienen.

Nachdem er in seiner Heimath, wo für niedere Volksbildung so unendlich viel geschieht, doch auch Anzeichen wahrgenommen, daß man sich nach geistiger, höherer Bildung sehnt, kommt der Verf. zu den Schlüssen, wie eine solche zu dem politischen, socialen und religiösen Wohlsein eines Gemeinwesens unentbehrlich ist; wie dieser höhere Unterricht, und der Stand, der ihn ertheilt, sich nicht selbst ernähren kann; und daß mittelbare Unterstützung, wie die gegenwärtige, wo die Professoren wohl der Kirche, der Advocatur oder gar dem Staatsdienste angehören, nichts weniger als zuträglich ist. Das zweite Kapitel vergleicht alsdann die alte Zeit mit der gegenwärtigen. Aus den Klosterschulen, die seit dem Anfange des 13. Jahrh. auch in Schottland Bedeutendes leisteten, strömte die lernbegierige Jugend bald nach England und Frankreich: eines der ehrwürdigsten Collegien Oxfords, Baliol College, verdankt seine Stiftung der Dervorgild, der Mutter des Königs Johann Baliol; in Cambridge, wo seltsam genug fast um dieselbe Zeit ein Bruder Roberts Bruce, des Rivalen Baliols, studirte *), war die schottische Nation im Rectorat vertreten; auf der Pariser Universität gab es ein eigenes Schottencollegium. Das ganze Mittelalter hindurch sehen wir

*) S. die aus dem Französischen des Langhoft übertragene Reimchronik des Robert de Brunne, S. 337 ed. Hearne.

die wißbegierigen Schotten, die Nachkommen jener eifrigen Mönche, die einst den Germanen das Christenthum gepredigt, ins Ausland wandern. Erst zu Anfang und um die Mitte des 15ten Jahrh. werden in St. Andrews und Glasgow durch Bullen der Päpste Benedict XIII. und Nicolaus V. Universitäten errichtet. Aberdeen hat die Ehre von Alexander VI. gestiftet zu sein. Alle drei tragen in ihren Einrichtungen noch Spuren der alten Zeit an sich. Edinburg wurde erst im Jahre 1582 durch Jacob VI. zur Universität erhoben, nach modernen Mustern mit vier Facultäten, aber leider unter dem Patronat des Stadtraths, wir möchten fast sagen, von Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Um diese Zeit, meint der Verf., hat sich Schottland noch mit dem Auslande messen können. Der Vergleich für die Gegenwart folgt dann aber im dritten und vierten Kapitel. Deutschland mit seinen zahlreichen Universitäten, von denen auch die geringste mit mehr Lehrfächern und Lehrstühlen bedacht ist als Edinburg oder Glasgow, hat die Schotten seitdem weit hinter sich gelassen. Oxford und Cambridge besitzen ihre vielen reichen fellowships, die Hebel der Concurrenz, die nach der neusten Reformacte allgemeiner zugänglich gemacht und nebst den Professuren möglichst viel zu wirklichem Unterrichte verwendet werden sollen; selbst Irland hat in seinen neueren Stiftungen allerlei Institutionen angenommen, die sich bereits als vortheilhaft wirksam bewiesen haben. Für Schottland ist weder von oben her etwas geschehn, noch haben die eigenen Zustände dazu beigetragen, den unlängst verschwundenen Gelehrtenstand wieder hervorzurufen oder den Schülern Preise des Wetteifers entgegen zu halten. Die presbyteria-

Digitized by Google

nische Kirche kennt keine Würdenträger, nach deren Range der Ehrgeiz drängte; und die Universitäten sind nicht mit Stiftungen für arme und begabte Studirende fundirt. Nur nach allen Seiten hin durchgreifende Maßregeln können hier helfen.

Im fünften Kapitel behandelt der Verf. die politische Stellung des Gelehrtenstandes in Schottland mit besonderer Rücksicht auf eine ebenfalls angestrebte Vertretung der Universitäten im Parlament, gewählt von den Graduirten der einzelnen Facultäten. Im sechsten kommt er auf mehrere wichtige Erfordernisse: ein durchaus verbessertes Examinationswesen, mehrere Lehrstühle für dasselbe Fach, um durch Concurrenz Höheres zu leisten, Theilnahme der Graduirten an der Administration, eine nationale Examinationscommission, Nothwendigkeit eines philosophisch-philologischen Examens vor dem Beginne der Fachstudien für Theologen, Juristen und Mediciner, Maßregeln für die sittliche Förderung der Studenten, die oft, namentlich Theologen, aus den entfernteren, armen Landstrichen nach Edinburg kommen, dort ihre Semester hinbringen, und eben so unpolirt wie sie angelangt, ohne nur belebenden, verfeinernden Umgang genossen zu haben, in ihre Heimath zurückkehren. Unter den Mitteln, die der Verf. hier vorbringt, erinnert er an die Klasse der Privatdocenten in Deutschland und der Tutoren auf den englischen Universitäten, aus welchen beiden er eine neue Schöpfung herstellen möchte, die, gewissermaßen zwischen Professoren und Studenten stehend, diesen in mancher Beziehung als Lehrer dienen, sie aber gesellschaftlich zu dem Kreise der Professoren heranziehn soll.

Das siebente Kapitel weist die Fähigkeiten Schottlands und vor allen des unvergleichlich schönen

Digitized by Google

Edinburgs nach, wo weder Fabrikschornsteine, noch Kaufläden und Comptoire vorherrschen, wieder der Sitz der Wissenschaft zu werden, wie es die Stadt, die noch heute den Typus der Capitale an sich trägt, in der Erinnerung noch jetzt Lebender gewesen ist.

Allerdings spricht der Umstand, daß schottische Studenten zu allen Zeiten ins Ausland zu gehn pflegten, für eine anhaltende Unzulänglichkeit der einheimischen Anstalten. Zu Karl's I. Zeit trat schwerlich Jemand in die Advocatenfacultät, der nicht wenigstens einige Jahre eine Universität in Frankreich oder Holland besucht hatte. Ein holländischer Professor lehrte 1594 das Recht an der Universität zu Edinburg. Bald darauf richtete sich der Strom von Theologen und Juristen vorzüglich nach Leyden und Utrecht, bis er mit dem Ausbruche der französischen Revolution ein Ende nimmt. Dennoch genoß Edinburg zu Ausgang des vorigen Jahrh. eines europäischen Rufs wegen des Studiums der Naturwissenschaften und der Philosophie. Niebuhr hat es damals in seinem Glanze kennen gelernt. Zu unserer Zeit gilt nur die medicinische Facultät wegen ihrer viel begehrten, geschickten Operateure, und der einzige Sir William Hamilton, der alleinige lebende Philosoph von europäischem Namen, den die Insel aufweisen kann, der zugleich aber Schottland seine alte Ehre wahrt, in metaphysischen Dingen dem Nachbarlande stets voraus gewesen zu sein. Wie nahe Hamilton dem Gegenstande des vorliegenden Buchs steht, geht daraus hervor, daß der Verf. viele seiner durchgreifenden Vorschläge aus einer unlängst erschienenen Schrift desselben (**Academical Patronage and Superintendence**) entnimmt.

Digitized by Google

Ein Appendix läßt sich schließlich ausführlich in
inem officiellen Berichte über die großen Mängel
eim Zulasse in die Advocateninnung aus und
veist in chronologischer Folge nach, wie sehr auch
hier im Laufe der Zeit die Anforderungen an
neu Eintretende gesunken, wie nicht nur strenge
Examina erforderlich, sondern auch ein ernstes
Studium des römischen und einheimischen Rechts
n allen ihren Zweigen auf den Universitäten drin-
gend nothwendig ist. Auch hier sind genaue Ver-
gleiche über Cursus, Prüfung und Anstellung von
Juristen in England, Irland, Amerika, Frank-
reich, Deutschland und selbst Italien gegeben, wo-
bei als Muster die Verzeichnisse der Vorlesungen
eines Semesters in der juristischen Facultät zu
Berlin und Heidelberg abgedruckt sind. Hier eben-
falls ist eine Reform von unten auf nöthig, und
wird eine klassische Vorbildung unerläßlich erachtet.

Wir meinen, daß für alle, die an der Geschichte
der allgemeinen Pädagogik Antheil nehmen, Be-
strebungen wie diese nicht geringe Aufmerksamkeit
verdienen, und daß namentlich für Deutsche die
Weiterentwicklung von Grundsätzen, wie die an-
geführten, doppelt interessant sein muß, nachdem
mehr als eine deutsche Einrichtung zum Muster
genommen und in anderen Fragen, die uns eben
so nahe liegen, doch ernste und entschiedene Vor-
schläge und Versuche in Anregung gebracht werden.

London R. Pauli.

Wien

aus der Kais. Königl. Hof- und Staatsdruckerei,
1854. **Das Arabische hohe Lied der
Liebe** das ist Ibnol Fáridh's Táijet in Text
und Uebersetzung zum ersten Male zur ersten
Säcularfeier der K. K. Orientalischen Akade-
mie herausgegeben von **Hammer-Purgstall**.
XXIV, 70 und 53 S. in Kleinfolio.

Digitized by Google

Ibn-alFâridh, geboren zu Qâhira im J. 576 (oder 1182 n. Ch.), ist als ein gewandter mystischer Dichter in Europa schon ziemlich bekannt, wiewohl gerade das hier veröffentlichte sehr große Gedicht von ihm noch nicht gedruckt war. Dieses Gedicht ist seinem Inhalte nach eine Veranschaulichung und Verherrlichung der Sûfischen Lehre, seiner Kunst nach ist es aber besonders dadurch sehr merkwürdig, daß es aus 763 großen Versen besteht und danach vielleicht die längste Qaßîde ist, welche wir bis jetzt kennen. Langgedehnte, schwer ein Ende findende Darstellung ist freilich überhaupt leicht den Mystikern eigen; und unser Dichter hat sich die unendliche Mühe, welche eine nach dem Grundgesetze der arabischen Dichtung stets mit demselben Reime fortzusetzende Reihe von 763 Versen machen würde, dadurch sehr erleichtert, daß er als Reimlaut bloß das -*ti* gewählt hat, woher dies sein Gedicht auch el*Tâije* genannt wird: denn auf diesem Wege konnte er auch alle die vielen weiblichen Wortendungen auf -*t* zu seinem Reimspiele verwenden, wiewohl es gegen die Gesetze des bessern Reimes anstößt aus bloßen Endungen für Geschlecht oder für Casus und ähnlichen schwächeren Gehaltes, allein oder doch vorherrschend, den Reim zu bilden. Dies langgedehnte Gedicht hat manche schönere Stellen: aber die Sucht durch beständige Wortspiele und verstecktere Anspielungen witzig zu reden erstickt bei diesem wie bei so vielen andern arabischen Kunstgedichten das reine dichterische Feuer; sowie die ganze Geschichte der arabischen Dichtkunst zeigt, daß diese Dichter, je später sie sind, desto unrettbarer in allerlei wenig dichterische Künsteleien verfallen. Doch haben wir Ursache, dem Herausgeber für das Vorhaben einer Veröffentlichung die-

er langen Qaßîde zu danken. Zwar würde eine
genaue Darstellung des Lebens und der Lehre
der ältesten Sufî's, eines G'unaid, Shiblî u. A.,
sowie eine Veröffentlichung aller Ueberbleibsel von
ihnen weit nützlicher sein: nur bei diesen großen
Lehrern des dritten Jahrhunderts der Higra ist
das Sûfi'sche Wesen und Streben rein ursprüng-
lich und kräftig. Indessen ist Ibn-alFâridh als
ein Sûfi'scher Dichter aus dem Anfange des sie-
benten Jahrhunderts der Higra noch immer älter
als die großen persischen Mystiker, deren Werke
in Europa schon weit bekannter sind; und dazu
hat dieses sein langes Gedicht, wie eben kurz ge-
sagt wurde, neben gewissen Schwächen auch be-
deutende Vorzüge. Allein Herr v. Hammer hat
dieses Gedicht hier nur nach einer Handschrift
herausgegeben, wiewohl ihm vier verschiedene Hand-
schriften desselben zu Gebote standen und es auch
durch deren Beihülfe wohl leicht von manchen
Fehlern gereinigt werden konnte, welche es jetzt
entstellen. Seine Uebersetzung, welche sich in jam-
bischen Trimetern und Reimen fortbewegt, drückt
den Sinn des Dichters nur sehr unvollkommen
und unter so vielen Irrthümern aus, daß wir
Solchen, die das Arabische nicht verstehen, aus Liebe
zu diesem nur so viel ernstlich rathen möchten,
nicht nach ihr den arabischen Dichter selbst zu
schätzen. Einen Versuch den Gedankengang des
langgedehnten Gedichtes nachzuweisen macht der
Uebersetzer zwar in der Vorrede: aber auch er ist
sehr unvollkommen. Und der neue Name „Das
Arabische Hohelied der Liebe" paßt sehr wenig,
da zwischen dem wirklichen Hohenliede, auf welches
damit angespielt werden soll, und diesen mystischen
Versen eines späten Sûfischen Dichters nicht die
geringste wahre Verwandtschaft oder auch nur
eine Aehnlichkeit sich auffinden läßt. Uebrigens

ist der Druck mit sehr großer Pracht ausgestattet; und solche, welche überhaupt schon arabische Dichter dieser Art verstehen, können den Text als die zierlich gedruckte Handschrift eines noch ungedruckten in mancher Hinsicht merkwürdigen Stückes mit Nutzen gebrauchen. Noch nützlicher für die Wissenschaft wäre ein zuverlässiger Abdruck des bloßen Gedichtes mit den verschiedenen Lesarten der Handschriften und den besten Scholien gewesen, da dieses Gedicht wiederholt von sehr vielen spätern islamischen Gelehrten erläutert ist. H. E.

Cassel

Bei Fischer 1853. Index molluscorum, quae in itinere ad Guineam inferiorem collegit Georgius Tams med. Dr.–Auctore Guilielmo Dunker. Accedunt novarum specierum diagnoses, cirripedia nonnulla et X tabulae iconum. VI u. 74 S. in Quart.

Hr Dr Tams hatte fast alle Molluskfen, welche von ihm auf einer in den Jahren 1841. 42 nach Nieder=Guinea unternommenen Reise gesammelt worden waren, dem Hn Vf. obiger Schrift übergeben, welcher mehrere ausgezeichnete Arten davon in Menke's und Pfeifers Zeitschrift für Malakozoologie beschrieb. In gegenwärtigem Index sind nun alle auf jener Reise gesammelten Mollusken beschrieben und die neuen, sowie mehrere zwar bereits bekannte, aber in mancher Hinsicht noch zweifelhafte Arten auf den 10 Tafeln mit mehr als 300 Figuren abgebildet. Die Gesammtzahl der abgehandelten Molluskenarten beläuft sich auf 170, die der im Appendix beschriebenen Cirripedienarten aber auf 5.

Sowohl durch die genauen Beschreibungen, als durch die mit besonderer Sorgfalt gezeichneten und colorirten Abbildungen hat sich der Hr Vf. ein bleibendes Verdienst um die westafrikanische Molluskenfauna erworben. Berthold.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 27. November 1854.

Leipzig

bei F. A. Brockhaus 1853. Das Bekenntniß der evangelischen Kirche in seinem Verhältniß zu dem der Römischen und Griechischen. Eine beurtheilende Darstellung der Unterscheidungslehren der streitenden Kirchen von Dr. August Hahn, Generalsuperintendenten der Provinz Schlesien, Oberconsistorialrath und Professor. XII u. 192 Seiten in Octav.

Die neu erwachte confessionelle Spannung zwischen der evangelischen und römisch-katholischen Kirche hat bekanntlich besonders in Schlesien ihren Ausdruck gefunden, und zwar von den dortigen höchsten Würdeträgern der römischen Hierarchie in einer Weise, die, dessen sind wir gewiß, nicht nur die gebildeten evangelischen, sondern auch die gebildeten römisch-katholischen Gläubigen vielfach bedauert haben. Schon der verstorbene Cardinal-Fürstbischof von Diepenbrock hatte es über sich vermocht, in seinem letzten Hirtenbriefe*)

*) Man vgl. den Abdruck in der Schrift: „Das Send-

der evangelischen Kirche alle Berechtigung zur Existenz als christliche Kirche abzusprechen, indem er sie als eine Gemeinschaft protestirender Geister bezeichnete, welche nur noch durch den Widerspruch gegen die allein von der römischen Kirche bewahrte Wahrheit zusammengehalten werde, unfähig „irgend eine articulirte Glaubenslehre aufzustellen, für die sich auch nur so viele übereinstimmende einzelne Bekenner finden ließen, als die katholische Lehre Millionen von Bekenner zähle", ein Urtheil, sagt Dr Hahn, „das allerdings schon in seinem früheren Verhalten einen entsprechenden thatsächlichen Ausdruck fand." Weiter aber ging das Breslauer Domkapitel. Nachdem sich der evangelische Oberkirchenrath durch jenen Hirtenbrief veranlaßt gesehen, die Interessen der evangelischen Kirche in einem besonderen Erlasse (v. 29. Juli 1852) zu wahren, erließ das Breslauer Domkapitel seinerseits eine Erklärung, in welcher es die evangelische Reformation offen genug als „Revolution bezeichnete und wörtlich hinzufügte: „Und wenn katholischer Seite die durch das europäische Staatensystem hindurchgehende politische Revolution als eine Folge der kirchlichen aufgefaßt und im warmen Interesse für den sinkenden Staat (!) die Ueberzeugung ausgesprochen worden ist, daß, nachdem einmal der Sturm gegen den seit Einsetzung des Schlüsselträgers Petrus in göttlicher Ordnung erbberechtigten Träger der dreifachen Krone und gegen die ganze mit ihm vereinigte rechtmäßige Episkopalkirche heraufbeschworen war, auch der spätere Sturm gegen die in göttlicher Ordnung

schreiben des Generalsuperintendenten Dr. Hahn v. 1. Mai 1852" und der „Hirtenbrief des Cardinal-Fürstbischof Melchior v. Diepenbrock" Breslau, 1852.

Digitized by Google

vorhandenen Träger der einfachen Kronen und gegen die ganze mit ihnen vereinigte ungekrönte Aristokratie in sicherer Aussicht gestanden habe, so geben wir dem Oberkirchenrath zu bedenken, ob darin eine Lästerung gefunden werden könne? Zeigte sich doch in dem Jahre 1848 so recht eigentlich (?), daß die Durchführung der politischen Revolution an dem noch stehenden Felsen der katholischen Kirche ihre Schranken fand und an demselben hauptsächlich sich brach" u. s. w. Nun lehrt zwar die Kirchengeschichte hinreichend, wie es mit dem conservativen Principe der Papstkirche steht, daß nämlich die Hierarchie in allen ihren Gliederungen immer nur so weit conservativ im Interesse des Staates ist, als es sich mit dem Interesse der Hierarchie verträgt, woraus sich die geschichtlichen Thatsachen vollständig begreifen, daß die Päpste Fürsten abgesetzt, die Unterthanen vom Eide der Treue gegen ihre Könige entbunden, und daß die Ultramontanen in allen Zeiten und Orten, je nachdem es ihr Interesse zu fordern schien, mit den Conservativen, aber auch mit den Ultraradicalen, den Demagogen, der Revolution sich verbunden, oft genug die Revolution hervorgerufen haben. Was aber das viel gerühmte monarchische Princip der römischen Kirche anlangt, so weiß der Kundige recht wohl, daß die ganze römische Hierarchie nur eine aristokratische „Republik" ist, insofern das Wesen der Monarchie in der fortgehenden Herrschaft eines Einzigen nach Erbrecht besteht, die ganze römische Hierarchie aber schlechthin nur das Gegenbild der aristokratischen Republiken des Mittelalters ist, wo feststehende Corporationen das Oberhaupt (= den Präsidenten) wählten. Die Geschichte lehrt ferner, daß man protestantischer Seite das „göttliche Recht"

der Könige aufgestellt und geltend gemacht hat das seine Weihe nicht erst von Rom zu empfangen braucht, und Stahl hat in der neuesten Zeit wohl auch dem blödesten Auge erkennbar aufgewiesen, daß und wie viel mehr das Princip der evangelischen Kirche conservativ sei, als das der römischen Hierarchie, und daß der Staat nach allen seinen Zwecken und Gliederungen viel mehr durch das evangelische Princip gestützt und gekräftigt werde, als durch das römisch-hierarchische. Insofern kann man also wegen der maaßlosen durch und durch unschicklichen Anklage des Breslauer Domkapitels, daß die Reformation das Princip der Revolution sei und ganz eigentlich die Revolution gegen die Fürsten hervorgerufen habe, in den Augen der Gebildeten aller Confessionen ganz unbesorgt sein. Gleichwohl verdient der Vf. vorstehender Schrift, gegen den, wie er selbst sagt, jene Erklärung des Breslauer Domkapitels mit gerichtet war, nur Dank, daß er es für Pflicht gehalten hat, auf jene Erklärung des Breslauer Domkapitels zu antworten. Mit Recht sagt Dr Hahn, daß die „Revolution" bekanntlich gerade in den katholischen Ländern, in Frankreich, Portugal, Spanien, Polen und namentlich in Italien selbst ausgebrochen sei, und setzt die Erklärung des Breslauer Domkapitels über den Träger der dreifachen Krone, als den Fels, an welchem die Revolution sich gebrochen, die so inhaltschweren Worte entgegen: „die ganze Welt, so weit sie Augen gehabt hat, zu sehen, weiß es, daß der jetzige römische Bischof, nachdem er durch seine liberalistischen Erklärungen nach dem Antritte seiner Regierung eine politische Bewegung hervorgerufen hatte, deren er dann nicht mächtig werden konnte, noch jetzt durch die Bajonette der Trä-

…er einfacher Kronen gegen seine eige…en Beichtkinder geschützt werden muß."

Doch Dr Hahn hat sich nicht damit begnügt, …uf die so grundlosen politischen Verdächtigungen …urch die Hinweisung auf die Thatsachen zu ant…worten, sondern er legt nun auch in vorstehender …Schrift „die Unterscheidungslehren der streitenden …Kirchen" deutlich und gründlich, wie es das ge…genwärtige Bedürfniß fordert, vor.

Wie es (S. 1—3) nur eine Wahrheit gibt, …o kann auch nur eine Kirche die wahre sein, …und das ist die, welche erbauet auf dem Grunde …der Propheten und Apostel nach dem Worte des Herrn sich vollendet. Die Reformatoren wollten, gedrungen durch das Verderben Roms, nur die alte apostolische Kirche, nach Lehre, Reinheit des Lebens und Verfassung wiederherstellen, nicht „Neuerer", sondern „Erneuerer". Die „wahre Kirche" kann nach der Schrift nur die Gemeine der Heiligen sein, in welcher das Evangelium recht gelehrt und die Sacramente recht verwaltet werden (S. 5—15).

S. 15—25 zeigt der Verf., und legt mit Recht darauf ein großes Gewicht, daß die wahre (altapostolische) katholische Kirche nur die evangelische sei. Alle schriftwidrigen Lehren, Gebräuche und Einrichtungen, so wie die mit der wahren Freiheit eines Christen unvereinbaren (Gal. 5, 1 ff. Coloss. 2, 16 ff.), theils nutzlosen, theils sittenverderblichen Satzungen der römischen und griechischen (nur sog. katholischen) Kirche sind erst nach dem 6. Jahrhundert, und zwar zum Theil erst sehr spät durch Synodalbeschlüsse oder durch den überwältigenden Einfluß einzelner Bischöfe und Fürsten geltend gemacht und verbreitet worden, und zwar, wie die abgöttische Verehrung verstorbener Menschen, ihrer Bilder und Reliquien, sowie das Verbot der Ehe der Geistlichen im

Abendlande, nicht ohne den entschiedensten, lebhaften und lang anhaltenden Widerspruch der erleuchteteren Lehrer und anderer Glieder der Kirche. „Jahrhunderte hindurch wurde gegen den eindringenden, dem mittelalterigen, mit dem Eingange ganzer, meist roher Völker überwältigend gewordenen, Zeitgeiste zusagenden Aberglauben in der Kirche gekämpft.“ Zu dieser Verunstaltung der reinen christlichen Lehre durch Aberglauben und Sittenverderbniß kam aber der Zwiespalt zwischen der morgenländischen und römischen Kirche, indem nach vorgängiger Differenz und Reibung über einzelne Lehrpunkte, das menschlich-sündige, weil selbstsüchtige Interesse der Kirchenfürsten von Rom und Konstantinopel zu einer gegenseitigen Verfluchung dieser angeblichen heiligen Väter und Statthalter Christi unter einander 1054 führte, welche das wirklich evangelische Bewußtsein nur mit Schauder betrachten kann. Die so gespaltene und durch die Flüche ihrer obersten Hirten entweihete Kirche hatte demnach wirklich aufgehört, die „eine“ und „katholische“ zu sein, wie sie nicht mehr eine apostolische und heilige war.

In dem „Ersten Artikel“ (S. 26—41) betrachtet dann Dr Hahn den Unterschied der drei Kirchen in der „Lehre von den Gegenständen der religiösen Verehrung“, und zeigt das Schriftwidrige, d. h. aber nach evangelischen Grundsätzen, Unchristliche der römisch-katholischen Lehre von der Verehrung der Engel, der Heiligen, ihrer Bilder und Reliquien, sowie der Bilder Christi (der Mutter Gottes wäre mehr zu urgiren gewesen) und der Hostie.

Der „Zweite Artikel“ (S. 41—75) betrachtet die „Lehre von der Heilsordnung“, und würdigt treffend die römisch-katholische Lehre von dem ursprünglichen Zustande des Menschen und den Fol-

Zahn, Das Bekenntniß d. evang. Kirche 1887

gen seines Falles im Allgemeinen, d. h. von dem göttlichen Ebenbilde und der Erbsünde. Der Vf. zeigt das Schriftwidrige, also nach evangelischen Grundsätzen Unchristliche der römisch-katholischen Lehre von der ursprünglichen Gerechtigkeit als einer übernatürlichen Zugabe zu dem eigentlichen Wesen des Menschen, von der unbefleckten Empfängniß der Mutter des Herrn, Beides nur „menschliche Erfindungen, welche in dem Worte Gottes keinen Grund haben", ferner die Behauptung, daß die Erbsünde oder die unlautere Begierde durch die Taufe gänzlich aufgehoben und den Täuflingen die Fähigkeit mitgetheilt werde, nicht bloß das Gesetz Gottes vollkommen zu erfüllen und alle seine Gebote zu halten, sondern sogar mehr zu thun, als sie schuldig seien, ferner die Lehre von der Verdienstlichkeit menschlicher Werke, als gänzliche Verkennung des wahren Verhältnisses des natürlichen sündhaften Menschen zur Barmherzigkeit des heil. Gottes, ferner die unbiblische, also unchristliche Lehre von der Buße, die den Glauben ausschließt „und zur Buße ganz willkürlich außer der Reue noch das ausdrückliche Bekenntniß aller einzelnen bewußten Sünden vor dem Priester, und eigene Satisfactionen als Bedingungen der Begnadigung und Erlangung des seligen Lebens rechnet", alles „fremdartige, jüdische Elemente". Der Verf. zeigt, wie nach römisch-katholischer Lehre dabei die Rechtfertigung weder ein vollendeter Act, noch unverdient, noch gewiß sei. Der Verf. würdigt dabei ferner die schriftwidrige, also unchristliche Lehre von den sog. „evangelischen Rathschlägen, daß der Heiland außer seinen Geboten, welche für jeden Christen verbindliche Kraft haben, noch Rathschläge ertheilt habe, deren Beobachtung der

freien Bestimmung eines Jeden überlassen, aber allen denen empfohlen sei, welche die gemeinen Stufen der Allen gebotenen sittlichen Vollkommenheit überschreiten wollen, d. h. der Forderungen und Grundlagen des Mönchthums, freiwillige Armuth, beständige Ehelosigkeit und unbedingten Gehorsam, der über die Pflicht hinausgehenden guten Werke (opera supererogationis), welche darum nach jener schlechthin unchristlichen Lehre überfließende Verdienste sind und der Kirche den (freilich erst im 13ten Jahrhunderte entdeckten) Schatz überfließender Verdienste verschaffen, aus welchen der Papst als angeblicher Verwalter dieses Schatzes gegen bestimmte Leistungen bis in unsere Tage (und bekanntlich in unseren Tagen wieder recht reichlich) Ablaß ertheilt, und zwar für vergangene, wie für zukünftige Sünden (so daß die sächsischen Officiere ganz consequent zuerst von Tezel Ablaß für zukünftige Sünde kauften und ihm dann den Geldkasten abnahmen), für die Strafen der Lebenden, wie der Abgeschiedenen im Fegefeuer, während „solche“ Frömmigkeit zu „Heiligen“ macht, und die „guten Werke“ Gebete, Fasten u. Wallfahrten und das ganze Möncheleben sind. Der „Dritte Artikel“ (S. 75—141) zeigt das Schriftwidrige der röm.-kath. Ansicht in der Lehre von den Gnadenmitteln, dem Worte Gottes und den Sacramenten, und zeigt die Irrthümer der angeblich allein seligmachenden Kirche in den Lehren über Bibel und Tradition, Taufe, Firmung, Meßopfer, Buße, letzte Oelung, Priesterweihe u. Ehe als Sacrament.— Der „Vierte Artikel“ zeigt das Verwerfliche der Lehre vom Fegfeuer 2c., und zwar ebenso nach der Schrift als der Tradition und selbst nach Conciliенbeschlüssen. Die Folge dem Breslauer Domkapitel 2c. gegenüber, ergibt sich von selbst.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. 191. Stück.

Den 30. November 1854.

Kassel

Verlag von J. G. Luckhardt 1854. Lehrbuch der Variationsrechnung und ihrer Anwendung bei Untersuchungen über das Maximum und Minimum. Von Dr. F. L. Stegmann, ord. Professor an der Universität zu Marburg. XVI, 417 S. in gr. Octav und 2 Figurentafeln.

Das erste Kapitel handelt von den Variationen überhaupt — und zwar wird zunächst der wesentliche Unterschied zwischen der Differential- und Variationsrechnung, so wie der Gegenstand der letztern ebenso klar als treffend charakterisirt. Sehr richtig bemerkt der Verf. hier: daß die Formveränderung einer Function $y = f(x)$, wenn sie in irgend eine andere Function $Y = F(x)$ übergeht, oder wenigstens übergehend gedacht wird, nur vermöge der dadurch bewirkten Werthsänderung: $Y - y = \nabla y = F(x) - f(x)$ Gegenstand der Rechnung werden könne — und nennt ∇y die endliche Variation von y.

Hierauf heißt es weiter: „Man kann aber auch,

um von der ursprünglich gedachten Function f(x) zu einer geänderten Function F(x) überzugehen, noch eine andere Betrachtungsweise zu Grunde legen, welche weit nützlichere Dienste leisten wird (?), weil wir dadurch in den Stand gesetzt werden, den erwähnten Uebergang von einer Function zu einer andern continuirlich zu bewerkstelligen, so daß wir zu unendlich kleinen Variationen geführt werden, welche den Differenzialen zu vergleichen sind und in eben dem Maße eine fruchtbarere Anwendung möglich machen, wie der Gebrauch der Differentiale den der endlichen Differenzen übertrifft (die endliche Differenzenrechnung bietet aber doch auch höchst wichtige Anwendungen dar — freilich nicht sowohl bei der Untersuchung stetiger Größen —)."

„Es steht nämlich kein Hinderniß im Wege (ist aber ganz unnütz), sich eine solche Function von x und einer ganz unbestimmten, sonst noch gar nicht in der Rechnung vorkommenden Größe t zu denken, welche für einen bestimmten Werth von t, z. B. für $t = 0$, oder allgemeiner, für $t = k_0$ sich auf die ursprünglich gedachte Function f(x) reducirt, für einen andern Werth aber, z. B. für $t = k_1$, sich in eine gegebene zweite Function F(x) verwandelt. — Wenn z. B.

$$f(x) = \frac{a^2 + 3x^2}{x} \text{ und } F(x) = b \log \left(\frac{x}{a}\right)$$

sein sollte, so würde die Function:

$$\left(\frac{t - k_1}{k_0 - k_1}\right)^{\mu} \left(\frac{a^2 + 3x^2}{x}\right) + \left(\frac{t - k_0}{k_1 - k_0}\right)^{\nu} b \log \left(\frac{x}{a}\right)$$

die verlangte Eigenschaft besitzen, denn sie geht für $t = k_0$ in f(x) und für $t = k_1$ in F(x) über ..."

Digitized by Google

„Bezeichnen wir nun **allgemein** durch $\Phi(x,t)$:ine Function von solcher Beschaffenheit, daß die Forderung, sie solle bald diese bald jene **Gestalt** annehmen, durch verschiedene **Werthe** von t be= riedigt werden kann (was ist das wohl für eine Function, die für verschiedene **Werthe** einer in hr vorkommenden Größe t **alle möglichen Ge= stalten** oder **Formen** annehmen kann?! —); o wird ein **continuirlicher** Uebergang von (x) in andere Functionen $F_1(x)$, $F_2(x)$, . . . da= urch herbeigeführt werden, daß wir t **in Gedan= ken** durch alle zwischen 0, k_1, k_2, . . . liegende Zahlenwerthe hindurch gehen lassen. Alsdann be= steht die Gleichung:

$$y = f(x) = \Phi(x, 0),$$

ınd die **unendlich kleine** Variation von y ist ichts anders, als das nach t genommene partielle Differenzial:

$$\frac{d\,\Phi(x, t)}{dt}\,dt,$$

o jedoch, daß man nach ausgeführter Differentia= ion in der Function $\frac{d\,\Phi(x,t)}{dt}$ überall $t = 0$ setzt....

hierdurch wird sich offenbar $\frac{d\,\Phi(x,t)}{dt}$ in irgend ine Function von x verwandeln, welche wir durch:

$$\left(\frac{d\,\Phi(x,t)}{dt}\right)_0$$

arstellen können, aber der Kürze wegen im Fol= enden gewöhnlich mit $\Omega(x)$ bezeichnen werden, nd welcher in der Regel eine **ganz unbestimmte** **Form** in Gedanken beizulegen sein wird, da bei llen Anwendungen des Variationscalcüls niemals ine bestimmte Function $F(x)$ gegeben sein wird,

in welche die ursprünglich gedachte Function f(x) übergehen soll. — “ Gerade deshalb ist aber das ganze Raisonnement des Verf. in Bezug auf die Einmischung von t und $\Phi(x,t)$, selbst wenn es wahr wäre, ganz überflüssig, nichts als ein bloßes leeres Zeichenspiel, wie bei Strauch (vgl. diese Bl. Stück 150 folg.).

Die unendlich kleine Aenderung:

$$\Omega(x)dt = \left(\frac{d\,\Phi(x,t)}{dt}\right)_0 dt$$

nennt der Verf. schlechthin die Variation von $y = f(x)$ und bezeichnet sie wie gewöhnlich mit δy, während er t das Variationsargument, $\Phi(x,t)$ die variirende (?) und $f(x) = y$ die variirte oder ursprüngliche Function nennt. — Wenn aber der Verf. noch hinzufügt: „Uebrigens wird man aus den hier entwickelten Grundbegriffen der Variationsrechnung, weil es bloß darauf ankommt, die eine oder andere in der Untersuchung vorkommende Function f(x), um ihre Variation zu erhalten, als einen besondern Fall einer allgemeinern Function $\Phi(x,t)$ zu denken und diese nach der Variablen t zu differenziren, zuletzt aber $t = 0$ zu setzen, ohne Weiteres erkennen: daß alle für das Differenziren feststehenden Regeln auch für das Variiren ihre Gültigkeit behalten —“ so ist das wohl dem Anfänger nicht so unmittelbar einleuchtend und auch nicht der wahre Grund, weshalb die Regeln des Variirens dieselben sind, wie die des Differenzirens, sondern dieser Grund liegt darin, daß die Formänderungen der Function $y = f(x)$ immer als Werthsänderungen gedacht werden müssen, wenn sie Gegenstand der Rechnung sein sollen — und die einzige Schwierigkeit besteht

Stegmann, Lehrb. d. Variationsrechnung 1893

darin: sich diese Formänderungen als nach dem Gesetze der Stetigkeit erfolgend vorzustellen, so daß die successiven Werthsänderungen bei endlichen Werthen von x unendlich klein werden. — Diese Schwierigkeit wird aber dadurch beseitigt, daß man sich $F(x) - f(x) = \Omega(x)$ mit einem unendlich klein werdenden Factor multiplicirt denkt, worauf das ganze weitläufige Raisonnement des Verfs auch in der That zuletzt nur hinausläuft. Geometrisch sieht man auf der Stelle: daß es erlaubt ist, sich die Variationen $\delta y, \ldots$ ohne Weiteres als unendlich klein zu denken.

Wie schon oben erinnert, ist es mindestens eine unerwiesene Hypothese, wenn man annimmt: daß die Hülfsfunction $\Phi(x,t)$ durch Werthsänderungen von t alle möglichen Functionsformen soll annehmen können. Auch ist die Einmischung von $\Phi(x,t)$ nicht bloß ganz überflüssig, sondern es ist damit auch der Nachtheil verbunden: daß die successiven Variationen $\delta y, \delta^2 y, \delta^3 y, \ldots$ als von einander abhängig erscheinen. — Denn wenn man $y = f(x) = \Phi(x, t)$ setzt, so sind offenbar:

$$\delta y = \left(\frac{d\,\Phi(x, t)}{dt}\right)_0 dt, \delta^2 y = \left(\frac{d^2\Phi(x, t)}{dt^2}\right)_0 dt^2, \ldots$$

auch von einander nicht unabhängig, wie es doch der Fall sein muß. — Der Verf. sucht in § 9 zwar an einem Beispiele (?) die gegenseitige Unabhängigkeit der successiven Variationsquotienten $\delta' y$, $\delta'^2 y$, $\delta'^3 y, \ldots$ zu beweisen, allein er hat sich wohl getäuscht, wenn er meint, daß für $y = \Phi(x,t) + t^2 F(x)$ zwischen $\delta' y$ und $\delta'^2 y$ keine Abhängigkeit Statt finden soll, weil $\delta' y$ von $F(x)$ unabhängig, aber $\delta'^2 y$ von $F(x)$ abhängig ist; denn der erste Bestandtheil des $\delta'^2 y$ ist offenbar von $\delta' y$ abhängig; also auch $\delta'^2 y$ von $\delta' y$. —

Digitized by Google

Hierauf beweist der Verf. den Satz: $d\delta x = \delta dx$ sowohl geometrisch, als analytisch, indem er sich bei dem letzten Beweise wieder auf die Gleichung:

$$\delta y = \left(\frac{d\Phi(x,t)}{dt}\right)_0 dt = \Omega(x) dt$$

stützt — und dann den Satz: $\delta\int U = \int\delta U$. —

Im zweiten Kapitel handelt der Verf. von der Variation der Ausdrücke von der Form

$U = F(x, y, z, \ldots, \frac{dy}{dx}, \frac{dz}{dx}, \ldots)$, welche er

nach Ohm und Strauch mittelbare Variationen nennt, während δy, δz, . . . unmittelbare Variationen genannt werden. Auch hier macht der Verf. wieder unnöthige Weitläufigkeiten, indem er seine mehrfach erwähnte Hülfsfunction $\Phi(x, t)$ zu Grunde legt — obgleich Alles aus der Differenzialrechnung bekannt ist; denn y, z, . . . spielen hier ganz dieselbe Rolle, wie die unabhängigen Veränderlichen in der Differenzialrechnung — wobei jedoch wohl zu beachten ist: daß in dem Begriffe einer unabhängigen Veränderlichen durchaus nicht liegt: daß sie sich nach gleichen unendlich kleinen Incrementen ändern muß, wie man der Einfachheit wegen gewöhnlich annimmt, also ihre höhern Differenziale $= 0$ setzt — sondern sie kann sich sehr wohl nach ungleichen unendlich kleinen Incrementen ändern, also höhere Differenziale haben, wenn ihre Aenderungen nur nicht von denen einer andern Veränderlichen abhängen.

Hierauf wendet der Verf. das Frühere auf die Untersuchung des Maximums und Minimums von

$U = F(x, y, z, \ldots \frac{dy}{dx}, \frac{dz}{dx}, \ldots)$ an — und

obgleich er selbst ausdrücklich sagt: „Die Grund-

Digitized by Google

sätze, auf welche sich diese Anwendungen der Variationsrechnung stützen, sind mit den in der Differenzialrechnung entwickelten ganz einerlei" — so mischt er doch wieder sein Variationsargument t ganz unnöthigerweise ein, indem er es sich als in $y, z, \ldots \frac{dy}{dx}, \frac{dz}{dx}, \ldots$ verborgen (?) denkt (es kommt aber gar nicht darin vor! —) und von t = 0 bis $t = \tau$, wo τ eine positive, oder negative endliche Größe bedeutet, continuirlich zunehmen läßt, und nun die geänderte Function U' in die Reihe:

$$U' = U + \delta U \frac{\tau}{1} + \delta^2 U \frac{\tau^2}{1.2} + \delta^3 U \frac{\tau^3}{1.2.3} + \ldots, \quad (\alpha)$$

entwickelt, woraus endlich die Bedingungen des Max. und Min. hergeleitet werden.

Wie man sieht, verhält es sich hier mit der wissenschaftlichen Strenge etwa wie bei den ältern Behandlungen der Differenzialrechnung, abgesehn davon, daß die Theorie des Max. und Min. mit der Taylor'schen Reihe, selbst wenn sie streng wissenschaftlich abgeleitet wird und die Bedingungen ihrer Gültigkeit gehörig bestimmt werden — gar nichts zu schaffen hat. Ein Anfänger würde sehr in Verlegenheit kommen, wenn er auch nur die einfache Function $U = y(x-y)$ nach der Reihe (α) behandeln sollte — noch sinnloser ist es aber, eine Gleichung wie:

$$\nabla y = \delta y . \tau + \delta^2 y . \frac{\tau^2}{1.2} + \delta^3 y . \frac{\tau^3}{1.2.3} + \ldots (\beta)$$

zwischen Größen aufzustellen, unter welchen gar keine gegenseitige Abhängigkeit Statt finden soll!

Auch bei der Ableitung der höhern Variatio-

Digitized by Google

nen $\delta^2 U$, $\delta^3 U$, ..., welche der Theorie des Max. und Min. wohl hätte vorangehen müssen, wird das t wieder unnöthigerweise eingemischt. — Für die Bestimmung des Zeichens von $\delta'^2 U$, oder allgemeiner, von $\delta'^{2n} U$, wenn diese Variation eine Function von x bleibt, werden mehrere sehr nützliche Bemerkungen hinzugefügt, worauf ein paar Aufgaben zur Erläuterung des Gesagten ebenso methodisch als vollständig aufgelöst werden. Ferner werden über die zweckmäßigste Behandlung der Gleichungen:

$$\frac{dU}{dy} = 0 \text{ oder } = \infty, \text{ ꝛc.}$$

mehrere Bemerkungen, und zur Unterscheidung des Max. und Min. mehrere Methoden angegeben, worauf wieder verschiedene Aufgaben zur Erläuterung ausführlich und methodisch durchgegangen werden — und zum Schlusse dieses Kapitels wird endlich das Max. oder Min. eine Function U $= F(x, y, z, \frac{dy}{dx}, \frac{d^2y}{dx^2}, \ldots \frac{dz}{dx}, \frac{d^2z}{dx^2}, \ldots)$ untersucht, indem wieder zwei Hülfsfunctionen $y = \Phi(x, t)$, $z = \Psi(x, t)$ eingemischt werden — übrigens aber ebenso klar und methodisch wie früher. —

Das dritte Kapitel handelt von der Variation der einfachen Integrale mit einer Independenten und deren Anwendung zur Bestimmung des Max. und Min. solcher Integrale. Um

$$\delta U = \delta \int_\alpha^\xi V dx = \int_\alpha^\xi \delta V dx$$

zu finden, wo $V = F(x, y, \frac{dy}{dx}, \frac{d^2y}{dx^2}, \ldots)$ ist, macht der Verf. wieder unnöthige Weitläufigkeiten, indem er die Entwickelungen (α), (β) zu Hülfe

nimmt, obgleich Alles nach den Regeln der Differenzialrechnung und dem Begriffe der Variation sich von selbst versteht. Hierauf wird gezeigt: daß die Gleichung $\delta V = 0$ nicht geeignet ist, um in allen Fällen das Max. oder Min. des Integrales $\int_a^x V dx$ zu finden, weil das Integral ein Max. oder Min. werden kann, ohne daß V ein solches wird. Dann folgt die gewöhnliche Transformation von $\int \delta V dx$, um die Haupt- und Grenzgleichungen zu erhalten — und zur Erläuterung der allgemeinen Theorie werden wieder mehrere Aufgaben: von der kürzesten Verbindungslinie zweier Punkte, der Brachistochrone rc. recht methodisch und ausführlich behandelt — und zum Schlusse dieses Kapitels entwickelt der Verf. noch die ebenso wichtigen, als interessanten Jacobi'schen Sätze zur Unterscheidung des Max. und Min. und wendet sie bei dem bereits nach der gewöhnlichen Methode behandelten Probleme der Brachistochrone an.

Nicht minder vorzüglich und ausführlich handelt das vierte Kapitel von der Bestimmung des Max. und Min. einfacher Integrale mit Nebenbedingungen, d. h. von dem s. g. relativen Max. und Min. solcher Integrale oder den isoperimetrischen Problemen.

Im fünften Kapitel ist von den gemischten Variationen, d. h. wenn auch die bisher als constant betrachtete Independente x variirt, die Rede. — Zunächst zeigt der Verf. sehr gut: daß Aufgaben vorkommen können, wobei auch die Independente x als variabel gedacht und behandelt werden muß. Aber nun macht der Verf. mit seinen s. g. variirenden Functionen $\Phi(x, t)$, ... und seinen Variationsargumenten t, t_1 entsetzliche unnöthige Weitäufigkeiten — Denn es versteht sich doch ohne

Weiteres: daß, wenn auch x als variabel betrachtet wird, δy in $\delta y + \frac{dy}{dx}\delta x$, δp in $\delta p + \frac{dp}{dx}\delta x$, ꝛc. übergeht, und daß zu den frühern Bedingungsgleichungen des Max. und Min. noch die Gleichung:

$$\frac{dU}{dx} = 0$$

hinzukommt. Ebenso versteht es sich von selbst: daß in den frühern Ausdrücken für p, q, ... jetzt die Werthe gesetzt werden müssen, welche die bekannten Formeln für die Vertauschung der unabhängigen Veränderlichen geben, weil das x jetzt als eine beliebige unabhängige Veränderliche erscheint, welche sich nicht nach gleichen unendlich kleinen Incrementen zu ändern braucht (s. oben). Da die Variationen δx, δy, ... immer als unendlich klein gedacht werden müssen, so versteht es sich von selbst, daß man nur den Regeln der Differenzialrechnung zu folgen braucht, um die Variationen für die analogen Fälle sofort zu erhalten — und es bedarf weder der Argumente t, t', ..., noch der Functionen $\Phi(x, t)$..., noch der Entwickelungen (α), (β) zur Begründung der Variationsrechnung. — Eine wenigstens 18 Seiten füllende Erörterung, wobei das t und die Function $\Phi(x, t)$ eine oft sonderbare Rolle spielt, gebraucht der Verf., um die vorhin erwähnten auf der Hand liegenden Resultate zu erlangen! Doch das ist keine neue Erscheinung. Hat man doch das Princip des arithmetischen Mittels durch weitschichtige Formelentwickelungen bewiesen und so die Gauß'sche Theorie der kleinsten Quadrate begründen (?) wollen. Aehnliches gilt von den analytischen Beweisen des Parallelogramms der Kräfte ꝛc. ꝛc. — Die meisten Mathematiker befas-

Digitized by Google

sen sich nun einmal lieber mit Formelentwickelung als mit Begriffs- und Gedankenentwickelung. — Sogar die „Independente" x betrachtet der Verf. als eine „Function" von t! — Er hat sich wohl besonders durch Ohm und Strauch zu diesen unnöthigen Weitläufigkeiten verleiten lassen — obgleich er sonst viel methodischer, einfacher und gründlicher verfährt, als diese Autoren des in Rede stehenden Calcüls. — Die Anwendung der Reihenentwickelungen (α), (β) zur Bestimmung der Variationen δy, $\delta^2 y$, $\delta^3 y$, . . . erinnert ganz unwillkürlich an die ältern Behandlungsweisen der Differenzialrechnung. — Die gemischten (totalen) Variationen von y, z, . . . bezeichnet der Verf. mit δy, δz, . . . und die reinen, bloß von der Formänderung herrührenden, wobei x als constant angesehen wird, mit $(\delta)y$, $(\delta)z$, . . ., so daß

$$\delta y = (\delta)y + \frac{dy}{dx} dx = (\delta)y + p\delta x, \text{ etc. ist.} —$$

Uebrigens verfährt der Verf. auch hier mit derselben Klarheit und Gründlichkeit, wie früher, indem er namentlich zeigt, welchen Einfluß die neu hinzugekommene Bedingungsgleichung $\frac{dU}{dx} = 0$ hat. Auch sucht der Verf. hier, wie früher, die rein analytischen Resultate geometrisch zu versinnlichen, so wie alles durch passende Aufgaben zu erläutern.

In einem Anhange zum 3., 4. und 5. Kapitel handelt der Verf. auch von andern Methoden als die bisher gelehrten zur Bestimmung des Max. oder Min. von $\int V dx$ — indem er selbst sagt: daß die Bestimmung eines Variationsquotienten (einer Variation) immer auf eine oder einige Differenzirungen hinausläuft, die nur nach besondern

Digitized by Google

Gesichtspunkten auszuführen sind (denn es ist für den Calcül als solchen ganz gleichgültig, daß verschiedene der unendlich kleinen Aenderungen als von Formänderungen herrührend gedacht werden müssen) — und daß die Einführung neuer Symbole wie δ und (δ) den zu Grunde liegenden und leitenden Ideen gegenüber nichts Wesentliches sei, und daß endlich die willkürlichen Größen $\delta y, \delta z, \ldots$ aus den Differenzialgleichungen, von welchen die Bestimmung des Max. oder Min. von $\int V dx$ abhängt, hinausfallen. — Man begreift in der That nicht, wie sich der Verf. bei dieser objectiv so richtigen Einsicht — und der gleich anfangs gemachten ebenso richtigen Bemerkung: daß die Formänderungen immer als Werthsänderungen gedacht werden müssen, wenn damit gerechnet werden soll — in so viele unnütze Weitläufigkeiten mit dem Argument t und der Function $\Phi(x, t)$ einlassen konnte! — Der Grundgedanke der jetzt in Rede stehenden (ältern, schon von Bernoulli und in neuerer Zeit wieder von Schellbach angewandten Methoden besteht darin: daß man sich, wenn eine Curve AMM'NB zwischen zwei Grenzordinaten HA, KB einen gewissen, von der Gestalt dieser Curve abhängigen Ausdruck zu einem Max. oder Min. machen soll, bemüht: ein unendlich kleines Element MN der Curve so zu bestimmen, daß demselben in Bezug auf die einander unendlich nahen Ordinaten PM, QN dieselbe Eigenschaft des Max. oder Min. zukommt, wie dem ganzen Bogen AMM'N in Beziehung auf die Grenzordinaten HA, KB — und es wird diese Methode auf einige der schon früher behandelten Aufgaben angewandt.

Das sechste und letzte Kapitel handelt von der Bestimmung der Variationen der Functionen zweier

Independenten und des Max. oder Min. doppelter Integrale. Natürlich wird auch hier das Argument t und die Hülfsfunction $\Phi(x, y, t)$ wieder eingemischt, aber sonst wird Alles sehr gut behandelt und durch ausführlich aufgelöste instructive Aufgaben erläutert — auch die bisherige geometrische Versinnlichung fehlt hier nicht.

Ein Anhang endlich handelt: über den Gebrauch der Variationen in der Mechanik.

Mit Recht bemerkt der Verf. in der Vorrede: daß man bei der bisherigen Behandlung der Variationsrechnung in den Lehrbüchern der höhern Analysis, wenn sie überhaupt darin vorkomme, an manchen Definitionen und Beweisführungen begründeten Anstoß genommen habe — daß es oft an den nöthigen passenden Beispielen und überhaupt an der gehörigen Vollständigkeit mangele, wodurch Mißverständnisse entstanden seien, die zu der Meinung Veranlassung gegeben haben: daß die Variationsrechnung ein dunkeles, unsicheres und sehr schwieriges Gebiet sei, was ihn zu dem Entschlusse gebracht habe: eine neue Darstellung derselben zu versuchen, welche sich wo möglich in Bezug auf Klarheit und Gründlichkeit im Einzelnen, so wie auf Uebersichtlichkeit und Gleichmäßigkeit im Ganzen mit den neuern Darstellungen der Differenzial- und Integralrechnung nach Cauchy's erfolgreichen Werken vergleichen ließe. Es ist nicht zu leugnen: daß dem Verf. dies in einem gewissen Grade gelungen ist, wie schon aus unserer kurzen Analyse des überall methodisch und klar geschriebenen Werkes hervorgeht — und jeder unparteiische Kenner kann fast auf jeder Seite sehen: daß er hier kein rapides, oberflächliches Product vor sich hat. — Ohne Widerrede ist das vorliegende Werk das methodischste

Digitized by Google

und ausführlichste deutsche „Lehrbuch" der Variationsrechnung. Andererseits geht aber auch aus der obigen Analyse unzweideutig hervor: daß die Darstellung der Variationsrechnung in dem fraglichen trefflichen Werke in Bezug auf Kürze und Strenge den neuern und bessern Darstellungen der Differenzial- und Integralrechnung wohl noch um Etwas nachsteht, wie schon die Art der Ableitung und Anwendung der Reihenentwickelungen (α), (β) und die mehrfach erwähnte Einmischung des Argumentes t und der Function $\Phi(x, t)$ zur Genüge zeigt. Das Imaginäre ist noch ganz ausgeschlossen. Ebenso gewiß ist es aber: daß die Darstellung des Verfs im Allgemeinen vor der von Strauch (vgl. d. Bl. St. 150—152) entschiedene Vorzüge hat. Mit Recht will der Verf. den Begriff der unendlich kleinen Variation selbst erhalten und durch das δ angedeutet wissen, wie bei Euler, Lagrange, Poisson ꝛc. besonders wegen der „mechanischen" Anwendungen, und nicht den Variationsquotienten, wie bei Ohm und Strauch, für welchen er das Zeichen δ' vorschlägt. In der That handelt es sich überall, nicht bloß in der Mechanik, um die unendlich kleinen Variationen selbst — und auch bei dem Verf. besteht der Uebergang von δy zu $\delta' y$ in weiter nichts, als daß er „in Gedanken" durch dt dividirt — oder was dasselbe ist — den Accent an das δ setzt.— Die Bezeichnung $d_y V$ statt $\frac{dV}{dy}$ findet sich schon lange in englischen Werken.— Auch die betreffende Litteratur ist gehörig angeführt, was in der neusten Zeit selten geschieht. — Die Ausstattung ist gut und correct.

Dr. Schnuse.

Digitized by Google

Berlin

Verlag von L. Duncker 1853. Ein Kleinstädter in Aegypten. Reise von Bogumil Goltz. XII u. 456 S. in Octav.

Hr Goltz gehört nicht zu den wissenschaftlichen Reisenden, welche sich für bestimmte Zwecke besonders vorbereiten, um den daheim deutlich erkannten Mängeln unsrer Länder- und Völkerkunde durch einen Besuch ferner Gegenden planmäßig abzuhelfen. Er beschreibt sich selbst als einen Touristen, welcher sich keinen Schlüssel für die Hieroglyphen zufeilte, keine Pyramiden interpretirte, keinen vorweltlichen Sphinx modern examinirte, keinen Pharao aus seinem steinernen Incognito aufschreckte, um ihn in die papiernen Lücken der manethonischen Königsreihen hineinzustecken, und überhaupt keine Vorstudien machte. Er hatte den besten Theil seines Lebens in einem Grenzstädtchen mit Polen und Juden verträumt, während ihm das Vollblutschwein die polnisch-preußische Sphinx war, nämlich das Thier, welches dem kleinbürgerlichen Kartoffelmenschen das Lebensräthsel aufgibt und löst. Nachdem er nun oft die langen Abende mit dem Bürgermeister, dem Apotheker, dem Doctor, dem Grenzcontrolleur u. s. w. ins ungeschneuzte Ressourcen-Talglicht geschaut, sich mit ihnen in schlechten Witzen übernommen und auch ein herkömmliches „Ja, ja, so gehts in der Welt“ gesagt hatte, gab ihm endlich sein guter Genius die heiligen Paradiesesträume seiner Kindheit zurück. Der Kleinstädter schrieb diese Träume nieder und nannte sie „Buch der Kindheit“. Darauf ging er hausiren mit seinem Manuscripte. Die Buchhändler in Pregel- und Spree-Athen sagten, sein Buch sei viel zu gut für die profane Welt, aber H. Zimmer in Frank-

furt am Main bezahlte ihm dieses und sein Buch „vom Menschen-Dasein“ praenumerando und setzte ihn dadurch in den Stand nach Aegypten zu reisen, um zu sehen, wie dort der Mensch lebt. Die Schilderung der Reise des Kleinstädters bis nach Theben ist in dem Buche enthalten, wodurch der deutsche Leser ein anschaulicheres Bild der Wirklichkeiten im heutigen Aegypten erhält, als durch die gedruckten Tagebücher solcher Reisenden, welche durch eigenen Reichthum oder durch königliche Unterstützungen es vermochten auf den besten Nilschiffen durch Aegypten zu gleiten, ohne die dortigen Mühen des Lebens selbst zu erfahren. Reisende, welche das Zehnfache oder Hundertfache auf ihrer Fahrt durch Aegypten verwandten, sahen dieses Land mehr im Rosenlichte und genossen in Hinsicht antiquarischer Forschungen große Vortheile. Denn Generalconsuln, Consuln und andere einflußreiche Männer sind natürlich in Aegypten, sowie anderwärts immer um so dienstfertiger, je gewisser sie sind, daß der Reisende auch ohne sie zum Ziele kommen könnte. Solchen Lesern aber, welche die Wirklichkeiten des ägyptischen Lebens wissen möchten und welche selbst mit dem Gedanken umgehn, nicht tausende, sondern nur einige hundert Thaler auf eine Reise nach Aegypten zu verwenden, empfehlen wir das vorliegende Buch, welches in seinen Schilderungen gegenwärtiger Zustände sich etwa vergleichen ließe mit der Reise von Charles Dickens nach Italien, der Reise von Alfred Smith nach Constantinopel und Aegypten, mit dem berühmten trip from Cornhill to Cairo, und vorzüglich mit einem in Amerika in vielen Auflagen gelesenen Buche: Pedestrian tour in Europe. Views a-foot: or Europe seen with knapsack and staff, by J. Bayard Taylor.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 2. December 1854.

Berlin

Schluß der Anzeige: „Ein Kleinstädter in Aegypten. Reise von Bogumil Goltz.“

Unser Kleinstädter scheint nicht zu wissen, daß Engländer und Amerikaner es auch verstanden haben, ihren Reisebeschreibungen einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen, indem sie die Schwierigkeiten und Wahrheiten schilderten, welche nur dem Unbemittelten entgegentreten. Jener Diener z. B. des Bischofs Gobat würde gegen einen einflußreichen Mann nicht so deutlich sich geäußert haben als gegen unsern Kleinstädter, welcher auf S. 18 schreibt: „Die Religion wird selbst einem guten Christen verdächtig, wenn man ihren schamlosen Mißbrauch im Orient gewahr wird. Die Pilger sind vollends ein Gesindel; — ganz Jerusalem eine religiöse Babel, ein Ort des Aergernisses und der Säuerei in jedem Sinne. — So lautete auch das Urtheil eines Dieners des Bischofs Gobat in Jerusalem, mit welchem Herrn ich von Teraneh nach Cairo auf dem Nil gereiset bin. Man muß

auch die Herzensmeinung und das ungenirte Urtheil der inferioren Geister hören, solchergestalt wird die ideale Auffassung durch gesunden Realismus ergänzt". —

Dieser Kleinstädter half sich mit wenigen arabischen Wörtern glücklich durch und zuweilen gewährte ihm seine Unkunde mehr Schutz, als er in seinem Buche anerkennt. Er berichtet z. B. über eine offene Elementarschule: „Der junge Schulmeistergehülfe ging meiner auf der Schwelle stehen gebliebenen Gassenneugierde, mit einem **hausir fransai** (Schwein, Franke) dicht auf den Leib, welche Aufrichtigkeit ich mit einem **bedawi hansir**, retour kutschirte".

Dieses Schimpfen des deutschen Kleinstädters auf ferne Wüstenbewohner hatte wohl die volle Billigung des ägyptischen Großstädters. Der Irrthum des Kleinstädters, welcher einen alexandrinischen Schulmeister für einen Beduinen hielt, ist um so erstaunlicher, da er selbst auf S. 127 aus den Briefen von Lepsius richtig abschreibt: „Araber **Arab pl. Urbân** nenne ich nach der Sitte des Landes diejenigen Bewohner, welche sich erst spät im Nilthale niedergelassen und mit Gerechtsamen Dörfer gegründet haben. Sie unterscheiden sich durch ihre freie Abkunft und ihren männlichen Charakter von den Fellahs (**Fellah'**, Plural **Fellah'in**) den durch jahrhundertlange Knechtschaft entnervten und herabgekommenen ursprünglichen Landbauern. Beduine (**Bedawi, pl. Bedawin**) heißt nur der noch immer freie Sohn der Wüste".

Ueberhaupt zeigt sich unser Kleinstädter nicht stark in seinen ihm eigenthümlichen Bemerkungen über Sprachen, dagegen bezeigt er einiges Geschick durch kurze Auszüge aus Champollion, Lep-

Digitized by Google

und Mebold seinen Lesern die ersten Anfangsgründe hieroglyphischer Forschung mitzutheilen, weil diese auch mit den Bildern des gegenwärtigen Lebens in Aegypten in einigem Zusammenhange steht. Niemand hat ein Recht es zu tadeln, daß dem Verf. die Lebensbilder der Gegenwart mehr gelten als Antiken, über welche er nur beiläufig seine Bemerkungen mittheilt. Aber auch in seinen Schilderungen der Gegenwart kommt Manches vor, welches einer Berichtigung bedarf, z. B. bei der Aufzählung der in Aegypten vorkommenden Thiere, Büffel, Gazellen ꝛc. fügt der Kleinstädter hinzu: „Hirsche und Rehe kommen nur selten vor.“ Wir meinen aber, daß Hirsche und Rehe dort wohl nur in einer Menagerie des Pascha vorkommen könnten.

Nachdem er oft über das Gewirre von engen „Bandwurmgassen“ und die erbärmliche Bauart im neuern Aegypten geklagt hat, überrascht er uns mit seinem Tadel der großen schönen Wohnungen, welche Ibrahim Pascha zu Alexandrien in graden breiten Straßen aufführen ließ. Der Kleinstädter meint, solche Straßen wären dem Klima nicht angemessen, denn man könne sich darin nicht genug gegen Sonne und Staub schützen. Indessen zeigt die Erfahrung, daß diese großen im europäischen Styl erbaueten Wohnungen doch wirklich luftiger, kühler und gesunder sind, als die arabischen Häuser, in deren Winkeln es schwer wird, Scorpione, Flöhe, Wanzen und anderes Ungeziefer auszurotten. Die Speculation Ibrahims gute Wohnungen in breiten Straßen an europäische Kaufleute theuer zu vermiethen, ist vollkommen gelungen. Dagegen ist das Bestreben Mohammed Alis sich durch Zölle, Manufacturen und Fabriken zu bereichern völlig mißlun-

gen. Die jetzt schon wieder verfallenden Fabrikgebäude, deren Errichtung und Unterhaltung ungeheure Summen kostete und eine verhältnißmäßige Vernachlässigung des Ackerbaues im fruchtbarsten Lande veranlaßte, sind eigentlich die belehrendsten aller Ruinen in Aegypten, welche unserm Zollvereine Weisheit predigen. Von diesen Ruinen schweigt Goltz fast gänzlich. Er erwähnt nur gelegentlich, daß man die noch von Champollion gesehenen Prachtbaue des Alterthums zersprengte, um Material für diese neuen Ruinen zu erhalten. Leider geschah diese Vernichtung großartiger Denkmale der ältesten Geschichte auf den Rath solcher Europäer, welche die Irrthümer der indirecten Besteuerung zum Besten solcher Fabriken, die nur durch Schutzzölle entstehen können, nach Aegypten verpflanzten: Man sagte auch vor einigen Jahren Linant de Bellefonds habe dem Pascha gerathen: die Pyramiden bei Gizeh abtragen zu lassen, um die Steine zur Erbauung jenes großen Querdammes (barrage) zu verwenden, wodurch man die Ueberschwemmungen des Nils zu regeln hoffte. Bei der massenhaften Zerstörung alter Kunstwerke, welche weder Cambyses, noch die ersten arabischen Eroberer vernichten konnten, wendet man jetzt das Schießpulver an. Man brennt Kalk aus marmornen Sarkophagen und Säulen und man zersprengt Tempel und Gräber der Pharaonen, um Festungswerke und Fabriken zu bauen, welche nach wenigen Jahren sich als unvortheilhaft ausweisen. Vielleicht würden auch die Pyramiden bei Gizeh wirklich gesprengt sein, wenn nicht Mehemet Ali durch Krankheit und Tod an der Ausführung mancher Pläne seiner französischen Rathgeber wäre gehindert worden. Die Zerstörung alter Kunstwerke in Aegypten ist um so widersinniger, da in

Digitized by Google

den meisten Gegenden nahe liegende Felsen gutes Baumaterial darbieten, und da jährlich sehr bedeutende Summen durch Reisende nach Aegypten strömen, welche hauptsächlich durch die Denkmäler der ältesten Geschichte angezogen werden, z. B. die Expedition von Lepsius soll über 70000 Thl. gekostet haben, und man begegnet nicht selten solchen Reisenden, wie sie unser Kleinstädter beschreibt. S. 356: „So eine mit diesen englischen Menschen befrachtete Barke schwimmt auf dem Nil, wie ein ordentlich eingerichtetes Haus oder eine Arche Noäh mit lebendigen Hühnern, Tauben, milchenden Ziegen, Katze und Hund. Vom silbernen Theekessel bis zum Mahagoni-Stiefelknecht, von der Nachtmütze bis zum Reitfrack ist Alles was zum Comfort gehört in dem Schiffe. Die Familie ist beisammen und die Gouvernante ist so wenig vergessen wie die Bibliothek und ein musikalisches Instrument. Alles geht seinen geregelten Gang, Unterricht, Lectüre, Correspondenzen, Studien, Zeitvertreib, Fischen, Jagen, Essen, Trinken, Conversation, Schlafen. Auf der Barke gibt es Zimmer, Verschläge, Cabinets, Varanden, Kisten, Kasten, Schränke und Säcke. Etageren voll Handbücher, Mappen mit Musikalien, Karten und Kupferstichen, ferner große Kisten mit Wäsche und Speisevorräthen, Liqueuren und Früchten. Die Fässer mit Wein, die Flaschenfutter, die geräucherten und getrockneten Eßwaaren verstehen sich von selbst. — Was die Correspondenz mit dem Barkecapitain betrifft, so geht sie den gnädigen Herrn nichts an, der unter seinem Gezelt auf den bequemsten Polstern hingestreckt liegt. Alle Fatalitäten macht der Dragoman, der Haushofmeister mit Zuhülfenahme der Dienerschaft ab. Alles wird hinlänglich bezahlt, folglich ist Jedermann dienst-

beflissen; interessirt und attent. Der Capitain, der eine Sicherheit bestellt haben und von der Polizei zu Protocoll genommen sein muß, ist mit kürzestem Processe bedroht, falls er Irregularitäten probirt — auf solche Weise gehts". Dagegen läßt unser Kleinstädter, welcher anfangs alle Europa Müden aufforderte, ein bischen nach Aegypten zu reisen, später sich über seine eigene Reise folgendermaßen vernehmen:

„Es waren Hadesscenen, bei denen mir alle Reiselust verging .... diese Nilniederung, ein schmaler Streifen fruchtbaren Ackers zwischen Steingebirgen und Wüsten eingeklemmt kann wohl einem curiosen Reisenden Spaß machen, der von den Bequemlichkeiten aller Welttheile umgeben, eine Spazierfahrt auf dem Strome übernimmt, aber es ist ein heilloses Land für einen armen Einwanderer" ... „Diesem Staube, der das erhitzte Auge zerfrißt, verbindet sich die Sonnengluth, die Intensität des Lichts. Auf diese Tagesleiden folgt der Morgenthau und eine Morgenkälte, daß man die Zähne nicht fest zusammenhalten kann. .... Einen Gewinn habe ich von dieser ägyptischen Reise für mein Leben: ich erkenne unendlich nachdrücklicher, als schon bisher, daß der deutsche Mensch, der Christ, der Mann, der ein gutes Weib hat, nur seine Sinne aufzuthun braucht, um sich mit Wohlthaten überschüttet zu sehen. Hier in diesem ägyptischen Chaos, diesem Sodom und Gomorrha, unter Barbaren und Abenteurern, den Monstrositäten der Civilisation, in dieser Unordnung, Formlosigkeit, Unheiligkeit, Schamlosigkeit und Bestialität kommt selbst der nüchternste, der heilloseste Verstand zur Erkenntniß des Segens der Glückseligkeit und Lebensschöne, die ihn in der Heimath umfangen, im

Digitized by Google

Schoße des Christenthums und der Civilisation... — Wer recht begreifen will was und wie Ordnung, Reinlichkett, Schule, Gesetz, Zucht und Scham, was Ruhe, Stille, Leidenschaftlosigkeit und Selbstverleugnung ist, und wie in solchen Tugenden und Elementen erst menschliches, geistiges und göttliches Leben gewirkt und anerzogen wird, der gehe nach Aegypten, der thue sich mit verluderten Umtreibern und Abenteurern zusammen, der fahre auf dem Nil, kehre in Dörfern und Städten ein, lebe Tag für Tag mit dieser verthierten Fellahrace, — der logire in einem Brantweinladen mit einem frechen maltesischen Lümmel, mit verwilderten Handwerksgesellen, der lege sich hinter Brantweinfässern schlafen und erwache unter dem Lärmen besoffener arabischer Schnapsgäste, wie ich." „In diese ägyptischen Volksmysterien, in diese Detailhistorien eingeweiht, untergetaucht in den Schlamm und Pfuhl des Schmutzes, des Ekels, der Unzucht, der Nacktheit, der Hundezucht, der gewaltthätigsten Willkür, des Lärmens, des Widersinns; in solcher Vorhölle von Menschenbestialität wird der Geist wiedergeboren zum lebendigen Begriffe der Ordnung und Oekonomie".... „Auf einer Nilreise nach dem Zuschnitte wie ich sie gemacht, wird ein Civilisirter schwerlich mehr die Cultur und Civilisation verdächtigen, den Formalismus der Schulen oder die schulmeisterliche Pedanterie verhöhnen; oder im nackten Naturalismus das Heil der Welt ersehen.... Der Plan aller arabischen Dörfer ist eine Gedärm-Verwickelung, ein auscalculirter Irrgang, ein Knäuel von Wandgängen, Höfen und Winkeln, ein Labyrinth. Man läuft an Mauerwerken hin, welche mit schauerlichen Jalousien versehen sind".

Wochen lang nur durch Planken, die stellen-

Digitized by Google

weise nur mit Schlamm und Dünger verstrichen sind, vom Wasser und vom Tode getrennt und keinen Augenblick seines Lebens und Eigenthumes, oder nur seiner Gesundheit, insbesondere seiner Augen und seines Kopfes sicher zu sein, — da ihnen Ophthalmie und Sonnenstich droht, das ist mehr als ein Menschenkind meines Naturells aushalten kann.... Wie glücklich will ich mich fühlen, wie dankbar sein, wenn ich dieser heillosen Natur und nackten Natürlichkeit, diesem Spiel und Zufall dieser Willkür und Tyrannei, diesem ewigen Wechsel entronnen sein werde!" — Es leben Ordnung, Zucht, Gesetz und Schule, es leben Festland, fester Grund und Boden unter den Füßen, und daneben Polizei und Civilisation!! — Wenn ich einen bevollmächtigten preußischen Gensdarmen und Polizisten hier auf der Barke hätte, er sollte mein Busenfreund werden. — Hol der Teufel alle Unordnung, Willkür, pure Natürlichkeit, alles rein elementarische; Wasser, Winde, Wetter, Sonnenbrand, Staub, Rebellion und die ganze Romantik dazu! — Meine Vorliebe für Abwechselung, Instinctlichkeit, Lebensunmittelbarkeit, Romantik, Paradies-Existenz und elementare Natur hat mich nach Aegypten geführt, aber an Ort und Stelle wird mir des Guten zu viel."

So war es vor einigen Jahren; aber es ist wahrscheinlich, daß unter der Regierung des jetzigen Vicekönigs sich Manches bessern wird. Daß Hr Goltz die den reisenden Europäer in Aegypten berührenden Zustände vor einigen Jahren ziemlich richtig auffaßte, kann Referent aus eigener Anschauung bezeugen.

Sonnengluth, Intensität des Lichts, Morgenthau und Morgenkälte werden freilich fortfahren manchen Mitteleuropäer daran zu erinnern, daß

Digitized by Google

Karl II. wohl Recht haben mochte, als er nach einem langen Exil in England versicherte, man könne daselbst durchschnittlich mehr Zeit unter freiem Himmel zubringen als in andern Ländern. Die Behauptung des Königs läßt sich auch, obwohl schon in minderem Grade, auf Deutschland anwenden. Dieses sollten nicht bloß unbemittelte Reisende erwägen, sondern auch die Beförderer der deutschen Missions-Colonisation in den oberen Nilgegenden. Die durch Oesterreich stark beförderte römisch-katholische Missions-Colonisation in den obern Nilländern durch Dr Knoblecher wird ebenso wenig gelingen als die ähnliche Unternehmung des sogenannten Padre Ryllo, welcher unter diesem angenommenen Namen vor einigen Jahren eine deutsche Colonie den Nil hinaufführte. Kein besseres Schicksal wird die Colonie haben, welche kürzlich aus dem Lüneburgischen nach Mittel-Afrika abging.

Colonisten können nur da die Natur bewältigen, wo die mittlere Jahrestemperatur der ihrer Heimath ähnlich ist. Die Schwierigkeiten, mit denen unbemittelte Reisende kämpfen müssen, sind denen ähnlich, welche den Colonisten entgegentreten. Goltz weiß darüber zu berichten. Jeder mit nur sehr mäßigen Geldmitteln versehene Reisende wird in Aegypten leidige Gelegenheiten finden, die Treue der Schilderungen unsers Verfs anzuerkennen. F. Bialloblotzky.

Prag

Verlag der J. G. Calve'schen Buchhandlung 1854. Klinische Vorträge über specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des weiblichen Geschlechts. Von F. A. Kiwisch Ritter

Digitized by Google

von Rotterau; nach dessen Tode fortgesetzt von F. W. Scanzoni. III. Bd. 1. 2. Heft. 320 S. in Octav.

Diese klinischen Vorträge sind unstreitig das Beste, was in der Neuzeit auf dem Gebiete der Gynäkopathologie erschienen ist; Kiwisch war es, der auch auf diesem Felde der neuen Richtung Bahn brach und mit großer Klarheit die Resultate der pathologischen Anatomie, sowie vielfacher eigener klinischer Beobachtung in die Oeffentlichkeit brachte. Seine klinischen Vorträge sind mehr, als man gewöhnlich darunter versteht; die Darstellung einer jeden Krankheit und ihrer Behandlung ist eine wahre Monographie. Wir haben in Deutschland und auch wohl im Auslande kein Lehrbuch der Frauenkrankheiten, welches diesem an die Seite zu stellen wäre, wofür schon das Erscheinen von 4 Auflagen in einem Zeitraume von 9 Jahren spricht; um so mehr aber war es zu bedauern, daß der berühmte Verf. die Beendigung seines Werkes leider! nicht mehr erleben konnte; es mußte dies einer andern Hand überlassen bleiben, und das Buch hat diese in entsprechender Weise in der Hand des berühmten Würzburger Lehrers, Prof. Scanzoni, gefunden. Freilich sind bis jetzt nur die beiden ersten Hefte dieses 3. und letzten Bandes erschienen, aber aus ihnen kann man schon das Urtheil fällen, daß die Arbeit der Kiwisch'schen in keiner Weise nachsteht; und da Scanzoni der Anordnung Kiwisch's streng gefolgt ist, so bildet das Werk ein abgeschlossenes Ganze.

Der erste Band, von dem jüngst die 4te Auflage erschienen ist, enthält die Krankheiten des Uterus, und zwar wird zuerst die allgemeine Pathologie und Therapie der Gebärmutterkrankhei-

Digitized by Google

ten abgehandelt, worauf die specielle folgt, die uns die Entwicklungs- und Formfehler, die Lagenveränderungen, die Continuitätsstörungen, die Anomalien der Secretion, die Fremdbildungen, Ulcerationen und zuletzt die Entzündungen des Uterus schildert; an letztere reiht sich eine ausführliche Darstellung des Puerperalfiebers.

Der zweite Band, der 1852 die 2te Auflage erlebte, enthält 1. die Krankheiten der Ovarien, in derselben Art, wie die des Uterus, abgehandelt; 2. die Krankheiten der Eileiter; 3. der Gebärmutterbänder; 4. eine ausführliche Darstellung der Extrauterinschwangerschaft; 5. eine differentielle Diagnostik der weibl. Beckengeschwülste; 6. die Krankheiten der Scheide und der äußern Genitalien, und in einem Anhange eine Beschreibung vom Baue der Placenta und Erörterung über den Sitz des sogen. Uteringeräusches. — So weit ist das Werk von Kiwisch; der folgende letzte Band ist ganz von Scanzoni und enthält in seinen beiden ersten Heften die Affectionen der Brüste, der Harnblase und Harnröhre des Weibes.

A. Krankheiten der weiblichen Brüste. Verf. gibt, dem Vorgange von Kiwisch bei der Schilderung der übrigen Generationsorgane folgend, eine Darstellung der Anatomie und Physiologie der Mammae, schildert ihre Entwicklung, ihre Veränderungen während des Fortpflanzungsgeschäftes, sowie die Entstehung und Zusammensetzung der Milch. Alsdann folgt eine allgemeine Pathologie der Brüste: Eine reiche Quelle an Erkrankungen derselben ist in ihrem innigen physiologischen und pathologischen Zusammenhange mit den Beckengenitalien gegeben, wofür zahlreiche Beispiele angeführt werden; der Einfluß traumatischer Einwirkungen, diätetischer Feh-

ler, der constitutionellen Ursachen ist gehörig gewürdigt. — Hinsichtlich der Untersuchung räth Verf., ja dieselbe zugleich auf beide Brüste und auch auf die Beckengenitalien auszudehnen. Was über die Pflege der Brüste gesagt wird, ist eine einfache Wiederholung des vom Verf. in seinem Lehrbuche der Geburtshülfe, 2. Aufl. 1853 Angeführten; unter der Ueberschrift „allgem. Bemerkungen zur Therapie“ handelt er ab 1) die Compression der Mamma, wozu er mit Recht den Kleisterverband vor den Heftpflastereinwicklungen empfiehlt; die von Spengler empfohlenen Bepinselungen mit Collodium verwirft er; 2. die Insectionen in die Mamma, 3. die künstliche Entleerung derselben, und 4. die Exstirpation, von der er nur den technischen Theil bespricht.

Die speciellen Krankheiten werden in folgender Ordnung geschildert: 1. Mangel- und Bildungsfehler, und zwar sowohl der vollständige Mangel, wie die rudimentäre Bildung und die Ueberzahl der Mammae; hier wird auch von der Atrophie und Hypertrophie, als Entwicklungsfehlern, gehandelt, und letztere in eine allgemeine und eine partielle unterschieden; unter partieller Hypertrophie der Drüsensubstanz versteht Verf. den Tumor mammae chronicus Cooper's, die Drüsengeschwulst Paget's, er folgt übrigens ganz den Angaben Lebert's (Traité pratique des maladies cancér.). — 2. Die Ektasie der Milchgänge und -bläschen, die sogen. Milchknoten; 3. der Milchbruch; 4. die Milchfistel; 5. die Anomalien der Secretion in quantitativer und qualitativer Hinsicht; 6. die Entzündungen, die in die des subcutanen, des submammaren Zellstoffs und des eigentlichen Drüsenparenchyms getrennt werden, wie es gewöhnlich

geschieht. Sehr beachtenswerth ist das über die Aetiologie und die Behandlung der Entzündungen Gesagte. 7. Die Geschwüre der Warze und ihres Hofes; 8. die Fremdbildungen. Die Sarcome, Cystosarcome und das Carcinom sind besonders ausführlich besprochen, ihre Anatomie, Pathologie und Therapie auf eine reichliche Beobachtung basirt, erschöpfend abgehandelt. Zur Exstirpation der Brust räth Verf. besonders dann 1) wenn die Natur der ohne Erfolg mit den verschiedensten Mitteln behandelten Geschwulst zweifelhaft, 2) ihr Wachsthum kein auffallend rasches ist, 3) die benachbarten Drüsenanschwellungen gering und überhaupt keine Zeichen der bereits eingetretenen krebsigen Diathese vorhanden sind. 9. Schließlich werden die Hämorrhagien der Mamma (auch 2 Fälle von Menstruatio vicaria aus der Warze?) und die Neurosen abgehandelt.

B. Die Krankheiten der weiblichen Harnblase und Harnröhre.

Auch hier werden allgemeine Betrachtungen über Aetiologie, Diagnostik, Symptomatologie und Therapie vorausgeschickt, und von den Affectionen dieser Organe besprochen: 1. die Entwicklungs-; 2. die Formfehler, nämlich die Erweiterungen und Verengerungen der Urethra; 3. die Lagenveränderungen; sie sind als secundäre Zustände nur kurz geschildert, ausführlicher dagegen der sogen. Vorfall der Harnröhrenschleimhaut; 4. die Continuitätsstörungen sind übergangen, da sie von Kiwisch im 2ten Bande schon geschildert sind; 5. die Entzündungen und ihre Folgen, wie die Excrescenzen, Varicositäten, Zellpolypen der Harnröhre; 6. die Geschwüresbildungen und 7. die Neurosen.

Dies der Inhalt der beiden ersten Hefte, deren

Digitized by Google

Fortsetzung Refer. mit Vergnügen entgegensieht. Das Ganze ist in echt wissenschaftlichem, den Fortschritten der letzten Jahre entsprechendem Geiste geschrieben, besonders auf pathologische Anatomie gebührende Rücksicht genommen; überall sieht man die praktische Tendenz dabei durch, indem der Verf. in jede einzelne Abhandlung eigene Untersuchungen und Beobachtungen einflicht — weshalb das Werk nicht bloß zum Unterricht für Aerzte, sondern auch als Grundlage akademischer Vorträge sehr zu empfehlen ist.

Dr. Spiegelberg.

Dessau

Gebrüder Katz 1854. Praktisch = theoretischer Lehrgang der französischen Schrift= und Umgangssprache nach der Robertson'schen Methode. Zum Gebrauch für höhere Lehranstalten, so wie für gebildete Selbststudirende nach der Grammaire Nationale, Girault=Duvivier u. And., und der Originalliteratur bearbeitet von F. Booch=Arkossy. XII u. 591 S. in Octav.

In vorstehendem Buche wird in 24 Lectionen und einem Anhange das französische Sprachgebäude dargestellt. Bald schlängeln sich durch die zweckgemäße klare und bündige Darstellung französische Phrasen mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung, bald Fragen über das Gelernte. Neben der sich stufenweise erweiternden, die vorgetragenen Sprachgesetze beleuchtenden Phraseologie erscheinen mit Geschmack gewählte Bruchstücke, (mit theilweiser Uebersetzung) von Buffon, Voltaire, Mercier, Volney, Chateaubriand, Rivarol, V. Hugo, Scribe und Melesville. Der Anhang bringt ein werthvolles Heftchen mit: Homonymes, Idiotismes Gallicismes, Proverbes,

Synonymes, Lehre von der franz. Poesie, Anweisung zum Briefschreiben u. s. w. Daß die Leseübungen in 15 Lectionen die stumm bleibenden Wörter eingeklammert darbieten, ist zu loben; es wäre nicht überflüssig gewesen, wenn sich dies auf alle erstreckt hätte, um so mehr, als sie von geringem Umfange sind. Die obgenannten zum Grunde gelegten Werke sind gut benutzt worden, und die Regeln sind faßlich dargestellt. Es ist Schade, daß die Grammaire générale von Napoléon Landais (wir haben die 3te Ed. 1841) nicht in die Reihe befragter Werke gezogen worden: sie ist lichtvoller als ihre Vorgängerinnen, und die von ihr gegebenen Beispiele sind treffender und erklärender; Landais hat nicht weniger als 110 Werke benutzt! Seine Abhandlung über gleichnamige Wörter nebst einer vollständigen Liste derselben (S. 102 — 108), nach Boinvilliers, ist sehr schätzbar, und Fremden fast unentbehrlich.

Wenn nun auch das Feld der französischen Sprachlehren sehr reichlich besetzt ist, so wird man doch diese gern den bessern, gemeinnützlichen sich anreihen sehen, und sie kann daher als ein ersprießliches Hülfsmittel, Lehrern, welcher Methode sie auch anhängen mögen, und Schülern empfohlen werden: denn nichts ist darin überladen, nichts bis zur Ermüdung geführt, woran ja manche Bücher der Art kränkeln, und es werden so viele Materialien zur Ausübung jeglicher Methode dargeboten, daß auch der Andersdenkende das Buch brauchbar finden wird. — Wir erinnern uns so gern eines im Rocher de Cancale genossenen großherrischen Diners, daß wir (S. 381) nicht gern (2mal) Canval gesehen haben (in den Verbesserungen nicht erwähnt). — Auch die Ausstattung ist recht lobenswerth. Mlfrd.

Halle

Verlag von Julius Fricke 1854. Geistliche Sänger der christlichen Kirche deutscher Nation. Nach den Originaltexten in Verbindung mit mehrern Hymnologen herausgegeben von Wilhelm Schircks, Pastor zu Rhoden bei Hornburg in der Preuß. Provinz Sachsen. Erstes Heft: Luther's geistliche Lieder. 98 S. in Octav.

Das evangelische Kirchenlied, diesen herrlichsten Schatz der evangelischen Kirche, dem Volke wieder nahe zu bringen, und mit seiner tiefen Gemüthlichkeit und seinem süßen Klange einen Gegenklang im deutschen Gemüthe hervorzulocken, sind einige Liederfreunde zusammengetreten, um die Liederdichter der evangelischen Kirche (in einer Auswahl), in einer Reihenfolge ohne Berücksichtigung der Chronologie, aus alter und neuer Zeit herauszugeben. Sie haben zu diesem Zwecke die angesehensten Hymnologen unserer Zeit um ihre Mitwirkung ersucht, welche bei den herauszugebenden Bändchen ihre Namen zeichnen werden. Als Grundgesetz gilt der Originaltext, aber nach jetziger Schreibart. Wo Aenderungen des Verständnisses oder der Singbarkeit wegen nothwendig werden, ist unten jedesmal der Urtext oder das Original des Dichters angegeben. Nach Art der „Deutschen Klassiker“ sollen in kleiner portativer wohlfeiler Taschenausgabe die bedeutendsten Liederdichter der christlichen Kirche deutscher Nation herausgegeben und mit Luther, Nicolaus Herrmann, Gotter, Freylinghausen, Angelus Silesius der Anfang gemacht werden. Bei dieser Ausgabe der alten Lutherlieder sind die nothwendigen Hülfsmittel und Originale mit Sorgfalt benutzt, um den richtigen Text genau wieder herzustellen, auch alte Gesangbücher zu diesem Zwecke gebraucht.

Holzhausen.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. Stück.

Den 4. December 1854.

Bern und Zürich,

in der Stämpflischen Verlagshandlung und bei Friedrich Schultheß. Geologie der Schweiz von B. Studer, Dr. d. Ph., Prof. d. Geol. u. Min. in Bern. Erster Band. Mittelzone und südliche Nebenzone der Alpen. 1851. VI und 485 Seiten. Zweiter Band. Nördliche Nebenzone der Alpen. Jura und Hügelland. 1853. VII und 497 Seiten in Octav. Mit Gebirgsdurchschnitten und einer geologischen Uebersichtskarte.

Die Alpenkette stellt der geologischen Forschung unendliche Schwierigkeiten entgegen. Nicht allein ist die Erklimmung ihrer Gipfel, wenn sie überall möglich, mit außerordentlichen Anstrengungen, großem Zeitaufwande, und oft mit Gefahren verknüpft; nicht allein entzieht sich ein bedeutender Theil ihrer Felsmassen durch die ewige Schneedecke dem Auge des Beobachters gänzlich; sondern die kolossale Größe der Massen erschwert auch da, wo sie aufgedeckt sind, die Untersuchung und den

Ueberblick ihrer Verhältnisse im höchsten Grade. Dabei stellen sich Erscheinungen dar, welche den Gebirgen von geringeren Dimensionen fremd sind. Gesteine, welche wir hier unter den älteren zu finden pflegen, sehen wir dort unter Verhältnissen, die uns überzeugen, daß sie zu den jüngeren gehören. Selten erscheinen in den Alpen Schichtung und Lagerung regelmäßig. Ganze Schichtensysteme sind aus der ursprünglichen horizontalen Lage in die verticale Stellung versetzt; es zeigen sich Umbiegungen auf meilenlange Ketten ausgedehnt; jüngere Formationen erscheinen von älteren bedeckt; mächtige Gebirge sind über die ihnen vorliegenden weggeschoben; und durch Niedersinken oder Emporhebung stellen sich die größten Massen aus den ursprünglichen Niveau-Verhältnissen verrückt dar. Zur Erklärung dieser wunderbaren Erscheinungen reichen die gewöhnlichen Theorien nicht immer aus, und in vielen Fällen wird der Geolog an der Lösung jener Räthsel verzweifeln müssen.

Unter diesen Umständen darf man sich wohl nicht darüber wundern, daß die genauere Kenntniß der Alpen noch viel weiter zurück ist, als die mancher anderer Gebirge; und daß manche Ergebnisse früherer Forschungen, die man für feststehend hielt, durch neuere Untersuchungen umgestoßen worden. Dieses gilt vor Allem von der Bestimmung des Formations-Alters vieler Massen, welche durch ihre petrographischen Beschaffenheiten die ausgezeichnetsten Gebirgsforscher zu einer Zeit, in welcher die Paläontologie noch nicht ausgebildet war, täuschten. Wohl nirgends hat in neuerer Zeit die Anwendung der Petrefactenkunde auf die Bestimmung des Formations-Alters der Gebirgsmassen größere Triumphe gefeiert, als gerade bei

Digitized by Google

den Alpen, wiewohl in dieser Hinsicht doch nur die erste Bahn gebrochen worden, und noch unendlich viel zu thun übrig ist.

Unter denen, welche sich der geologischen Erforschung der Alpen widmen, nimmt in Beziehung auf die Schweiz der Verf. des obigen Werks gegenwärtig unstreitig die erste Stelle ein. Er ist ein würdiger Nachfolger seiner großen Vorgänger, H. B. de Saussure und J. Conrad Escher von der Linth. Gleich diesen ist B. Studer ein kühner und unermüdlicher Alpenerklimmer, der mit dem größten Eifer ein seltenes Beobachtungstalent und umfassende, gründliche Kenntnisse verbindet. Diese hat er bereits früher durch vortreffliche Werke bewährt, von welchen seine Beiträge zu einer Monographie der Molasse v. J. 1825 und seine Geologie der westlichen Schweizer-Alpen v. J. 1834, die geologische Kenntniß der Schweiz sehr erweitert haben. Das vorliegende umfassende Werk enthält die Resultate vieljähriger Forschungen, und ist durch die Fülle der mühsamsten und verwickeltsten Beobachtungen eben so bewundernswürdig, als es durch die klare, anschauliche und übersichtliche Darstellung derselben anzieht. Bei der großen Schwierigkeit, von den Verhältnissen der Schichtung und Lagerung der beschriebenen Gebirgsmassen deutliche Vorstellungen zu geben, sind die zahlreichen, dem Texte eingedruckten Durchschnittszeichnungen, eine besonders dankenswerthe Zugabe. Außerdem dient eine geognostische Uebersichtscharte zur Erläuterung. Bedeutenden Antheil an dem Inhalte des Werks hat A. Escher, der als eifriger Alpenforscher in die Fußstapfen seines unvergeßlichen Vaters getreten ist, viele Reisen mit dem Verf. gemeinschaftlich unternommen und diesem auf die uneigennützigste Weise alle seine

Digitized by Google

schriftlichen Bemerkungen zur freien Benutzung überlassen hat.

Das Gebirgsland — bemerkt der Verf. in der Einleitung — in welchem die ersten Zuflüsse der Durance und des Po entspringen, vereinigt in einem gemeinschaftlichen Ursprung drei Gebirgssysteme, die sich von da aus, wie die drei Zacken einer Gabel, divergirend gegen Osten erstrecken. Das mittlere und zugleich mächtigste dieser Systeme, das System der Alpen, umzieht als ein Halbkreis die Niederung des Piemonts, nimmt dann, in der Gegend des Montblanc, eine nordöstliche Richtung, und bildet in dieser Richtung fortsetzend, die Grenze zwischen Deutschland und Italien. Ein zweites System, der Apennin, erscheint als die südliche Fortsetzung des alpinischen Kreisbogens und scheidet Piemont vom Meere und die Lombardei von Toscana. Es entspricht ihm ein drittes System, der Jura, im Westen und Norden der Alpen, in Frankreich noch enge mit diesen verbunden, dann gegen die Schweiz hin immer weiter sich von ihnen entfernend und, jenseits ihrer Nordgrenze, in der Rauhen Alp, sich in Franken bis nach Mitteldeutschland ausdehnend. Nach außen wird diese dreistrahlige Gruppe theils durch Niederungen, theils durch fremdartige Gebirgssysteme begrenzt, und die naturgemäße Verbindung der drei Zonen zu einer einheitlichen Gruppe hierdurch noch schärfer bezeichnet.

Die Schweiz und ihre nächsten Umgebungen umfassen den Jura und die Alpen in ihrer mächtigsten Entwickelung. Die Formationen und Gebirgsarten der Alpen stehen bei Genua in unmittelbarem Zusammenhange mit denjenigen des Apennins, und beide Gebirge gehören, nach dem To-

Digitized by Google

talcharakter ihrer Sedimentfolge, in das Gebiet des südlichen und südöstlichen Europa, das in allen neueren Bildungen so auffallend sich von Nord- und Westeuropa und auch vom Jura unterscheidet. Sehr zweckmäßig hat nun der Verf. der Schweiz eine Uebersicht der drei nahe an ihren Grenzen zusammenlaufenden Gebirgssysteme vorangehen lassen.

Eine Schilderung des Apennins macht den Anfang. Der südliche Apennin, von Cetrato, wo er an den Granit von Calabrien anstößt, bis zu den Quellen der Tiber in Toscana, besteht vorherrschend aus Kalkstein, dessen helle Farben an Jurakalk erinnern, und aus Dolomit. Den Petrefacten zufolge gehören auch allerdings die tieferen Stufen dieser Kalkgebirge, theils dem Lias, theils dem Oolith, vorzüglich, wo nicht ausschließlich, der mittleren oder Oxfordstufe, an. Die höheren Massen aber enthalten oft in großer Menge Hippuriten, Caprotinen, Nerineen, und müssen den weit verbreiteten südeuropäischen Kreidebildungen beigeordnet werden. Diese Kalkmassen werden überlagert und oft ganz verhüllt durch schiefrige Mergelkalksteine und Sandsteine, welche zuweilen Nummuliten, häufig aber Fucoiden enthalten, und an diese Bildungen lehnen sich die tertiären Hügel des Tieflandes. Die Formationsfolge des nördlichen Apennins erscheint noch einfacher als die des südlichen, da der Hippuritenkalk zu fehlen und auf die Jurabildungen unmittelbar der mit Macigno eng verbundene Nummulitenkalk zu folgen scheint, der indessen nur auf wenige Stellen beschränkt ist. Die Serpentinausbrüche und Galeropartien allein bringen einigen Wechsel in diese Einförmigkeit. Eine mannichfaltigere Gestaltung zeigt das Küstengebirge. Kalkmassen sind im All-

Digitized by Google

gemeinen darin vorherrschend, wogegen der Macigno weniger mächtig auftritt. Metamorphische Gesteine erscheinen häufig, so wie auch in stärkerem Verhältnisse Massen von Serpentin und Gabbro, und außerdem Trachyte und Porphyre die neptunische Lagerfolge durchbrochen haben. Stöcke, Nester und Gänge von Kupferkies, Kupferglanz, Bleiglanz, Zinkblende und anderen Erzen sind die Begleiter jener eruptiven Gesteine. Die unterste allgemeine Formation, welche in dem Küstengebirge sich zeigt, ist von Savi Verrucano genannt worden, nach der Ruine Verruca, auf einer südlichen Stufe des M. Pisano; ein Conglomerat verschiedenartiger Geschiebe, welches in einen grobkörnigen Sandstein oder in Quarzfels übergeht. Die Geschiebe bestehen vorherrschend aus Quarz, der oft röthlich gefärbt ist. Das Bindemittel ist ein meist grünlichweißer Talk, der die Geschiebe oft ganz einhüllt und dem Gestein eine Anlage zum Schiefrigen ertheilt. Talkschiefer wechselt damit ab. Unter diesem Conglomerat, oder, wo es fehlt, unmittelbar unter dem körnigen und dichten Kalkstein liegen Talkschiefer, Glimmerschiefer und Gneus.

Auf die Schilderung des Apennins folgt in etwas größerer Ausführlichkeit die der Alpen. Der Verf. unterscheidet bei diesen die Mittelzone, oder das Gebiet der centralen Gneusmassen und der sie umschließenden Schiefer, von den sie begleitenden Nebenzonen; einer äußeren, westlichen und nördlichen, und einer inneren, südlichen, beide vorherrschend aus neptunischen Gesteinen, Kalkstein, Sandstein und Schiefer bestehend. Die Mittelzone zerfällt ferner in Gruppen, nach den einzelnen centralen Gneus- oder Granitmassen, welche, bald vereinzelt, bald zu

Digitized by Google

zweien und dreien neben einander, um die geometrische Axe der Zone herum zerstreut sind. In den Nebenzonen lassen sich ebenfalls gesonderte Gruppen oder Gebirgsmassen unterscheiden, die sich durch engeren Zusammenhang ihrer Gestaltung und gleiche Formationsfolge auszeichnen, deren Glieder demnach dieselbe Entwicklungsgeschichte getheilt haben. Diese Sonderung in drei Zonen gelangt indessen erst in den Ostalpen zu voller und anhaltender Ausbildung.

I. Ligurische Alpen. Die erste alpinische Gruppe westlich von Genua, mit einer fast genau von O. nach W., von Savona bis Borgo S. Dalmazo im Sturathal verlängerten, am östlichen Ende jedoch in eine NO. Richtung übergehenden, ellipsoidischen Masse krystallinischer Schiefer. Die Richtung des Ellipsoides ist von der äußeren Gestaltung des Gebirges so gut als unabhängig, und durchschneidet schief die höchsten Kämme; so daß der östliche Theil desselben mehr dem südlichen, der westliche mehr dem nördlichen Abfall des Gebirges angehört, und der größere Theil der Hauptkette aus südlich angelagerten secundären Gesteinen besteht. Die Erhebung und Gestaltung der Alpen muß demnach in dieser Gegend als ein jüngeres Ereigniß gelten, und kann nicht mit der Entstehung des krystallinischen Schiefergebirges in Verbindung gebracht werden. Die krystallinischen Schiefer bestehen vorherrschend aus talkigem Gneus, Talkschiefer und Glimmerschiefer, womit im östlicheren Theile auch Chlorit und Hornblendschiefer abwechseln. Dem krystallinischen Schiefergebirge ist ziemlich allgemein Verrucano aufgelagert. Darüber liegen Kalkmassen, in denen bis jetzt, wie im Verrucano, keine organische Ueberreste aufgefunden worden, die aber nach der

Analogie anderer Gegenden, vermuthlich zum Lias oder Jurakalk gehören. Die Nummuliten- und Macignobildung ist in zwei ausgedehnten Partien entwickelt. Die erstere, welche längs der Küste von Genua nach Savona und von da landeinwärts sich erstreckt, zeichnet sich durch metamorphische Gesteine aus, mit welchen mächtige Massen von Serpentin, Gabbro und Diorit in Verbindung stehen. Die andere südwestliche Partie erstreckt sich längs der Küste von Albenga bis Ventimiglia und bildet nach dem Innern des Landes ein Dreieck, dessen Spitze in der Nähe des Col di Tenda liegt. Am Westrande dieser Partie liegt, auf einem gelblichen Kalk, den Pareto als Neocomien betrachtet, dunkelgrauer Kalkstein mit vielen Nummuliten, der sich über die Joche vom Braus und Brois nach den Gebirgen von Briga verfolgen läßt. Ueber demselben liegt Macigno, und auf diesem der Fucoiden führende thonige Kalkstein und Schiefer, der sog. Alberese.

2. Die Meeralpen. Das Gneusgebirge ist in dieser Gruppe zugleich die centrale Wasserscheide, und seine Gipfel überragen alle Höhen im Süden und Norden derselben. Das Fallen der Schiefer ist auf der Nordseite, im Sturathal, gegen W. und SW. auf der Südseite, im Thale der Tinea gegen N. und NO. im mittleren Theile, auf dem Kamm der Centralmasse, vertical; die Fächerstructur ist daher unverkennbar ausgesprochen. Auf den Gneus folgt, wie in den Ligurischen Alpen der Verrucano.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

194. 195. Stück.

Den 7. December 1854.

Bern und Zürich,

Fortsetzung der Anzeige: „Geologie der Schweiz von B. Studer. Erster und zweiter Band.“

An der oberen Grenze desselben, und, wo dieser fehlt, zwischen dem Gneus und dem Kalkstein, hat sich an vielen Stellen längs dem Rande der Centralmasse, Gyps, Rauchwacke, höhlenreicher Dolomit, oder weißer Marmor entwickelt, und darüber, oder auch unmittelbar auf Verrucano, liegt schwarzer Kalkstein, der, nach seinen organischen Ueberresten, als Jurakalk betrachtet werden muß. Die Kreide= und Eocenbildungen entwickeln sich um so mannichfaltiger, je mehr das Gebirge nach Westen fortschreitet. Während in Italien noch Hippuritenkalk, Alberese und Macigno untrennbar verbunden erscheinen, in Ligurien dann die drei Stufen des Nummulitenkalkes, Macigno und Fucoidenschiefers in regelmäßiger Altersfolge auftreten, läßt sich in den Umgebungen der Meeralpen beinahe die ganze Mannichfaltigkeit der alpinischen Kreide= und Eocenbildung, vom Neocomien durch

Digitized

den Grünsand aufwärts bis in die Fucoidenschiefer, nachweisen.

3. Die Cottischen Alpen. Das Gebirgssystem der Alpen entwickelt sich in seinem Fortschreiten gegen Norden mit zunehmender Mannichfaltigkeit. Statt einer einzelnen Centralmasse krystallinischer Gesteine treten mehrere neben einander auf, und im Verhältniß zu ihrer Anzahl und Ausdehnung vergrößert sich die Breite des Systemes. Im Mittelpunkte der Gruppe steht die Pyramide des M. Viso, 3840m hoch, deren Hauptmasse aus Serpentin und Gabbro, und deren Fuß aus krystallinischen Schiefern besteht. Nirgends sonst in den Alpen steigt der Serpentin auf diese Höhe und kein anderer Gipfel steht so vereinzelt, so fern von jedem anderen an Höhe ihm nachstrebenden, so gewaltig die ganze Umgebung beherrschend. Das Profil der Cottischen Alpen weicht in der mächtigen Lagerfolge von grauen Schiefern und Kalksteinen, die den Verrucano vom Gneusgebirge scheidet, von den südlicheren Alpenprofilen ab. Diese Schiefer- und Kalksteinfolge ist zugleich so eng mit dem Gneuse verbunden, sie zeigt überall so viele Uebergänge in Glimmer- und Talkschiefer, der Kalk selbst wird oft von den sich einmengenden Glimmerblättchen so sehr zurückgedrängt, daß es, wie der Verf. meint, nahe liegt, in dem Gneuse selbst nur eine weiter fortgeschrittene Metamorphose der Kalkstein- und Schieferfolge zu sehen, und jenen Unterschied daher nur als einen scheinbaren gelten zu lassen.

4. Die Grajischen Alpen. Gneus, Glimmerschiefer und besonders Talkschiefer sind im größten Theile dieser Gruppe die vorherrschenden Gesteine; der graue Schiefer beschränkt sich nördlich vom M. Cenis, meist auf den Westabfall des

Digitized by Google

Hauptkammes, und gewinnt nur auf der Nordseite des Cognegebirges eine größere Ausdehnung. In den Orco- und Sturathälern treten nicht selten Kalkstein, Marmor, Dolomit, und weniger krystallinisch entwickelte Schirfer auf. Serpentin und grüne Schiefer brechen überall im grauen Schiefer, wie im Gneus und Glimmerschiefer hervor; und vereinzelte Massen von Granit lassen es ungewiß, ob man sie als selbstständige Eruptivmassen, oder als zum Gneuse gehörig betrachten solle.

5. Die Alpen von Oisans. Die Gruppe der Oisansgebirge entspricht der Vorstellung einer alpinen Centralmasse vollständiger, als die bisher betrachteten Theile der Alpen. An keiner Gruppe wird es so deutlich, daß die Feldspathgesteine, die ihren Kern bilden, erst nach der Ablagerung ihrer neptunischen Decke aufgestiegen sind, sie durchbrochen, nach allen Seiten abgeworfen, und an der Grenze umgewandelt haben; welche wichtigen Thatsachen von Elie de Beaumont in das helleste Licht gesetzt worden.

6. Die Rousses. Eine echt alpinische Centralmasse, im Osten durch den Féran, im Westen durch den Flumay, und auch im übrigen Theile ihres Umfanges durch Niederungen oder Thaleinschnitte begrenzt. Der mittlere Hauptrücken besteht aus Gneus, der am westlichen Abhange granitartig wird. Die Anthracitbildung ist auf das Engste mit dem Gneuse verbunden und erscheint im höchsten Gebirgskamme. An den unteren Abhängen der krystallinischen Centralmasse ist Belemnitenschiefer aufgelagert. Die Contactverhältnisse der Feldspathgesteine mit dem Sedimentgebirge stimmen mit denen der vorigen Gruppe

Digitized by Google

überein, doch erscheinen auch einige neue Glieder der metamorphischen Zwischenreihe.

7. Die Westalpen. Ein Gneusstreifen, dessen Länge von la Mure bis an den Bonhomme beinahe 22 geogr. Meilen beträgt, und dessen Breite kaum 3 Meilen übersteigt, ist die Hauptzone der französischen oder westlichen Alpen. Im Osten dieser Centralmasse ist das Kalk- und Schiefergebirge auf einen schmalen Streifen beschränkt. Jenseits der Nordgrenze der Feldspathgebirgsmassen der Rousses und der Oisansgruppe, vereinigt sich dieser Streifen mit den Schiefern und Kalksteinen der Maurienne, und der ganze Raum vom Gneusgebirge der Westalpen bis nach Piemont hinein, wird vorherrschend bedeckt von schwarzen Schiefern, Sandsteinen und Kalksteinen, der Fortsetzung des Schiefergebirges von Barcelonnette und Briançon.

8. Die Schweizeralpen. In seiner vollen Breite tritt das Alpensystem von SW. her in das Gebiet der Schweiz und ihrer näheren Umgebungen, und die in den Gruppen der Grajischen und westlichen Alpen vorkommenden Gebirge und Formationen, setzen darin weiter fort. Zugleich tauchen neue krystallinische Centralmassen auf; es erscheinen Formationen, die sich durch ihre Steinarten oder organische Ueberreste von den bisher gesehenen unterscheiden, und, während der Grundcharakter des Systemes der gleiche bleibt, verändert sich dasselbe allmälig im Einzelnen. Die Gruppe der krystallinischen Gebirgsmassen des Südrandes oder das Seegebirge, ist durch das Auftreten von Granitmassen, mit deutlicher Trennung von dem aufgelagerten Glimmerschiefer und Gneus charakterisirt. An der südlichen Grenze dieses Gebirges erheben sich, theils noch aus den

Digitized by Google

krystallinischen Schiefern, theils aus den ihnen vorliegenden Sedimentbildungen, rothe, quarzführende, und schwarze, quarzlose Porphyre. Die östliche Fortsetzung dieses Sedimentgebirges bildet die Zone der südlichen Kalk- und Dolomitalpen, die, ohne fernere Unterbrechung, nach Krain und Illyrien fortsetzen. Die Grundlage ist ein Verrucano, der nach kürzlich darin aufgefundenen Petrefacten, als bunter Sandstein betrachtet werden muß. Ein Streifen von grauem und grünem Schiefer, Kalkstein, Serpentin und Hornblendgestein trennt die Seegebirge von dem Gneus und Glimmerschiefer der Tessiner Alpen. In der hoch aufgeworfenen Gebirgsmasse des M. Rosa tritt das Westende dieser nördlicheren Gneusbildung in großer Mächtigkeit aus der Schieferdecke der Aostathäler hervor. Ein zweiter nördlicher Schieferstreifen dringt aus dem Aostathale über S. Théodul nach Zermatt und begrenzt die vorige Gneusmasse gegen Mitternacht. Eine längere Gneusmasse, welche die Centralmasse des Wallis heißen mag, folgt der Nordgrenze jenes Schieferstreifens. Zwei weniger ausgedehnte, aber durch Höhe und Gletscherbedeckung ausgezeichnete Centralmassen sind westlich von dem Hochgebirge des Wallis aufgestiegen, die Centralmasse des Montblanc und die der Aiguilles Rouges. Der Schiefer der Tarentaise und der Aostathäler vereinigt sich, nach der Auskeilung des Montblancgneuses wieder zu einer ungetrennten, breiten Schiefermasse, die jedoch eine neue Gabelung durch das Eingreifen der Centralmasse des Gotthards erleidet. Eine beträchtlich größere Gneusmasse hat im Norden des Gotthards, vorzugsweise auf die Bodengestaltung der Schweiz eingewirkt, die Centralmasse

des Finsteraarhorns. Südlich von dem Ostende der beiden vorigen Massen erheben sich zwei von Gletschern umgebene Gebirge, die sich durch ihre Höhe, Structur und Steinart als Centralmassen darstellen: westlich das Adula- und östlich das Suretagebirge. Im Osten dieser Gneusmassen erstreckt sich von Nord her der Schiefer und Kalkstein bis an die Südgrenze Graubündens. Dieses Sedimentgebirge scheidet durch eine geologische Grenze die Schweizeralpen von den Ostalpen, wie der Schieferstreifen des Bonhomme eine natürliche Begrenzung gegen die Westalpen bildet. Im Süden jenes Kalkstreifens erhebt sich, östlich von der Granitmasse von Val Codera, die Centralmasse des Bernina. Längs dem Nordrande dieser Systeme centraler Gneusmassen zieht die Zone der Kalkstein-, Sandstein-, und Schieferalpen von Savoyen her durch die ganze Schweiz bis jenseits ihrer Ostgrenze fort, und bildet ein breites, mannichfaltig zerrissenes Gebirgsland zwischen dem Hochgebirge und der Molasse. Verrucano erscheint auch hier in der Grundlage, dann folgt Lias und Oolith, und die Kreidebildungen, Nummulitenkalk und Flysch treten in großer Mächtigkeit auf.

9. Die Ostalpen. Mittelzone. Im Osten der die Hochalpen durchziehenden Kalk- und Schieferzone der Bündnergebirge erheben sich, noch innerhalb des Gebietes der Schweiz und ihrer Umgebung, aber ostwärts weit über dieselbe hinausgreifend, zwei Gruppen umgletscherter Gneusgebirge, die Centralmasse des Selvretta und die Gruppe der Oezthaler Ferner. Man muß aber über den Brenner bis unter Sterzing hinab wandern, bevor man einer neuen Centralmasse begegnet. Es ist die Felsreihe, welche für-

lich vom Pfitscherthal aufsteigt. Weiter ostwärts scheint der Gneus und Granit-Gneus auf dem Kamm der Tauernkette zu fehlen, bis in die Gegend des Hohen Narr, im Hintergrund von Rauris. Die grauen Schiefer der Mittelzone sind nicht verschieden von den in ähnlicher Lagerung in Graubünden, im Wallis, in der Maurienne oder in Dauphiné vorkommenden Gesteinen. Ausgezeichnete Petrefacten des Bergkalks kommen in der Nähe von Bleiberg in Grauwacke vor, die in enger Verbindung mit Diorit steht. Diese Stelle liegt indessen schon außerhalb der Mittelzone. Die wahre Steinkohlenbildung scheint in bedeutender Verbreitung vorzukommen. Jüngere Gebilde sind aber bis jetzt in der Mittelzone nicht bekannt geworden. — Nördliche Nebenzone. In der Grundlage der Kalkwände, unmittelbar über dem silurischen Schiefer, oder über Glimmerschiefer und Gneus, zeigt sich ein rother Sandstein und sandiger Schiefer mit rothem Conglomerat, ähnlich den gewöhnlichen Abänderungen des Verrucano, welche Bildung nach den darin sich findenden Petrefacten, als bunter Sandstein betrachtet werden muß. Der auf diesem liegende Kalkstein, der sog. untere Alpenkalk, kann in kein anderes Niveau, als in das des älteren Muschelkalkes gesetzt werden. In noch unklaren Lagerungsverhältnissen kommen in den Gebirgen von Salzburg und des Salzkammergutes die reichen stockförmigen Massen von Anhydrit, Gyps, Salzthon und Steinsalz vor. Im Hangenden derselben findet sich ein gewöhnlich rother Kalkstein, dessen Bildung nach den darin sich findenden zahlreichen Petrefacten, wahrscheinlich in die Zeit des jüngeren Muschelkalkes fällt. Die Liasbildung er-

Digitized by Google

scheint theils als ein rother Kalkstein, theils als Schwarzkohlen führendes Lager von Sandstein und Mergelschiefer. Es ist wohl anzunehmen, daß in dem breiten Kalksteinzuge der nördlichen Alpen über dem Lias auch Glieder der Oolithbildung vertreten seien. Mit Sicherheit lassen sie sich aber nur an wenigen Stellen und an keiner derselben in klaren Lagerungsverhältnissen nachweisen. Mit größerer Zuverlässigkeit läßt sich das Vorkommen verschiedener Stufen der Kreideformation behaupten; doch beschränkt sich auch für diese unser Wissen auf vereinzelte Fundorte von Petrefacten. Mit noch größerer Sicherheit lassen sich zwei Formationen verfolgen, welche meist den äußersten Saum der deutschen Alpen bilden. Die ältere derselben ist der Nummulitensandstein, die jüngere der Flysch. — Südliche Nebenzone. Auch hier finden sich zunächst am Rande der krystallinischen Schiefergesteine Streifen von rothem Sandstein und Conglomerat, welche die Grundlage der Petrefacten führenden Sedimente bilden. Auf den Sandstein folgt, nach der Höhe zu, ein grauer Kalkstein, oft von beträchtlicher Mächtigkeit, in welchem unzweifelhafte Muschelkalk-Petrefacten vorkommen. Ueber dem Muschelkalk liegt in den Thälern von Zoldo, Agordo, im Gaderthal und an der Seisseralp eine mächtige Folge schwarzer Sandsteine, zum Theil in schwarzen Porphyrtuff übergehend, und wohl auch Augittheile einschließend. In auseinander gerissenen nackten Felsstöcken erhebt sich endlich über diese der Dolomit, oft ohne deutliche Schichtung und ohne organische Ueberreste, eine mehrere tausend Fuß mächtige, krystallinisch-körnige Steinmasse. Am Südrande der Venetianeralpen finden sich auch die jüngeren secundären und tertiären Glieder der

Digitized by Google

Formationsreihe wieder. Zu den Schichtenstörungen, die in der nördlichen Kalkzone vorzugsweise eine Wirkung des von der Axe des Alpensystems ausgegangenen Seitendruckes zu sein scheinen, sind in der südlichen noch die Verwickelungen der die stratificirten Massen durchbrechenden oder emportreibenden Granite, Porphyre, Basalte, getreten. Es gehören diese eruptiven Gesteine in die östliche Fortsetzung der Granit- und Porphyrzone, welche von Biella an, durch den italiänischen Seebezirk, am Südrande der Schweizeralpen durchstreicht.

Der Jura. Macigno, Nummulitenkalk und die jüngere Kreide fehlen dem Jurasystem. Als oberste Secundärbildung tritt fleckweise der Gault oder Grünsand auf. Unter ihm, oder unmittelbar unter der Molasse, liegt der Rudistenkalk. Tiefer folgt der Neocomien. Die wesentliche Verschiedenheit des jurassischen von dem ılpinen System tritt in voller Stärke auch in der Oolithgruppe hervor. Diese beginnt, theils ınter dem Neocomien, theils unter jüngeren Bil-ıungen, am häufigsten mit dem weit verbreiteten, ›eißen oder Oberen Jurakalk, dessen Ar-ıuth an organischen Resten es oft unentschieden ißt, ob man ihn als Portlandkalk oder als :orallenkalk betrachten solle. Tiefer folgen ls Oxfordstufe, graue oder gelbe, mergelige 'alksteine oder Mergel, und diese ruhen auf ei-em, öfters als Erz benutzten, Eisenrogen-ein. Der Untere Oolith ist vertreten durch :aune und blaue, zum Theil mergelige Kalk-:ine und Mergel, mit den gewöhnlichen Petre-cten dieser Stufe. Den Lias findet man erst ı der Westgrenze des Systemes. Wie der Jura-g und seine Fortsetzung in der Rauhen Alp,

wenn man das Gebirge von Süd nach Nord im Sinn seiner Axe verfolgt, in seiner Gestaltung eine wesentliche Umänderung zeigt, so auch in der Entwickelung, in dem petrographischen Charakter und in dem Zutagegehen seiner Formationen. Die Kreidebildungen, welche im südlichen Jura, oft in bedeutender Mächtigkeit, alle tieferen Bildungen bedecken, treten mehr und mehr zurück. Dasselbe Verhältniß wiederholt sich in dem Vorkommen der Portland- und Kimmeridgebildungen. So wie die jüngeren Formationen nach und nach zurückbleiben, so treten dagegen die älteren um so mehr hervor, je weiter das Gebirge nordwärts vordringt, als ob die stärkere Hebung des Bodens im Norden das alte Meer zurückgedrängt, und die Ablagerung jüngerer Bildungen auf den Süden beschränkt hätte. Die tieferen Gebilde gehen zuerst am westlichen Fuß des Jura, bei Lons le-Saulnier und Salins, zu Tage, als vollständig entwickelter Lias und Steinsalz führender Keuper. Zuerst im Berner Jura und weiter nördlich immer häufiger, im Jura von Solothurn, Basel und Aargau, sieht man auch die Gewölbketten auf ihrem Rücken tief aufgespalten, in dem Grunde der in die Länge gezogenen Circusthäler, erst nur Lias, dann Keuper, und im nördlicheren Jura auch Muschelkalk entblößt. Am äußeren Rande [illegible] auch längs der Nordgrenze des Schweizer-Jura die älteren Bildungen vorzugsweise zu Tage [illegible] kommen. Muschelkalk, der in der Tiefe Steinsalz führt, ist bei Basel-Augst, und [illegible] Bunte Sandstein bei Rheinfelden [illegible] Waldshut bloß gelegt, und weiter nach Schwaben hin steigen, am Fuß der schroff abfallenden Rauhen Alp, die Triasbildungen, Keup[illegible]

Digitized by Google

Muschelkalk und Bunter Sandstein in ihrer vollen Gliederung hervor. —

Die nähere Darstellung der geologischen Verhältnisse der Schweiz zerfällt in drei Haupttheile, nach den drei wesentlich verschiedenen Gebirgsgruppen der Alpen, des Jura und des Hügellandes. In den Alpen wird die Mittelzone von der südlichen und nördlichen Nebenzone unterschieden, und in jeder dieser Zonen ist zusammengefaßt, was auf geologischen Charten durch dieselbe Farbe bezeichnet wird. Bei dem Jura und dem Hügellande folgt die Darstellung der Altersformationen. Wenn wir hier aus der einleitenden Schilderung der geologischen Verhältnisse des Apennin, der Alpen und des Jura in gedrängtester Kürze einen Auszug geliefert haben, so müssen wir dagegen bei der nachfolgenden specielleren Geologie der Schweiz uns darauf beschränken, aus dem reichen Inhalte das Eine und Andere hervorzuheben.

Erster Haupttheil. Die Alpen. Erster Abschnitt. Die Mittelzone. I. Alpengranit, Gneus und krystallinische Schiefer. 1. Centralmasse der Aiguilles Rouges. Die vorherrschende Steinart ist der Alpengranit oder Protogin, ein granitisches Gemenge von Feldspath, Oligoklas, beide gewöhnlich weiß, grauem oder blaß violettem Quarz, dunkelgrünem Glimmer und hellgrünem Talk. Nicht selten wird die granitische Structur gneusartig, bald mit wenigem, isolirtem, aber parallel liegendem Glimmer, bald mit vorherrschendem, die Ablosungen ganz überdeckendem Glimmer und Talk. 2. Die Centralmasse des Montblanc. „Ruft man sich die einzelnen Elemente dieser Centralmasse zu einer Gesammtvorstellung

in die Erinnerung zurück, die mächtige Entwickelung des Granits in ihrem mittleren Theile, wo die Masse ihre größte Höhe und Breite erreicht, die fächerförmige Stratification derselben, das Uebergreifen des Protogins und der krystallinischen Schiefer über den Kalk, der auf beiden Seiten des Gebirges ihre Grundlage bildet, das Anlehnen dieser Kalksteine an den zwei Enden der Centralmasse, wo diese sich erniedrigt und auskeilt, so scheint die Skizze einer Erklärung dieser Verhältnisse sich von selbst zu entwerfen. Das Feldspathgebirge, oder doch Bestandtheile desselben, sind aus der Tiefe gestiegen und haben den früheren Sedimentboden durchbrochen und zum Theil zerstört oder umgewandelt. Bei schwächerem Andrang der aufsteigenden Substanzen wurden am Rande der Spalte die Sedimentlager aufgerichtet, bei stärkerem Andrang suchte die Masse, unter dem Druck der in ihrem mittleren Theile vorgehenden Anschwellung, sich seitwärts auszudehnen, die früher aufgerichteten Sedimentlager wurden von oben her nach außen niedergedrückt und von den Feldspathgesteinen bedeckt. Unter diesem von der Mitte aus abwärts wirkenden Druck bildete sich in dem Feldspathgebirge die fächerförmige Schieferung aus, senkrecht auf die Richtung des Druckes.“ 3. Centralmasse des Finsteraarhorns. Ungeachtet der weit größeren Ausdehnung und des abweichenden Streichens dieser Centralmasse, zeigt sie mehrere Analogien mit den beiden zuvor aufgeführten. Der Alpengranit erreicht seine mächtigste Entwickelung im mittleren Theile der Masse in den Durchschnitten der Grimsel- und Gotthardsstraßen, während an beiden Enden, im Lötschthale und am Tödi, vorherrschend unvollkommener Gneus, Talk- und Glimmerschiefer, oder Quarzite auftre-

ten. Die Fächerstructur ist im mittleren Theile, wo der Alpengranit am mächtigsten auftritt, besonders deutlich entwickelt, und hier auch zeigt sich, am Nordrande, das auffallende Uebergreifen und Eingreifen der Quarzite und Gneuse in das Kalksteingebirge. 4. Centralmasse des Gotthards. An Längenausdehnung steht diese Centralmasse gegen die vorige weit zurück; doch übertrifft sie noch die Länge der Montblancmasse, ist aber weniger breit und hoch als diese. 5. Centralmasse der Walliseralpen. Diese Centralmasse ist besonders ausgezeichnet durch die innige Verbindung ihrer Gesteine, mit denen der angrenzenden Schieferzonen, sowohl durch die oft seltsame Verflechtung der Straten, als durch petrographischen Uebergang der Steinarten. Graue Schiefer und Gneus scheinen oft eine nicht zu trennende Masse zu bilden, oder der Gneus nur eine höhere Entwickelungsstufe der Schiefermasse zu sein. 6. Die Tessineralpen. Der eigenthümliche alpinische Charakter der Steinarten und ihrer Structurverhältnisse ist in diesem Gneus- und Glimmerschieferrevier so gut wie ganz verschwunden. Der Talk ist dem Glimmer gewichen, die unentschiedenen Kalk-, Talk- und Kalkglimmerschiefer wechseln nicht mehr mit den zur Gruppe selbst gehörenden Gesteinen, sondern bleiben am Rande zurück, oder sind aufgelagert. Die herrschende Steinart ist ein ausgezeichneter wahrer Gneus, dessen Zubereitung zu lattenförmigen Weinpfeilern und Bausteinen einen bedeutenden Erwerbszweig in den Thälern der Toccia, Maggia und des Ticino ausmacht. 7. Das Adulagebirge. 8. Das Suretagebirge. 9. Das Seegebirge. 10. Gebirgsmasse des Bernina. 11. Centralmasse des Sel-

Digitized by Google

vretta. Eigenthümlich ist ihr die große Mächtigkeit und Verbreitung der Hornblendschiefer, durch welche in einem bedeutenden Theile der Gebirgsmasse der Gneus beinahe verdrängt wird. Auffallend auch ist die Ausdehnung der zu ihr gehörenden Steinarten in meridianer Richtung, so daß die Längenaxe der Masse, weder mit dem Streichen der Schieferung, noch mit dem der Wasserscheide zusammenfällt. 12. Gebirgsmasse der Oezthaler Ferner.

II. Granit. Es werden hier mehrere stockförmig und abnorm hervorgetretene Massen betrachtet, die besonders dem südlichen Theile der Mittelzone angehören, und Gesteine enthalten, die sich von dem Alpengranit unterscheiden. Wenn gleich die Steinart in jeder einzelnen dieser Massen einen eigenthümlichen Charakter besitzt, so ist doch in allen der Mangel an Talk charakteristisch, der in den Alpengraniten so wesentlich auftritt, so wie der deutlich entwickelte, stark glänzende, meist schwarze Glimmer, und die fast nie fehlende Beimengung von Hornblende.

III. Hornblendgesteine. Am Südrande und inneren Abfall der piemontesisch-schweizerischen Alpen treten die Hornblendgesteine in den größten Massen auf.

IV. Serpentin und Gabbro. „Die Frage ist nicht entschieden, ob der Serpentin und der häufig ihn begleitende Gabbro, oder Granitone, als plutonisch aus dem Inneren hervorgestiegene Massen, Ursache des Uebergangs der grauen in grüne Schiefer gewesen seien, oder, ob umgekehrt jene massigen Gesteine als die letzte Stufe der metamorphischen Umwandlung der Schiefer betrachtet werden müssen. Eine unbefangene Beurtheilung der vorliegenden Thatsachen wird jedoch der letzte-

zed by Googl

ren Ansicht wohl den Vorrang zuerkennen, obgleich wir uns durch dieselbe in größere theoretische Schwierigkeiten verwickelt sehn mögen, als durch jene, die sich auf die Grundlage der Contacterscheinungen stützen kann."

V. Grüne Schiefer. Auf der ersten und verbreitetsten Stufe der Entwickelung ist der grüne Schiefer ein grünlichgrauer, berggrüner bis dunkelgrüner Thonschiefer, mit mehr und weniger Neigung zu schuppiger oder krystallinisch blättriger Textur. Kleinere und größere Partien dieser Schiefer sind mit grauem Schiefer, ohne Trennung beider Steinarten, verbunden. So findet es sich häufig in den Aostathälern, im Wallis, und in Bünden. Wie der graue, enthält der grüne Schiefer nicht selten freie Kalktheile. Bei höherer krystallinischer Bildung findet ein Uebergang in Chloritschiefer, oder, durch Entwickelung kleiner Blättchen und Knoten von Feldspath, in Chloritgneus Statt. In mehreren Gegenden enthalten diese Schiefermassen auch Streifen von glänzendem, rothem Thonschiefer und rothe Jaspislager und stimmen dann ganz überein mit dem Galestro in Toscana, Ligurien oder am M. Genèvre.

VI. Graue Schiefer. Die Formation der Grauen Schiefer erscheint als die ursprüngliche Grundmasse der Mittelzone, aus welcher die anderen Steinarten durch Umwandlung und den Zutritt neuer Stoffe hervorgegangen, vielleicht auch für sich aus der Tiefe aufgestiegen sind. Sie ist die älteste in den Alpen, welche organische Ueberreste enthält. Der Verf. unterscheidet vier Gruppen: 1. Aeltere Schiefer. 2. Anthracitschiefer. 3. Jurassische Schiefer. 4. Flysch. Eine genaue Bestimmung der Alters-

verhältnisse ist wegen der Seltenheit und Vereinzelung der Petrefacten, schwierig und unsicher.

VII. Kalkstein und Marmor. Größere und kleinere Massen von Kalkstein treten in der Mittelzone in mannichfaltigen Abänderungen auf, von grauem oder schwarzem dichtem Kalkstein, bis zu weißem Marmor und Cipollin. Der gewöhnliche graue Kalkstein steht in der Regel mit dem grauen Schiefer, auch wohl mit grünem Schiefer und Serpentin in Verbindung; der Cipollin erscheint meist als Einlagerung im grünen Schiefer oder im Glimmerschiefer, der salinische Marmor im Glimmerschiefer und Gneus. Organische Ueberreste fehlen nicht ganz, aber die wenigen, die bis jetzt aufgefunden worden, führen zu keiner sicheren Altersbestimmung.

VIII. Dolomit. Es werden unter dieser Benennung vier sehr verbreitete und beinahe constant in gewissen Gruppen von Felsarten wiederkehrende Gesteine zusammengefaßt: 1. Zuckerartiger Dolomit. Das Gestein von Binnen und Campolongo. Bildet wie der weiße Marmor, und oft in engster Verbindung mit demselben, Einlagerungen im Glimmerschiefer und Gneus. 2. Grauer Dolomit. Hell bis dunkelgrau, verwachsen feinkörnig bis dicht. Im Zusammenhange mit grauem oder schwarzem Kalkstein, grauem und schwarzem Schiefer. 3. Dolomitischer Kalkstein. Dicht und härter als Kalkstein, vielleicht mit Kieselgehalt, bedeutend fest. Meist in Verbindung mit bunten Galestroschiefern, Verrucano, Quarzit. 4. Rauchwacke. Dem Gestein, welches den Gyps begleitet, sehr ähnlich, aber als selbstständige, für sich mächtige Einlagerungen und hohe Gebirgsmassen bildende Steinart auftretend.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

Den 9. December 1854.

Bern und Zürich,

Schluß der Anzeige: „Geologie der Schweiz von B. Studer. Erster und zweiter Band.“

IX. Gyps. In enger Verbindung mit Dolomit und Rauchwacke zeigt sich weißer, oder durch Verwitterung von Eisenkiesen bräunlich und röthlich gefärbter, meist feinkörniger bis dichter Gyps. Es läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er sich in größerer Tiefe als Anhydrit zeigen würde. Die Lagerungsverhältnisse sprechen für einen Ursprung durch Umwandlung und für stark auf das Nebengestein einwirkende Processe.

X. Verrucano, Quarzit, Rother Sandstein. Das Auftreten und die Lagerungsverhältnisse dieser Gesteine sind zum Theil räthselhaft, und deuten auf verwickelte und oft sehr gewaltsame Processe. Ihr plötzliches Anschwellen zu mehr als hundert Meter mächtigen Stöcken, der Uebergang deutlicher Conglomerate in krystallinische Steinarten, der starke Eisengehalt, die häufige Verbindung mit dolomitischen Gesteinen, und

andere Verhältnisse, geben der Annahme Raum, daß sowohl mechanische als chemisch=plutonische Kräfte, eben so wie von unten her aufgestiegene Stoffe, zu ihrer Erzeugung und Gestaltung mitgewirkt haben. Es möchte deshalb ein vergebliches Bemühen sein, für diese Bildungen einen bestimmten Rang in der Altersfolge der Formationen auszumitteln, oder sie als allgemein verbreitete in jedem Profil wiederfinden zu wollen.

Zweiter Abschnitt. Südliche Nebenzone. Das breite System von Kalk= und Dolomitgebirgen, worin man, in den Umgebungen von Agordo und Schio, die ganze Folge der Sedimentformationen, vom Bunten Sandstein aufwärts bis in die Eocenbildungen, entwickelt und durch zahlreiche organische Ueberreste charakterisirt findet, erscheint nur noch in den Thälern des Oglio, Serio und Brembo, als eine in mehrere Ketten zertheilte, über zehn Meilen breite Gebirgszone. Bereits am Comersee vermindert sich die Breite auf fünf Meilen, und weiter westlich nähern sich die Grenzen noch mehr, so daß am Ausfluß der Sesia nur vereinzelte Kalkmassen ihre Fortsetzung bezeichnen, und noch, bevor man Biella erreicht, die letzte Spur derselben verschwunden ist. Die genauere Ausmittelung der geologischen Verhältnisse dieser Gebirge ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, die einstweilen noch nicht besiegt werden können. Der Verf. hat daher in diesem Abschnitte die allgemein gehaltene Darstellung nach Altersformationen verlassen, und nach den einzelnen Gegenden die Beobachtungen mitgetheilt. 1. Val Trompia. 2. Val Seriana. 3. Val Brembana. 4. Comersee und Brianza. 5. Westliche Gegenden. Der mächtige Zug verschiedenartiger Porphyre und

Digitized by Google

Granite zeichnet diese westlichen Gegenden vor allen zur südlichen Nebenzone gehörenden aus, und scheint, nach langer Unterbrechung, die Erscheinungen von Predazzo und Agordo wieder vorführen zu wollen. Jene Gebirgsarten zerfallen in drei Gruppen: 1. Rothe, quarzführende Porphyre. Die Gesteine von Maroggia und Capolago. 2. Rothe, drusige Granite. Das Gestein von Figino und Val Gana. 3. Schwarze, quarzlose Porphyre, bei Capolago.

Dritter Abschnitt. Nördliche Nebenzone. Der Verf. gibt in diesem Abschnitte zuerst eine auf die Paläontologie gestützte Beschreibung der in der nördlichen Nebenzone vorhandenen Formationen, und liefert dann eine Darstellung ihrer Lagerungsverhältnisse.

Erste Abtheilung. Die Formationsfolge. I. Steinkohlenbildung. Die Anthracitschiefer mit Farrenkrautabdrücken der Steinkohlenzeit, welche von Dauphiné bis nach dem Wallis ein Hauptglied der Mittelzone bilden, müssen in dem gesammten Gebiete der Westalpen bis über Tyrol hinaus einstweilen als die älteste Petrefacten führende Formation erkannt werden. Von organischen Ueberresten des Bergkalkes, oder noch älterer paläozoischer Epochen, hat sich bis jetzt keine Spur gefunden.

II. Trias. Es findet sich hier das Wenige zusammengestellt, was sich für jetzt über die Fortsetzung der Triasformation aus Tyrol und Vorarlberg in die nördliche Nebenzone der Schweizeralpen sagen läßt.

III. Lias. Diese Formation tritt sporadisch und unerwartet zu Tage; theils mitten in der Kalkzone, deren dem Gneuse oder den Zwischen-

bildungen aufgelagerte Glieder jüngeren Formationen angehören, theils am nördlichen Rande derselben. Die Mittelzone scheint zur Zeit seiner Ablagerung bereits über das Niveau des Meeres erhöht gewesen zu sein.

IV. Jurabildungen. In den westlichen Alpen, von der Arve bis an die Aare, lassen sich mit voller Sicherheit drei Stufen, ein Unterer, Mittlerer und Oberer Jura, unterscheiden; in den Alpen der inneren und östlichen Schweiz fehlt der obere Jura, und die Gliederung muß auf zwei Stufen beschränkt werden.

V. Kreidebildungen. Die Kreide der schweizerischen Kalkalpen trägt das Gepräge der Kreide von Südeuropa. Der untere Neocomien oder Spatangenkalk ist zu einer mächtigen, aus festen Steinarten bestehenden Bildung geworden; der obere Neocomien oder Rudistenkalk tritt selbstständig, als das am meisten in's Auge fallende Glied der ganzen Folge auf, ausgezeichnet durch Mächtigkeit, große Verbreitung und Steinart; der stets petrefactenreiche Gault ist von bedeutender Festigkeit und beinahe schwarz; die jüngere Kreide erscheint als sogen. Seewerkalk, von gewöhnlichem grauem dichtem Kalkstein kaum verschieden. Es scheint die Zeit, während welcher diese Bildungen sich ablagerten, in den schweizerischen Alpen eine sehr bewegte gewesen zu sein. Die Formationsfolge hat sich nur selten vollständig ausgebildet; bald fehlt dieses Glied, bald jenes. An den Störungen des Gebirges, dem Umklappen mächtiger Schichtensysteme, den Windungen, Quetschungen und Ueberschiebungen derselben, haben die Kreidemassen vollen Antheil genommen.

VI. Eocenbildungen. Der Verf. bezeichnet

Digitized by Google

mit dieser Benennung, nach dem Vorgange von Murchison, die Formationen des Nummulitenkalks und des Flysches oder Alpenmacigno. Diese beiden Formationen erscheinen in den Alpen gewöhnlich als zwei getrennte Bildungen, die von einander unabhängig auftreten und, wo beide zugleich vorkommen, eine constante Lagerungsfolge, die Nummulitenbildung unten, der Flysch oben liegend, behaupten. Doch wird es, wenn Petrefacten fehlen, beinahe unmöglich, den Sandstein der Nummulitenbildung von dem Macigno, der mit Fucoidenschiefern wechselt, zu unterscheiden, und man kann daher nicht selten sich in Verlegenheit befinden, zu entscheiden, wo und ob überall eine Grenze zwischen beiden Formationen gezogen werden solle.

Zweite Abtheilung. Lagerungsverhältnisse. Wenn die bisherige Schilderung der einzelnen Formationen vorzugsweise ihre horizontale Verbreitung kennen lehrte, welche von Westen nach Osten verfolgt wurde, so erfordert dagegen die Betrachtung der Lagerungsverhältnisse Durchschnitte von Süden nach Norden, von der Mittelzone bis an die Molasse. Der Verf. hat für die Darstellung derselben folgende Linien gewählt: 1. Flumet — Annecy. 2. Buet — Meillerie. 3. Vetroz — Semsales. 4. Gasteren — Praroman. 5. Grindelwald — Schangnau. 6. Erstfeld — Bürgen. 7. Windgelle — Sattel. 8. Tödi — Einsiedeln. 9. Chur — Appenzell. 10. Prättigau — Hittisau.

Zweiter Haupttheil. Der Jura. „Je mehr man die sich so nahe stehenden Gebirgssysteme der Alpen und des Jura im Einzelnen kennen lernt, desto auffallender erscheinen, da doch

ein großer Theil ihrer Sedimentmassen gleichzeitig sich abgelagert haben muß, ihre Unterschiede. Viele dieser Gegensätze sind auch keineswegs nur auf jene beiden Höhezüge beschränkt. Die Formationsfolge der Alpen, ihr Gesteinscharakter, ihre Fauna, die Umwandlungen selbst, die ihre Steinarten erlitten haben, finden sich wieder in den Pyrenäen, im Apennin, in Griechenland, in allen Umgebungen des Mittelmeeres, zum Theil bis nach Indien hinein. Wie in den Alpen, tritt auch im Apennin, der eng mit der Steinkohlenbildung verflochtene Verrucano auf; die älteren Kalksteine sind häufig in weißen Marmor oder in Dolomit übergegangen; Nummulitenkalk und Flysch, und in den Niederungen Molasse oder verwandte Bildungen, sind im Gebirgs- und Hügelland vorherrschend; Serpentin und die ihn begleitenden metamorphischen Gesteine tauchen sporadisch aus dem Flysch hervor.. Der mineralogische Charakter vieler dieser Steinarten nähert sie den ältesten des nördlichen Europa, und oft sind sie in früherer Zeit als Ur- und Uebergangskalksteine, Thonschiefer und Grauwacken beschrieben worden. Die blassen Kalksteine des Jura dagegen, mit ihren Oolithen, ihren Korallenfeldern und ihrer fast von Lager zu Lager wechselnden, reichen Fauna, verbreiten sich, weit über die Grenzen des Gebirges hinaus, über Nordfrankreich nach England. Wo ihre Grundlage entblößt ist, finden wir mächtig entwickelte Triasbildungen; über den jurassischen Kalksteinen und Oolithen liegen der gelbe und weiße Neocomien und die weiße Kreide, mit einer von der südeuropäischen wesentlich abweichenden Fauna; den Nummulitenkalk und Flysch vertreten weiche Steinarten, die man lange dem Subapenninenthon und der Molasse nahe gestellt hatte.«

Digitized by Google

Der Bau des Jura kann, mit dem der Alpen verglichen, ein sehr einfacher heißen. Gebogene Schichten kommen meist nur als größere Gewölbe vor. Geknickte, zikzak- oder wellenförmige Structuren sind wenig bekannt; häufiger sind Verwerfungsklüfte und starke Niveaudifferenzen der durch sie zerrissenen Gebirgsglieder. Nur selten steht diese Zerklüftung des Gebirges mit Ueberschiebungen älterer über jüngere Formationen in Verbindung.

Erste Abtheilung. Die Formationsfolge. I. Triasbildungen. a. Bunter Sandstein. b. Muschelkalk. c. Keuper. Die Keupermassen, welche am Westrande des Jura auftauchen, sind Verzweigungen der lothringisch-vogesischen Triasbildungen und stimmen auch im Einzelnen damit überein. Wie bei Vic und Dieuze, liegt das Steinsalz zu Lons le Saulnier und Salins nicht im Muschelkalk, sondern in der tiefsten, der schwäbischen Lettenkohle entsprechenden Keuperstufe; wie in Lothringen, werden die verschiedenen Stufen des Keupers durch Dolomitbänke getrennt, die man als geologische Horizonte benutzen kann. 1. Untere Stufe. Salzbildung. 2. Mittlere Stufe. Weißer Gyps. 3. Obere Stufe. Sandsteine.

II. Lias. a. Unterer Lias. b. Mittlerer Lias. c. Oberer Lias.

III. Jurabildungen. a. Unterer Jura. 1. Eisenoolith. 2. Hauptrogenstein. 3. Vesulmergel. 4. Oberer Rogenstein. 5. Cornbrash. 6. Kelloway. 7. Oxfordmergel. Die sichtbare Verbreitung des unteren Jura ist im westlichen und nordwestlichen Theile des Systems weit ausgedehnter als die des Trias und Lias, und steht selbst hinter derjenigen des jüngeren, weißen Jura kaum zurück. Im südli-

Digitized by Google

chen schweizerischen Jura wird, bis in die Breite von Neuchatel, die Stufe meist durch die oberen Kalkformationen bedeckt, und zeigt sich nur auf dem Rücken der zerrissenen Gewölbketten, oder im Inneren der Clusen. Schon im Berner Jura beginnen aber die zwischen der aufgesprengten Decke von weißem Jurakalk aufsteigenden braunen Massen sich stärker auszubreiten, und mit dem Fortschreiten des Systemes gegen den Rhein zu, im Basler und Aargauer Jura, gewinnen sie wieder die Oberhand. b. Mittlerer Jura. 1. Oxfordkalk. 2. Korallenkalk. c Oberer Jura. Portlandkalk. 1. Astartenstufe. 2. Pterocerenstufe. 3. Virgulastufe.

IV. Kreidebildungen. Keine Altersstufe des Jura zeigt auffallender das staffelweise Hervortreten und die Zunahme der Mächtigkeit der jüngeren Bildungen im Fortschreiten von Norden nach Süden. Nördlich von einer Linie, die etwa von Biel nach Besançon gezogen werden kann, sucht man vergebens nach Kreidepetrefacten und stratificirten Kreidebildungen. a. Bohnerz. b. Wälderbildung. c. Neocomien. 1. Unterer Neocomien. 2. Mittlerer Neocomien. 3. Oberer Neocomien. d. Rudistenkalk. e. Mergel von Apt. f. Gault. 1. Untere Stufe. 2. Mittlere Stufe. 3. Obere Stufe. g. Jüngere Kreide.

V. Eocenbildung. „Es steht wohl fest, daß, nach Ablagerung der unteren chloritischen Kreide, das Juragebiet sich gehoben und trocknes Land gebildet habe, da ihm die Turonische und Senonische Kreide, die Nummulitenbildung und der Flysch, die in den Alpen so mächtig entwickelt sind, ganz zu fehlen scheinen. Auch gehören die einzigen Ueberreste aus dieser Zeit, die am Jura vorkommen,

Landthieren an, und sie finden sich am Rande des Gebirges in ähnlicher Lage, wie die Landthierüberreste der Diluvialzeit längs den Küsten des Mittelmeeres."

Zweite Abtheilung. Lagerungsverhältnisse. Der Bau des Jura ist ungleich einfacher, als der der Alpen. Die Altersfolge der Formationen ist selten gestört. Die verschiedenen Profile weichen von einander meist nur ab in der Anzahl und Gestalt der Ketten oder Wellen, deren jede die Altersstufen und den Bau der anderen wiederholt, oder in der Anzahl und Ausdehnung der Verwerfungsklüfte; oder es kommen auch in dem einen Profil Formationen vor, die in einem anderen fehlen, oder nur angedeutet sind. Der Verf. hat für die Schilderung der Lagerungsverhältnisse folgende Durchschnitte gewählt: 1. Salève — Nantua. 2. S. Cergues — Lons le Saunier. 3. S. Croix — Salins. 4. Neuchâtel — Besançon. 5. Biel — Delle. 6. Solothurn — Pfirt. 7. Wiedlisbach — Aesch. 8. Aarburg — Rheinfelden. 9. Aarau — Murg. 10. Birmenstorf — Albbruck. 11. Randen.

Dritter Haupttheil. Das Hügelland. Von Chambery her dringt die Molasse, auf beiden Seiten des Salève in das breite Thal, das die Alpen der Schweiz vom Jura scheidet und, zum Theil von mächtigen Kiesmassen bedeckt, bildet sie, bis in unbekannte Tiefe, den Boden des Hügel- und Flachlandes. Sie erhebt sich, am Rande der Alpen, zu ansehnlichen Gebirgen, mit steilem Schichtenfall, der mit der Lagerung und der späteren Geschichte des alpinischen Kalkgebirges innig zusammenhängt. In größerer Entfernung von den Alpen sind die Schichten wenig

geneigt oder horizontal; es hat aber die ältere Erosion breite und tiefe Thäler ausgespült, deren Grund zwar durch die Kiesablagerung wieder geebnet und erhöht worden ist, zwischen welchen aber die stehn gebliebenen Massen noch als bedeutende Hügel und Hochflächen erscheinen. Noch mehr erniedrigen sich die Höhen in der Nähe des Jura, und das Hügelland wird hier auch von größeren Ebenen unterbrochen; doch scheint selbst am Rande des Jura die Bildung noch eine bedeutende Mächtigkeit zu besitzen, da nur selten der Kalk isolirt unter ihr hervortaucht. Im Innern des Jura erscheint die Molasse, von S. Croix an, mit zunehmender Verbreitung, in den meisten größeren Längenthälern des nördlichen Jura. Es zeigen sich auch die Molasseschichten an mehreren Stellen steil aufgerichtet; die Bildung hat, wie in der Nähe der Alpen, an den letzten Bewegungen des Kalkgebirges Theil genommen.

Erste Abtheilung. Die Steinarten. I. Molasse. Der Sandstein, nach welchem die ganze Formation benannt worden, zeigt mehrere Hauptabänderungen, welchen besondere Abschnitte gewidmet sind. 1. Gemeine Molasse. 2. Subalpine Molasse. 3. Mergelmolasse. 4. Knauermolasse. 5. Muschelsandstein. II. Nagelfluh. 1. Bunte Nagelfluh. Der Vf. vereinigt unter dieser Benennung alle Nagelfluharten, in welchen Kiesel-, Feldspath- und Glimmergerölle vorherrschen, im Gegensatz der überwiegend aus Kalksteingeröllen bestehenden. a. Gruppe der Voralpen. b. Gruppe der Jurathäler. 2. Subalpine Kalknagelfluh. a. Gruppe der Westschweiz. b. Gruppe der mittleren Schweiz. c. Gruppe der Ostschweiz. 3. Jüngere Kalknagelfluh. 4. Jurassische Kalknagelfluh.

Digitized by Google

III. Kalkstein. Im Verhältniß zu der Ausdehnung und Mächtigkeit, welche der Molasse und Nagelfluh zukommen, erscheint der Kalkstein nur als ein sehr untergeordnetes Glied in der Zusammensetzung des Hügellandes. Nach der Beschaffenheit der Steinart und dem paläontologischen Charakter sind zu unterscheiden: 1. Mariner Grobkalk. 2. Süßwasserkalkstein.

Zweite Abtheilung. Lagerungsverhältnisse. Die Betrachtung derselben zerfällt in zwei Abschnitte: I. Subalpine Zone. Die auffallendste Thatsache, die sich in der Nähe der Alpen der Beobachtung aufdringt, ist die kaum unterbrochene antiklinale Linie, welche, in der mittleren Entfernung von 2 Schweizerstunden oder 10 Kilometern von den Kalkalpen, die N. fallenden Schichten der Nagelfluh und Molasse von den S. fallenden scheidet. Läßt man es zweifelhaft, auf welche Ursache die gefaltete Form des Jura zurückzuführen sei, so bleibt dagegen zur Erklärung dieser Giebelform der Nagelfluh kaum eine andere Wahl, als die Annahme eines von den Alpen her auf den Tertiärboden ausgeübten Seitendrucks. Deutliche Beweise einer von den inneren Alpen ausgegangenen Pressung, finden sich vielfach in den äußeren Kalkketten, und die Ueberschiebung älterer über jüngere Formationen, am Rande des Kalkgebirges, läßt kaum eine andere Deutung zu. Der Verf. hat es versucht, die Ansichten, zu denen er durch die wichtigsten Thatsachen innerhalb der subalpinen Zone geführt worden, durch Zeichnungen klarer zu machen. II. Jurassische Zone.

Dritte Abtheilung. Organische Ueberreste. I. Nördlicher Jura. a. Marine Stufe. b. Süßwasserstufe. Der Verf. vergleicht die

Digitized by Google

jurassische Marine-Molasse mit dem Kalke des Mainzer Beckens, wofür die in beiden Gegenden erkannte Auflagerung einer mächtigen Süßwasserstufe besonders zu sprechen scheint.

II. Mittelland. Mit seltener Ausnahme findet man in den tiefsten Lagern der Molasse, die zwischen dem Jura und den Alpen entblößt worden sind, nur Ueberreste von Landpflanzen, Land- oder Süßwasserthieren, und eine unter dieser Süßwasserbildung durchsetzende marine Bildung, wie sie im nördlichen Jura vorkommt, geht nirgends zu Tage. Ueber dieser Süßwasserbildung liegen, sowohl am Jura, als nach den Alpen zu, seltener in größerem Abstande von beiden Gebirgen, marine Bildungen. In der Mittelzone des breiten Molassethales sind diese nur schwach vertreten, oder sie fehlen ganz. a. Untere Süßwasserbildung. b. Marine Molasse. 1. Subjurassische Zone. 2. Subalpine Zone. c. Obere Süßwasserbildung. In der mittleren und östlichen Schweiz verschwinden die marinen Streifen unter einer mächtigen Masse von Süßwassermolasse, welche den größten Theil des Mittellandes einnimmt.

Am Schlusse des zweiten Bandes finden sich Nachträge und ein Register.

Wir können von dem bewundernswürdigen Werke nicht scheiden, ohne uns einige Wünsche in Beziehung auf eine künftige neue Bearbeitung desselben zu erlauben. Wenn es gleich einleuchtet, daß weder die petrographischen Beschaffenheiten der Gebirgsarten, noch die Lagerungsverhältnisse, zur Bestimmung des relativen Alters der Formationen in den Alpen zureichen können, und daß die organischen Reste oft allein sichere Aufschlüsse darüber zu geben im Stande sind, so be-

Digitized by Google

hält doch die mineralogische Natur der Gesteine immer ein hohes Interesse. In Beziehung nun auf die petrographische Charakterisirung der Gebirgsarten läßt die vorliegende Arbeit zuweilen die wünschenswerthe Bestimmtheit vermissen. Besonders möchte auch die Nomenclatur hin und wieder einer Verbesserung bedürfen. Von vorzüglicher Wichtigkeit ist in dieser Hinsicht die von manchen Geognosten vernachlässigte, strenge Sonderung der Bezeichnung der Formationen und der in ihnen vorhandenen Gesteine, welche uns auch von dem Verf. nicht immer gehörig beobachtet zu sein scheint. Daß die ursprünglichen Beschaffenheiten der Gesteine in den Alpen große Veränderungen erlitten haben, ist gewiß nicht zu verkennen; indem aber die Annahme einer Metamorphose ein Mittel darbietet, um manche höchst räthselhafte Erscheinungen zu erklären, so ist doch die Anwendung dieses Mittels eine gefährliche Klippe für den Geologen, und erfordert daher größte Vorsicht. So lange eine Metamorphose durch die Chemie nicht nachweisbar ist, kann ihre Annahme für die Geologie keinen wissenschaftlichen Werth haben, wohl aber dadurch schaden, daß man Etwas zu verstehen glaubt, was in Wahrheit noch ein ungelöstes Räthsel ist. Es scheint uns, daß der Verf. dahin neigt, zuweilen Gebrauch von jenem Erklärungsmittel zu machen, wo dieser durch chemische Erfahrungen noch nicht gerechtfertigt ist. Schließlich möchten wir wünschen, daß der Verfasser die von ihm benutzten Quellen oft genauer bezeichnet hätte, welcher Mangel besonders für solche Leser, die in der betreffenden Litteratur nicht bewandert sind, fühlbar sein muß.

H.

Leipzig

Bei Engelmann 1854. **Orthoptera europaea auctore Leop. Henr. Fischer.** XX u. 454 S. nebst 18 Steintafeln in Quart.

Ungeachtet der vielen Schriften über die Geradflügler, und obgleich letztere verhältnißmäßig größer, aber minder zahlreich als die Insecten der andern Ordnungen sind, und eben wegen ihrer Größe, sowie auch ihres meist nur kurzen Fluges ohne Schwierigkeit gefangen werden können, finden sich diese Thiere doch in den meisten Museen und Sammlungen nicht mit hinlänglicher Sicherheit und Genauigkeit bestimmt. Der Herr Verf. entschloß sich zunächst diesem Uebelstande durch Herstellung eines Werkes zu begegnen, welches nicht nur die bisher beschriebenen, sondern auch diejenigen europäischen Arten enthält, welche er in verschiedenen Sammlungen unrichtig oder gar nicht bestimmt antraf. Manche zwar beschriebene, aber von ihm selbst nicht gesehene Arten hat er deshalb in das Werk aufgenommen, damit Andere dieselben einer genauern Untersuchung unterziehen möchten. Als östliche Grenze Europas ist das uralische Gebirge und der Uralfluß angenommen. Von der Abhandlung ausgeschlossen sind die am Kaukasus und die in Nordafrika lebenden Orthopteren, obgleich manche von den letztern, so wie mehrere asiatische mit südeuropäischen Arten identisch sind.

Das Werk zerfällt in einen **allgemeinen** und in einen **speciellen** Theil, von denen der erste über die systematische Aufstellung der Ordnungen und Familien, über den äußern und innern Bau, die Lebensweise, geographische Verbreitung, das fossile Vorkommen, die Conservation

Digitized by Google

und dgl. handelt, der zweite aber die einzelnen Ordnungen, Familien, Gattungen, Arten und Varietäten genau charakterisirt und allseitig und ausführlich schildert. Ueberhaupt sind 241 Arten aus 56 Gattungen, 7 Familien und 2 Ordnungen beschrieben und durch sehr zahlreiche, theils eigene, theils von Andern entlehnte anatomische und zoologische Albildungen erläutert.

Durch seine ebenso genauen als schwierigen Untersuchungen hat sich der Herr Verfasser dieses Werks ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft, so wie den Dank der Entomologen und im Besondern der Orthopterophilen erworben, indem diese dadurch in den Stand gesetzt sind ihre Arten sicher zu bestimmen und ihre Kenntniß durch zahlreiche neue Entdeckungen des Hrn Vfs zu bereichern. Berthold.

Göttingen

In der Dieterichschen Buchhandlung 1854. Preispredigt über 1. Joh. 4, 12, am Sonntage Exaudi in der Universitätskirche zu Göttingen gehalten von Georg Wilhelm Schulze. 28 Seiten in Octav.

Diese dem verewigten Dr Gieseler, „der sich des Armen und Verlassenen liebend annahm, als Gottes wunderbarer Rath ihn der theuern, innigst geliebten Eltern in früher Jugend beraubte, dessen huldvolle Fürsorge seine Aufnahme in das Göttingensche Waisenhaus bewirkte, wo er Erziehung und Pflege fand“, von dem Verf. mit inniger Dankbarkeit gewidmete Preispredigt ist das Product eines gute Erwartung von sich erweckenden jungen praktischen Geistlichen. Der zeitgemäße Text ist von ihm nach seinem tiefen In=

halte richtig aufgefaßt, das Thema einfach und klar gestellt, und die Ausführung der einzelnen Theile in bündiger und lebendiger Darstellung gegeben worden.

Die Textesworte selbst bilden die einzelnen Theile der Predigt, den ersten Theil die Worte: „Niemand hat Gott jemals gesehen“, wo mit Beziehung auf die Gnostiker, welche in müssiger Beschauung Gott zu sehen meinten, aber nur ein leeres Trugbild sahen, auf die Weltweisen der Zeit hingewiesen wird, die außer sich weiter keinen Gott in der Welt gelten lassen, sich Altäre bauen, davor die Gottheit des eigenen Ich anzubeten und ihr darauf zu opfern. Die Worte des zweiten Theiles: „So wir uns unter einander lieben, so bleibt Gott in uns“, daß nur in dem Gott wohne, der seinen Mitmenschen, als Gottes Ebenbild, liebe, werden dem Verderben unserer Zeit entgegengehalten, daß sie so viel Worte von äußerm Gottesdienste, von Gebetsformeln und Andachtsübungen mache, und ihr Herz oft so eisig kalt und ihr Sinn so gar hochmüthig sei. Bei dem dritten Theile endlich, „und seine Liebe ist völlig in uns“, wird die wahre Quelle einer vollkommnen Liebe zu Gott in der Gnade Gottes in Christo Jesu gefunden.

Holzhausen.

Berichtigung.

S. 1726 Zeile 8 ist zu lesen **vor Irrthümern** statt **von Irrthümern**.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

Den 11. December 1854.

London

John Murray 1853. Correspondence, despatches and other papers of Viscount Castlereagh, second marquess of Londonderry, edited by his brother Charles William Vane, marquess of Londonderry. Third series. Military and diplomatic. In four Volumes (Vol. IX—XII der ganzen Reihe).

Zweiter Artikel.

In dem ersten Artikel (Stück 157. 158) über diesen letzten Theil der Mittheilungen, die aus dem Nachlaß Lord Castlereaghs von seinem Bruder veröffentlicht worden sind und die mit Recht die öffentliche Aufmerksamkeit in bedeutend höherem Grade als die früheren beiden Abtheilungen auf sich gezogen haben, ward dasjenige zusammengestellt was sich auf die deutschen Verhältnisse in den Jahren 1813—1815 bezog. Ich habe schon damals bemerkt, daß in mancher Beziehung noch wichtiger die Nachrichten sind welche aus den

Digitized by Google

folgenden Jahren bis zum Tode des berühmten Staatsmanns gegeben werden. Gerade die Geschichte dieser Zeit, vor allem unsere deutsche Geschichte liegt noch sehr im Dunkeln. Man erkennt wohl im Allgemeinen die Haltung der Cabinette, die Stimmung des Volks, den beginnenden Kampf der Parteien; aber ein näherer Einblick in die Verhältnisse der leitenden Kreise ist uns fast ganz versagt, und schwer gelingt es zu einer sicheren Würdigung der Thatsachen und ihres wahren Zusammenhangs zu gelangen. Und doch dürfte auch hier ohne Zweifel der Satz seine Wahrheit haben, daß für alle Betheiligte die volle Kunde minder gefährlich ist als das Halbdunkel, in welchem oft die wichtigsten Vorgänge gehalten werden, das der Leidenschaft und der Parteilichkeit erlaubt sie nach ihren Gesichtspunkten und Zwecken zurechtzustellen.

Manches Bedeutende hat uns auch hier in jüngster Zeit das Leben Steins von Pertz gebracht, Aufschlüsse über einzelne Thatsachen und dazu ein Commentar zu den Ereignissen aus dem Munde von Männern, denen Niemand wird Einsicht und Vaterlandsliebe absprechen können. Aber nicht minder erwünscht sind die Nachrichten, welche der Briefwechsel Castlereaghs aus dieser letzten Periode seiner Thätigkeit gerade auch über deutsche Zustände bringt; wer sich für die Entwickelung des deutschen Lebens in der neueren Zeit interessirt, wird nicht unterlassen dürfen, davon Kenntniß zu nehmen; und es scheint deshalb angemessen, auch hier eine noch etwas ausführlichere Zusammenstellung der einzelnen Mittheilungen zu geben, die es nicht verschmäht, auch manches an sich vielleicht Kleinliche und Unbedeutende zu berücksichtigen, das hier seinen Platz neben Wichtigem und wirklich Belehrendem gefunden hat.

Digitized by Google

Ein großer Theil dieser Nachrichten ist enthalten in den mitgetheilten Briefen der verschiedenen diplomatischen Vertreter Englands an der Minister, Clancartys aus Frankfurt, Lambs aus München und später Frankfurt, Stewarts (des Herausgebers) aus Wien, Roses aus Berlin und Anderer. Dazu kommen dann Aeußerungen von Castlereagh selbst, theils in Briefen, die er während seiner Anwesenheit auf dem Aachener Congreß in die Heimath schrieb, theils in Depeschen, die später aus dem auswärtigen Amt ergingen. Es fehlt aber auch nicht an Schreiben deutscher Staatsmänner jener Zeit, und die hier vorliegenden Aeußerungen Metternichs, Hardenbergs, Münsters und Anderer, wird man immer zu den sehr charakteristischen Zeugnissen über ihre Politik und ganze Richtung zählen müssen. Sie bilden, wenn auch an Zahl beschränkt, ein eigenthümliches Gegenstück zu den Mittheilungen aus den Briefen Steins und seiner Freunde, Humboldts, Gagerns und Anderer, die das angeführte Buch von Pertz uns zum erstenmale, oder doch vollständiger und in besserm Zusammenhang als früher vorführt. Die Berichte der englischen Diplomaten werden wir allerdings mit der Reservation lesen, die überhaupt bei der Benutzung solcher, wohl als wichtig anerkannter, aber doch an Werth sehr ungleichartiger Quellen nothwendig ist: man darf nicht denken die volle Wahrheit der Thatsachen zu finden, und begegnet oft genug einer kleinlichen Auffassung, einem einseitigen Urtheil. Aber Manches verdient unsere Beachtung.

Ich will mit einem solchen anfangen. Es ist bekannt genug, mit welcher Herbigkeit Hardenberg in der spätern Zeit von Stein beurtheilt ward, und man kann schwerlich sagen, daß ihm Unrecht

geschah. Der neue Band bringt Aeußerungen von W. Humboldt und Anderen, die in der Form wohl etwas glimpflicher, aber in der Sache doch wesentlich übereinstimmend sind. Auch einer der englischen Diplomaten, Jackson, im Jahre 1814 Gesandter in Berlin, beurtheilt weder Hardenberg noch seine Collegen in günstigerer Weise. „Die neuen Minister, sagt er, haben nicht die Fähigkeiten, wenn sie auch den Charakter und die Festigkeit hätten, um ein anderes System als das bisher befolgte zu beobachten; daher bleibt dieselbe Lässigkeit und Unordnung in den Geschäften, und in einem Augenblick, da die Anstrengung jedes Nerves nöthig wäre, um wieder gut zu machen was alle Theile des Staats gelitten haben, behält der Kanzler die ausschließliche Leitung der verschiedenen Departements, eine Aufgabe, welche die Kräfte jedes Einzelnen auch bei der vollsten Hingebung überschreiten würde, zu der ihn aber seine Gewöhnung an Indolenz und Vergnügen ganz unfähig macht.“ (X, S. 95). Vortheilhafter dagegen lautet ein Wort von Castlereagh selbst (1815, Decemb. 28): er bedaure, daß Hardenbergs Alter nicht die Aussicht gebe, daß derselbe lange an der Spitze der Geschäfte bleibe. „Ich habe ihn, obschon heftig, stets zugänglich für jedes ehrenhafte Gefühl gefunden und unfähig lange einem Appell an seine Vernunft zu widerstehen“. Ein Zeugniß, das sich allerdings vollständig mit jenem anderen verträgt und wohl dem entspricht was wir sonst von seinem Charakter wissen. — Dem mag nachträglich aus den früheren Theilen auch ein Zeugniß über Gneisenau beigefügt werden von Mr. Edward Cooke, welches wenigstens zeigt, daß man in England die rechten Männer zu würdigen verstand. Es war davon die Rede, daß Gneisenau wegen einer persönlichen Mißstim-

Digitized by Google

mung des Königs Friedrich Wilhelm gegen ihn sich aus dem Dienst zurückziehen wollte, „um die Geschichte der letzten Ereignisse zu schreiben“; da bemerkt jener, man möge, wenn man nicht eine Versöhnung mit dem König bewirken könne, suchen ihn in hannöversche Dienste zu ziehen. »He is a great man, und would be a treasure«.

Man wird vielleicht erwarten, gerade über die Verhältnisse Hannovers hier besonders wichtige Mittheilungen zu finden. Das ist aber nicht der Fall. In der Zeit nach dem Kriege werden solche überhaupt nur seltener berührt. Aber Eins kommt allerdings zur Sprache was von einem gewissen Interesse ist, der Plan nämlich Lauenburg nach der Abtretung für eine Summe Geldes von dem dänischen König wieder zu erlangen. Hammerstein hatte sich zu dem Ende nach Kopenhagen begeben, und der Vertreter Englands, Mr. Foster, berichtet über den Erfolg, den seine Sendung hatte. Er war freilich wenig befriedigend; doch versichert jener, der dänische Minister Kaas sei der Sache mit nichten entgegen, sondern denke den König Friedrich VI. zu einer Reise nach London zu bewegen, wo derselbe aus persönlicher Rücksicht auf den Prinzregenten sich wohl dazu entschließen möchte; auch Mösting, Schimmelmann und noch Einige seien dafür; aber Andere, namentlich Rosenkranz und der Generaladjudant Bülow, entschieden dagegen, und auch der König selbst abgeneigt, weil es eine Erwerbung aus seiner Regierung sei, wichtig wegen der militärischen Position, auch der einzige Ersatz für die großen Verluste an Gebiet, welche Dänemark erlitten. Es scheint übrigens, daß man in England nicht ganz damit zufrieden war, daß der Gesandte sich auf diese hannöversche Angelegenheit eingelassen hatte,

Digitized by Google

und dieser behauptet auch später nicht eben weiter darauf eingegangen zu sein (XI, S. 20. 33).

Ich erwähne bei der Gelegenheit ein paar Aeußerungen, welche sich über die Dänen und ihr Verhältniß zu Holstein und den Deutschen finden. Im Jahr 1814 schreibt derselbe Foster: Er glaube eine Aenderung in der dänischen Verfassung sei das beste Mittel, um der Neigung der Bewohner Holsteins zu einer Trennung von der Krone zu begegnen; sie wären schwer verletzt (severely injured) durch die im Krieg getroffenen Maßregeln Dänemarks und durch den Mangel an Schutz einer starken Regierung; aber würde ihnen die Aussicht einer freien Verfassung wie die von England und Frankreich vorgehalten, so müsse er glauben, daß sie diesen Zustand der Dinge jedem andern vorziehen würden (X, S. 107). Ein Mr. John Bramsen dagegen, dessen ausführlicher Bericht von einer Reise durch Europa und einen Theil des Orients sich auch unter Castlereaghs Papiere verirrt hat, weiß nur zu berichten, wie die Dänen beide, Engländer und Deutsche, hassen und Niemanden lieben als die französischen Jacobiner. Man denkt nicht einen Bericht aus dem Jahr 1815, sondern aus unsern Tagen zu sehen, wenn man liest: „Sobald wir Holstein verließen, begannen die Jacobinischen Gesinnungen und dauerten unverändert fort bis wir wieder nach Deutschland kamen“ (XI, S. 96). Nicht sonderlich gut kommt der spätere König Christian VIII. in der Beschreibung des englischen Gesandten fort, der ihm nach verschiedenen Erzählungen Furchtsamkeit, ja Feigheit während seines Auftretens in Norwegen vorwirft; er weiß außerdem zu erzählen, wie seine Heirath mit der Prinzessin von Augustenburg, statt, wie man am Hofe gehofft habe, mit der ältesten Toch-

Digitized by Google

ter Friedrich VI. und die enthusiastische Aufnahme des Kopenhagener Volks bei der Rückkehr ihm die Mißgunst des Königs zugezogen haben. Für die Stellung Dänemarks zu Deutschland verdient endlich auf eine Bemerkung Castlereaghs hingewiesen zu werden, in der er gewiß mit Recht darauf aufmerksam macht, daß es auch für Preußen, Holland und Hannover von Wichtigkeit sei, daß sich nicht hier eine russische Abhängigkeit begründe (X,77).

Eine Angelegenheit, welche in einem großen Theil der hier vorliegenden Briefe verhandelt wird und an welcher England in Fortsetzung der Wiener und Pariser Verhandlungen einen unmittelbaren Antheil nahm, ist die Regelung der territorialen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Baiern. Die Gesandten an den beiden Höfen und Lord Clancarty, der den in Frankfurt abgehaltenen Conferenzen beiwohnte, sind davon gar sehr in Anspruch genommen. Jetzt hat von den Wechselfällen dieser Unterhandlung jedoch nur Einzelnes ein näheres Interesse. Dahin dürfte gehören, was von der Neigung Metternichs erzählt wird einen Theil der Lande am linken Rheinufer zu behalten. Gentz berichtete in Zusammenhang damit fast wunderbare Dinge an den Gesandten Lamb. Der Kaiser habe Ende October oder Anfang November 1815 aus Insbruck an Metternich geschrieben, ihm die Berichte der Wiener Polizei mitgetheilt, die demselben im höchsten Grade feindlich waren und den Fall der österreichischen Papiere und jeden andern Gegenstand der Unzufriedenheit ihm aufgebürdet, auf seine Schwäche und Leichtfertigkeit des Charakters geschoben hatten; der Brief sei außerordentlich herbe und nach Gentzs Ausdruck demüthigend gewesen, so daß dem Minister keine Wahl geblieben als die Sache mit

Baiern durchzuführen oder seinen Platz zu verlassen (XI, S. 99). Clancarty erzählt in Uebereinstimmung damit, daß Wessenberg Metternichs Ansicht theilte, daß dieser aber sich für genöthigt hielt, einer gegnerischen Partei, die als eine militärische bezeichnet und als deren Haupt der Fürst Schwarzenberg genannt wird, nachzugeben, welche den Kaiser von der Nothwendigkeit Baiern zur Herausgabe der streitigen Provinzen (Salzburg, Innviertel ꝛc.) zu zwingen überredet hatte (S. 118. 143). Damit mag man zusammenhalten, was schon früher über Gegner Metternichs — genannt werden Graf Waldis, Balducci, Graf Wrbna — berichtet wird, die ihm die Stellung eines leitenden Ministers und Staatskanzlers bestritten (X, S. 58). Es zeigt wohl so viel, daß der Einfluß des Mannes bei Kaiser Franz doch wenigstens nicht von vorne herein so allmächtig war als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist.

Die Unterhandlungen schienen lange zu keinem Resultat führen zu wollen; der Versuch Oesterreichs, Baiern die verlangte Entschädigung auf Kosten Badens zu verschaffen, stieß doch auf große Schwierigkeiten: wenn England auch an sich nicht viel dagegen gehabt hätte, so erkannte es doch, welche Bedenken dies haben mußte, und war nicht geneigt, dem Plan seine Unterstützung zu leihen. Und gegen den Vorschlag Oesterreichs, Baden dann wieder aus den für den Bau von Festungen in Deutschland bestimmten Geldern zu entschädigen, erklärte es sich mit Entschiedenheit. Zur Geschichte dieser Angelegenheit enthalten die ausführlichen Depeschen Clancartys manche Einzelheiten, die auch Pertz schon bei der Erwähnung dieser Verhältnisse benutzt hat.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. 199. Stück.

Den 14. December 1854.

London

Fortsetzung der Anzeige: »Correspondence, despatches and other papers of Viscount Castlereagh, second marquess of Londonderry, edited by his brother Charles William Vane etc.«

Mitten in den Streit, der einigemale wirklich zu offenen Feindseligkeiten führen zu wollen schien, fiel die Heirath des Kaisers Franz mit einer bairischen Prinzessin, die auf die Verhältnisse in München in mehr als einer Beziehung einen Einfluß hatte. Lamb, inzwischen an diesen Hof versetzt, weiß in einer ausführlichen Depesche gar viel zu erzählen von den Vorkommnissen, welche damals die diplomatische Welt bewegten, von den Wellen im Glas Wasser, in welchen man die Ankündigungen weiterer Ereignisse doch nicht ganz ohne Grund erblickte: wie Wrede großen Empfang hielt, dagegen Montgelas, damals noch Minister, sich mürrisch zurückzog, und zwar, wie wenigstens der Gesandte wissen will, durchaus nicht, weil er gegen die Heirath selbst gewesen, sondern weil

Digitized by Google

mehrere Ernennungen bei der Gelegenheit nicht nach seinem Vorschlag erfolgt, ihm eine Summe Geldes zu einer Fete abgeschlagen, von dem österreichischen Botschafter Schwarzenberg ihm auch nicht der erste Besuch gemacht, sondern dieser von ihm erwartet sei. Der König habe später versucht das auszugleichen, aber vergebens. „Bei einem Mann, sagt der Gesandte, von Montgelas' außerordentlicher Eitelkeit muß die Wunde tief sein". Und dazu kam, daß es ging wie es in dieser Welt gewöhnlich geht: die Personen, welche sonst dem allmächtigen Minister zu huldigen pflegten, wandten sich dem neuen Gestirn zu und erschienen während jener mürrisch zu Hause saß auf den Bällen Wredes. Der scharfsinnige Gesandte ist mit dieser seiner Forschung über den Ursprung der ganzen Verstimmung aber noch nicht zufrieden, sondern sucht der Sache noch weiter auf den Grund zu kommen: es handle sich darum, weshalb Montgelas nicht gleich anfangs seine Salons eröffnet; daran könne seine Sparsamkeit, seine Indolenz Schuld sein; aber das Alles erledigt es nicht; die Hauptsache ist, daß er nicht wagte, es ohne Erlaubniß seiner Frau zu thun, welche unter dem Vorwand von Unwohlsein sich in der Schweiz aufhielt. »The extent of his subjection to her, in all his private concerns, renders this last supposition as probable as it must appear extraordinary.« Der Diplomat sieht dann auch voraus, welches Unheil daraus weiter erfolgen wird, wie die Mitreise Montgelas' zur Hochzeit nach Wien dadurch zweifelhaft geworden ist, die Gegner aber das Wegbleiben ausbeuten können (S. 313). Er hat dann auch bald zu berichten, daß jene wirklich unterbleibt (S. 319), täuscht sich aber nun, wenn er meint, da der Einfluß von M. ohne Zweifel

Digitized by Google

dauern werde, könne es für das Verhältniß zu Oesterreich von nachtheiliger Wirkung sein. Erinnern wir uns, daß Montgelas bald nach der Rückkehr des Königs, unerwartet genug, seine Entlassung erhielt, daß dieser Wechsel des Ministeriums wenigstens ein nicht unerhebliches Moment für das Zustandekommen der baierschen Verfassung von 1818 war, so haben wir hier eine große Staatsaction in ihren kleinen persönlichen Anfängen, wie sie nur irgend der pragmatische Historiker im alten Styl oder der Dichter für seine Darstellung lieben mag.

Von größerem Ernst erscheint, was, freilich nur mehr gelegentlich, über die Spannungen zwischen Oesterreich und Preußen in den ersten Jahren des Friedens vorkommt. Wenigstens nicht sehr rücksichtsvoll ist der Ton in einem Briefe Wessenbergs, der damals Oesterreich in Frankfurt vertrat, an Clancarty (S. 253), zunächst mit Bezug auf die Verhältnisse von Mainz, über die man sich damals (1816, Mai) stritt. »Les conditions mises par la Prusse à l'acceptation des propositions de l'Autriche me paroissent un peu ridicules.« Nachdem Oesterreich mehr als 30000 Seelen auf dem linken Rheinufer an Preußen überlassen, das Arrangement mit Hessen begünstigt, das Recht der Garnison in Luxemburg verschaffen helfen, habe es wohl seinerseits eine kleine Gefälligkeit erwarten dürfen. Es handelt sich eben um das Besatzungs- und Commandorecht in Mainz. Die Bedingungen, welche so lebhaft den Zorn des österreichischen Staatsmanns erregten, sind hier (an falscher Stelle, S. 193) nebst dem vorangehenden österreichischen Project mitgetheilt; sie bestehen darin, daß der preußische Commandant gleiche Rechte haben solle wie der österreichische Gouverneur (be-

Digitized by Google

kanntlich einigte man sich später über ein abwechselndes Besetzen beider Stellen), daß außerdem Baiern nicht allein das Recht der Besatzung in Landau behalte, sondern auch Oesterreich sich dasselbe vindicire. Es ist nicht recht zu begreifen, wie Wessenberg darin einen Anlaß finden kann zu sagen: England sei dabei interessirt, daß Mainz, der Schlüssel Deutschlands, nicht ausschließlich Preußen angehöre (ne soit pas à la Prusse exclusivement). Aber er nimmt es überhaupt nicht sehr genau mit seinen Ausdrücken; denn er sagt unmittelbar darauf: es sei schon unglücklich genug, daß das Königreich der Niederlande durch die preußischen Besitzungen von Deutschland getrennt sei (soit separé de l'Allemagne par les possessions Prussiennes): gewiß eine höchst eigenthümliche geographische Bestimmung. — Zu welchen schweren Conflicten die gemeinsame Besatzung einer solchen Festung unter Umständen führen könne, erkennen wir freilich wohl, wenn wir in dem Leben des Generals Krauseneck (S. 107) lesen, daß in der Zeit der schroffsten Spannung auf dem Wiener Congreß ihm eben zu Mainz die Anweisung gegeben war, Alles bereit zu halten, um sich auf eingehenden Befehl der Festung allein zu bemächtigen.

Weiter greifend als der Streit über die Festungen war der, welcher über die Leitung des Bundestags zwischen Oesterreich und Preußen geführt ward. Nach den unzureichenden Nachrichten, die in einem noch dazu ziemlich verpönten Buch (den Actenstücken von Kombst) mitgetheilt waren, haben wir zuerst genauere Kunde hierüber durch Pertz erhalten, während Castlereaghs Papiere nichts Erhebliches zur Vervollständigung beitragen.

Die territorialen Fragen aber zogen sich noch

Digitized by Google

länger unerledigt hin: sie wurden bekanntlich erst auf dem Aachener Congreß 1818 zu einem Austrag gebracht, den man dann in Frankfurt näher formulirte.

Damit gehen wir gewissermaßen in eine andere Periode hinüber. Die unmittelbar an den Krieg und Frieden mit Frankreich sich anschließenden Interessen treten zurück, dagegen die Verfassungs- und allgemein politischen Fragen in den Vordergrund.

Diese lagen den englischen Staatsmännern allerdings schon ferner, doch gleichgültig waren sie ihnen nicht, und wenigstens an den wichtigeren Entscheidungen nahmen sie auch ein nicht geringes Interesse.

Die erste Ankündigung von Metternichs Abneigung gegen Verfassungen in den deutschen Staaten erregte freilich auch in England Befremden und Mißfallen. Hier ist (S. 415) ein Brief von Graf Münster abgedruckt, vom 23. März 1818, der sich über eine von Lamb gemachte Mittheilung der auch sonst bekannt gewordenen nach München ergangenen österreichischen Note in Beziehung auf die eben damals beabsichtigte Einführung einer Verfassung in Baiern ausspricht. Er bedauert, daß Metternich sich von seinen früher ausgesprochenen Ansichten entfernt, sich zugleich mit einer anderen Note an den Bundespräsidialgesandten Graf Buol in Widerspruch gesetzt habe. In dem Brief ist auch die Rede von einem Schreiben Metternichs an H— (so gegen die Gewohnheit in der Ausgabe, und wohl schon im Original, hier mit dem Zusatz »but too well known in Germany«, ohne daß ich jetzt den Namen zu ergänzen wüßte), der einen sehr ungünstigen Eindruck in Deutschland gemacht habe, was

noch vermehrt werde durch die Aenderungen, welche Metternich bewogen sei bei dem Plan für die militärische Organisation des Bundes zuzulassen. Es heißt außerdem, Graf Hardenberg in Wien bemerke, wie Metternich auch in der Frage über das Repräsentativsystem eine große Opposition daheim zu bekämpfen habe; ob eine solche, die demselben günstiger oder noch ungünstiger war als der Minister, ist nach dem Zusammenhang nicht ganz deutlich; fast sollte man meinen das letzte, so daß jener sich noch als einen Freund desselben betrachtete; denn er hielt es doch für nöthig eben gegen Hardenberg die Note an Baiern damit zu entschuldigen, daß er beabsichtigt habe, Baiern fester bei dem Bunde zu halten. Ueber den Widerspruch der Metternichschen Erklärungen spricht sich übrigens auch Clancarty mit großer Bitterkeit aus (S. 411): »his greatness of soul and perfect mastership of the diplomatic art, not doubt, despise such paltry considerations.«

Auf dem Aachener Congreß, mit dem der letzte Band der Castlereaghschen Mittheilungen beginnt, tritt dann die österreichische Erhaltungspolitik, wie sie sich später gerne genannt hat, schon entschiedener hervor. Es galt eine neue Vereinigung der Mächte über die Grundsätze ihrer Politik zu Stande zu bringen, die gewissermaßen das zusammenfaßten, was in den Allianzverträgen der vier gegen Frankreich vereinigten Großmächte und in der heiligen Allianz der Fürsten enthalten war. Wir sehen aber, wie die Vorschläge, welche gemacht waren und welche Castlereagh gebilligt zu haben scheint, bei den andern Ministern in England große Bedenken, bei Canning entschiedenen Widerstand fanden. Besonders gegen ein russisches Project hatte man viel einzuwenden, weniger gegen

einen Entwurf von Gentz, welcher mehr eine gemeinsame Erklärung als einen neuen Vertrag wollte und der dann auch der am 15. Novemb. beliebten Acte zu Grunde gelegt worden ist, doch nicht ohne noch einige Veränderungen zu erfahren, und nicht ohne daß noch im letzten Moment (Novemb. 13) Lord Bathurst seinen Collegen aufforderte, wo möglich die Sache ganz zu hintertreiben (S. 60. 62. 85). Auch Oesterreich und Rußland standen sich damals wieder argwöhnisch gegenüber. Metternich äußerte an Castlereagh, daß der persönliche Charakter Alexanders die einzige Garantie sei, die man gegen die Macht Rußlands habe (S. 48); und mit Rücksicht auf solche Erscheinungen urtheilte dann der preußische Gesandte Goltz in Paris vielleicht doch nicht so unrichtig, wenn er meinte, daß schon im Jahr 1818 die Quadrupelallianz etwas gelockert sei, daß wenigstens seitdem die gemeinsame Direction angefangen habe sich vermissen zu lassen (S. 233). Doch ist Castlereagh wenigstens von den Congressen noch sehr eingenommen. „Auf jeden Fall, sagt er, ist es eine Genugthuung zu sehen, wie wenig Verlegenheiten und wie viel solides Gutes aus diesen Vereinigungen hervorgeht, welche in einiger Entfernung so schrecklich aussehen. Es scheint mir in Wahrheit eine neue Entdeckung in dem europäischen Staatswesen, indem es zugleich die Spinnengewebe entfernt, mit denen die Diplomatie den Horizont bedeckt, die ganze Tragweite des Systems ins wahre Licht stellt und den Berathungen der großen Mächte die Wirksamkeit und fast die Einfachheit derer im Einzelstaate gibt“.

Eine Anwendung dieses Systems und der auf den Congressen vorherrschenden politischen Richtung sollte dann für Deutschland bald darauf in Karls=

Digitized by Google

bad gemacht werden. Wir kennen die Verhandlungen, wir wissen, daß nur Baiern und Würtemberg einigermaßen den gemachten Vorschlägen widerstrebten, daß dagegen Münster auf dieselben einging und so von den Ansichten abwich, die er zu seinem und seines Königs Ruhm in Wien früher verfochten hatte. Ein Brief, welcher hier mitgetheilt ist, bestätigt dies, ja läßt fast vermuthen, daß ihm ein nicht geringer Antheil an dem Zustandekommen der Beschlüsse beigelegt werden muß und daß auch das englische Ministerium sie mit seinem Ansehn unterstützte. „Die französischen Parteijournale, schreibt er, October 17, aus Hannover, zeigen deutlich, daß Fürst Metternich den rechten Punkt getroffen hat; und da ich Grund habe zu glauben, daß Oesterreich und Preußen auf der Bahn, die sie betreten, beharren werden, werden wir am Ende durchdringen". Wie aber auch ein einsichtiger Mann sich täuschen konnte, erhellt, wenn wir weiter lesen: „der fast allgemeine Beifall, den die Karlsbader Beschlüsse in Deutschland gefunden haben, beweist, daß die große Majorität des Reiches (of the empire) wohl gesinnt ist"; ja der hannoversche Minister wagt dem englischen zu schreiben: „Ich wünschte, Sie könnten Ihrer Tagespresse einen ähnlichen Schlag geben" (S. 156).

Man verfolgt mit Interesse, was man von dem Verhalten der einzelnen Regierungen und namhaften Staatsmänner zu jenen Beschlüssen erfährt. Die Freunde Hardenbergs sind geneigt gewesen, seine Zustimmung mannichfach zu entschuldigen, sie doch als nicht recht freiwillig, aus dem Herzen kommend zu bezeichnen (vgl. Klose, Leben Hardenbergs S. 489). Hier sehen wir doch, wie er sehr entschieden für die Sache einsteht. Münster erzählt von einem Brief, den er von ihm erhalten,

und der beweise, daß er fest aushalte, „obschon die militärische Faction, welche großen Vortheil von einer Auflösung des deutschen Bundes erwarte, jede Maßregel sehr mißbillige, welche geeignet sei Ordnung und Ruhe zu erhalten"; und ähnlich spricht sich Hardenberg selbst in einem Briefe an Castlereagh aus, auf den noch zurückzukommen ist.

Die militärische Faction, von der hier die Rede, waren Boyen, Grolmann, W. v. Humboldt. Sie müssen hier auch den doch fast unbegreiflichen Vorwurf, man sieht nicht, ob von Münster oder Hardenberg, hinnehmen, sie bemühten sich militärische Maßregeln zum Schutz von Deutschland durchzusetzen, damit die Kosten derselben der Nation das Ganze verhaßt machten.

Es wird für Viele etwas Ueberraschendes haben, in dem Brief des Hannoveraners Hardenberg und in zahlreichen anderen Actenstücken des Bandes zu lesen, daß bald darauf — es ist die Zeit der Wiener Conferenzen — Rußland, wenigstens die russische Diplomatie den Absichten der beiden deutschen Großmächte überhaupt, und auch in Beziehung auf die Verfassungsfragen, eifrig entgegenwirkte, den Widerstand der Mittelstaaten, Baierns und Würtembergs unterstützte, ja zum Theil erst weckte, daß Rußlands Vertreter als die Beförderer des Liberalismus verschrien wurden und die conservativen Staatsmänner dagegen Beistand bei England suchten. Die Dinge sind interessant und zugleich unbekannt genug, um einen Augenblick dabei zu verweilen.

Schon Münster äußert im October 1819 Besorgnisse wegen der Zusammenkunft des Königs von Würtemberg mit Kaiser Alexander in Warschau, er nennt den bekannten im Dienst und Vertrauen des Kaisers stehenden Grafen Capodistrias

einen Koryphäen des Liberalismus (that coryphée of Liberalism). Von ihm sagt dann Fürst Hardenberg in seinem Brief an Castlereagh (S. 162): „Capodistrias, dessen Sophismen wir alle kennen, und der uns in Aachen so viel Fäden zu entwirren gegeben, hat sich in den Kopf gesetzt, daß wir nichts Geringeres im Sinne haben als die Bundesacte, wie sie durch die Mächte garantirt ist, zu ändern, daß Oesterreich und Preußen die Freiheit und Souveränität der kleinen und geringeren Staaten Deutschlands vernichten wollen; er fürchtet die Verminderung des russischen Einflusses und gefällt sich seine Nachrichten und Gründe aus den Blättern der revolutionären Partei in Frankreich und den Niederlanden, die ganz von Lügen erfüllt sind, zu schöpfen, eine Sprache der Mißbilligung über die Karlsbader Beschlüsse zu führen, dadurch den Keim der Unzufriedenheit zu nähren, welchen der Ehrgeiz und die Absichten Baierns und Würtembergs seit dem Wiener Congreß aufrecht erhalten haben, die Gesandten Rußlands im Ausland in einem Sinn zu instruiren, welcher wenig geeignet ist, um die ganz und gar reinen und den Verträgen und Umständen entsprechenden Absichten zu unterstützen, welche wir mit Oesterreich und der großen Majorität der deutschen Staaten gemeinsam hegen". Er fügt hinzu, daß allerdings der Kaiser selbst von guten Principien erfüllt und daß es nur die falschen Begriffe und Meinungen des Grafen Capodistrias seien, welche denselben veranlaßten, gewissermaßen in Widerspruch mit seinen eigenen Ansichten zu handeln. Hardenberg wünscht dann, daß das englische Ministerium dieser Auffassung keinen Raum geben, sondern sich überzeugt halten möge, daß die Wiener Conferenzen keinen andern Zweck hätten als den Bestrebungen der

Digitized by Google

Revolutionäre einen Damm entgegenzusetzen und sich über die Ausführung der Bundesacte zu einigen, daß auch die Opposition von Baiern und Würtemberg nicht so bedeutend sei als Capodistrias sie mache, daß vielmehr in den wesentlichen Punkten Uebereinstimmung herrsche.

Dem entspricht ein ausführlicher Bericht von Lamb aus München, 1820, Januar 4 (S. 165). Er habe das Circular Rußlands an seine Gesandten gesehen und könne es nur betrachten als ein Manifest an die deutschen Höfe, um ihnen zu versichern, daß sie in ihrem Widerstand gegen die Maßregeln Oesterreichs unterstützt werden würden; er berichtet von einer Unterredung mit dem russischen Gesandten in München Anstett, der mit Capodistrias ganz eins sei, und welcher ihm erzählte, daß der Besuch des Königs von Würtemberg den Kaiser zuerst aufmerksam gemacht habe (started the hare with the Emperor), seitdem aber Deputationen von der liberalen Partei in verschiedenen Staaten an denselben abgegangen seien (wozu Lamb jedoch bemerkt, daß er dies nie sonst gehört und nicht wisse wie weit es zu glauben). Anstett stellte freilich eine Erzählung in Abrede, nach welcher er bei einem Diner dem würtembergischen Gesandten gesagt haben sollte, der Kaiser habe die von dem König gegebene Verfassung garantirt, eine Sache, die für wichtig genug angesehen ward, daß Oesterreich in Petersburg Vorstellungen wegen des Betragens des Gesandten machen ließ; er gerirte sich aber sonst stolz und zuversichtlich, und zeigte, wie Lamb meint, daß er es als das Hauptverdienst eines russischen Agenten betrachtete, den Absichten Oesterreichs und Englands überall entgegenzutreten und ihren Einfluß zu zerstören, um dafür den von Rußland zu be-

gründen. Der Engländer hat auch wohl nicht so Unrecht, wenn er urtheilt, der Standpunkt des Kaisers Alexander sei eigentlich der, daß er wünsche den revolutionären Geist gebrochen zu sehen, aber ein Feind des deutschen Bundes sei, von dem er glaube, daß derselbe als eine Waffe gegen ihn gebraucht werden könne; wobei der Kaiser dann besonders die nie beseitigte Abneigung Oesterreichs im Auge haben mochte. Doch muß man daneben allerdings in Anschlag bringen, daß bekanntlich Alexander früher eine gewisse Vorliebe für eine verfassungsmäßige Entwickelung hatte und nach den Mittheilungen von Pertz (S. 302) doch auch in Aachen noch sich gegen Stein einer solchen nicht ungünstig zeigte: „man müsse die liberalen Ideen in das Leben bringen, aber sich an die Spitze der Frage stellen, und auch für die Aufrechthaltung des Ansehens des Regenten sorgen".

Der Verlauf der Sache war dann der, daß England wirklich die russische Auffassung verwarf, Castlereagh in einem ausführlichen Schreiben (S. 178 ff.) an den Gesandten Grafen Lieven die geäußerten Bedenken zurückwies, sich den Verhandlungen in Wien günstig erklärte und namentlich von jeder weiteren Einmischung in die deutschen Angelegenheiten abrieth, wovon er den Cabinetten zu Berlin (S. 173) und Wien (S. 184) Nachricht gab, in dem Brief an Hardenberg begleitet von den lebhaftesten Wünschen für das Gelingen des begonnenen Werkes und der Versicherung wie dasselbe nur den Ruhm der beiden großen deutschen Cabinette erhöhen könne, in der Note an den englischen Gesandten in Wien mit dem Ausspruch des Wunsches, daß Oesterreich die ganze Verhandlung, zu der es durch eine Mittheilung an die Großstaaten den ersten Anlaß gegeben, —

Digitized by Google

es hatte auch in Petersburg über die Conferenzen eine Anzeige gemacht — jetzt auf sich beruhen lasse.

Rußland desavouirte übrigens Anstett (S. 275), ohne daß sich freilich seine Haltung im Wesentlichen änderte. Er und Capodistrias sollen sich später der Bewegung in Neapel günstig erklärt, das einzige Heil in der Verleihung einer Verfassung gefunden haben (S. 350. 374), weshalb denn auch Metternich auf dem Congreß zu Troppau die Abberufung Anstetts zu erlangen suchte, aber vergebens.

Uebrigens ist zu bemerken, daß nach Lambs Mittheilungen wenigstens Baiern den Wiener Verhandlungen in der That nicht so entgegen war, als man wissen wollte und auch später behauptet hat. Der Minister Rechberg erklärte sich selbst sehr entschieden gegen Rußlands Verfahren, bezeichnete als dessen Absicht nur »de tout embrouiller«, sah in ihm eine Gefahr für die Ruhe Europas, äußerte auch selbst die Hoffnung, daß etwas Gutes in Beziehung auf die Verfassungen in Wien zu Stande kommen werde. Er und ein zweiter Minister, wird erzählt, seien einer Veränderung ihrer Verfassung ganz geneigt, aber die drei Anderen wollten das Bestehende aufrecht erhalten. »The king shifts and wavers, and starts at the shadow of any thing which can be thought to attack his sovereignty«. Montgelas und Wrede seien bereit Alles anzunehmen was ihnen die Macht verschaffen könne, die jener zum Umsturz der Verfassung benutzen, von der dieser überhaupt nicht wissen werde irgend einen Gebrauch zu machen.— So blieb am Ende aller Widerstand auf Würtemberg beschränkt, und der Bericht eines nicht genannten Mannes, welchen Lamb später einsendet und auf den er einen gewissen Werth legt, will

allerdings wissen (S. 275), daß derselbe bedeutend genug war, um Metternich, welcher wußte, daß man auf Alexanders Unterstützung rechnen konnte, zu bewegen, die Bestimmungen über die Verfassungssache so modificiren zu lassen, daß der König abgehalten wurde eine Rolle zu spielen, zu der er sonst im Stande gewesen, sich nämlich von dem Bunde zu trennen und als das Haupt der constitutionellen Partei in Deutschland zu figuriren (by separating himself from the Confederation and figuring as the head of the Constitutional party in Germany). Man mag von diesen Aeußerungen immer ein gutes Stück in Abzug bringen; aber schon, daß solche Ansichten gehegt werden konnten, im diplomatischen Verkehr eine Erwähnung fanden, ist nicht ohne Bedeutung.

Bei dem völligen Mangel an Nachrichten über die Behandlung einzelner Punkte in Wien haben wir auf die gelegentlichen Aeußerungen zu achten, welche sich hier finden. So ist die Rede von einem Vorschlag eines der Comite, § 4 oder 7, nach welchem der Bund, im Fall er an einem Kriege Theil nehme, den ein Staat mit Besitzungen außerhalb des Bundes führe, seine Truppen nicht über die Bundesgrenzen hinaus führen solle, es sei denn, daß besondere Verträge darüber beständen. Etwas Derartiges ist in die Schlußacte, zu deren § 47 es gehören würde, nicht aufgenommen. Die besonderen Verträge waren den Russen ein besonderer Anstoß; es ist gerade bei der gegenwärtigen Lage der Welt wohl von Interesse zu sehen, wie damals schon Anstett fürchtete, daß solche Verträge von Oesterreich und Preußen mit dem Bunde abgeschlossen seien über den Schutz ihrer außerdeutschen Besitzungen gegen Rußland (S. 166). — Auch die Angelegenheit des

Baus von Festungen am Oberrhein kam, wie wir sehen, in Wien zur Sprache. Es ist auch sonst bekannt, wie die verschiedenen Interessen sich hier feindlich entgegentraten und lange Alles vereitelten. Die Mittheilungen, welche Lamb damals in Frankfurt erhielt und die sich wesentlich auf österreichischem Standpunkt halten, berichten (S. 273), daß der König von Würtemberg ein geheimes Memoire ausarbeiten ließ, welches sich gegen die Befestigung von Ulm aussprach und die Unabhängigkeit Würtembergs für unvereinbar mit der Existenz einer österreichischen Garnison in Ulm erklärte; wogegen Oesterreich geltend machte, daß es bei der Anlage einer Festung darauf Rücksicht nehmen müsse, daß sie nicht gegen dasselbe gebraucht werden könne; deshalb (es erhellt freilich doch nicht recht warum) könne es nicht in die Befestigung von Rastadt willigen, aber wohl in die von Mannheim oder Germersheim; es zog übrigens aus Gründen, die in einem besondern Aufsatz entwickelt sind (S. 277), Germersheim auch Rastadt vor.

Noch mehr erregt die Aufmerksamkeit was über die Stellung Oesterreichs zum Bunde überhaupt gesagt wird. Lamb versichert (S. 167), daß Metternich der einzige österreichische Staatsmann sei, der sich um die Befestigung des Bundes kümmere; Stadion, Schwarzenberg, Saurau, auch der Kaiser selbst betrachteten diesen nur als Oesterreich hemmend, da dies an die Beschlüsse einer Versammlung gebunden sei, die es nie werde im Stande sein zu leiten. Lambs Gewährsmann berichtete, daß die ganze militärische Partei wie er sie nannte, dieselbe, die früher als Metternich feindlich bezeichnet ward, der Existenz des Bundes entschieden entgegen sei; sie behauptete, daß Erfahrung und

Wahrscheinlichkeit gleich sehr dafür sprächen, daß Oesterreich alle ernsthaften Stöße von Osten erwarten müsse und sie fragte welche Vertheidigung es vom Bunde in Galizien zu erwarten habe — eine Frage, auf die wie es scheint nun unsere Zeit die Antwort zu geben hat. Diese Partei meinte dann, daß einzelne Allianzen für Oesterreich ungleich vortheilhafter wären. Und wir erinnern dabei, daß Metternich in dem Gespräch mit Graf Hardenberg, über welches dieser in einem frühern Theil dieser Mittheilungen einen sehr interessanten Bericht gegeben hat (oben S. 1569), im October 1813 ebenfalls nichts weder von der Herstellung des Kaiserthums, noch überhaupt einer gemeinsamen Verfassung Deutschlands wissen wollte, sondern selbst das System besonderer Verbindungen unter den selbständigen Einzelstaaten als das einzig Zweckmäßige empfahl. Jetzt dagegen hielt er den Bund aufrecht, wie es heißt — ganz seinen sonstigen Grundsätzen gemäß — einmal, weil derselbe existire, sodann, weil ein Wechsel des Systems zum Kriege führen möge, den übrigens die Militärpartei kaum zu meiden denke. Aber es wird zugleich hinzugefügt, daß Metternich den Bund mit Absicht in Unthätigkeit fallen lasse, daß er deshalb vorgeschlagen die Ferien auf 8 Monate auszudehnen, die Sitzungen auf 4 zu beschränken, daß er darum auch kein Gewicht darauf lege, der ungenügenden Vertretung — Lamb sagt an einer anderen Stelle (S. 362): Metternich employs here a blockhead, whom he thinks he can render harmless by trusting him with nothing — ein Ende zu machen, indem es ihm gleichgültig scheine, welche Agenten er verwende, da er glaube alle Dinge selbst leiten zu können.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 16. December 1854.

London

Schluß der Anzeige: »Correspondence, despatches and other papers of Viscount Castlereagh, second marquess of Londonderry, edited by his brother Charles William Vane etc.«

Davon kam er dann bekanntlich im Jahr 1822 zurück, als es galt den Widerstand der Mittelstaaten zu brechen und die dem Langenau — dieser könnte vielleicht auch Lambs Gewährsmann sein — zugeschriebene Denkschrift eine Epuration des Bundestags, aber auch einen Wechsel der österreichischen und preußischen Gesandtschaft dringend empfohlen hatte.

Man sieht doch, welche Gefahren damals den Bund noch bedrohten. Einer Partei in Preußen, einer in Oesterreich (sie werden beide die militärische genannt) wird eine entschieden feindliche Absicht gegen das Bestehen desselben beigelegt; auch sonst ist von der Möglichkeit der Auflösung die Rede, wenn Oesterreich etwa daran denke den König von Würtemberg zur Raison zu bringen oder

Preußen bei einer innern Bewegung zu unterstützen. Bei einer solchen Lage der Dinge muß man allerdings einen Theil der Wiener Beschlüsse als bedeutend und vortheilhaft genug betrachten.

Lamb hielt übrigens im Sommer 1820 die Gefahren in Deutschland für beseitigt. In einem Brief vom 28. Mai (S. 263) schildert er, wie die Ruhe hergestellt, die Presse verstummt, der Zustand der Universitäten wenigstens für den Augenblick nicht bedrohlich sei; die Maßregeln der »Compression« hätten vollständigen Erfolg gehabt; womit er dann allerlei Aeußerungen verbindet über das was noch zu thun sein möchte, eine Aenderung im System des Unterrichts und Anderes, und wobei es schließlich nicht verschwiegen wird, daß sich jenes Urtheil doch nur auf einen Theil von Süddeutschland beziehe: den Norden kenne er nicht; das linke Rheinufer solle etwas weniger an der allgemeinen Ruhe theilnehmen; im Süden sei besonders Tyrol unzufrieden mit seiner Regierung, aber aus ganz anderen Gründen als denen, welche die Agitationen im übrigen Deutschland veranlaßt hätten.

Einige Zeit später hat er freilich ganz andere Nachrichten zu geben. Die Bewegungen in Spanien, in Italien haben begonnen, und nun ist auch Deutschland wieder in Unruhe. Er meint, daß man jeden Augenblick erwarten könne zu hören, daß eine Constitution in Preußen verlangt sei. Wenn eine Revolution in Preußen ausbreche, werde dies von ganz Deutschland unterstützt werden und mit einem Enthusiasmus wie er nur jemals ersehen. Der Großherzog von Darmstadt habe wegen der Stimmung der Armee eine Verfassung gegeben und Rußland ihn deshalb beglückwünscht. Es sei auch an die Möglichkeit einer

Digitized by Google

Revolution in Polen zu denken, wo die Armee den Großfürsten Constantin verabscheue (schon damals!). Und selbst mit Oesterreich stehe es schlimm, man versichere, daß einige Regimenter sich geweigert hätten gegen Neapel zu marschiren, unter einem Theil der höhern Officiere — er nennt Bianchi und einen Colloredo — herrsche Unzufriedenheit, weil sie zurückgesetzt, jene beiden, weil man sie als Raisonneurs betrachte. Oesterreich, sagt der Gesandte, kämpfe mit materiellen Waffen gegen einen Geist, und gegen einen solchen, der es selber angreife, wo es das am wenigsten erwarten sei (S. 377). Er, der früher die baierische Verfassung sinnlos (senseless) genannt, findet nun, daß es nothwendig sei, überall Verfassungen einzuführen.

Gewiß auf solche Urtheile eines fremden, wie man sieht red- und schreibseligen Diplomaten ist kein zu großer Werth zu legen; wir werden nicht denken damit die Lücken unserer Geschichte ausfüllen zu können. Schlimm genug, daß wir ihnen an so manchen Stellen doch bis auf weiteres Aufmerksamkeit zuwenden müssen; das übrige läßt man einmal an sich vorübergehen wie manches andere Wort von Mitlebenden, auch solchen, die nicht eben in den Kern der Dinge einzudringen wissen, aber doch Manches richtig beobachtet und das gerade Beobachtete aufgezeichnet haben. So soll hier auch das nicht übergangen werden, was Lamb aus einem Bericht des österreichischen Gesandten in Cassel zu entlehnen der Mühe werth erachtet: die Nachricht von der Unterwerfung der Neapolitaner sei mit Freude von dem Churfürsten aufgenommen, aber sonst von Niemand an dem Orte (S. 385).

Mehr der eigentlichen Geschichte gehört das an, was wir über das Verhalten Englands zu der

[150*]

Zusammenkunft der drei Souveraine aus den östlichen Großstaaten in Troppau und Laybach lesen. Eine ausführliche Depesche Castlereaghs an seinen Bruder, den Gesandten in Wien, legt die Ansicht der englischen Regierung dar (S. 311 ff.), andere Briefe enthalten Details über die erste Aufforderung Oesterreichs und den darauf folgenden Notenwechsel; Castlereagh tadelt später besonders (S. 341), daß Metternich die Intervention in Neapel zu einer europäischen Angelegenheit gemacht statt sie als rein österreichische Sache rasch zu beendigen. „Aber unser Freund Metternich, mit all seinem Verdienst, zieht eine verwickelte Unterhandlung einem kühnen und schnellen Streich vor“. Daß die englische Regierung eigentlich den Schritten der Ostmächte entgegen gewesen, läßt sich doch nicht sagen; sie findet nur keinen Grund sie zu theilen. Es sieht aus wie eine ziemlich gemachte Geschichte, wenn in einem hier auch mitgetheilten Berichte Anstett nach Hause meldet, mit welcher Leichtigkeit der englische Gesandte damals zu Frankfurt alle deutsche Staaten, welche sich Oesterreich gegenüberstellten, für die Ansicht seines Hofes gewonnen habe. Die Regungen der Opposition am Bundestag dauerten allerdings fort, ja verstärkten sich noch. Aber sie hielten Oesterreich damals in seinem Siegeslauf so wenig auf als die neapolitanischen Regimenter.

Nach dem Erfolg in Italien hielt es sein System für unerschütterlich befestigt. Die Cabinette, schreibt der in Laybach anwesende R. Gordon 1821, Mai 13., haben eine Miene von Kühnheit angenommen, welche offenbar auf dem ihrerseits gefaßten Beschluß ruht, nicht einen Zoll breit in der Sache zu weichen, über die sie mit solcher Leichtigkeit in Italien gesiegt haben, und wenn

Digitized by Google

es nöthig gegen die ganze Welt in Vertheidigung ihrer Doctrin zu kämpfen. Oesterreich könnte mit nicht mehr Bestimmtheit sprechen, wenn Rußland in eine Provinz seines Reiches umgewandelt wäre."

Die griechische Erhebung begann allerdings ihren Einfluß zu äußern. Schien sich Rußland hier von der österreichischen Auffassung abwenden zu wollen, so fand diese bei England noch volle Unterstützung; ein ausführliches Schreiben Castlereaghs an den Kaiser Alexander selbst vom 16. Juli 1821 (S. 403 ff.) wird man mit Interesse lesen.

Wie Oesterreich damals aber sprach, zeigt ein Brief von Metternich an Castlereagh, 26. October 1821: er schickt ihm eine Depesche aus Berlin als Zeichen der Confusion, welche in dem Gang der preußischen Regierung herrsche; er erwähnt eines Artikels der Berliner Staatszeitung voll von Wahrheiten und Unklugheiten, der mit einer Note Bernstorffs in nichts übereinstimme. »S'il n'étoit pas prouvé que l'on n'invente plus facilement deux Dieux, nous verrions l'un de ces jours en paroitre deux dans quelque pièce Prussienne« (S. 442).

Es sind keine erfreulichen Bilder aus unserer nahen Vergangenheit, die uns hier, wenn auch zum Theil im Spiegel fremder Auffassung, entgegentreten. Gewiß nicht die ganze Geschichte Deutschlands in diesen Jahren ist in ihnen charakterisirt. Aber diese sind ein Theil, ein nicht kleiner Theil dessen, was uns damals beschieden war. — Die Kenntniß davon kann uns schwerlich vor der Wiederkehr ähnlicher Uebel schützen: den Nutzen hat die Geschichte fast nie gehabt; aber sie kann beitragen die Gegenwart richtiger und unbefangener zu beurtheilen, weil sie uns zeigt, auf welcher Grundlage sie ruht. G. Waitz.

Digitized by Google

Harlem

Bij A. C. Kruseman 1853. Verhandelingen uitgegeven door de Commissie belast met het Vervaardigen eener geologische Beschrijving en Kaart van Nederland. Eerste Deel. 143 Seiten in groß Quart. Mit 9 Steindrucktafeln.

Mit freudiger Theilnahme begrüßen wir dieses erste Zeichen des Gedeihens einer Unternehmung, welche nicht allein den Niederlanden mannichfaltigen Nutzen verspricht, sondern ohne Zweifel auch der wissenschaftlichen Geologie überhaupt sehr förderlich sein wird. Man möchte vielleicht glauben, daß ein so flaches und im Ganzen einförmiges Land, der geologischen Forschung nicht viel Bedeutendes darbieten könne. Eine solche Meinung ist indessen eine sehr irrige; denn wenn gleich in Holland keine große Mannichfaltigkeit von Formationen vorhanden ist, so bieten doch die, welche dort sich finden, reichen Stoff zu Untersuchungen dar; so wie die Verhältnisse des Landes zum Meere, mit welchem es in einem beständigen Kampfe sich befindet, und zu den Strömen, welche auf die Bildung des Landes vom größten Einflusse waren, ganz vorzüglich geeignet sind, Forschungen über die neuesten Veränderungen der Erdoberfläche zu begünstigen.

Aus der Einleitung erfahren wir, daß die niederländische Regierung schon i. J. 1826 den Entschluß faßte, eine geologische Beschreibung und Chartirung der Niederlande zu veranstalten; wobei es die Absicht war, mit den durch mineralischen Reichthum ausgezeichneten südlichen Provinzen zu beginnen. Hr van Breda, der damals die Professur der Geologie an der Universität zu Gent bekleidete, wurde mit der Ausführung des

wissenschaftlichen Theils jener Unternehmung beauftragt; und es hätte gewiß keine bessere Wahl getroffen werden können. Die begonnene Arbeit gerieth indessen leider durch die i. J. 1830 erfolgte Trennung von Belgien und Holland, in's Stocken. In dem ersteren Lande wurde nach jener Zeit das Unternehmen wieder aufgenommen, und die Ausführung desselben mit Eifer betrieben, wovon die i. J. 1852 erschienene, von Dumont verfertigte geologische Charte von Belgien eine schöne Frucht ist. In Holland waren dagegen die öffentlichen Verhältnisse einer geologischen Landes-Aufnahme nicht günstig. Sie wurde indessen durch den zuerst i. J. 1846 versammelten landwirthschaftlichen Congreß wieder in Anregung gebracht. Ein darauf sich beziehender, an den König gerichteter Antrag, veranlaßte den Entwurf und die Prüfung eines Planes, der i. J. 1852 die königliche Genehmigung erhielt, und zu dessen Ausführung die erforderlichen Geldmittel bewilligt wurden. Für die geologische Aufnahme von Holland wurde im März 1852 eine unter dem Ministerio des Innern stehende, aus drei Mitgliedern, den Herren van Breda, Miquel und Staring bestehende Commission ernannt. Es wurde dem Hrn van Breda der Vorsitz, und dem Hn Staring das Secretariat übertragen, Harlem zum Sitze der Commission bestimmt, und zur Grundlage der Chartirung die topographische Charte der Niederlande nach dem Maßstabe von $\frac{1}{50000}$ angenommen. Zur Lieferung von Beiträgen für die geologische Landes-Untersuchung wurden von dem Minister 20, in verschiedenen Theilen von Holland wohnende Correspondenten ernannt. Die obige Commission ist sogleich in Wirksamkeit getreten, und hat bereits unter dem 27sten October 1852

einen Bericht über dieselbe an den Minister des Innern erstattet, der sich in dem vorliegenden Bande abgedruckt findet. Außerdem sind darin vier Abhandlungen enthalten, von deren Inhalt wir eine kurze Anzeige hier nachfolgen lassen.

De Steen van Losser in Overijssel. S. 13—32. Die Gewinnung von Mergel in der Nähe des Dorfes Losser in Oberyssel, nicht weit von der hannoverschen Grenze, führte i. J. 1844 zur Auffindung einer Flötzmasse, welche, von Diluvialsand bedeckt, bis dahin verborgen geblieben war. Sie besteht aus einem Sandstein, der dem Bentheimer gleicht. Es sind darin Petrefacten gefunden, die zum größten Theil auch in dem Sandstein von Gildehaus im Hannoverschen vorkommen, und für die älteste Gruppe der Kreideformation, dem sogenannten Neocomien, charakteristisch sind.

De fossiele Planten van het Krijt in het Hertogdom Limburg, door F. A. W. Miquel. S. 33—56. Die hier beschriebenen fossilen Pflanzen stammen aus drei Abtheilungen der limburgischen Kreide-Bildung, und wurden von den Herren Bosquet, Thierens, van Riemsdijk und Laurent gesammelt. Außerdem wurde bei dieser Arbeit die reiche Sammlung des Hrn van Breda benutzt. Der Verf. hat mehrere neue Gattungen aufgestellt — von Dikotyledonen das Genus Debeya, von Monokotyledonen die Gattungen Halocharis und Palmocarpon — und von den beschriebenen Pflanzen auf sieben Tafeln Abbildungen geliefert.

De Veenen in Nederland, door W. C. H. Staring. S. 57—102. Eine treffliche Abhandlung, welche eine gedrängte Darstellung der Eigenthümlichkeiten der niederländischen Moore

Digitized by Google

enthält, wobei die betreffende Litteratur berücksichtigt, und besonders auch auf die ausgezeichnete Arbeit Grisebach's über die Emsmoore hingewiesen worden. Der Verf. unterscheidet **Lage Veenen** und **Hooge Veenen**, von welchen die ersteren unseren Wiesenmooren, die letzteren unseren Hoch- oder Haidemooren entsprechen, und handelt von ihrer verschiedenen Bildungsweise, von ihren abweichenden Beschaffenheiten, den darin sich findenden organischen und unorganischen Körpern, so wie von ihrer Vegetation. Hinsichtlich der **Lage Veenen** wird bemerkt, daß sich nichts von organischen Resten darin finde, woraus auf einen vorhistorischen Ursprung geschlossen werden könne.

De Bodem onder Gorinchem, onderzocht en beschreven door P. Harting. S. 103—143. Ein überaus lehrreicher Bericht über die Resultate der tiefsten Brunnen-Bohrung, welche bis jetzt in Holland ausgeführt worden. Sie wurde zu Gorinchem i. J. 1835 zur Erlangung von gutem Trinkwasser unternommen, und durch Hrn C. P. Fries, der sich durch mehrere sehr gelungene Bohrungen Ruf erworben hat, geleitet. Die Arbeit wurde bis zu der sehr bedeutenden Tiefe von $182^{m},4$ unter der Oberfläche, und von $178^{m},86$ unter dem Meeres-Niveau, fortgesetzt. Aus den durchsunkenen zahlreichen Schichten wurden viele organische Reste zu Tage gefördert, welche besonders zur genaueren Bestimmung des relativen Alters jener Schichten benutzt werden konnten. Obige Abhandlung enthält nicht allein eine genaue Angabe der durch die Bohrung aufgeschlossenen Massen, sondern auch eine Aufzählung der darin gefundenen organischen Ueberreste, nebst manchen schätzbaren Bemerkun-

Digitized by Google

gen darüber. Folgende Hauptresultate hat die Bohrung ergeben. Der Boden unter Gorinchem besteht aus einer großen Anzahl abwechselnder Klei-, Lehm- und Sandlagen, von welchen letztere die Oberhand haben. Die höheren Kleilagen sind von den tieferen Lehmlagen nur dadurch unterschieden, daß in jenen mehr in Humus umgewandelte Pflanzenreste enthalten sind, wogegen diesen ein größerer Gehalt an Eisenoxydhydrat eigen ist. Die tieferen Lagen zeichnen sich besonders durch einen bedeutenderen Antheil von kohlensaurem Kalk aus. Die in allen Sandlagen enthaltenen Gerölle sind dieselben, welche noch jetzt durch die großen Ströme nach Holland geführt werden, und von den Ardennen und niederrheinischen Gebirgen abstammen. Die organischen Ueberreste beweisen, daß unter dem neueren Alluvium eine Süßwasserbildung von ansehnlicher Mächtigkeit, und unter dieser ein Meerwassergebilde sich befindet. Die in letzterem gefundenen Conchylien charakterisiren dasselbe als eine tertiäre Ablagerung. Von den 28 genau bestimmten Arten gehören 10 Species zu den noch lebenden, von welchen sieben in der Nordsee, die übrigen in südlicheren Meeren angetroffen werden. Die Resultate der Bohrung von Gorinchem liefern einen neuen Beweis dafür, daß der Boden von Holland eine bedeutende Senkung erlitten hat. Es ergibt sich dieses theils daraus, daß zahlreiche, wohl erhaltene, zarte Land- und Süßwasser-Conchylien in einer Tiefe von 117m unter der Meeresfläche gefunden worden; theils aus dem Umstande, daß Meer-Conchylien wie die Litorina-Arten, Mya arenaria u. a., die in geringen Tiefen, an Stellen leben, welche zur Zeit der Ebbe trocken sind, durch die Bohrung in einer Tiefe von 179m unter dem Meere angetrof-

Digitized by Google

fen worden. Einen Ueberblick der in dieser Abhandlung enthaltenen Aufzählung der durchsunkenen Schichten, und der darin aufgefundenen organischen Reste, gibt eine von dem Verf. entworfene, instructive Profil-Zeichnung. H.

Berlin

chez George Reimer 1854. Chrestomathie ottomane précédée de tableaux grammaticaux et suivie d'un glossaire turc-français par Fr. Dieterici. 136 S. in Octav.

Das vorliegende so eben erschienene Buch empfehlen wir allen denjenigen, welche sich in kurzer Zeit eine allgemeine Kenntniß der türkischen Sprache aneignen wollen. Es ist, wie die Vorrede besagt, hauptsächlich für Anfänger berechnet, und wird bei diesen, aber auch nur bei diesen, vollständig seinen Zweck erfüllen. Die kurze, vorangeschickte Skizze einer türkischen Grammatik beginnt S. 1 mit einigen Bemerkungen über die drei verschiedenen Dialekte und behandelt dann S. 2 die Buchstaben und die Aussprache derselben. Das Buch ist in französischer Sprache geschrieben und dem entsprechend findet sich auch neben den Buchstaben eine besondere Columne unter der Ueberschrift »valeur des lettres en caractères français.« Hier können wir leider nicht ganz mit dem Verf. übereinstimmen. Er umschreibt z. B. خ durch Kh; غ durch Gh, ك durch K. Was soll sich aber wohl der Franzose bei solchen Lautbestimmungen denken? K ist ihm fast fremd und h hat für ihn gar keinen Lautwerth. Ebenso wunderbar ist die Bestimmung des ق durch Q (nicht Qu), welche S. IX in qach und qoul, S. XVI in qyrq ganz unfranzösisch

wird. Zwar hat der Verf. außer Anderen auch Quatremère für sich, welcher Scheikh-Abadeh (Antinoë in Aegypten) u. A. schrieb; aber in einem für Anfänger (aux commençants) geschriebenen Buche hätten diese und ähnliche der französischen Schreibweise widerstrebende Umschreibungen genauer erklärt werden müssen, was jedoch S. III unter den Remarques sur les lettres nicht geschehen ist. — Dagegen sind die Hauptformen der Grammatik auf 38 Seiten kurz aber übersichtlich zusammengestellt, und wir glauben, daß Jeder, nachdem er sich diesen Theil des Buches genau eingeprägt, mit Leichtigkeit die in der Chrestomathie gegebenen Stücke mit Benutzung des Wörterbuches wird lesen und verstehen können. Diese eben erwähnte Chrestomathie enthält eine Lebensbeschreibung des »Mahmoud Pacha«, entnommen einem Manuscripte der königl. Berliner Bibliothek, mit welchem das Dresdener Exemplar verglichen worden, S. 1—18, dann 15 moralische Erzählungen, welche dem eben erwähnten Berliner Manuscripte vorangegangen, S. 18—31, ferner sieben andere von Nasr-ed-din S. 31—35. Hieran schließen sich Auszüge aus dem Buche Mohammed Ben Pir-Ali el Berkevi's nach der Ausgabe von Scutari vom Jahre 1218 d. H., dann als Probe des Volksstyles ein Stück einer an die Christen gerichteten Adresse und einige Stücke aus dem Djihan numa (Spiegel der Welt), dem berühmten von »Moustafa ben Abdallah Katib Tchelebi, Hadji Khalifa« verfaßten Werke, und schließlich nach einigem Andern ein türkischer Zeitungsartikel vom 8ten Januar 1842.

Der Zweck der beigefügten Uebersetzung Seite 63 ff. ist schwer zu erkennen. Zwar ist es bekannt, daß in französischen Druckwerken das Stu-

Digitized by Google

dium durch dergleichen Hülfsmittel, deren echt deutschen Namen wir verschweigen wollen, erleichtert und schmackhaft gemacht zu werden pflegt; aber in Deutschland hat man bisher mit Recht dem Eifer der Studirenden vertraut und einige Arbeit dem Selbststudium überlassen. Soll die Uebersetzung das Verständniß erleichtern, so war sie neben die türkischen Originalstücke zu setzen, damit man nicht bei jedem Worte genöthigt wäre, hin und her zu blättern; soll sie aber nur in schwierigen Fällen um Rath gefragt werden, so leisteten kurze grammatische und sachliche Erklärungen unter dem Texte dieselben und noch bessere Dienste. Das beigefügte Wörterbuch endlich ist mit Genauigkeit und Fleiß angefertigt, nur vermißt man auch hier in einzelnen Fällen eine genauere Bestimmung der Aussprache der Buchstaben. Während bei den übrigen Buchstaben dieselbe meistens angegeben ist, z. B. „ح *ha* sixième lettre de l'alphabet *h* plus fortement aspiré que ه“, steht z. B. bei خ S. 109 nur »*khy* septième lettre de l'alphabet arabe.« Jedenfalls jedoch wird das Buch bei dem Mangel ähnlicher Hülfsmittel zum Erlernen der türkischen Sprache und besonders in der jetzigen Zeit namentlich im Auslande einen ausgebreiteten Leserkreis finden.

M. Uhlemann.

Basel

Schweighauser'sche Verlags-Buchhandlung 1854. Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Erstes Heft. 158 Seiten in Octav.

Die naturforschende Gesellschaft in Basel hat seit 1835 Berichte über ihre Verhandlungen her-

Digitized by Google

ausgegeben. Die erschienenen 10 Hefte dieser Berichte enthalten, meist in gedrängtem Auszuge, eine Uebersicht der Vorträge, welche vom August 1834 bis zum Juni 1852 in ihrer Mitte gehalten worden sind. Sie beabsichtigt nunmehr, diese Berichterstattung in einer etwas erweiterten Form unter dem Titel von „Verhandlungen" fortzusetzen. Der Inhalt des gegenwärtigen ersten Heftes liefert einen recht erfreulichen Beweis von der fortgesetzten erfolgreichen Thätigkeit der naturforschenden Gesellschaft in Basel.

Die Mittheilungen sind zweckmäßig nach den verschiedenen Fächern geordnet. Zur Physik und Chemie hat Herr Prof. Schönbein eine Reihe kleinerer Beiträge, die zum Theil schon aus verschiedenen Zeitschriften bekannt sind, und einen größeren Aufsatz, über die chemischen Wirkungen der Elektricität, der Wärme und des Lichtes geliefert. In der Abtheilung der Meteorologie befindet sich eine meteorologische Uebersicht des Jahres 1852 von dem Herrn Rathsherrn Peter Merian. Die mittlere Jahrestemperatur zu Basel hatte sich + 8°,4 R. ergeben, welches die durchschnittliche Mittelzahl von 7°,6 R. um 0°,8 übersteigt, und im Laufe der letzten 24 Jahre nur i. J. 1834, welches die Mitteltemperatur von 9°,2 aufgewiesen hat, überstiegen worden ist. Von besonderem Interesse sind die in der Abtheilung der Geognosie von demselben trefflichen Naturforscher herrührenden Mittheilungen. Die erste derselben enthält Bemerkungen über die Flötzformationen der Umgegend von Mendrisio. Die unterste Abtheilung des Flötzgebirges am Luganer See bildet ein rother, oft in ein Conglomerat übergehender Sandstein, der nach einigen darin gefundenen Pflanzenabdrücken

Digitized by Google

für bunten Sandstein angesprochen werden muß. Der auf diesem Sandstein liegende Dolomit des Monte S. Salvadore und des Monte S. Giorgio bei Lugano enthält Petrefacten des Muschelkalkes. Das Gebilde von S. Cassian, welches in den Umgebungen des Comer Sees so ausgezeichnet auftritt, ist bis jetzt bei Mendrisio nicht bekannt. Dagegen sind die verschiedenen Abtheilungen des Lias ungemein entwickelt. Eine andere Mittheilung des Hn Rathsherrn Peter Merian enthält die Aufzählung einer großen Anzahl von Muschelkalk-Versteinerungen aus dem berühmten Dolomite des Monte S. Salvadore bei Lugano, wodurch die auch sonst schon mehrfach widerlegte Meinung von Leopold von Buch, daß bei der Dolomitisirung des Kalksteins die darin enthaltenen Ueberreste organisirter Wesen durchaus verschwunden seien, auf's Neue als unhaltbar erwiesen worden. Die mineralogische Abtheilung enthält mehrere Mittheilungen des Hrn Dr Alb. Müller. Die erste liefert Bemerkungen über das Vorkommen von Manganerzen im Jura; die zweite, Untersuchungen über die Entstehung der Eisen- und Manganerze im Jura, wo auf recht überzeugende Weise dargethan wird, daß die sog. Bohnerze mit Kohlensäure-Exhalationen in Verbindung stehende Quellen-Erzeugnisse seien, welche Meinung, der auch der Referent beipflichtet, früher schon von Anderen geäußert worden. In einer dritten Mittheilung handelt Hr Dr Müller von dem Vorkommen von reinem Chlorkalium am Vesuv. Auffallend ist die Bemerkung des Verfs, daß er in keinem der neueren mineralogischen Lehrbücher das selbstständige natürliche Vorkommen des Chlorkaliums als Mineral angeführt finde, da solches

Digitized by Google

doch schon von Beudant unter dem Namen Sylvine aufgeführt worden, unter welcher Benennung es auch in den Mineralogien von Phillips, Haidinger, Naumann, Dana, so wie in dem Handbuche der Mineralogie des Referenten, sich findet. Einen sehr interessanten entomologischen Beitrag hat Herr Dr L. Imhoff geliefert, durch die Beschreibung einer neuen Gattung der Scolopendriden von der afrikanischen Goldküste: Alipes multicostis. Das neue Genus Alipes, welcher passende Name aus dem Ovid entlehnt worden, wird von ihm folgendermaßen charakterisirt: Pedum postremorum articulis primo et secundo elongatis, inermibus, reliquis membranaceo-dilatatis, alam triarticulatam, perpendicularem exhibentibus. Eine Abbildung des merkwürdigen Insectes ist beigefügt. Die Abtheilung der Physik enthält eine Abhandlung des Herrn Friedr. Burckhardt über Binocularsehen. In der medicinischen Abtheilung findet sich nur eine kurze Mittheilung des Herrn Dr August Burckhardt über einen Vortrag desselben in Betreff des Augenspiegels, dessen Construction und Anwendungsweise erklärt wurde.

H.

gitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. Stück.

Den 18. December 1854.

Leipzig

bei Lorck 1854. Die Krim und Odessa, von K. Koch. 224 S. in Octav.

Mit diesem Tagebuch, welches gegenwärtig ein besonderes Zeitinteresse in Anspruch nimmt, führt der Verf., der die Krim im Herbste des J. 1844 bereiste, seine umfassenden Berichte über die Pontusländer zum Abschluß. Er meint, daß die Krim, selbst in Rußland, wenig gekannt und oft überschätzt sei, und er weiß ihre Unfruchtbarkeit und die Ungunst des Klimas in ein grelles Licht zu setzen. Daß das große Publicum wenig von der Krim weiß, mag begründet sein, und ein Russe, dem diese Halbinsel in seinem europäischen Vaterlande die einzigen, aber auch mit Recht gefeierten Naturschönheiten darbietet, mag über klimatische Verhältnisse anders urtheilen, wie ein Deutscher: aber, wenn eine Regierung sich zu Feldzügen in einem fernen Lande entschließt, sollte man voraussetzen, daß sie sich über dasselbe aus wissenschaftlichen Quellen zuvor unterrichten läßt. An

diesen fehlt es nun aber in Bezug auf die Krim durchaus nicht, und, um neuerer Reisewerke nicht zu gedenken, enthält schon die berühmte kleine Schrift von Pallas über Taurien, wiewohl vom entgegengesetzten, man kann sagen enthusiastischen Standpunkte der Beurtheilung ausgehend, richtig aufgefaßt ziemlich dieselben Bedenklichkeiten, welche ein Diplomat, der die gegenwärtige Lage zu beurtheilen hat, aus Koch's Mittheilungen würde schöpfen können.

Nach Pallas beschränken sich die natürlichen Hülfsquellen, welche die Krim vor anderen Landschaften des russischen Steppengebiets auszeichnen, auf das äußerst schmale Litoral der Südküste, welches von den fast senkrechten Felswänden einer mehr als 4000 Fuß hohen Gebirgskette ungemein eingeengt wird. Nur selten erweitert es sich zu amphitheatralisch gestalteten Thälern von beschränktem Umfang, und diese sind es, von denen Pallas sagt, daß sie das Klima von Kleinasien genießen, „wo der Winter kaum zu spüren ist, wo die Schlüsselblumen und der Safran im Februar und zuweilen im Januar hervorkommen, wo die Eiche oft das ganze Jahr hindurch grün bleibt.“ Wie wenig diese glückliche Zone auf die Production des Landes von Einfluß sein kann, ergibt sich aus Koch's Bemerkung, daß Jalta und Aluschta die einzigen Orte an der Südküste sind, wo sich Alluvium gebildet hat und wo man einige hundert Schritte weit auf ebenem Boden gehen kann (S. 107). Der Weinbau, der durch die Neigung des Terrains und die Exposition gegen Süden begünstigt erscheint, liefert nach ihm ein sehr mittelmäßiges Erzeugniß.

Die nackte Gebirgskette hat nur für die Viehzucht der Steppe ein Interesse, indem sie die von

Digitized by Google

dort aus wandernden Heerden in der trockenen Jahrszeit aufnimmt. Dann folgen die nördlichen Gehänge, die schon in der Breite von Simpheropol in die wasserleere Tiefebene des Steppenlandes übergehen und zu denen einige wegen ihres Ackerbaus gerühmten Gliederungen, wie das Baidarthal und das obere Thal des Salgir gehören. Diese Region, die Pallas als Kalkland bezeichnet, verdient nach seiner Darstellung kein Lob der Fruchtbarkeit: denn er sagt, daß, wenn dieser Theil des Landes nicht von allen Flüssen der Krim durchschnitten würde, seine Trockenheit außerordentlich sein müßte. Hier herrscht also schon Steppenklima, die Wirkung asiatischer Nordostwinde. Den Salgir selbst, den größten Fluß des Landes, fand Koch im Herbste so wasserarm, daß man bei Sympheropol fast trocknen Fußes durch sein Bett gehen konnte (S. 154). Die Quellenarmuth, welche auf dem geognostischen Bau der Halbinsel beruht, der Mangel atmosphärischer Niederschläge im Norden des Gebirgszuges, die, auf kurze Jahrszeiten vollends eingeschränkt, dem Ackerbau eine enge Grenze setzen, so wie die excessiven Werthe eines stürmischen Klima's, alles dies sind Charaktere, welche die Krim mit dem großen Steppengebiete gemein hat und die schon das Alterthum als kimmerische Nacht so malerisch bezeichnet.

Finden wir somit in K's Schrift die Thatsachen auf's Neue bestätigt und ausgeführt, deren Grundlinien schon von älteren geographischen Schriftstellern gegeben waren, so verdienen als neu besonders die Mittheilungen über das Klima der Südküste hervorgehoben zu werden, welche aus den meteorologischen Beobachtungen Rögner's, des damaligen Gartenvorstehers im kaiserlichen Schloß zu Oreanda, hervorgegangen zu sein scheinen. Zwar

Digitized by Google

besitzen wir, was dem Verf. entgangen ist, bereits die Monatsmittel der Wärme von Sebastopol, allein es ist bekannt, daß in einem veränderlichen Klima, wie es der Südküste eigen ist, die Extreme der Temperatur, so wie die excessiven Werthe einzelner Jahre für die Vegetation in höherem Grade maßgebend sind, als die mittleren Wärmegrade selbst von kürzeren Zeitabschnitten und daß die Unternehmungen der Landwirthschaft, der Schifffahrt, des Kriegs von solchen Verhältnissen ebenfalls bedingt sind. Rögner beobachtete am Ufer des Meers, wo Oreanda liegt, also in der geschütztesten Lage der Südküste bis zu 12° Kälte im Februar, bis zu 27° Wärme im Juli (S. 184 u. f.: ohne Zweifel sind Réaumur'sche Grade verstanden). Der Verlauf der Jahrszeiten wird durch folgende Züge charakterisirt: der Frühling dauert von Mitte März bis Ende Mai und bringt veränderliches Wetter mit späten Nachtfrösten; der regenlose Sommer begreift die Monate Juni, Juli und August; der Herbst ist durch ein neues Erwachen der Vegetation bezeichnet, wie am Mittelmeer, aber seine Niederschläge beschränken sich auf den September, während die drei letzten Monate des Jahrs sich durch heiteres Wetter auszeichnen; erst mit dem Januar beginnt der Winter, indessen schwankt auch in dieser Zeit das Thermometer gewöhnlich zwischen + 2° und + 6° und Schnee bleibt selten länger, als eine Stunde liegen. Größere Kältegrade kommen gewöhnlich erst gegen Ende Februars oder zu Anfang März vor, aber einzelne Jahre zeigen bedeutende Abweichungen. Stürme sind häufig und treten oft plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt ein, so daß aus diesem Grunde höhere Baumstämme in der südlichen Krim nirgends gefunden werden: überhaupt erscheint durch

Digitized by Google

die Seltenheit der Wälder auch im Gebirge, so wie durch die Neigung der Bäume, in Strauchform sich umzugestalten, der Einfluß der nahen Steppe angekündigt. A. Grisebach.

Stuttgart

Verlag von Franz Köhler 1854. Die Kernobstsorten Württembergs; eine systematische Uebersicht derselben, mit kurzer Beschreibung und mit Bemerkungen über ihre verschiedenen Benennungen, ihre Verbreitung und über ihre Verwendungsarten. Im Auftrage der K. Centralstelle für die Landwirthschaft bearbeitet von Eduard Lucas, Königl. Württemb. Garteninspector rc. Mit einer Abbildung. XXVI u. 275 S. in Octav.

Obgleich diese neue litterarische Arbeit des auf dem Gebiete der Horticultur schon rühmlich bekannten Vorstehers der Gartenbauschule der Akademie zu Hohenheim zunächst auf Württemberg berechnet und für dies Land von größter praktischer Wichtigkeit ist, so hat dieselbe doch auch einen großen allgemeinen Werth, einmal als wichtiger Beitrag zur Obstkunde überhaupt, dann aber und insbesondere dadurch, daß sie uns an dem Beispiel Württembergs zeigt, welche volkswirthschaftliche Wichtigkeit der rationell betriebene Obstbau für ein Land erlangen und wie viel eine Regierung für Hebung und Förderung dieses wichtigsten Nebenzweiges der Landwirthschaft thun kann. In letzterer Beziehung bildet diese Schrift gewissermaßen eine sehr erfreuliche Ergänzung zu der im vorigen Jahrgg. dieser Blätter (Stück 10—12) angezeigten „Anleitung zur Kenntniß und Anpflanzung des besten Obstes für das nördliche Deutschland" unseres Landsmannes Oberdieck, die uns

Digitized by Google

ein Beispiel davon gab, was sorgfältige mit Liebe und Treue verfolgte Beobachtungen eines Einzelnen auf diesem Gebiete zu leisten vermögen, zugleich aber uns auch zu einem Bedauern darüber, daß Norddeutschland und insbesondere unser Land noch so außerordentlich wenig Nutzen aus dergleichen Bemühungen gezogen habe, Veranlassung geben mußte. Den Grund dieser bedauernswerthen Erscheinung erkannten wir theils in den unter den Grundbesitzern unseres Landes noch sehr vorherrschenden Vorurtheilen gegen den ausgedehnteren Obstbau, theils in dem Mangel von Anregung von Seiten der Verwaltungsbehörden und gemeinnütziger Vereine. Wir haben seitdem uns durch wiederholte Beobachtungen in unserer Ansicht, daß dies, und nicht die Ungunst der Boden- und der klimatischen Verhältnisse unseres Landes die eigentliche Ursache des betrübten Zustandes unseres Obstbaues sei, nur noch mehr befestigen können und insbesondere uns auch durch wiederholte Reisen auf der Eisenbahn zwischen Hannover und Harburg davon überzeugt, daß selbst auf den den Winden am meisten ausgesetzten Hochflächen der norddeutschen Heide, die man als absolut ungeeignet für den Obstbau an Straßen ansieht, fast überall wo bei Bahnhöfen oder in den kleinen offenen Gärten der Bahnwärter Kernobstbäume angepflanzt sind, diese das erfreulichste Gedeihen zeigen. Freilich wird es hier für den recht lohnenden Ertrag dieser Bäume sehr darauf ankommen, daß man die rechten Sorten für das locale Verhältniß wählt, namentlich solche, die spät blühen und nicht zu große Früchte tragen, welche von den heftigen Winden zu leicht abgeworfen werden. In dieser Beziehung nun aber die hinlänglichen Erfahrungen für die besonderen Ver-

hältnisse unseres Landes zu sammeln, diese dann recht zu verbreiten und sie vorzüglich auch dem kleinen Grundbesitzer, für den der Obstbau verhältnißmäßig noch viel wichtiger werden kann als für den großen, nutzbar zu machen, das ist eben, wie schon früher angedeutet, der Weg der auch bei uns verfolgt werden muß, soll in unserem Lande der Obstbau wirklich die Entwickelung erhalten, welche er verdient und welche ihn in anderen deutschen Staaten bereits zu einem volkswirthschaftlich so wichtigen Nebenzweige der Landwirthschaft gemacht hat, daß z. B. in Württemberg nach dem Sprichwort des Landmannes „Wohlfeilheit der Lebensmittel auf den Bäumen wächst." — Fragt man nun aber, von wem diese Anregung ausgehen soll, so kann bei uns zu Lande dies offenbar nur von der Regierung geschehen. Thätige Gartenbau-Vereine, von denen in dieser Beziehung in anderen deutschen Staaten Außerordentliches geleistet ist, haben wir zu Lande nicht und nach dem was wir in unserer schon angeführten Anzeige der Oberdieckschen Schrift Hiehergehöriges angedeutet haben, so wie nach der äußerst geringen Neigung, welche in neuerer Zeit gerade in Hannover für gemeinnützige Vereine überhaupt sich zeigt, ist auch von dieser Seite bei uns durchaus nicht zu erwarten. Von den großen Grundbesitzern, die ebenfalls wohl den Beruf zu solcher Thätigkeit hätten, ist hier auch nicht viel zu hoffen, theils, weil, wie in Deutschland allgemein, so auch bei uns, unter diesen gerade Gleichgültigkeit und Vorurtheil gegen den Obstbau noch viel größer sind als unter den kleineren Grundbesitzern, theils, weil der Einzelne für sich nicht viel wirken kann. — Gutsbesitzer und Patrioten wie ein Otto von Münchhausen zu Schwöbber sind

überall selten und zumal in unserer Zeit der Dampfmaschinen- und der Drainir-Wirthschaft, für welche die Zeit des Wartens auf Früchte von einem Obstbaume eine viel zu lange ist, um in Obstpflanzungen „Capital“ anzulegen. Und selbst die Bemühungen und Schöpfungen solcher Männer bleiben im günstigsten Falle, wenn sie nicht mit ihrem Tode wieder zu Grunde gehen, doch nur auf sehr kleine Kreise beschränkt. Es wird mithin auch bei uns die Regierung die Sache in die Hand nehmen müssen, wenn wirkliche und nachhaltige Erfolge erreicht werden sollen. Freilich ist es betrübt, bei allen solchen Dingen immer zuerst die Augen auf die Regierung zu richten, wir Deutschen können ja aber einmal leider, wie die tägliche Erfahrung zeigt, trotz alles Schreiens gegen Polizeistaat und Bevormundung von Oben nichts Gemeinnütziges zu Stande bringen ohne Hülfe und Leitung von Seiten der Regierung, und in diesem Falle verlangen wir doch wenigstens nichts Neues. Unsere Regierung nämlich hat schon seit längerer Zeit ihr Augenmerk auch auf Hebung des Obstbaues im Lande gerichtet. Sie erstrebt dieselbe aber bis jetzt nur durch kleine Geldunterstützungen vorzüglich zur Anlage von Baumschulen rc. Daß dadurch bis jetzt zur wirklichen Hebung des Obstbaues nicht viel gewirkt ist, lehrt der Augenschein, und auch zur Aufmunterung trägt dies Verfahren sehr wenig oder gar nicht bei, da selbst die geringen für diesen Zweck zur Verfügung gestellten Geldmittel in manchen Landdrosteien öfters nicht einmal verwandt werden können, weil sich keine Competenten dafür finden.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

202. 203. Stück.

Den 21. December 1854.

Stuttgart

Schluß der Anzeige: „Die Kernobstsorten Württembergs; eine systematische Uebersicht derselben, mit kurzer Beschreibung und mit Bemerkungen über ihre verschiedenen Benennungen, ihre Verbreitung und über ihre Verwendungsarten. Im Auftrage der K. Centralstelle für die Landwirthschaft bearbeitet von Eduard Lucas.“

Diese Erfahrungen könnten entmuthigen und von weiteren derartigen Unternehmungen zurückschrecken. Wir glauben indeß, daß sie sich ganz natürlich daraus erklären, daß man bisher den richtigen Weg in dieser Angelegenheit verfehlt hat und daß, wenn man sich entschließen wollte, den bisherigen Weg zu verlassen und dafür denjenigen einzuschlagen, der nicht allein schon bei uns von Sachverständigen empfohlen ist, sondern der sich auch bereits durch die Erfahrungen in andern deutschen Ländern als ein durchaus praktischer und erfolgreicher herausgestellt hat, man bald auch ähnliche günstige Erfolge bei uns erlangen würde,

Digitized by Google

wie sie in jenen Ländern erreicht worden sind. Der Hauptsache nach läßt sich aber dieser Weg leicht bezeichnen. Es gilt nämlich vor Allem darnach zu streben: den Landleuten tüchtige Gemeinde-Baumschulenwärter zu verschaffen und die für das Land passendsten Obstsorten durch diese zu verbreiten und in Pflege zu erhalten.

Soll die Sache aber ernstlich und praktisch angefangen werden, so ist zunächst zu erforschen, welche Obstsorten sich für unser Land und unsere Verhältnisse am besten zur Anzucht eignen und welche unter diesen je nach den verschiedenen Localitäten den bedeutendsten volkswirthschaftlichen Nutzen gewähren. Sehr viel ist zur Beantwortung dieser Frage schon durch Oberdieck vorgearbeitet, zu einer genügenden Lösung derselben sind seine Beobachtungen jedoch noch lange nicht hinreichend, denn erstens beziehen dieselben sich nur auf einen kleinen Theil unseres Landes, und was den volkswirthschaftlichen Werth dieser oder jener Sorte betrifft, so konnten seine Erfahrungen darüber natürlich nur unvollkommen bleiben, indem er sich damit allein auf seine verhältnißmäßig sehr kleinen Privatgärten beschränkt sah und deshalb seine Beobachtungen großentheils an Früchten auf Probebäumen machen mußte. Deshalb müssen, soll die angedeutete Untersuchung vollkommener gelöst werden und so vollkommen, wie das praktische Bedürfniß des Landes es erheischt, statistische Erhebungen über die jetzt im Lande gebaueten Obstsorten angestellt und darauf die somit meist wohl nur ihren Localnamen nach bekannt gewordenen Sorten des Landes durch eine allgemeine Obstausstellung pomologisch genauer bestimmt werden. Man lasse sich nicht durch diese vielleicht hoch gespannt erscheinenden Forderungen abschrecken, sie

sind viel leichter zu erfüllen, als es auf den ersten Anblick erscheint, und dies zu beweisen genügt schon eine kurze Anführung aus dem vorliegenden Werke, welches in sehr klarer Weise das einfache Verfahren darstellt, durch welches in Württemberg die hier angedeuteten Zwecke erreicht worden sind und welches selbst als eine sehr wichtige Frucht jener Untersuchungen anzusehen ist. Angeregt wurde in Württemberg die Untersuchung, welche wir hier für unser engeres Vaterland fordern, durch eine i. J. 1846 zu Heilbronn Statt gehabte Versammlung deutscher Wein- und Obstproducenten, welche in ihr Programm auch die Frage: „Wie wäre es anzugehen, um ein vollständiges Verzeichniß aller in Württemberg vorkommenden Obstsorten besonders auch unter Beachtung der vielen Synonymen zu erlangen" aufgenommen hatte. — Um eine Beantwortung dieser äußerst wichtigen Frage anzubahnen, wurden von der königl. Centralstelle für die Landwirthschaft alle landwirthschaftlichen Vereine und außerdem noch viele als erfahrene Pomologen bekannte Männer gebeten, ihre Erfahrungen über die Obstsorten ihrer Gegenden in ihnen zugesandten Tabellen (welche von unserem Verf. S. VII. VIII näher beschrieben werden und als Muster für solche statistische Erhebungen zu empfehlen sind) entsprechend einzutragen. In Folge dieser Bemühungen kamen bei der k. Centralstelle eine Menge sehr werthvoller Arbeiten ein, und dem Verf. der vorliegenden Schrift wurde der Auftrag ertheilt, aus diesen ein Verzeichniß der in Württemberg vorkommenden Obstsorten zusammenzustellen. Dieses Verzeichniß, welches der Verfasser selbst als sehr mangelhaft bezeichnet, weil eine derartige Arbeit bloß nach schriftlichen Angaben

Digitized by Google

einigermaßen vollständig kaum ausführbar war, fand trotzdem bei der Section für Obstbau in Heilbronn und namentlich bei dem dabei anwesenden und seitdem verstorbenen Gartendirecter Metzger aus Heidelberg großen Beifall und daß es diesen auch verdient hat, geht wohl daraus hervor, daß es Metzgern bei der Bearbeitung seiner so werthvollen Schrift über die Kernobstsorten des südlichen Deutschlands vielfach gedient hat. — Als darauf durch die reichen Obstjahre 1847 und 1849 das Interesse für die mannichfachen Obstsorten Württembergs wieder von Neuem geweckt wurde, kam wiederum die königl. Centralstelle einem vielfach geäußerten Wunsch mit großer Bereitwilligkeit entgegen und veranstaltete im Herbst 1852 eine Allgemeine vaterländische Obst- und Trauben-Ausstellung zu Cannstadt. — Die auf dieser Ausstellung und was das Winterobst anbetrifft, während der darauf folgenden Monate gesammelten Beobachtungen, in Verbindung mit den oft sehr werthvollen Notizen aus den, den einzelnen Einsendungen beigegebenen Listen und die reichen Erfahrungen, die in den vorhin erwähnten Obstsortentabellen niedergelegt sind, bilden die Grundlage und den Hauptinhalt der vorliegenden Schrift; die auch sehr zweckmäßig ein nach Kreisen geordnetes Verzeichniß derjenigen Pomologen und Baumzüchter mittheilt, welche theils die erwähnten Obstsortentabellen i. J. 1846 einschickten, theils zur Obstausstellung in Cannstadt 1852 Beiträge lieferten und die daher als Mitarbeiter an der Schrift betrachtet werden. Als weitere Quelle aber bezeichnet der Verf. noch die lehrreichen Mittheilungen, die ihm von verschiedenen tüchtigen Obstzüchtern auf seinen pomologischen Wanderungen gemacht wurden

Digitized by Google

und namentlich auch die eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, die er hier und da zu sammeln Gelegenheit fand, besonders über die in Hohenheim angepflanzten Obstsorten. —

Aehnliches meinen wir müßte sich nun auch bei uns leicht erreichen lassen. Wir haben die vortreffliche königl. Obstbaumplantage zu Herrenhausen, deren Director gewiß zur Ausführung des allerdings sehr wichtigen Theiles der Arbeit geeignet wäre, die unser Verf. so vortrefflich für Württemberg ausgeführt hat und von dem sich auch nach Dem was er in dieser Art im Kleinen schon bei Gelegenheit der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe zu Hannover i. J. 1852 geliefert hat, voraussetzen läßt, daß er dazu wohl geneigt sein würde. Zu einer vaterländischen Obstausstellung aber eignet sich Herrenhausen ganz vorzüglich, nicht allein wegen der vorhandenen trefflichen Räumlichkeiten, die sich in dieser Beziehung schon i. J. 1852 bei der landwirthschaftlichen Ausstellung so gut bewährt haben, sondern auch wegen der dort so leicht zu erhaltenden Beihülfe zur Bestimmung der Obstsorten von Seiten der so ausgezeichneten Vorsteher der königl. Gärten, unter denen wenigstens einer als Pomolog schon allgemeiner rühmlich bekannt ist. Auch würde in dieser Beziehung gewiß die Hülfe Oberdiecks nicht fehlen, der ohne Zweifel einer der genauesten Obstkenner nicht allein Deutschland's, sondern Europa's ist. Was endlich die erforderliche statistische Erhebung durch zu vertheilende Tabellen betrifft, so wäre auch wohl dafür hinlänglicher Erfolg zu erwarten, da die Mühe für den Einzelnen bei praktisch eingerichteten Tabellen so gering ist und hier nicht das Privatinteresse ins Spiel kommt, welches vor einigen Jahren

Digitized by Google

den Bemühungen der Regierung, auf diese Weise eine Uebersicht der Industrieverhältnisse des Landes zu erlangen von Seiten vieler Industriellen vielfach so schnöde in den Weg trat. — Wäre nun auf diese Weise das Wichtigste, nämlich eine genaue Kenntniß der im Lande gebaueten Obstsorten nach ihrer Qualification für die localen Verhältnisse und nach ihrem ökonomischen Werth, erreicht, was in ein paar Jahren geschehen könnte, so würde alsdann eine Landesbaumschule nach dem Muster anderer Länder und namentlich derjenigen zu Hohenheim (über welche das vorliegende Werk S. XIII Auskunft gibt) herzustellen sein, deren Hauptaufgabe darauf gerichtet sein müßte, die für das Land bereits als die geeignetsten erkannten Obstsorten echt und in erforderlicher Anzahl für das Land zur Abgabe in Pfropfreisern und jungen Stämmen zu erziehen, außerdem aber auch nach und nach neue geprüfte Sorten zu verbreiten und überhaupt auf die von Oberdieck angewandte Weise durch ausgedehnte und fortgesetzte Beobachtung an Probebäumen neue Früchte und ältere weniger bekannte zu prüfen, um somit eine immer mehr sich vervollkommende Mustersammlung und Pflanzschule für alle die Obstsorten zu werden, die für die verschiedenen Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes in jeder Beziehung die geeignetsten sind, zugleich aber auch durch allmähliche Feststellung der unzähligen Identitäten das Ihrige zur Herstellung eines so sehr zu wünschenden zuverlässigen systematischen Katalogs der vorhandenen Obstsorten beizutragen. Eine solche Landesbaumschule ließe wohl leicht sich bei uns durch Reorganisation der königl. Obstbauplantage zu Herrenhausen herstellen, vollkommener aber, wenn auch schwieriger, würde dieselbe neben der ersteren nach den Vor-

Digitized by Google

schlägen einzurichten sein, die dazu bereits vor mehreren Jahren durch Oberdieck der königlichen Regierung gemacht, und die vor der Hand, so viel uns bekannt, nur wegen des im Uebrigen wirklich unbedeutenden Kostenpunkts zurückgestellt sind. Im ersten Falle, wenn nämlich die Obstbauplantage zu Herrenhäusen zu einer solchen Landesbaumschule umgestaltet würde, könnte dann unmittelbar zum Abschluß der vorgesetzten Aufgabe, der jedenfalls erstrebt werden muß, geschritten werden; nämlich zur Heranbildung von Gemeinde-Baumschulenvorstehern, indem es tauglichen jungen Leuten, entweder durch Vermittlung der Regierung oder landwirthschaftlicher oder Gartenbau-Vereine ermöglicht würde, einen dafür eingerichteten Cursus bei der Landesbaumschule durchzumachen und sich dadurch zu tüchtigen Obstbaumzüchtern und Obstbaumwärtern auszubilden. Natürlicherweise wird auf diese Weise nur sehr allmälig der Zweck auch den einzelnen Gemeinden tüchtige Baumschulenvorsteher zu liefern erreicht werden können, indeß soll dies auch gewissermaßen nur indirect erstrebt werden. Es kommt nämlich nur darauf an, zunächst eine Anzahl in der Pomologie erfahrener und mit gründlichen Kenntnissen in der Erziehung und besonders auch in der Behandlung von Obstbäumen ausgestatteter Männer für die verschiedenen Provinzen des Landes auszubilden, von denen dann jeder wieder in einem größeren Bezirke den einzelnen Gemeinden, die seine Hülfe in Anspruch nähmen, gegen ein kleines Honorar mit Rath und That beistände und die etwa vorhandenen Wißbegierigen belehren und einüben könnte. Außer dem etwa auf diese Weise zu erwerbenden Verdienst müßte aber einem jeden dieser Männer eine gewisse bestimmte Einnahme dadurch verschafft

Digitized by Google

werden, daß man ihn zum Vermittler des Verkehrs zwischen der Landesbaumschule und den Privaten in seinem Bezirk machte und insbesondere ihm die Leitung einer mit der Landesbaumschule in Verbindung stehenden Provinzial- oder Kreisbaumschule übergäbe, in der vorherrschend die für die Provinz oder den Kreis vorzüglich sich eignenden Sorten vorräthig gehalten würden. Wir sollten meinen, daß eine solche Art von Commissären sehr nützlich werden und auch ihr gutes Auskommen finden könnten, zumal, wenn die landwirthschaftlichen Vereine sich auch nur einigermaßen für die Sache interessirten, was doch wohl zu erwarten ist, wenn nur erst der Anfang von Seiten der Regierung in der Art gemacht ist, wie wir es angedeutet haben. In Württemberg z. B., wo auch vor etwa 10 Jahren noch der Obstbau sehr zurückgeblieben war, kommt es jetzt schon häufig vor, daß die landwirthschaftlichen Vereine, obgleich sie dazu jedesmal erst bei der k. Centralstelle der Landwirthschaft petitioniren müssen, auf ihre Kosten den Verf. der vorliegenden Schrift kommen lassen, um neue umfassende Anpflanzungen zu machen und zur Verbesserung der vorhandenen Bäume Anleitung zu geben, wozu sich dann immer auch die Landleute in großer Menge einzufinden pflegen, um ihrerseits sich guten Rath zu holen. Auf diese Weise hat der Verf. bereits in vielen Gegenden Württembergs, wo man früher am Gedeihen des Obstbaus zweifelte, schöne umfassende Pflanzungen und einen verbesserten Zustand der vorhandenen ins Leben gerufen, und hält er wohl mit Recht die auf diese Weise ausgeübte Wirksamkeit für viel bedeutender als die durch seine Vorlesungen an der Akademie, wo ebenfalls die großen Landwirthe, namentlich die

Digitized by Google

aus Norddeutschland, den Obstbau im Großen, auf Feldern und an Straßen zum großen Theil als unnütz betrachten und gar oft bezüglich der richtigen klaren Beurtheilung der Frage, was der Obstbau nütze, hinter den gewöhnlichen Landleuten zurück sind. —

Nach dem Gesagten bedarf es wohl kaum noch der besonderen Empfehlung der vorliegenden Schrift für alle Diejenigen, welche sich für die Hebung des Obstbaues in unserem Lande interessiren. Sie verdient aber auch insbesondere noch die Aufmerksamkeit aller Freunde des Obstbaues und namentlich aller derjenigen, welche sich für die Wahl zur Anpflanzung von Obst gründlichen Rath erholen wollen. Zunächst zwar will das Buch nur als Führer zur Auswahl von Sorten aus der Baumschule zu Hohenheim gelten, gewiß kann es aber auch ein sicherer Rathgeber bei der Auswahl von Obstsorten zu neuen Anpflanzungen in Gärten wie an Straßen und auf Feldern genannt werden. Auch um die systematische Eintheilung des Kernobstes, insbesondere der Aepfel, hat sich der Verf. verdient gemacht, indem er, vorzüglich veranlaßt durch den Rath und das Urtheil Oberdiecks, obgleich er früher schon ein eigenes System für Aepfel- und Birnsorten aufgestellt hat, welches allerdings mancherlei Vorzüge darbietet, es hier doch für das geeignetste gehalten hat, das nun einmal überall angenommene und bekannte Diel'sche System in seiner Grundform beizubehalten und nur durch eine schärfere Begrenzung der Klassen und durch Einführung von Ordnungen und Unterordnungen, die auf leicht zu findende Merkmale gestützt wären, das System Diel's für den Laien verständlicher, klarer und überhaupt praktischer einzurichten. Daß Letzteres für das System

der Aepfelsorten gelungen sei, glaubt der Verf. schon selbst nach der Erfahrung, die darüber bei der systematisch geordneten Aufstellung des Apfelsortiments in der württembergischen Obstausstellung in Cannstadt i. J. 1852 gemacht worden, versichern zu können und stehen wir nicht an ihm darin vollkommen beizustimmen. Das hier aufgestellte System für Aepfel ist in der That eine so wesentliche Verbesserung des Diel'schen Systems und dem praktischen Bedürfnisse so entsprechend, daß ein jeder Kenner es gewiß gerne annehmen wird. Ob dagegen das hier mitgetheilte System für die Birnen, in dem der Verf. viel mehr als in dem ersteren von Diel abgewichen ist, sich als ebenso praktisch bewähren würde, ist uns zweifelhaft. Namentlich scheint es uns fraglich, ob man eine Eigenschaft, die bei vielen Sorten bekanntlich nach Klima und selbst nach einzelnen Jahren sehr wechselnd ist, wie die Reifzeit, zu dem obersten Merkmale für die Classification machen darf und ob dazu nicht beständigere und auch mehr natürliche Merkmale wie Form, Kelch, Stengel ꝛc. mehr Recht haben. — Indessen geben wir auch gern zu, daß die Classification der Birnen sehr viel mehr Schwierigkeiten darbietet, als die der Aepfel und daß die hier angenommene Aufführung der Birnsorten vor andern und namentlich vor der in dem eben erschienenen Handbuche aller bekannten Obstsorten von Freiherrn von Biedenfeld (Jena 1854) große Vorzüge hat.

Was nun endlich die Anzahl der in dieser Schrift beschriebenen Kernobstsorten betrifft, so wird man darunter, obgleich der Verf. keineswegs eine Aufzählung aller in Württemberg vorkommenden Kernobstsorten beabsichtigte, doch kaum eine allgemein wichtige Sorte vermissen, was vorzüglich der

Digitized by Google

Berücksichtigung der vortrefflichen Sammlung der Obstbaumschule zu Hohenheim zu verdanken ist. Die Beschreibungen selbst heben, was nur zu billigen ist, bloß die wesentlichsten und charakteristischen Merkmale hervor und verweisen Diejenigen, welche in ein Studium der Pomologie weiter eingehen wollen, regelmäßig auf die größeren jedem Pomologen unentbehrlichen Schriften von Diel und Diettrich, und zuweilen auch auf das schon öfter erwähnte inhaltsreiche Werk von Oberdieck und auf Liegel's Beschreibung neuer Obstsorten. Diese Einrichtung ist nur zu billigen, wenn gleich dem ganz unkritischen Diettrich dadurch zugleich viel zu viel Ehre erwiesen wird. Sehr lobenswerth ist auch noch die große Aufmerksamkeit, welche der Verf. den Synonymen gewidmet hat, so wie die sehr praktische Einrichtung des sorgfältig gearbeiteten Registers, wodurch der Gebrauch des Buches sehr bequem gemacht ist. Gerne haben wir auch gesehen, daß der Verf. sich bestrebt hat, falsche Namen auszuschließen, nur hätte er in der Beziehung wohl noch etwas strenger sein können, denn falsche Uebersetzungen von fremden Namen sind auch falsche Namen, deren Beibehaltung einer nach systematischer Ordnung strebenden Pomologie unwürdig ist. Unserer Ueberzeugung nach sollen für die aus fremden Ländern eingeführten Obstsorten deren vaterländische Namen unbedingt beibehalten werden, nicht allein wegen der durch Uebersetzung solcher Namen so leicht entstehenden Confusion und Vermehrung der Synonymen, und aus einem gewissen historischen Interesse, wie wir dies schon in der Anzeige des Oberdieck'schen Werks bemerkt haben, sondern auch des guten Beispiels wegen für Engländer, Franzosen und Belgier, denen wir es kaum zum Vor=

wurf machen können, wenn sie, wie z. B. in einem diesjährigen Katalog einer berühmten holländischen Baumschule geschieht, unseren deutschen Herrenhäuser Pepping mit Peppin des Chevaliers teutoniques und Hallischen Herrnapfel mit Monsieur de Hallisch übersetzen, so lange wir z. B. für den englischen Sykehouse Rousset, der seinen Namen von einem Landsitze Sykehouse erhielt, den falsch übersetzten Namen Spitals-Reinette und für den amerikanischen Newtown Peppin (so genannt nach der Township Newtown auf Long Island) den Namen Neustadt-Pepping beibehalten. In unserer Zeit scheint das doch auch nicht zu viel verlangt von einem gelernten Gärtner, daß er so viel Französisch und Englisch verstehe, um die einheimischen Namen der aus England, Amerika, Belgien und Frankreich herstammenden Obstsorten richtig schreiben und leidlich richtig aussprechen zu können. Das reicht aber vollkommen hin, denn außer aus den genannten Ländern haben wir in größerer Zahl nur noch Obstsorten aus Rußland erhalten, deren russische Namen man aber ohnehin unübersetzt läßt und in den Katalogen beibehält. Im Volke freilich werden diese Namen vielfach verstümmelt und verdreht werden, dies geschieht aber auch mit den deutschen Namen der Kataloge, zumal unter unserer Landbevölkerung, unter der das Plattdeutsche noch vielfach vor dem stümperhaft angelernten Schriftdeutschen vorherrscht und hoffentlich auch noch lange vorherrschend bleiben wird. Es scheint uns aber auch nicht schlimmer, wenn sich unter diesem plattdeutsche Vulgärnamen für das von ihnen gebauete Obst bilden, als wenn in Süddeutschland das Volk die Namen auf seine Weise verstümmelt. Bei den ersteren können ohne Zweifel

Digitized by Google

unter den gebildeteren Gärtnern und in den Systemen die richtigen Namen viel leichter rein erhalten werden als in dem anderen Falle. — Die Ausstattung des Buches ist sehr gut; die beigegebene Abbildung ist die des Luikenapfels, der für Württemberg von sehr großer Bedeutung und dort außerordentlich verbreitet, in Norddeutschland jedoch unbekannt und auch wohl entbehrlich ist, da wir dafür gute Stellvertreter besitzen, wenn nicht etwa sein spätes Blühen ihn für Gegenden, wo die Obstblüthe leicht durch späte Frühjahrsfröste zerstört wird, empfehlen sollte.

Wappäus.

St. Petersburg

Buchdruckerei der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften 1854. Die Atlantis nach griechischen und arabischen Quellen von A. S. von Noroff, wirkl. Mitgl. der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 79 S. in gr. Octav.

Diese kleine Schrift, die eine weitere Ausführung der Untersuchungen über die Atlantis des Plato bilden, welche der Verf. in seiner 1847 und 1854 zu St. Petersburg in russischer Sprache herausgekommenen Reise zu den Sieben Kirchen mitgetheilt hat, sucht nach griechischen und arabischen Quellen darzuthun, daß diese räthselhafte Insel irrthümlich jenseits der Säulen des Herkules, d. h. westwärts der gegenwärtigen Meerenge von Gibraltar gesetzt werde und daß die von Plato mitgetheilte Schilderung der Atlantis sich auf historische Ueberlieferung beziehe, wonach diese Atlantis im östlichen Theil des Mittelländischen Meers gelegen habe. Die von dem Verf. im Original und in deutscher Uebersetzung mitgetheil-

ten arabischen Quellen dienen ihm dazu einen früheren Zusammenhang Aegyptens mit Europa, der später durch eine in das Mittelländische Meer hineinbrechende Fluth zerstört worden sei, wahrscheinlich zu machen, worauf er alsdann aus der Unbestimmtheit der von den Alten dem Sagenkreise des Atlas angewiesenen Oertlichkeit zu folgern sucht, daß die Atlantis des Plato den ganzen Raum des Mittelländischen Meeres von Cypern bis nach Sicilien eingenommen habe und daß unter den Säulen des Herkules in der von Plato im Timäus mitgetheilten Erzählung nicht die gegenwärtige Meerenge von Gibraltar, sondern der thracische Bosporus zu verstehen sei, indem die Nachrichten von dem Durchbruche des Atlantischen Meeres durch die Straße von Gibraltar mit den ganz ähnlichen von dem Durchbruche des Schwarzen Meers durch die Dardanellen in ältester Zeit verwechselt worden seien. Die ganze Untersuchung, die mit einem außerordentlichen Aufwand von Gelehrsamkeit geführt ist, verdient allerdings die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher, zumal der Verf. selbst seine Ansicht nicht als vollkommen abgeschlossen und erwiesen, sondern nur als einen Versuch einer von früheren willkürlichen Conjecturen unabhängigen einfacheren Erklärungsweise angesehen wissen will. Was uns betrifft, so müssen wir sagen, daß man den hier behaupteten früheren Zusammenhang von Afrika mit Sicilien — der, wie schon Al. v. Humboldt dargethan, aus geologischen Gründen sogar sicher anzunehmen ist — völlig zugeben kann, ohne deshalb dadurch der Atlantis des Solon und Plato oder ähnlichen Sagen von untergegangenen Inseln oder Ländern des Mittelländischen Meers einen historischen Hintergrund zuzuerkennen, indem

Digitized by Google

ja Alles darauf ankommt, ob man hier wie überhaupt den Hauptantheil an der poetischen Gestaltung der Erde, die in der griechischen Mythologie und epischen Poesie hervortritt, wirklichen Erfahrungen, welche nur durch Wundersucht und Leichtgläubigkeit eine fabelhafte Gestalt erhielten, zuschreiben will, oder ob man die eigentliche Wurzel dieser Gebilde in gewissen ideellen Voraussetzungen und Forderungen des Gefühls zu erkennen glaubt, auf welche eine wirkliche Länderkunde erst allmälig einzuwirken beginnt. Für beide Anschauungen gibt es bekanntlich gleich gewichtige Autoritäten. — (Vergl. die wichtige Anzeige K. O. Müller's der beiden ersten Bände des Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent par Al. de Humboldt im Jahrg. 1838, Stück 37—40 dieser Blätter). Jedenfalls verdient der Hr Verf. Dank für die Mittheilung mehrerer wichtigen Quellen über die Ansicht der Araber von der früheren Gestaltung des Mittelländischen Meeres. — Schließlich erlauben wir uns noch den Verf. darauf aufmerksam zu machen, daß seine Meinung, in seiner Ansicht über die Lage der Atlantis des Plato mit einer Conjectur des Christoph Columbus zusammenzutreffen auf einem Mißverständniß beruht. Die in der Note zu S. 72 erwähnte Verwechslung der Platonischen Atlantis mit der Insel Atalanta in dem Canal zwischen Böotien und Euböa, welche durch ein Erdbeben von dem Festlande getrennt worden war (Thucyd. III. 89; Plin. II. 88), wird von dem „man" in den Gött. gel. Anz. (das kein anderer als K. O. Müller ist) nicht dem großen Entdecker der Neuen Welt, sondern seinem Sohne Don Fernando vorgeworfen, und zwar nur als Anführung aus dem erwähnten klassischen Werke Al. v. Humboldt's

(s. diese Stelle in der Uebersetzung dieses Werks von Ideler 1. S. 105). Wappäus.

Wien

bei L. W. Seidel 1854. Oesterreichische Vaterlandskunde. Unter Mitwirkung von Freunden der Erdkunde verfaßt und herausgegeben von M. A. Becker. Erster Theil (mit einer Karte in Steindruck. 300 S. in Octav).

Ein Buch, wie das vorliegende, ist längst schon ein Bedürfniß. Der Staatsmann sowohl, wie der Geograph und die Gebildeten aller Stände im weiten Bereich der österreich. Monarchie verlangten darnach. Es hielt aber auch schwer, diesem Verlangen auf eine wahrhaft nutzbringende Weise zu entsprechen. Einzelne Versuche dazu wurden in neuester Zeit von Siegfried Becher, Pütz, Adolf Schmidt, Herm. Meynert, Steinhauser, Ludwig F. v. Heufler u. A. unternommen. Was von diesen Versuchen zu halten sei, ist hier nicht der Ort, ausführlich zu erörtern. Es genügt die Bemerkung, daß die meisten derselben nach der einen oder anderen Richtung hin Manches zu wünschen übrig laßen und daß jenes Verlangen dadurch nur unvollkommen befriedigt wurde, weil sie theils innerhalb zu enger Grenzen sich bewegten, theils auch mehr bezweckten, als die sich ihnen widmende Kraft zu leisten vermochte. Nun darf zwar auch das vorliegende Buch nicht zu jenen gerechnet werden, welche makellos in die Oeffentlichkeit treten.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 23. December 1854.

Wien

Schluß der Anzeige: „Oesterreichische Vaterlandskunde. Unter Mitwirkung von Freunden der Erdkunde verfaßt und herausgegeben von M. A. Becker. Erster Theil.“

Es gibt deren überhaupt in allen Zweigen der Litteratur nur äußerst wenige und der Verf. spricht selbst im Vorworte (S. IX) die Erwartung aus: daß, wer den Umfang und die Schwierigkeiten der Aufgabe zu ermessen weiß, deren Lösung hier in einer beschränkten Bogenzahl versucht wurde, hinter dem offenen Geständniß der mangelhaften Leistung keine unziemliche Bescheidenheit suchen wird. — Er nennt sein Buch mit Recht: „eine Arbeit, die im ersten Entwurfe nicht anders als mangelhaft sein kann“; hat aber gleichwohl darin dargethan, daß wenn irgend einer unter den bisherigen Bearbeitern der österreichischen Vaterlandskunde: gewiß er zur Bewältigung dieser Aufgabe berufen und befähiget ist, zumal wenn Geographen wie Friedr. Simony und Ant. Steinhau-

ser ihm hülfreich zur Seite stehen. Es gebührt ihm vor Allem die Anerkennung, daß er an pädagogischem Takte und an Plasticität der Darstellung nur von wenigen Schriftstellern seines Faches übertroffen wird, und daß daher des Buches nächster Zweck, die Anleitung und Anregung der Fachlehrer zu gründlichen Selbststudien und ersprießlichen Vorträgen damit auch erreicht worden ist.

Aber nicht nur die Lehrer an Gymnasien, Realschulen und technischen Lehranstalten, sondern auch die eigentlichen Pfleger und Fortbildner der Wissenschaft an Hochschulen und Akademien, so wie praktische Geschäftsmänner werden darin eine Fülle von Material, das dem Einzelnen unter ihnen sonst nur schwer zugänglich sein dürfte, höchst sorgfältig gesichtet und anschaulich gruppirt finden. Besonders verdient jener Theil des Buches, welcher die Schilderung der oro- und hydrographischen Verhältnisse der Karpathen zum Gegenstande hat, als lehrreich hervorgehoben zu werden Nach diesen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns zur detaillirten Anzeige des Inhalts der vorliegenden Schrift.

Sie ist der erste Band eines Werkes, das auf zwei Bände berechnet ist und bringt nebst einer gedrängten Schilderung der Lage, Umrisse und Oberfläche Europas so wie des Anwachses der österr. Monarchie die Naturverhältnisse der letzteren zur Anschauung. Sie zählt im § 6 die Bodenbestandtheile des Territoriums auf, definirt sodann im § 7 die Lage der Monarchie, berührt im § 8 deren Flächeninhalt, Größe, Umfang und Ausdehnung, gibt im § 9 deren Grenzen, im § 10 deren Gestalt, im § 11 deren wagerechte, im § 12 deren senkrechte Gliederung an und gebt

Digitized by Google

endlich, nachdem sie im § 13 die vier Hauptsysteme der dort vorkommenden Gebirgsbildungen kurz dargestellt hat, zur Beschreibung der Alpen über. Es würde zu weit führen, wollten wir der Paragraphenreihe folgend, die einzelnen Rubriken, unter welchen diese beschrieben werden, hier angeben. Wie anschaulich und lebendig aber die davon gelieferte Beschreibung ist, mag aus folgender Probe ersehen werden, welche dem § 22, der von den rhätischen Alpen handelt, entnommen ist, und die unter dem Namen Bernina bekannte Gebirgsabdachung betrifft. Sie lautet: „Südlich des Maloggia erhebt sich mit ostwärts gerichtetem Zuge die südliche Kette der rhätischen Alpen und steigt nur etwa 1½ Meilen vor dem nördlichen Rande des Comerseebeckens in der 16 M. langen Bernina rasch zu 10,300′ empor. Diese Gletscherkette scheidet den Inn (Engadin), die Adda (Val Telin) und die Maira (Bregell). Bis zu 8000′ und 7000′ herabsinkend, trägt sie auf ihrem Kamme die politische Grenze (mit Ausnahme des Thales Puschiavo). Auf dieser Strecke springen mehrere Queeräste gegen das Addathal vor und erheben sich in dem M. Ligoncio 10,506′ (Welden), M. della Disgrazia 10,166′ (Notizie nat. sulla Lombardia), M. dell Oro 10,065′ (N. n. s. L.) und einigen Gipfeln noch höher. Der Roseggio ist der größte Gletscher der Bernina. Weiter gegen O. in dem Quellbezirke der Adda steigen die Gipfel der Wasserscheidenkette zu ähnlicher Höhe auf. Das Gebirge ist durch die Adda und ihre Zuflüsse nach allen Richtungen zerklüftet. Die Länge beträgt 10 M., die Breite zwischen 2 — 5 M. (d. i. österr. Meilen, deren 97,75 = sind 100 geogr. Meilen); die mittlere Kammhöhe 8000′, Gipfel zu 10000′; höchster Gipfel Pizz Mor-

tiratsch 12,820′; Verhältniß der Erhebung zur Länge: 1:38′. Einsenkung: Der Passo de Muretto (7378′) aus dem Bregell ins Veltlinthal, nur im Hochsommer gangbar. Umtiefungen: Chiavenna (1110′ Schouw), Sondrio (1098′ Topogr. Karte des österr. General-Quartiermeisterstabs), Grosatto (2104′ T. K.), Bormio (3864′ T. K.), Trepalpaß, Livigno (5913′ T. K.), Zernetz (3120′ Ebel), Silvaplana (4320′ Schaubach), Casaccia (4738′ Schouw).

Dieselbe Zerklüftung und Zerspaltung in der Kette zeigt sich an der Etschquelle. Hier bildet die Natur einen Abschnitt in dem Trepalpasse, zwischen dem Liviner- und Addathale, dem niedrigsten Sattel der Kette. Unter den Gipfelhöhen sind der P. del Ferro (9843′ Schmidt) und M. Braglio (9428′ T. K.) die bedeutendsten. Durchschnitt von SW. nach NO.: Comer-See (Nordrand) 793′ (Munke) Berge im Norden von Traona 3900′, im Norden von Ardenna 4370′, Gorgone 1038′ (N. n. s. L.), M. della Disgrazia 10,166′, Oberstes Malecothal 3400′, Berge mit 6000′, Sattel mit 3900′, Puschiavo 2300′, Passo alla Casana 8522′, Premadothal 4900′, M. Braglio 9428′."

In solcher Weise werden sämmtliche Gruppen des Alpengebirges, in so fern sie dem Kaiserthume Oesterreich angehören, zu veranschaulichen gesucht. Daß hie und da unrichtige Angaben sich eingeschlichen haben, welche nach vorhandenen monographischen Darstellungen allenfalls hätten verbessert werden können, ist begreiflich und entschuldbar, wenn man bedenkt, aus wie vielen Quellenwerken das Material zu den vorliegenden Schilderungen ohnehin zusammengesucht und excerpirt werden mußte. — Einzelne Schreibfehler und Ver-

Digitized by Google

sehen waren hiebei fast unvermeidlich. Auffallend aber ist die Außerachtlassung von Werken, welche, wenn sie auch nicht speciell und ausschließlich die geognostischen Verhältnisse Oesterreichs betreffen, doch immerhin beachtet zu werden verdient hätten, wie z. B. bezüglich der oben mitgetheilten Stelle die ausgezeichnete Schilderung des Kantons Graubünden von G. W. Föder und P. C. v. Tscharner (Erste Abth. St. Gallen und Bern 1838) und bezüglich der Structur des Terrains überhaupt und seiner socialen Bedeutung insbesondere das treffliche (?) Werk Bernhard Cotta's über „Deutschlands Boden" (Leipzig F. A. Brockhaus I. 1853. II. 1854, was indeß vielleicht zu spät erschienen ist, um vom Verf. gebührend benutzt werden zu können). Mindestens hätte der Leser auf derlei Werke verwiesen und ihm das, was er dort zu finden hoffen darf, durch einzelne Citate daraus nahe gelegt werden sollen. Dies gilt namentlich auch in Bezug auf landschaftliche Schilderungen von dem Buche Rohrer's: „Abriß der westlichen Provinzen des österreichischen Staates" (Wien 1804), wo viele sehr anmuthige Scenen aus der Gebirgswelt und aus dem Alpenleben in Steiermark, Kärnthen, Krain und Tirol dem geistigen Auge des Lesers vorgeführt werden.

Uebrigens hat der Verf. die Benutzung litterarischer Hülfsmittel und verläßlicher Karten sich eifrig angelegen sein lassen, wie die zahlreichen Quellencitate beweisen, welche das ganze Buch hindurch Seite für Seite ersichtlich sind und Mängel der vorerwähnten Art beinahe übersehen machen.

An die Schilderung der Alpen reiht sich S. 72 jene der einzelnen Theile des hercynischen Bergsystems und hieran S. 94 jene

Digitized by Google

der Karpathen. Letztere ist, wie wir schon oben erwähnten, die verdienstlichste Partie des ganzen Buches, zumal mit Rücksicht auf die demselben beiliegende Kartenskizze, deren zweckmäßige Anlage und Ausführung ein entschiedenes Talent zu klaren geographischen Darstellungen verrathen. Eine kurze Beschreibung der österreichischen Ebenen beschließt die Reihe der den orographischen Verhältnissen gewidmeten Kapitel, so, daß die zweite Hälfte des Buches bis auf die am Ende gegebene Uebersicht dieser Verhältnisse, sich ausschließlich mit den „Gewässern" beschäftigt. Mit seltener Präcision werden da die Stromgebiete der Donau, des Dnjestero, des Po, der Etsch, des Rheins, der Oder und der Weichsel, ferner das Küstengebiet des adriatischen Meers, so wie dieses Meer selbst und die seinem Gebiete angehörigen Seen geschildert. — Man merkt es der Darstellung an, daß sie meist auf Autopsie beruht und aus der Feder eines gewandten Schriftstellers geflossen ist. Besonders dankenswerth ist die detaillirte Schilderung der Seen in den Hochkarpathen, ihrer Ab- und Zuflüsse und der Quellen letzterer. Die gedachte Kartenskizze liefert ein deutliches Bild davon, und ist in der That kein bloßer „Nothbehelf" wie der Verf. sie nennt. (S. 196).

Die den Schluß des vorliegenden Buches bildende Uebersicht der geologischen Verhältnisse des österr. Kaiserstaats — das Resultat der Bemühung des Docenten an der Wiener Hochschule, Dr. Friedrich Zekeli — ist eine recht brauchbare und den Werth des Buches erhöhende Beigabe. Somit kann das Urtheil über dasselbe im Allgemeinen nur günstig lauten und von dem Wunsche begleitet sein, es möge dem Verf. gelingen, den zweiten Band seiner „Oesterreichischen Va-

Digitized by Google

terlandskunde", der das Klima, die Pflanzen- und Thierverbreitung, die Volks- und Staats-Verhältnisse zum Gegenstande haben wird, ebenso reichlich und exact auszustatten, wie den uns vorliegenden ersten Band. Zugleich aber müssen wir lebhaft bedauern, daß die Beschränktheit der Bogenzahl es dem Verf. nicht gestattet hat, der Geschichte der Erdoberfläche und der Verwendbarkeit der Bodenbestandtheile zur Production materieller Güter größere Aufmerksamkeit zu schenken. Eine ausführlichere Behandlung dieser beiden Punkte würde in zweifacher Beziehung fördersam gewesen sein. Sie würde erstens: das Interesse daran in weiten Kreisen erregt und angefacht und zweitens: viele praktische Geschäftsleute den Verlegenheiten enthoben haben, welche ihnen in Ermangelung einer solchen ausführlicheren Erörterung der Entwurf sowohl als die Bewerthung von Projecten verursacht, deren Ausführbarkeit durch das Zutreffen gewisser geognostischer Voraussetzungen bedingt ist. Mancher Baubeamte und Bergmann sieht seine wohldurchdachten und mit großem Aufwande von Scharfsinn erfundenen Pläne an dem Widerstande scheitern, welchen gegebene Terrain-Verhältnisse unvorhergesehener Weise bereiten. Nicht minder wird mancher National-Oekonom an der Macht solcher Verhältnisse, die ihm bei seinen Combinationen entgangen waren, zu Schanden. Und derlei Beschämungen sind überdies häufig mit beträchtlichen Staatsunkosten verbunden, welche bei gründlicherer geognostischer Vorbildung solcher Beamten erspart werden könnten. Auch erwüchse dem Historiker aus der bezeichneten Erörterung ein merklicher Vortheil in allen jenen Fällen, wo es sich über alte Straßenzüge, über ehemalige Hee-

res-Situationen und sonstige Kriegsumstände, über ursprüngliche Colonisationen und Cultivirungsversuche u. dgl. zu orientiren gilt.

Daß dem Verf. die Wichtigkeit der mehrgedachten Auseinandersetzungen nicht entgangen ist, geht aus verschiedenen Stellen seines Buches hervor, wo er, so viel nur der ihm karg zugemessene Raum erlaubte, dergleichen Verhältnisse erwähnt. So bemerkt er z. B. S. 44 bei der Darstellung der Glockner-Gruppe: „Daß das oberste Thal der Pasterze, namentlich das vom Gletscher getragene Geröll für den Mineralogen eine wahre Fundgrube sei und daß auch der Botaniker dort eine seltene Ausbeute finde." Ferner: „Daß dort die höchsten Bergbauten Deutschlands situirt und insbesondere der Granit und Gneus, welche die Unterlage des Gebirges bilden, von goldhaltigen Quarzgängen durchsetzt seien. S. 48 gedenkt er des großen Serpentin-Lagers, das am westlichen Fuße der zur Grazer-Gruppe gehörigen Kleinalpe sich befindet. S. 60 bezeichnet er die wegen ihres ausgezeichneten Kräuterreichthums berühmte Seiser Alpe in Tirol als ein Conglomerat aus schwarzem Augitporphyr und Dolomit-Varietäten. Eben dort nennt er auch die Fassaner-Alpen: „das geognostische Kabinet von Tirol". S. 74 bemerkt er: Daß das Riesen- und Isergebirge wegen ihrer geringeren Wegsamkeit in Bezug auf Landesvertheidigung eine bessere Schranke bilden als der Böhmerwald.

S. 171 sagt er im Beginne der Schilderung einzelner Seen geradezu: „Geschichtlichen Erinnerungen und der in den Alpen so bedeutsamen Volkssage wollen wir am gelegenen Orte nicht aus dem Wege gehen, weil die Landschaft durch solche Beigaben nichts verliert, aber mancher Le-

Digitized by Google

ser einen Gedanken gewinnt, den er nicht ohne Nutzen weiter tragen kann."

Diesem Grundsatze gemäß erzählt er denn auch S. 172 und 173 vom geschichtlich erwiesenen oder geognostisch erkennbaren Kleinerwerden und Anwachsen der Gebirgsseen, vom Vorrücken der Gletscher, vom Austrocknen ganzer Seebecken u. d. m. S. 222 theilt er nach Beda Weber (Land Tirol II. 603) die wahrscheinliche Entstehung der Lavini di San Marco bei Roveredo im J. 883 und S. 230 den Wechsel des Flußbetts der Piave zwischen dem 4. und 7. Jahrh. mit.

Der Verf. hat durch diese und ähnliche Reminiscenzen — wie schon erwähnt — seine Einsicht in deren Bedeutsamkeit bekundet; leider jedoch auf ein tieferes Eingehen verzichten zu müssen gemeint, ohne auch nur die Werke anzugeben, aus welchen der Wißbegierige hierüber Belehrung zu schöpfen vermag. — Er hätte mindestens bezüglich des Laufes der Donau auf Weschel's: „Die Leopoldstadt bei Wien" (Wien 1824), bezüglich des Laufes der Etsch auf des Abbé Ant. D. Belloni: »Trattato fisico-matematico dell Adige e de' suoi diversivi« (Venezia 1774) bezüglich des merkwürdigen Entstehens und Vergehens mancher Seen in Tirol auf Stafflers Topographie (I. 183, 186, 521, 702, 763; II. 46, 281, 319, 670, 744, 1028) verweisen sollen. Demnächst hätte Karl v. Hoff's Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche (Gotha bei Perthes 1822—1840) genannt zu werden verdient. In Ansehung der dem Boden innewohnenden Productivkraft und seiner Verwendbarkeit überhaupt wäre das oben genannte Werk Bernhard Cotta's und eine Anzahl von landwirthschaftlichen Zeit- und Gelegenheitsschriften,

Handelskammer=Berichten, Bonitirungs=Arbeiten u. dgl. zu berücksichtigen gewesen.— Dadurch würde der Leser in den Stand gesetzt worden sein, des Landes Culturfähigkeit genauer kennen zu lernen.

Wien. Dr. H. J. Bidermann.

Erlangen

Verlag von Ferdinand Enke 1854. Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen, von Eduard Martin, mit 20 Holzschnitten. XII u. 246 S. in Octav.

Während die letzten Jahrzehnte uns Lehrbücher der Geburtshülfe für Aerzte und darunter sehr gute, in Masse gebracht haben und deren noch jährlich erscheinen, ist dies mit den sogen. Hebammenbüchern nicht der Fall. Es erklärt sich dies leicht aus dem Zwecke der letztern; ein solches Buch soll nämlich der Hebamme das, was sie in den Lehrstunden gelernt, im Hause wieder vorführen, ihr zum Selbstunterricht und zu einer Stütze für die Praxis dienen. Der Wirkungskreis, den man den Hebammen zuerkennt, ist aber in den einzelnen Staaten ein sehr verschiedener und deshalb der Umfang und Inhalt der Hebammenbücher auch verschieden; eben deshalb besitzt jedes Land sein eigenes Hebammenbuch, welches eine Reihe von Jahren zur Grundlage des Unterrichts dient, bis man über kurz oder lang die Grenzen der Thätigkeit den Hebammen enger oder weiter zieht, oder gar das alte Lehrbuch sich durchaus mit den Fortschritten des Fachs nicht mehr verträgt, und nun natürlich ein neues erscheinen muß. Diese Verschiedenheit in den der Hebamme für ihr Handeln gesetzten Grenzen ist aber etwas sehr Nachtheiliges und es wäre von großem Nutzen,

Digitized by Google

würde man überall dieselben gleich weit ziehen. Es sind diese Frauen einmal nicht gänzlich zu entbehren, es müßten sonst überall besondere Geburtsärzte angestellt sein, die sich mit nichts Anderem zu beschäftigen hätten — was bei den jetzigen Verhältnissen des ärztlichen Standes nicht möglich erscheint. Daß man überhaupt bei uns es versucht hat, die Hebammen ganz zu entfernen, liegt lediglich darin, daß dieselben ihre Befugniß so oft überschreiten, so Unheil anrichten und zu Klagen Anlaß geben; sie würden das nicht können, wäre ihr Wirkungskreis ein bestimmt festgestellter, überall gleicher. Wie die Sachen aber jetzt noch stehen, gebietet die eine Verordnung diesen Frauen, thun zu müssen, was sie nicht können, die andere verbietet ihnen das, was sie können. So kommt es, daß sie ihr Amt so oft verkennen und es oft nur vom Zufall und der Eitelkeit, etwas zu wagen, abhängt, ob sie in pathologischen Fällen einen Geburtshelfer herbeirufen oder nicht. Ist aber ihre Thätigkeit überall eine genau begrenzte, nämlich ihnen jedes tiefere, besonders operative Eingreifen untersagt, so wird das aufhören und die obstetricische Praxis gewiß eine bessere werden. Die Hebamme muß alsdann aber genau wissen, wann es nöthig wird, einen Arzt zu rufen, muß es zu beurtheilen verstehen, wann der gesunde Zustand in den kranken übergeht und deshalb nicht bloß von den normalen, sondern auch von allen abnormen Zuständen der Mütter und ihrer Kinder zur Zeit des Fortpflanzungsgeschäftes Kenntniß haben; sie muß das ferner, um wo möglich den Gefahren hin und wieder vorbeugen zu können. Freilich wird man eine solche geburtshülfliche Bildung bei einer Hebamme nicht durch einen Unterricht von einigen Monaten (denn

Digitized by Google

gewöhnlich dauert er nicht länger), zumal in einer Entbindungsanstalt mit beschränktem Material, erzielen; will man aber keine längere Zeit dazu bestimmen, wie es allerdings äußerst nothwendig erscheint, so gebe man ihr wenigstens ein gutes Lehrbuch mit, das sie in der Praxis nicht verläßt und in dem sie sich fortwährend Rath und Belehrung holen kann.

Die Aufgabe der Hebamme ist demnach die Pflege der Schwangern, Gebärenden und Wöchnerinnen, so wie ihrer Kinder im gesunden Zustande, die Erkenntniß aller diesen drohenden Gefahren und wo möglich Verhütung derselben, und die zeitige Herbeirufung eines Arztes in solchen Fällen; ein gutes Hebammenbuch muß sich demnach den Zweck setzen 1) der Hebamme eine gründliche Kenntniß vom Baue des weibl. Körpers, besonders der Geburtstheile, und vom normalen Verlaufe der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbetts zu geben; 2) sie mit allen Mutter und Kind in dieser Zeit bedrohenden Abnormitäten bekannt zu machen; 3) sie zu belehren, wie sie diese zu verhüten und was sie bei ihrem Ausbruche zu thun haben, bis der Arzt kommt. Vor allen Dingen soll aber auch überall das in einander greifende Handeln des Arztes und der Hebamme klar vor Augen gestellt werden, damit letztere eine recht klare Einsicht in den so wechselnden Geburtsverlauf bekomme. Ein solches Buch wird nicht bloß für die Hebamme, sondern auch für den Arzt oft ein schätzbarer Leiter sein.

Fragen wir nun, was vorliegendes Buch leistet, so kann Refer. nur Lobenswerthes davon sagen. Des rühmlichst bekannten Verfs Ansichten über den besprochenen Gegenstand sind die oben ausgesprochenen und gehen bei ihm aus einer lang-

Digitized by Google

jährigen Thätigkeit als Hebammenlehrer und praktischer Geburtshelfer, der die Verhältnisse genau kennt, hervor. — Das Ganze ist in 4 Theile getheilt, von denen der erste vom weiblichen Körper im Allgemeinen und von den Geburtstheilen insbesondere und von der Art, ihre Beschaffenheit zu erforschen, handelt; der zweite schildert die gesundheitsgemäße Schwangerschaft, Geburt und das Wochenbett und die von der Hebamme dabei zu leistenden Aufgaben; der dritte die Störungen jener Vorgänge und das Verhalten der Hebamme dabei; der vierte einige der Hebamme zukommenden besonderen Hülfeleistungen, sowie hier auch der Pflichten derselben den Behörden gegenüber erwähnt wird. — Ref. hat mit Vergnügen das Buch durchgelesen und überall nur die größte Klarheit und Einfachheit der Schilderung gefunden, so wie besonders die große Präcision zu loben ist, mit der in jedem Falle der Hebamme die Grenzen ihres Thuns und Lassens gesetzt sind und sie da, wo es ein Eingreifen gilt, aufgefordert wird, den Arzt zu rufen; auch letzterem wird das Buch in vielen Fällen guten Rath ertheilen können.

Nur einige wenige Punkte sind hervorzuheben: so hätte die Schilderung des Geburtsverlaufs bei den Beckenendlagen (S. 75—79) etwas detaillirter sein können und vor Allem war das Gefährliche dieser Lagen, wenn die vordere Fläche des Kindes den Schambeinen zugekehrt ist, mehr hervorzuheben; ferner hält Ref. den Rath, daß die Hebamme bei **Placenta praev. later.** nach ziemlicher Eröffnung des Muttermundes die Blase vor Ankunft des Arztes sprenge (S. 127), für gefährlich. Sehr zweckmäßig dagegen hat Verf. die fehlerhaften Geburten nach Nägele's Vorgange in solche eingetheilt (S. 142), deren Verlauf erschwert

ist und in solche, wo dieser zwar erschwert, aber mit anderweiten Gefahren für Mutter und Kind verbunden ist, da die Hebamme nach dieser Eintheilung sich immer am besten orientiren kann. Sehr praktisch sind die Beckenanomalien geschildert (S. 161—168) und immer das frühzeitige Erkennen derselben der Hebamme ans Herz gelegt, damit die Segnungen der künstlichen Frühgeburt den Frauen allgemein zu Theil werden.— Genau ist der Hebamme ihr Verhalten bei Blutungen der 5. Geburtsperiode und Placentaretentionen angegeben (S. 200 u. folg.), so wie sie zweckmäßig auf die Verhütung von Blutungen und von Uterusvorfall im Wochenbett (S. 214) aufmerksam gemacht wird; auch der Scheintod der Neugebornen in seinen 2 Formen und seine Behandlung ist sehr gut geschildert.

Die in den Text eingedruckten Holzschnitte versinnlichen besonders den Bau des normalen Beckens der Geschlechtstheile des Weibes und die Beckenanomalien; gut wäre es gewesen, wenn solche auch zur Verdeutlichung der Kindeslagen und des Mechanismus beigegeben worden wären.

Dr. Spiegelberg.

Paris

Chez Gide et J. Baudry 1852. Egypte, Nubie, Palestine et Syrie. Dessins photographiques recueillis pendant les années 1849. 1850. 1851. accompagnés d'un texte explicatif et precédés d'une introduction par Maxime du Camp chargé d'une mission archéologique en Orient par le ministère de l'instruction publique. fol.

Wie es scheint beförderte das französische Unterrichts-Ministerium die archäologische Mission,

deren Ergebnisse hier vorliegen, nicht durch Geldbewilligungen, sondern nur durch Rath und erfolgreiche Empfehlungen des Reisenden, welcher sich bestrebte durch Anwendung der Photographie die Kenntniß des Alterthums zu vermitteln.

Hr Maxime du Camp reis'te auf eigene Kosten, um archäologische Gegenstände durch Lichtbilder aufzunehmen, deren Treue oft die Darstellungen der gewöhnlichen Zeichner übertrifft. Zuweilen fügte er auch einige Bilder von Landschaften hinzu. Er bereis'te die Länder, in welchen die frühesten Spuren menschlicher Gesittung vorkommen und welche uns an die Namen Sesostris, Moses, Alexander, Pompejus, Cäsar, Christus, Mohammed, Lusignan, Napoleon, Chateaubriand erinnern. Das Ganze enthält in 65 Lieferungen, deren jede 20 Franken kostet, 120 Tafeln in Folio, zu welchen Hr Maxime du Camp auch einen erklärenden Text in demselben Format geliefert hat. Die Tafeln, welche Säulenhallen, Obelisken und überhaupt Bauwerke darstellen, sind sehr gelungen, aber die Landschaften (vorzüglich diejenigen, auf denen die im Wasser sich spiegelnden Ufer des Niles vorkommen) sind so unklar, daß sie eigentlich nur von denen recht verstanden werden, welchen dabei die eigenen Erinnerungen an die gesehenen Länder auftauchen.

Der große Werth dieses Werkes besteht in der Treue. Die Tafeln enthalten nur da Dattel- und Doum-Palmen, Schnitzwerk und Hieroglyphen, wo sie sich wirklich vorfinden; aber oft erinnert uns die Fülle der dargestellten Gegenstände, welche auf einer Tafel zusammengedrängt sind, daran, daß der Zeichner kunstgerecht das Unwichtigere ausläßt, um das Wichtigere deutlich zu zeigen.

Hiemit haben wir die Mängel des Werkes be-

zeichnet, welches wir aber dennoch denen empfehlen, welche wünschen sich die Wirklichkeit einer großartigen Vergangenheit zu vergegenwärtigen und wissen möchten in wiefern man hoffen dürfe durch chemische Entdeckungen selbst die Länder- und Völkerkunde zu fördern. Wir halten nämlich dafür, daß der hier gemachte Anfang (obwohl theilweise in Wassergegenden mißlungen) doch im Ganzen so glücklich gewesen ist, daß gewiß künftig die Photographie bei allen größeren geographischen und archäologischen Unternehmungen eine bedeutende Stelle einnehmen wird. Der Wissenschaft wird es gelingen, auch diese Kunst so zu vervollkommnen, daß künftige Leistungen die vorliegenden einst übertreffen. Aber selbst dann wird man den Namen Maxime du Camp ehren als den eines Mannes, welcher durch seine Thätigkeit unter persönlichen Aufopferungen andeutete und bewies was sich einst werde erreichen lassen.

F. Biallobłotzky.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. Stück.

Den 25. December 1854.

Leipzig

F. A. Brockhaus 1854. Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien, Mit durchgehender vergleichender Erforschung der entsprechenden Verhältnisse in Oestreich (sic), Sachsen, Preussen, Frankreich, England, Holland und anderen Staaten. Von J. E. Horn. Erster Band. VIII u. 331 S. Lexikon-Octav.

Der Verf. scheint durch den Erfolg, welchen die von ihm im vorigen Jahr unter dem Titel: Statistisches Gemälde des Königreichs Belgien herausgegebene Uebersetzung der klassischen Statistique générale de la Belgique (Brux, 1852. 4°) gefunden hat und durch die Bekanntschaft, die er bei dieser Uebersetzung mit der Statistik machte, zu den Studien veranlaßt zu sein, von denen hier der erste Band vorliegt. Seine früheren litterarischen Arbeiten gehörten wenigstens, so viel uns bekannt ist*), einem ganz anderen Gebiete

*) Dies sind: Arthur Görgei, Obercommandant der ungarischen Armee. Ein Beitrag zur Geschichte der un-

Digitized by Google

an und wenn, wie es hiernach scheint, die hier mitgetheilten Studien das Resultat einer verhältnißmäßig sehr kurzen Studienzeit sind, so muß man in der That sich wundern über die Gewandtheit des Geistes, mit welcher der Verf. sich in dies neue Gebiet seiner Studien hineingefunden hat und über den Fleiß und den Scharfsinn, welche in so kurzer Zeit so umfangreiche Arbeiten auf diesem Gebiete auszuführen wußten. Denn, erkennen wir es gleich an, diese bevölkerungswissenschaftlichen Studien gehören ohne Zweifel zu dem Beachtenswerthesten, was seit Quetelets klassischem Werke: Sur l'homme et le développement de ses facultés etc. (2 T. Par. 1835. 8) in diesem Fache erschienen ist, und, so Vieles wir im Verfolge ihrer Analyse an derselben auch zu tadeln und zurückzuweisen haben werden, so müssen wir es doch auch aussprechen, daß diese Arbeit es in hohem Grade verdient, von jedem Statistiker von Fach nicht allein beachtet, sondern auch wirklich ernstlich studirt zu werden. Wir sagen von dem Statistiker von Fach, obgleich der Verf. selbst, wie aus der Briefform, welche er für die Mittheilung seiner Studien gewählt hat, so wie aus dem „Einleitenden" des ersten Briefes hervorgeht, offenbar die Absicht gehabt hat, mehr für das größere gebildete Publicum als für den Fachgelehrten zu schreiben. Denn wir können nicht glauben, daß Viele, die nicht aus der Statistik ein besonderes Studium machen, Eifer und Ausdauer genug haben werden, dem Verf. in seinen

garischen Revolution von J. E. Horn, ungarischer Feldpater Leipz. 1850. 8, und Spinoza's Staatslehre. Zum erstenmale dargestellt ꝛc. Dessau 1851. 8, welches letztere auch in diesen Blättern 1851. Stück 205 — 207 angezeigt ist.

eine sehr angestrengte Aufmerksamkeit und auch schon einige Vertrautheit mit statistischer Handhabung von Zahlen erheischender Deduction auch nur durch einen Brief hindurch zu folgen, geschweige denn durch eine auf wenigstens mehrere Bände berechnete Sammlung von Briefen, die alle unter einander in innigem Zusammenhange stehen und sich fortwährend wechselseitig auf einander beziehen. Auch geht schon, wie uns scheint, daraus, daß der Verf. es für nöthig gehalten hat, seine Briefe wieder in Paragraphen einzutheilen, hervor: daß die von ihm gewählte Briefform — insofern dadurch eine populäre Darstellung angedeutet werden soll — nicht die seinem Gegenstande eigentlich entsprechende Form ist, er dieselbe vielmehr wohl nur deshalb gewählt hat, um von vorne herein sich nicht an einen bestimmten Gang der Untersuchung zu binden, sondern sich dafür eine größere, vielleicht durch den Fortgang seiner Studien erheischte Freiheit zu bewahren. — Wenn wir indeß dem Buche den populären Charakter, auf den es Anspruch macht, absprechen, so sind wir, so gern wir auch die Bevölkerungsstatistik wirklich popularisirt sähen, doch weit entfernt, dies zu bedauern, wir müssen uns im Gegentheil darüber freuen, da wir überzeugt sind, daß diese bevölkerungswissenschaftlichen Studien anstatt dieser Wissenschaft in einem größeren Kreise Freunde zu erwerben, nur dazu dienen können, den Laien entweder von ihr zurückzuschrecken oder ihm ein falsches Bild von der Aufgabe und den Bestrebungen der Bevölkerungsstatistik zu geben. Der Hauptzug dieser Studien ist nämlich der der Kritik und zwar einer Kritik, die nicht selten in reine Oppositionssucht gegen die bisherige Bevölkerungsstatistik ausartet und deshalb mehr den

Digitized by Google

Eindruck des Revolutionirens als des Reformirens dieser Wissenschaft macht. So unerquicklich dadurch nun auch die Lectüre dieses Buches wird, so bleibt für den Statistiker von Fach dasselbe gleichwohl von großem Werth, indem derselbe so darauf geführt wird, das, was bisher in der Bevölkerungsstatistik in der Meinung aller hervorragenden Statistiker feststand, hier aber angegriffen und zum Theil mit einem großen Aufwande von Scharfsinn und von statistischem Material bekämpft wird, einer neuen genauen Prüfung zu unterziehen, was ohne Zweifel der Wissenschaft nur zum Nutzen gereichen kann, da man dadurch hie und da auch auf wirkliche Schwächen und Irrthümer aufmerksam gemacht wird. Daß aber ein Buch, welches vornehmlich darauf ausgeht, an einer Wissenschaft das Mangelhafte und Verkehrte herauszustellen, ohne doch dafür etwas Neues, was Liebe für diese Wissenschaft erwecken könnte, an die Stelle zu setzen, nicht dazu geeignet ist, dieser Wissenschaft neue Freunde zu erwerben, und dieselbe im guten Sinne des Wortes populär zu machen, liegt auf der Hand. Höchstens könnte nur eine gewisse Klasse von Lesern von dem Geiste, aus dem die Kritik des Vfs hervorgeht und von dem Ziele, dem er entgegenstrebt, angezogen werden, nämlich solche, welche sich in ihrer materialistischen Weltanschauung dem Verf. verwandt fühlen und durch ihn nun auch sogar die Bevölkerungsstatistik in den Dienst ihrer Bestrebungen gezogen sehen, die auf die Ausrottung allen Glaubens an eine höhere Leitung der menschlichen Gesellschaft ausgehen. Diesen kann der Spott gefallen, mit dem der Verf. Männer wie einen Süßmilch, den er übrigens doch als den Begründer der Bevölkerungsstatistik anerkennen muß, und alle die behandelt, welche z. B. in der wunderbaren Regelmä-

Digitized by Google

ßigkeit des numerischen Verhältnisses der beiden Geschlechter bei den Neugebornen und in den verschiedenen Altersklassen eine höhere, eine göttliche Ordnung ahnen und anerkennen. Uns, müssen wir bekennen, hat diese sehr oft in das Frivole übergehende Behandlung dieser Verhältnisse nur abgestoßen, wie wir denn auch der Sprache des Verfs, der in rein statistischen Untersuchungen gerne spaßhafte Wendungen macht und z. B. statt weiblicher Bevölkerung „Damen“ und statt weiblicher Bevölkerung des Landes „ländliche Schöne“ sagt, keinen Geschmack haben abgewinnen können. Indeß hat dies uns, nachdem wir einmal erkannt, daß der Verf. nicht mit gewöhnlichem statistischen Apparat hier auftritt, nicht abhalten dürfen, das Buch genau zu studiren und um dies zu beweisen, und damit zugleich unser obiges Urtheil über dasselbe zu begründen, sei es uns gestattet, die „Studien“ so weit es der Umfang einer Anzeige in diesen Blättern gestattet, genauer zu analysiren.

Nachdem der Verf. in seinem ersten Brief „Einleitendes“ mitgetheilt und seinen Zweck dahin erklärt hat: „an dem Leitfaden des in mehreren Ländern und namentlich in Belgien angehäuften bevölkerungsstatistischen Materials die sehr merkwürdigen und höchst beachtenswerthen auf Sein und Leben der Bevölkerung unmittelbar Bezug habenden Erscheinungen vorerst zu erkennen, dann wo möglich ihren innern Zusammenhang, ihre Ursachen und Wirkungen zu erfassen und, soweit es angeht, auch zu erklären“, geht er im zweiten, „Die Populationistik“ überschrieben, zunächst dazu über, die Bedeutung der Bevölkerungswissenschaft für Staats- und Volkswirthschaft anzudeuten und darauf durch eine kurze Erwähnung der bekannten statistischen Schriften von Süßmilch und Mal-

thus seinen Freund auf die Anfänge der Bevölkerungswissenschaft und auf das Verhältniß der gegenwärtigen bevölkerungswissenschaftlichen Forschungen zu denen von Süßmilch und Malthus aufmerksam zu machen. In diesem Briefe erfahren wir denn auch, jedoch nur ganz beiläufig in einer Note, „daß der Verf. unter Bevölkerungsstatistik die Sammlung des über Stand und Bewegung der Bevölkerung Aufschluß gebenden statistischen Materials, unter Bevölkerungswissenschaft das Studium, die Erforschung und Nutzbarmachung jenes Materials versteht, während er unter dem collectiven Namen Populationistik in herkömmlicher Weise die Bevölkerungsstatistik und die Bevölkerungswissenschaft zusammenfaßt.“ Gewiß hätte man von dem Verf. verlangen können, daß er die Einführung dieser neuen Begriffe auch gehörig motivirt hätte. Bis jetzt verstand man unter Bevölkerungsstatistik allgemein den mit den Bevölkerungsverhältnissen sich beschäftigenden Theil der Statistik überhaupt, und scheint es uns nicht passend, so ohne Weiteres, wie der Verf. thut, dafür einen viel engeren Begriff aufzustellen und für das was man bisher unter Bevölkerungsstatistik verstand, den barbarischsten aller Namen „Populationistik“ anzunehmen, der, obgleich Bernoulli denselben bereits vor 13 Jahren durch sein vortreffliches „Handbuch der Populationistik“ einzuführen gesucht hat, doch glücklicherweise bis jetzt keinesweges in der Wissenschaft eingebürgert ist und hoffentlich auch wieder ganz aus derselben entfernt werden wird, da er nicht allein ganz geschmacklos, sondern auch ganz widersinnig gebildet ist und richtig übersetzt Staats-Verwüstungs- oder Entvölkerungskunde bedeutet. —

Der dritte Brief (S. 21—32) handelt von der

Digitized by Google

absoluten und relativen Bevölkerung. Schon hier fängt der Verf. an, sich ohne Noth allgemein angenommenen statistischen Bezeichnungen zu widersetzen, indem er für „Dichtigkeit der Bevölkerung", worunter man bekanntlich das Verhältniß der Zahl der Bevölkerung zu dem von ihr bewohnten Flächenraum versteht, den Namen Bevölkerungsstärke einführt und Bevölkerungsdichtigkeit das Verhältniß der Seelenzahl zur (nicht allgemeinen, sondern) bewohnten Fläche oder zur Anzahl der Wohnorte nennt. Dies ist aber ein ganz willkürlich aufgestellter Begriff, zumal der Verf. bei der Bestimmung seiner Volksdichtigkeit die Städte ganz ausschließt, so daß man, weil, wie er selbst in der Folge zugeben muß, der Begriff der „Stadt" ein ganz verschiedener in verschiedenen Ländern ist, auch, je nachdem man den Begriff der städtischen Bevölkerung enger oder weiter faßt, sehr verschiedene Verhältnisse unter der Volksdichtigkeit des Verfs zu verstehen hat. — Deshalb ist auch z. B. die Zusammenstelluug der Volksdichtigkeit Preußens mit der von Frankreich nach der Methode des Verfs (S. 29—31) ganz unzulässig und zu ganz falschen Vorstellungen führend, weil in Preußen der Unterschied zwischen Städten (deren Bevölkerung nach der Methode des Verf. bei Berechnung der Volksdichtigkeit ganz ausgeschlossen wird) und Landgemeinden geschichtliche Begründung hat, in Frankreich dagegen nur die Bevölkerungsmenge als Maßstab der Unterscheidung gebraucht wird, indem in der französischen amtlichen Statistik die wenigstens 3000 Ew. zählenden Orte als Städte, die unter 3000 Ew. zählenden Orte hingegen als **Communes rurales** bezeichnet werden. Wie viele „Städte" hat aber nicht Preußen, die unter 3000 Ew. haben, die also bei der Bestimmung der

Digitized by Google

Volksdichtigkeit nach dem Verfahren des Verfs gar nicht in Betracht kommen, während bei Frankreich alle Orte unter 3000 Ew. mit in die Rechnung gezogen werden. — Was aber der Verfasser Volksdichtigkeit nennt ist nichts weiter als die mittlere Bevölkerung der Landgemeinden; wie kann man aber diese mittlere Bevölkerung Bevölkerungsdichtigkeit nennen, da bei der Bestimmung derselben nach der Methode des Verf. ein Factor, nämlich das Areal ganz vernachlässigt wird? Dichtigkeit der Bevölkerung kann vernünftiger Weise nur das Verhältniß der Zahl der Bevölkerung zu dem von ihr bewohnten Areal heißen, nach dem Verf. ist es aber für die Bevölkerungsdichtigkeit ganz gleichgültig, ob innerhalb einer Quadratmeile zehn oder eine Landgemeinde und 1000 oder 10 Ew. sich finden. Wir müssen deshalb die vom Verf. versuchte Neuerung als ganz unberechtigt zurückweisen.

Im 4ten Brief (S. 32—39) werden die Belgischen Provinzen nach ihrer absoluten und relativen Bevölkerung verglichen, und hier stellt es sich, meinen wir, recht deutlich heraus, wie unklar und abstract die vom Verf. aufgestellte Unterscheidung von Volksstärke und Volksdichtigkeit ist, denn unerachtet des großen Fleißes, den der Vf. hier auf seine Operationen gewandt hat, führen dieselben doch keinesweges zu einer Gruppirung, die übersichtlich und instructiv genannt werden könnte, während für dies Kapitel gerade eine geschickte statistische Verarbeitung des durch die belgischen Volkszählungen gelieferten überaus reichen Materials die interessantesten Gruppirungen zur Anschauung hätte bringen können, zumal nach den Vorarbeiten, welche dafür schon von Quetelet, Heuschling u. A. geliefert sind.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

206. 207. Stück.

Den 28. December 1854.

Leipzig

Fortsetzung der Anzeige: »Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien. Mit durchgehender vergleichender Erforschung der entsprechenden Verhältnisse in Oestreich, Sachsen, Preussen, Frankreich, England, Holland und anderen Staaten. Von J. E. Horn.«

In dem folgenden Briefe, dem 5ten (S. 40—47), in dem der Verf. keine Gelegenheit gehabt hat, gegen Hergebrachtes und Bestehendes zu opponiren, erhalten wir eine sehr interessante Darstellung der Unterschiede, welche in Belgien die beiden Hauptnationalitäten, die Vlämen und die Wallonen in bevölkerungsstatistischer Beziehung darbieten, und zeigt dieser Brief recht, wie Bedeutendes der Verf. durch seine bevölkerungswissenschaftlichen Studien für die Statistik hätte leisten können, wenn ihn nicht ein unwiderstehlicher Drang nach Neuerungen so vielfach dazu veranlaßt hätte, Scharfsinn und Arbeit an der resultatlosen Bekämpfung des mit Recht Bestehenden und Aner-

kannten zu verschwenden und lieber den einmal gelegten Grund zu unterminiren, als denselben, wo er Mängel zeigt, zu bessern und dann darauf fortzubauen.

Der 6te Brief (S. 47—61), der „Stadt und Land" überschrieben ist, hebt zuerst mit begründetem Nachdruck die hohe Bedeutung des Gegensatzes von städtischer und ländlicher Bevölkerung hervor, indem es keine einzige bevölkerungswissenschaftliche Frage gebe, „auf welche einem aus den Ringmauern der Stadt nicht eine andere Antwort entgegenschallte, als aus den offenen Wohnorten des flachen Landes." Er erkennt darauf die Nothwendigkeit an, Stadt und Land gehörig von einander zu sondern; nachdem er aber die Frage, was ist Stadt, was ist Land? aufgeworfen hat, findet er die Schwierigkeit der Unterscheidung so groß, daß er ganz darauf verzichtet und sich eine neue Kategorie bildet (S. 48). Indem der Verf. aber auf die Unterscheidung von Stadt und Land ganz verzichtet, verzichtet er dadurch zugleich auf die richtige Würdigung der Gegensätze von städtischer und ländlicher Bevölkerung, auf die er doch eben vorher (S. 47) mit Recht ein so großes Gewicht gelegt hat, denn die nun folgende Untersuchung über das Verhältniß der ackerbauenden Bevölkerung ergibt keineswegs eine richtige Ansicht der so eben erwähnten Gegensätze und leistet, wenn sie auch an sich interessant ist, doch lange nicht das, was die Untersuchung über das Verhältniß der ländlichen und städtischen Bevölkerung bezweckt. Der Hauptgrund für diese mangelhafte Darstellung liegt aber wieder in den vorher von dem Verf. aufgestellten unrichtigen Begriffen von Volksstärke und Volksdichtigkeit, denn es ist nicht allein der Gegensatz der Be-

Digitized by Google

schäftigungen, auf die der Verf. seine Untersuchung allein beschränkt, welcher den bevölkerungsstatistischen Gegensatz zwischen Land und Stadt hervorbringt, sondern es kommen noch viele andere Momente hinzu, namentlich auch der Unterschied in der Dichtigkeit der Bevölkerung, womit wiederum viele Lebensverhältnisse und u. a. ganz besonders der verschiedene Grad der Theilung der Arbeit zusammenhängt.

S. 54 widerlegt der Verf. durch statistische Daten die „Behauptung, daß überhaupt die ländliche Bevölkerung immer mehr in die Städte ströme und dadurch die Landgemeinden immer mehr ent-, die Städte übervölkert würden.“ Der Vf. hat aber die Frage, die eigentlich zu beantworten war, unrichtig gestellt, nicht die Besorgniß, daß überhaupt die Landgemeinden ent- und die Städte übervölkert würden, ist von den Statistikern geäußert worden, sondern die, daß die großen Städte auf Kosten vornehmlich der kleinen Städte übervölkert würden, und für diese Erscheinung bringt der Verf. selbst S. 55 den Beweis. Dies ist aber gerade das Uebel, welches Besorgniß einflößen muß und zwar um so mehr, als die Hauptursache dieser Erscheinung, nämlich die Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs durch fortgesetzten Eisenbahnbau und gesteigerte Geschwindigkeit und Wohlfeilheit der Fahrten auf denselben fort und fort wächst. — Nachdem der Verf. aber in diesem Briefe von § 2—6 auf diese Weise gegen die bisherige Unterscheidung von ländlicher und städtischer Bevölkerung nach der hergebrachten Weise polemisirt hat, muß es sehr auffallen, daß er § 7 (S. 55) doch „unwillkürlich“ zu dieser Unterscheidung zurückkehrt und dieselbe dann auch in „populationistischer“ Bezie-

hung vollkommen brauchbar findet, so daß man nicht recht begreift, wozu die vorhergehende lange Abschweifung dienen soll. Daß sie aber nicht dazu dienen kann, die an sich allerdings schwierige Frage klarer zu machen, oder auch den Laien mit dergleichen Untersuchungen zu befreunden, bedarf wohl keines Beweises, zumal S. 58 neue Widersprüche und Unklarheiten sich zeigen, die wiederum durch die unrichtig aufgefaßte Volksdichtigkeit veranlaßt sind.— Zum Schluß dieses allerdings inhaltsschweren Briefes heißt es (S. 61): „Für heute bin ich des Schreibens und Rechnens und wahrscheinlich Sie in noch höherem Grade des Lesens und Nachrechnens müde.“ Wir müssen sagen: die mitgetheilten Daten sind wichtig genug, um gelesen und nachgerechnet zu werden; es muß aber erst der rechte Statistiker darüber kommen, sie in das rechte Licht zu stellen. Die Untersuchung, wie sie hier geführt ist, thut das nicht, vorzüglich nicht für den Laien, für den der Verf. doch schreiben will.

Der siebente Brief (S. 62—69) behandelt ebenfalls einen wichtigen Gegenstand, nämlich die „Behausung“. Auch hier finden wir eine fleißige Zusammenstellung der betreffenden statistischen Daten, jedoch nicht eine solche Durchdringung und Darstellung derselben, die den Laien in ihr richtiges Verständniß einführen könnte. Namentlich müssen wir entschieden gegen die Auffassung protestiren, welche sich darin ausspricht, wenn der Verf. S. 65 sagt: „Es ist eine allbekannte Thatsache, daß der spleenbehaftete isolirungssüchtige Brite „seine Burg“, wie er sein Haus nennt, gern allein bewohnt, während in Preußen, namentlich in den größeren Städten, viele große Zinshäuser gefunden werden, welche zwei und auch mehr Familien

Digitized by Google

beherbergen. Die 100 Preußen, welchen 12 Häuser zufallen, können daher in diesen vielleicht eben so viel Räumlichkeit und Bequemlichkeit finden, als die gleiche Zahl Briten in ihren achtzehn Häusern." Die Bemerkung über den spleenbehafteten Briten ist hier ganz unmotivirt. Nicht in der größeren Bequemlichkeit und Räumlichkeit der Wohnungen liegt das günstigere Verhältniß, sondern vorzüglich darin, daß eine Familie ein eigenes Haus für sich bewohne, womit Comforts und Bedingungen für die glücklichere Gestaltung des häuslichen Lebens verbunden sind, die das Wohnen auf Etagen selbst in großen palast- oder kasernenartigen „Zinshäusern" durchaus nicht gewähren kann. Um sich davon zu überzeugen braucht man nur die Verschiedenheit des Wohnens und des damit im Zusammenhange stehenden häuslichen Lebens einer Familie in einem eigenen, wenn auch beschränkten Hause in London mit dem auf eine Etage in den „Zinshäusern" von Berlin oder Paris zu vergleichen. Bei weitem mehr Berücksichtigung als das eben vom Vf. hervorgehobene Maaß der Wohnungen, erfordert bei der Betrachtung des Wohnlichkeitsverhältnisses der Umstand, ob die ländlichen Häuser durchschnittlich klein, hüttenartig für eine einzelne Familie aus dem Stande der Tagelöhner oder der Besitzer einer Zwergwirthschaft eingerichtet sind, wie dies in Gegenden, wo der Grundbesitz bereits sehr zersplittert ist, der Fall zu sein pflegt, oder ob verhältnißmäßig viele große zu geschlossenen Höfen gehörende Bauerhäuser, in welchen der Besitzer mit vielem Gesinde wohnt, vorkommen. In Frankreich z. B. sieht man deutlich den Zusammenhang zwischen der verhältnißmäßig großen Zahl der Wohnhäuser und der seit der ersten Revolution

Digitized by Google

eingetretenen schrecklichen Zersplitterung des Grund=eigenthums. Hätte der Verf. die hier angedeuteten Verhältnisse gehörig berücksichtigt, so würde es seinem 7ten Briefe auch mehr gelungen sein, die statistische Wichtigkeit der Untersuchung des „Behausungsverhältnisses" ins Licht zu setzen, wogegen jetzt dieser lange Brief dem nicht schon ohnehin mit diesem Verhältniß bekannten Leser wohl nur den Eindruck zurücklassen wird, daß durch die Untersuchung dieses Verhältnisses für die Beurtheilung des Wohlstandes und der allgemeinen socialen Verhältnisse einer Bevölkerung doch eigentlich nichts herauszubringen sei; während in der That doch das Wohnungsverhältniß statistisch ein sehr wichtiges ist. Denn trotzdem daß der Verf. in dem folgenden Briefe S. 78 mit einem großen Aufwand von Zahlen darzuthun sucht, daß die „allgemein und selbst von den tüchtigsten und scharfsinnigsten Statistikern oft angewandte Schätzungsweise der Wohnungsverhältnisse nach dem Verhältniß zwischen Wohnhäusern und Seelenzahl eine irrige sei, müssen wir doch der Ueberzeugung bleiben, daß diese Schätzungsweise, wenn sie mit gehöriger Vorsicht und der erforderlichen Berücksichtigung der volkswirthschaftlichen und nationalen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Länder angewendet wird, viel richtiger und fruchtbarer ist, als die vom Verf. versuchte getrennte Darstellung der „Behausungs"= und der „Wohnlichkeits=Verhältnisse". Dabei erkennen wir jedoch gerne an, daß auch hier die „Studien" des Verf. sehr eifrig gewesen sind. Sie sind nur noch nicht zur klaren Uebersicht über den einzuschlagenden Weg für die Untersuchung gekommen, sondern mehr dilettantenartig geblieben. — Der Verf. nennt das Wohnungsverhältniß ungünstig, wo auf eine bestimmte

Digitized by Google

Anzahl von Einwohnern verhältnißmäßig wenig, günstig, wenn auf dieselbe Anzahl von Einwohnern verhältnißmäßig viele Zimmer kommen. Das ist willkürlich verfahren, so lange man gar nicht erfährt, was unter Zimmer verstanden wird. So z. B. haben wir in unseren Landgemeinden des nordwestlichen Deutschlands selbst bei reichen Bauern, die gut wohnen, vielfach noch keine von den Wohnstuben getrennte Schlafzimmer, sondern die Schlafstellen an der großen Wohnstube in eigenthümlichen Verschlägen oder Kojen, wie sie bei den seefahrenden Küstenbewohnern genannt werden, während im südlichen Theil unseres Landes wie auch in den kleinen Städten viel ärmere Familien in der Regel kleine Zimmer zum Wohnen und außerdem besondere kleine, oft aber sehr elende Kammern zum Schlafen haben, die bei der Zählung der Räume in den Wohnhäusern mit aufgeführt werden müssen und zwar als Zimmer. Dies zeigt schon, daß das von unserem Verf. (S. 68) aufgestellte Resultat: daß, „weil in Belgien auf z. B. 100 Ew. in den Städten immer eine größere Zimmerzahl als auf dem Lande kommt, durchschnittlich das Wohnlichkeitsverhältniß in der Stadt günstiger sei, als auf dem Lande", gewiß nicht „als statistisch constatirte Thatsache" anzunehmen ist, denn nach dem Obigen kann das Verhältniß der Einwohnerzahl zur Zahl der Zimmer in den Wohnhäusern allein keineswegs das wahre Wohnlichkeitsverhältniß ausdrücken.

Der neunte Brief (S. 87—105) handelt von der „Familie". Von seinem, wie wir überzeugt sind, statistisch verkehrten Begriffen von Behausung und Wohnlichkeitsverhältniß ausgehend, bezeichnet der Verf. zunächst in diesem Briefe die bisherige Methode, die Wohnlichkeit nach dem nu-

Digitized by Google

merischen Verhältniß zwischen Häuser- und Familienzahl zu schätzen, „wiewohl sie noch bis zur Stunde von sehr achtbaren Statistikern angewendet wird, als statistische Spielerei, deren Ergebniß weder einen wissenschaftlichen, noch einen praktischen Werth beanspruchen darf.“ Da er aber auch glaubt, daß der Uebelstand keineswegs beseitigt werde, wenn man Einen der zusammengesetzten Factoren durch einen einfachen ersetzte, wenn man nämlich statt der Häuser- die Zimmerzahl ins Auge faßte und mit dieser Zahl jene der Familien in Verbindung brächte (was doch nur dem Verfahren analog wäre, welches der Verfasser in dem vorhergehenden Briefe weitläufig durchgeführt hat, um zu seiner vorhin mitgetheilten Behauptung des günstigeren Wohnlichkeitsverhältnisses in der Stadt zu gelangen!), so verzichtet er hier nun, nachdem er (S. 88) „an zwei Beispielen zur Genüge gezeigt hat, daß die Berechnung des numerischen Verhältnisses zwischen Familien- und Häuser- oder Familien- und Zimmerzahl nur zu ungenauen oder geradezu falschen Schlüssen betreffs der Wohnlichkeit führen würde“, ganz auf ein näheres Eingehen auf diese Art der Verhältnißrechnung und läßt daher die Behausung und Wohnlichkeit, die ihn in den beiden vorhergehenden Briefen beschäftigt haben, für jetzt zur Seite, um sich nur mit der Familie, d. h. mit dem Verhältniß zwischen deren Zahl und jener der Individuen zu befassen. Dieses Verhältniß, welches die durchschnittliche Mitgliederzahl einer Familie zeigt, nennt er die Familienstärke. Die ganze Untersuchung in diesem Briefe zeigt aber nur, daß diese Familienstärke sich gar nicht aus den dort betrachteten Ermittelungen der belgischen Volkszählungen finden läßt, indem bei den Zählungen

Digitized by Google

Familie und Haushaltung als identisch betrachtet werden, wie denn auch der Verf. dies dadurch geradezu beweist, wenn er zu dem Resultate kommt, daß die Familienstärke (nach solcher Berechnung) vorzüglich durch das größere oder geringere Procent der kleinen, d. h. keine stehenden Ehen bildenden Haushaltungen bestimmt werde. Dieser bestimmende Factor ist aber dem Begriff der Familie geradezu entgegengesetzt und daher glauben wir, daß der Statistiker, wenn er nicht Familie und Haushaltung (Ménage) identisch setzen will, was doch nicht zulässig ist, diese Art der Ermittelung der Familienstärke ganz verlassen und sich, was die Familie betrifft, in herkömmlicher Weise auf die Ermittelung der mittleren Fruchtbarkeit der Ehen und des numerischen Verhältnisses der stehenden Ehen, der verheirathet Gewesenen, der neu geschlossenen Ehen ꝛc. beschränken muß, was denn auch viel fruchtbarer für die Bevölkerungsstatistik ist, als die vom Verf. versuchten Ermittelungen. — Was in diesem Briefe interessant ist, betrifft das mittlere numerische Verhältniß der Mitglieder eines Hausstandes, nicht die Familienstärke. So beweisen auch die S. 93—97 mitgetheilten Daten vielmehr eine Abnahme der stehenden Ehen und der Verheirathungen als ein Sinken der mittleren Zahl der auf eine Familie kommenden Personen, wie der Verf. dies denn auch selbst S. 97 ausspricht und dadurch zugleich zugibt, daß die ganze Untersuchung nicht, wie sie sollte, sich auf das Verhältniß der Familienstärke bezieht, sondern auf das der mittleren Zahl der auf einen Haushalt kommenden Individuen, ein Verhältniß, welches statistisch an sich fast gar keinen Werth hat. Diese fortgehende Vermischung des Begriffs von Familie und Menage

Digitized by Google

in dieser Untersuchung, die doch auch wieder entschieden diese beiden Begriffe auseinander halten will, beraubt dieselbe ganz des wahren Nutzens und der Verständlichkeit für den Laien. — Die scharfe Zurechtweisung am Schlusse dieses Briefes gegen die Abhandlung über die Bevölkerungsstatistik von Legoyt (Chef des statistischen Bureau's von Frankreich und Nachfolger des durch die Revolution von diesem Posten entfernten viel verdienten Moreau de Jonnès scheint uns vollkommen verdient.

Im zehnten Briefe (S. 105—119) ist von dem statistisch so wichtigen numerischen Verhältniß der beiden Geschlechter die Rede. Der Verf. eröffnet den Brief mit der Darlegung seines praktischen Standpunktes, die, dreist herausgesagt, uns abstößt und wie uns scheint, sich für einen ehemaligen Geistlichen (der Verf. war früher ungarischer Feldpater) doppelt schlecht paßt. Es würde uns hier viel zu weit führen, wollten wir hier auf eine Rechtfertigung der Statistiker eingehen, die hier von dem Verf. so spöttisch behandelt werden, und beschränken wir uns deshalb auf eine Anführung aus diesem Briefe, die zugleich als Stylprobe des Verf. dienen kann, um daran ein paar Fragen für den Verf. anzuknüpfen. S. 115—116 heißt es, nachdem vorher von dem Ueberschuß der männlichen Neugebornen die Rede gewesen: „Rittmeister Bickes suchte schon vor mehrern Jahren (die Bewegung der Bevölkerung mehrerer europ. Staaten. Stuttg. u. Tüb. 1833. S. 24—27) nachzuweisen, daß während der ersten 14 J., die auf den Weltfrieden gefolgt (1816—1830) „das männliche Geschlecht sich gegen das weibliche um 2,700,000 Köpfe in unserem Welttheile vermehrt habe.“ Er hält es für unzweifelhaft, daß unter andauerndem

Frieden diese raschere Zunahme des männlichen Geschlechts fortdauern und ein „großes Mißverhältniß der Geschlechter" herbeiführen müsse. Und die Angst, welche er hegt vor „einer Zerrüttung der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche durch die große Vermehrung des männlichen Geschlechts allmälig bewirkt werden müßte", — läßt ihm den Krieg, der von Zeit zu Zeit die männliche Hälfte des Menschengeschlechts decimirt, als eine relative Wohlthat erscheinen, „da er, zwar selbst ein Unglück, doch offenbar ein anderes größeres Unglück verhütet." Es sind seitdem über zwanzig Jahre vergangen und noch zeigen sich nicht die geringsten Spuren der Zerrüttung, wenigstens nicht von jener, die dem loyalen kön. baierischen Rittmeister so viel Angst eingeflößt. Sollte jedoch dieser negative Beweis Ihnen nicht zureichend erscheinen, so dürften Sie vielleicht einige Beruhigung in der Behauptung finden: daß wenn auch Mr. Elihu Burritt's „Olivenblätter für's Volk" heute zum Evangelium und Grundgesetz aller europäischen Staaten erhoben, der ewige Friede dictirt und aufrecht erhalten, also der Ueberschuß des männlichen Geschlechts durch keine die Männerwelt decimirende Kriege hinweggerafft würde, doch das von Bickes angekündigte große Mißverhältniß der Geschlechter nie und nimmer eintreten würde. — Die Behauptung wird Ihnen gewagt erscheinen. Hoffentlich gelingt es mir aber später sie zu beweisen. Für jetzt ist dies ohne zu große Weitläufigkeiten unmöglich, da hierzu die Ermittelung und Feststellung noch anderer populationistischer Verhältnisse nöthig, die wir erst im zweiten und dritten Buche (!) näher zu betrachten haben werden. Doch will ich Ihnen das Ergebniß dieser Betrachtungen, auf das die vorstehende

Digitized by Google

Behauptung gegründet ist, hier in seinen Hauptzügen mittheilen. Dieses Ergebniß läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Je größer der weibliche Ueberschuß der Bevölkerung, desto größer wird der männliche Ueberschuß der Neugebornen sein. Dadurch wird jener allmälig verringert. In dem Maaße aber, als der weibliche Ueberschuß der Bevölkerung abnimmt, wird auch der männliche Ueberschuß der Neugebornen abnehmen ꝛc. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung der Wechselwirkung zwischen weiblichem Ueberschuß der Bevölkerung und männlichem Ueberschuß der Neugebornen liegt in Folgendem: Je stärker die Altersdifferenz zwischen den beiden Eltern, d. h. je mehr Jahre der Vater vor der Mutter voraus hat, desto größer wird der Ueberschuß der männlichen Neugebornen sein. — Hat nun aber z. B. Krieg die Reihen der Männerwelt, namentlich der jugendlichen, bedeutend gelichtet, und dadurch einen weiblichen Ueberschuß in der Bevölkerung erzeugt, so werden die heirathslustigen Mädchen nicht verhältnißmäßig gleichaltrige Gatten finden können, vielmehr wird ein großer Theil derselben sich mit älteren Männern begnügen müssen, die sonst, wären nämlich die jüngern nicht auf dem Schlachtfelde hinweggerafft oder zurückgehalten, vielleicht ledig geblieben wären, oder sich mit ältern, ihnen mehr ebenbürtigen Mädchen oder Wittwen hätten verheirathen müssen" ꝛc. — Angenommen diese Beweisführung wäre richtig — obgleich die Behauptung, daß der Ueberschuß der männlichen Geburten von der Altersdifferenz der Eltern herrühre, sich noch auf zu wenig Beobachtungen stützt, um als statistische Thatsache gelten zu können — meint denn der Verf. damit die Annahme von dem Walten

einer höheren Ordnung in diesen Verhältnissen widerlegt zu haben? Höchstens kann er darauf Anspruch machen, das Mittel, oder vielleicht eins der Mittel, deren sich dies Walten zu seinem Zweck, nämlich zur Erhaltung des bestehenden und Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts in dem numerischen Verhältniß der Geschlechter in der Klasse des kräftigsten Lebensalters bedient, nachgewiesen zu haben, eine höhere Ordnung, oder wir wollen lieber sagen, ein Naturgesetz, was dem religiösen Standpunkt des Vfs vielleicht weniger widerstrebt, bleibt darum doch das Waltende und somit unterscheidet sich zuletzt der „praktische Standpunkt" des Verfs von den „stereotypen Phrasen von einer weisen Anordnung der Natur oder den undurchdringlichen Absichten der Vorsehung" (S. 105) in gar nichts weiter, als daß er da die Augen zumacht, wo ernstere Statistiker noch tiefere Gründe sehen. — Wenn aber, fragen wir weiter, es so ausgemacht ist, daß allein die Altersdifferenz der Eltern und das dadurch bedingte Vorwiegen des einen Geschlechts bei den Neugebornen das gestörte numerische Gleichgewicht der beiden Geschlechter bei einer Bevölkerung wieder regelt und wenn in den Verein. Staaten, wo in der weißen Bevölkerung ausnahmsweise das männliche Geschlecht überwiegt, in den letzten Decennien (von 1800—1840), wie statistisch feststeht, dieses Mißverhältniß trotz des dasselbe befördernden Einflusses der Einwanderung nicht allein nicht zu-, sondern abgenommen hat (s. die statist. Daten darüber in m. Handb. der Geogr. v. N. Am. S. 499), wie in Europa das entgegengesetzte Mißverhältniß, kommt dies nun daher, daß in den V. Staaten umgekehrt junge Männer in der Mehrzahl alte Mädchen oder Wittwen heirathen? oder bedient sich

hier nicht die höhere Ordnung offenbar andere Mittel das Gleichgewicht herzustellen oder die Steigerung des Mißverhältnisses, zu der die Einwanderung hinstrebt, zu verhindern?

Der eilfte Brief (S. 119—137) handelt von dem „Alter", d. h. von der Vertheilung der gegebenen Bevölkerung eines Landes unter die verschiedenen Altersklassen. Nachdem er zuerst und mit Recht über die Mangelhaftigkeit des bisherigen statistischen Materials für diese Untersuchungen geklagt und darauf, jedoch mit weniger Recht, die bisher angenommene Altersvertheilung in productive und unproductive Bevölkerung bekämpft hat, unterwirft derselbe einen sehr wichtigen bis jetzt allgemein als feststehend betrachteten statistischen Lehrsatz einer sehr ausführlichen und eingehenden Revision, auf die wir hier etwas näher eingehen müssen, weil, wenn dem Verf. die Widerlegung dieses Satzes gelungen sein sollte, er dadurch allerdings der bisherigen Methode der Bevölkerungsstatistik einen sehr empfindlichen Stoß versetzt hätte. Es sind nämlich die bedeutendsten Statistiker einig in der Behauptung: daß je geringer die verhältnißmäßige Zahl der Individuen in den jugendlichen Altersklassen unter der Bevölkerung eines Landes ist, dasselbe um so günstiger in volkswirthschaftlicher Beziehung gestellt sei (der Verf. sagt in volkswirthschaftlicher wie in populationistischer Beziehung, das letztere ist aber keineswegs so positiv behauptet worden). Gegen diesen Satz, wie der Verf. ihn ausdehnt, stellt er nun die These auf: daß ein geringeres pro Mille productiver Individuen von günstigern populationistischen Verhältnissen (d. h. Sterblichkeitsverhältnissen) zeuge, als ein höheres pro Mille (S. 128),

worauf er dann endlich im Verfolge seiner Darstellung zu dem Schluß kommt: daß nicht nur vom populationistischen, sondern auch vom volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus ein niederes pro Mille productiver Individuen günstiger und erfreulicher sei, als ein höheres pro Mille dieser oder als ein niederes pro Mille unproductiver Individuen" (S. 131). Was den ersten Theil dieser Behauptung betrifft, so hat er allerdings in so fern Recht, als in der That wohl anzunehmen ist (wofür er den Beweis aber erst im 3ten erst noch herauszugebenden Buche seiner Studien verspricht), daß in Ländern, die ungünstige Populationsverhältnisse (d. h. Mortalitätsverhältnisse) haben, die mittlere Altersklasse einer geringeren Sterblichkeit ausgesetzt sei, als in Ländern mit günstigen Populationsverhältnissen und in Folge dessen mit einer geringeren Kindersterblichkeit, indem die große Sterblichkeit alle zartgebauten und schwächlichen Kinder hinwegrafft, so daß nur die mit voller Lebenskraft begabten das Jünglings- und resp. Mannesalter erreichen. Hingegen treten bei einer geringen Kindersterblichkeit auch viele zarte und schwächliche Geschöpfe in das mittlere Alter ein, um einige Jahre später ihre Schuld an den Tod zu zahlen*). „Es ist dann sehr

*) Für diese Behauptung scheint allerdings, was der Verf. wohl hier in Ermangelung eines statistischen Beweises hätte anführen können, die von vielen Statistikern angenommene Aenderung des Mortalitätsverhältnisses durch Einführung der Schutzblatternimpfung zu sprechen; zum Beweise derselben würde eben erst noch nachgewiesen werden müssen, daß nicht seit der Einführung des genannten Präservativmittels eine größere Zunahme anderer Kinderkrankheiten, wie z. B. des Scharlachfiebers, jenen modificirenden Einfluß allmählich wieder ganz oder zum größten Theile doch aufgehoben habe, was uns sehr wahr-

Digitized by Google

natürlich, fährt der Verf. fort, wenn von der mittleren Altersklasse hier mehr sterben, als dort, wo der Tod gewissermaßen schon im Voraus seine Lese gehalten und alle nicht ganz lebenskräftige Elemente ausgeschieden hat. Sie werden es nun begreiflich finden, daß in einem Lande, wo die Kindersterblichkeit bedeutend, in jedem Momente, wo man eine Zählung vornimmt, die Zahl der Erwachsenen im Verhältniß zu den jugendlichen Individuen bedeutender sein werde als in dem anderen Lande, das eine geringe Kindersterblichkeit hat und wo daher den Erwachsenen immer ein fast gleich starker jugendlicher Nachwuchs entgegentritt" ꝛc. Dies mag ganz richtig sein, indeß ist hievon auch bis jetzt gar nicht das Gegentheil behauptet worden, wenigstens nicht in der Art, daß des Verfs Darstellung etwas Neues lehrte. Dagegen scheint uns sein Beweis für den zweiten Theil seiner Behauptung, worauf es eigentlich ankommt, so leicht derselbe auch den mit den bisherigen Untersuchungen in der Bevölkerungsstatistik weniger bewanderten Leser einnehmen und hinreißen möchte, dennoch ganz verkehrt zu sein. Der Beweis gelingt dem Verf. allerdings scheinbar sehr glänzend, aber genauer betrachtet, doch nur durch einen Kunstgriff, oder eine Selbsttäuschung, indem er in seiner Beweisführung Begriffe einander substituirt, die keineswegs identisch sind.

scheinlich ist, denn es scheint fest zu stehen, daß die Medicin allein nicht im Stande ist, das Mortalitätsverhältniß dauernd zu verbessern, sondern daß sie dies nur in Verbindung mit einer durchgehenden Besserung in den sittlichen und materiellen Zuständen einer Bevölkerung vermag.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 30. December 1854.

Leipzig

Schluß der Anzeige: »Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien. Mit durchgehender vergleichender Erforschung der entsprechenden Verhältnisse in Oestreich, Sachsen, Preussen, Frankreich, England, Holland und anderen Staaten. Von J. E. Horn.«

Er sagt nämlich, nachdem er (S. 129) als ganz ausgemacht hingestellt hat, „daß die Ver. Staaten aus bekannten und leicht begreiflichen Gründen in den Sanitäts-Verhältnissen wie in so vielen anderen Beziehungen viel günstiger als alle europäische Länder gestellt sind" (was beiläufig gesagt noch gar nicht bewiesen ist und auch nicht bewiesen werden kann, weil die Ermittelungen, welche zuerst der Census von 1850 über die Geburten, die Sterbefälle ꝛc. angestellt hat, zur Berechnung des Mortalitäts-Verhältnisses in den Ver. Staaten gänzlich unbrauchbar sind. Vergl. darüber das eigene Geständniß in der offic. Publicat. des Census p. XXXIX) und nachdem er (S. 130,

wo indeß das Verhältniß durch einen Druckfehler gerade umgekehrt angegeben ist) mitgetheilt hat, daß, während die von ihm betrachteten 6 europäischen Staaten (unter 1000 Einw.) im Durchschnitt 501 productive auf 347 jugendliche Individuen haben, in den Ver. Staaten auf 472 productive, 442 unproductive Individuen kommen, fährt er S. 131 fort: „Wenn nun auch in jedem Momente, wo man eine Volksaufnahme veranstaltet, Amerika eine größere Anzahl unproductiver Individuen als Europa aufweist und somit im Augenblick volkswirthschaftlich genommen im Nachtheil erscheint, so wird in Wirklichkeit bei genauerer Berechnung sich doch das gerade Gegentheil herausstellen. Denn das amerikanische Mehr der Unproductiven rührt von einer geringeren, das europäische Minder von einer größeren Kindersterblichkeit her. (Dies ist aber gerade erst zu beweisen!). In Amerika haben allerdings (unter 1000 Ew.) 472 productive 442 unproductive Individuen zu nähren; aber von letzteren werden, da ihre Sterblichkeit gering, etwa 60% das productive Alter erreichen und dann der staatswirthschaftlichen Gesellschaft die gemachten Ausgaben mit reichlichen Zinsen erstatten. In Europa haben 501 productive nur 347 unproductive Individuen zu nähren; aber von letzteren werden, da ihre Sterblichkeit groß, nur etwa 30% das Mannesalter erreichen und der Gesellschaft ihre Schuld abtragen. Offenbar ist also der volkswirthschaftliche Verlust hier größer als dort." Nun ist aber, wenn man überhaupt aus dem Verhältniß der productiven zu den unproductiven Individuen auf das volkswirthschaftliche Verhältniß schließen will, nicht die Frage, wie sich dies Verhältniß gestalten wird, sondern wie es zu der Zeit besteht,

Digitized by Google

auf welche die Zählung (die allen diesen Berechnungen zu Grunde liegt) sich bezieht. Möglich, daß in Europa, wo 501 productive nur 347 unproductive Individuen zu nähren haben, in Zukunft dies Verhältniß ungünstiger wird, als in Amerika, wenn in Europa nur etwa 30% das Mannesalter (vorhin ist aber immer nur von dem productiven Alter die Rede, nicht vom Mannesalter und zum productiven Alter gehört nach der Rechnung, auf die sich die Angaben des Vfs beziehen, auch das Jünglingsalter über 15 Jahre) erreichen werden, während dagegen in Amerika, wo 472 productive 442 unproductive Individuen zu ernähren haben, da ihre Sterblichkeit geringe (was ja gerade zu beweisen wäre), etwa 60% das productive Alter erreichen werden. Dazu sind aber noch andere Voraussetzungen nöthig, namentlich die, daß die angenommene Kindersterblichkeit constant bliebe. Und selbst dies, so wie Alles was der Verf. über die günstigen Sanitäts-Verhältnisse der Ver. Staaten behauptet, zugegeben, so bliebe dem Verf. doch zum Abschluß seiner Argumentation noch der Beweis zu führen übrig, daß in Amerika, wo dem Verf. zufolge das Verhältniß der productiven Individuen deshalb gering ist, weil wegen der geringen Kindersterblichkeit viele zarte und schwächliche Geschöpfe das Kindesalter hindurch leben, während in den europäischen Staaten wegen größerer Kindersterblichkeit diese Individuen schon als Kinder sterben, diese zarten und schwächlichen Geschöpfe auch der Mehrzahl nach wirklich so lange leben bleiben, daß sie in der That der volkswirthschaftlichen Gesellschaft in ihrem producirenden Alter auch allmählich wieder durch ihre Arbeit die Auslagen vergüten, welche die Gesellschaft in der Hoff-

nung späterer Rückerstattung auf sie gemacht hat. Da aber der Verf. diesen Beweis nicht führen kann, und noch dazu offenbar selbst annimmt, „daß in Amerika diese schwächlichen Geschöpfe nur in das mittlere Lebensalter eintreten, um einige Jahre später ihre Schuld an den Tod zu zahlen“, und er eben dadurch das verhältnißmäßig schwache Verhältniß der productiven (d. h. der in den Altersklassen über 15 J. stehenden) Individuen in Amerika erklärt, so gilt von diesen der Mehrzahl nach gleich nach dem Eintritt ins productive Alter sterbenden Individuen noch viel mehr das was der Verf., eben nicht zart ausgedrückt, (S. 131) von dem vor dem Eintritt in das productive Alter sterbenden Kinde sagt: „daß es ein Schuldner sei, der abfährt, ohne der volkswirthschaftlichen Gesellschaft seine Schuld bezahlt zu haben.“ So hat der Verf. sich hier offenbar in seinem eigenen Netze gefangen und bis er daraus sich losgemacht hat, brauchen wir die von allen denkenden Statistikern, insbesondere von Quetelet und Porter als den sichersten Maßstab für die Beurtheilung der Productions- und Wehrkraft einer gegebenen Bevölkerung angesehenen Proportion des jugendlichen und des erwachsenen Theils derselben keineswegs als ganz verkehrt, wie der Verf. will, wegzuwerfen. Man muß aber in der That bedauern, daß der Verf. hier, wie überall in seinen Studien, seinen Scharfsinn nur dazu angewendet hat, wo möglich alle bisherigen Errungenschaften in der Bevölkerungsstatistik umzustoßen, statt dieselben mehr zu präcisiren, wodurch er sich bei seinem offenbaren Talente gewiß ein Verdienst um die Wissenschaft hätte erwerben können. Hier z. B. hätte er dies dadurch gethan, wenn er sich darauf beschränkt hätte, zu

Digitized by Google

zeigen, daß, wie fast überall in der Statistik die gefundenen Resultate nicht absolut, sondern nur mit gewissem Vorbehalte wahr seien, daß man nämlich, wenn man verschiedene Länder nach dem Verhältniß der unproductiven und productiven Individuen in denselben mit einander in Bezug auf die Kraft ihrer Bevölkerung vergleichen will, man dabei zugleich sonstige Verhältnisse in denselben, hier insbesondere das Mortalitätsverhältniß, in Rechnung ziehen müsse, um irrige Schlüsse zu vermeiden. Es ist dies hier eben so wie mit dem viel vertheidigten und viel angefochtenen Satz: daß eine in rascher Progression und stetig zunehmende Bevölkerung ein Beweis für die allgemeine Prosperität eines Landes sei. Dieser Satz, auf den zuletzt die Malthus'sche Lehre von dem Verhältniß der Bevölkerungsbewegung zur Production der Subsistenzmittel hinausläuft, ist unbestreitbar wahr, wenn gleich unter Verhältnissen der Werth der Bevölkerungszunahme für die Zukunft des Landes ein sehr verschiedener sein kann und es in der That ist in Ländern, in denen die Bevölkerung bereits eine sehr dichte ist, im Vergleich mit solchen, die noch eine sehr geringe Bevölkerung haben, oder mit anderen Worten zwischen Staaten alter Cultur, in denen die Bevölkerung schon längst Besitz genommen hat von dem productiven Theil des Staatsgebietes, und jungen, noch mehr colonisirenden Staaten, ein Unterschied, der z. B. in allen Vergleichungen statistischer Verhältnisse der westlichen Staaten Europa's mit denen der Ver. Staaten von Nord-Amerika die allergrößeste Berücksichtigung erheischt.

Der folgende Brief, der 12te (S. 137—151), der „den Civilstand" behandelt, schließt das erste Buch dieser „Studien". Dieser Brief enthält sehr

Digitized by Google

interessante Untersuchungen, obgleich der Verf. in demselben auch wiederum nicht unterlassen kann, ohne Noth gegen den bisherigen Gebrauch in der Statistik anzugehen, indem er z. B. den Ausdruck Heirathsfrequenz für das Verhältniß der stehenden Ehen überhaupt gebraucht (S. 143), während er gleich darauf (S. 144) die Heirathsfrequenz als das Verhältniß der Verheiratheten zu den Verheirathbaren definirt und in dem folgenden Briefe, der „Heirathsfrequenz" überschrieben ist (S. 160), sogar sagt: „Man bestimmt die Heirathsfrequenz — der Ausdruck ist neu und vielleicht gewagt, aber ich weiß keinen besseren für das fragliche Verhältniß — gewöhnlich nach dem Verhältniß der „jährlichen Trauungen zur gesammten Einwohnerzahl eines Landes" und somit den Ausdruck wieder in dem Sinne nimmt, wie ihn deutsche Statistiker schon lange gebraucht haben. Wir müssen jedoch auf ein weiteres Eingehen auf diesen Brief hier eben so verzichten, wie auf die Betrachtung des ganzen zweiten Buches dieser Studien, welches den übrigen Theil dieses ersten Bandes einnimmt und von der „Fruchtbarkeit" handelt, weil dies uns weit über den hier für die Besprechung dieses Buches zu gestattenden Raum hinausführen würde. Auch glauben wir genug beigebracht zu haben, den Charakter dieser Studien zu bezeichnen und unser oben darüber ausgesprochenes Urtheil zu begründen. Sollte die beabsichtigte Fortsetzung dieser, wir müssen sagen verfehlten „bevölkerungswissenschaftlichen Studien" wirklich noch erscheinen, so werden wir dadurch vielleicht Veranlassung erhalten, auch auf das zweite Buch dieses ersten Bandes wieder zurückzukommen.

Wappäus.

Digitized by Google

Chicago

Druck und Verlag der Illinois-Staatszeitung 1855. Geschichte, Eisenbahnen und Handel von Chicago. Bearbeitet nach der »Democratic Press«. 75 S. in Octav.

Diese im Fernen Westen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in deutscher, und zwar, abgesehen von einer, jedoch verhältnißmäßig geringen Anzahl von Amerikanismen, in guter deutscher Sprache erschienenen kleinen Schrift bringt uns in der That sehr dankenswerthe Nachrichten über das Entstehen und das Wachsthum einer Stadt, deren schnelles Aufblühen selbst in den Ver. Staaten fast ohne Gleichen dasteht. Besonders anziehend ist die erste geschichtliche Abtheilung derselben, die, obgleich im Ganzen mehr chronikenartig, doch durch geschickte Verknüpfung der Entwicklungsgeschichte von Chicago mit der Darstellung der ersten Ansiedelungen der Weißen in Illinois und den unmittelbar darauf erfaßten großartigen Canal- und Eisenbahn-Projecten ein sehr lebendiges Bild von der Rapidität gibt, mit der die Umwandlung der Gegend, in welcher Chicago liegt, innerhalb eines Zeitraums von weniger als 30 Jahren aus einem von allem Verkehr fern abliegenden Jagdgrunde der Indianer in ein blühendes vollständig in den Bereich der allermodernsten Industriethätigkeit hineingezogenes Culturland vor sich gegangen ist. Diese nach unmittelbaren Mittheilungen von zum großen Theil noch lebenden Schöpfern und Zeugen jener Umwandlung aufgezeichnete Colonisationsgeschichte des nördlichen Theils von Illinois, die zugleich durch Einflechtung mancher anziehenden Episoden und Anekdoten aus dem Leben und den Schicksalen der ersten Colonisten ein

Digitized by Google

fast romanhaftes Interesse erhalten, verdienen auch von Seiten Derjenigen Beachtung, die keine persönliche Beziehungen zu dem Schauplatz der mitgetheilten Ereignisse haben, indem sie einen beachtenswerthen Beitrag zur Colonisationsgeschichte des Westens der Ver. Staaten bilden und zugleich ein erfreulicher Beweis von dem Interesse der Amerikaner für ihre Geschichte und für ihre Alterthümer abgeben. Fast fabelhaft freilich klingt es für uns Europäer, wenn der Verf. dieser Mittheilungen bei der Erwähnung der i. J. 1816 erfolgten Wiederherstellung des Fort Dearborn, welches i. J. 1812 von den Pottowattomie-Indianern zerstört wurde, nachdem dessen Besatzung fast gänzlich der Rache der betrogenen Indianer zum blutigen Opfer gefallen war, hinzufügt: „Den Gegenstand des allerhöchsten Interesses bietet für uns das alte Blockhaus. Es ist der einzige Zeuge altersgrauer Zeiten in dieser Stadt. Es ist volle 38 Jahr alt und stand, einsam und verlassen, rings von rothen Männern umheult", aber man kann gewiß nur zustimmen, wenn der Verf. hinzufügt: „Umgeben wir es jetzt mit einer niedlichen eisernen Schutzfence (das englische Fence für Umzäumung wird von den Deutschen allgemein in den Ver. Staaten gebraucht) gleich einem Zauberkreise, damit an ihm unsere Kinder die Beschaffenheit der Vertheidigungswerke kennen lernen, welcher sich die ersten Ansiedler in Chicago gegen den unbarmherzigsten und furchtbarsten Feind bedienten. Laßt die Ellenbogenarbeit (ebenfalls ein Amerikanismus für gewaltsames Durchdrängen) des nach Raum Suchens einer großen Stadt, wenn nothwendig, jede andere Spur von Fort Dearborn verdrängen, aber laßt den Schrillpfiff der Locomotiven, die mit ihren langen Zügen in

Digitized by Google

Windeseile von dem Golf von Mexiko heraufgestürmt kommen, oder die sich den tausendmeiligen Weg von der atlantischen Seeküste hieher durchgerungen, Jahrhundert um Jahrhundert an dem Blockhause, diesem ärmlichen, aber charakteristischen Denkmale der Vergangenheit widerhallen." Diese Worte bezeichnen auch schon den großen Gegensatz zwischen dem heutigen Chicago, einer Stadt von 60,000 Ew. und dem Zustand jener Gegend vor wenig mehr als 20 Jahren. Im J. 1831 noch war Chicago ein bloßer Handelsposten zum Verkehr mit den Indianern, die damals noch die ganze Umgegend im Besitz hatten. Außer der kleinen Besatzung des Forts bestand die ganze Einwohnerschaft damals aus 10 weißen Familien. Erst vom J. 1832 beginnt der Platz sich etwas zu heben. Eine der Hauptursachen dazu war der sogenannte Black Hawk Krieg, der die Vermehrung der Besatzung des Forts veranlaßte und dasselbe zugleich zum Zufluchtsorte für eine größere Anzahl von Colonisten machte, die aus einer weiteren Umgegend vor den Indianern hieher flohen. Ueber diesen letzten blutigen Kampf der Sauk- und Fox-Indianer des benachbarten Iowa unter ihrem Häuptling Black Hawk, gegen die weißen Eindringlinge, der ein wahrhaft tragisches Interesse gewährt und der nach der Niederlage der Indianer bei Bad Axe mit dem sogenannten Black-Hawk-Vertrag vom 21. Sept. 1832 endigte, durch den die Indianer sich gegen bestimmte Jahresrenten verpflichteten über den Missouri auszuwandern, gibt die Schrift S. 7—9 einen ziemlich ausführlichen Bericht. Ein zweiter Umstand, der um die genannte Zeit zur Hebung von Chicago beitrug, war das sogen. „westliche Fieber", welches 1832 durch das ganze Land zu grassiren

Digitized by Google

begann und Tausende aus den östlichen Staaten nach dem Fernen Westen trieb, um da neue Heimstätten zu suchen. Mit diesen neuen Ansiedelungen begannen daselbst auch zuerst die Erwerbszweige, welche vorzüglich Chicago so rasch emporgebracht haben, nämlich der „Lumber-Handel" und das „Packgeschäft". Ersterer, der Holzhandel nämlich, beschäftigt dort gegenwärtig jährlich ein Capital von 3 Mill. Doll. und in dem letzteren (d. h. im Schlachten und Einpökeln von Rindvieh und Schweinen) nimmt Chicago, was das Rindfleisch betrifft, jetzt die erste Stelle in Amerika ein, während es auch in Bezug auf das Schweinefleisch nur hinter Cincinnati, Louisville und St. Louis zurücksteht. Damals aber war die Schifffahrtsverbindung des Orts noch sehr mangelhaft. Die wenigen Schiffe, welche auf dem Michigan-See den Ort besuchten, mußten außerhalb der Mündung des Chicago-Flusses, der jetzt den Hafen des Orts bildet, zu Anker gehen und ihre Ladungen durch Böte ans Land bringen und zurückempfangen, weil eine Barre mit nur 3 Fuß Wasser den Eingang des Flusses verstopfte. Dieses Hemmniß wurde aber durch einen glücklichen Zufall im J. 1834 hinweggeräumt, nämlich durch eine große Frühlingsfluth, und im Juli desselben Jahrs, wo auch bereits die Eigenthümer der Dampfböte auf dem Erie-See bewogen worden waren, den neuen Hafenort während des Sommers wöchentlich einmal durch ein Dampfboot besuchen zu lassen, segelte das erste Schiff, der Schooner Illinois in den Fluß ein. Doppelt merkwürdig muß aber dies rasche Entstehen eines Handelshafens in dieser fernen Gegend erscheinen, wenn man erwägt, daß derselbe fast noch gar kein cultivirtes Hinterland hatte, denn damals befand sich der

Digitized by Google

nördliche Theil von Illinois und das benachbarte Wisconsin noch factisch im Besitze der Pottawotamies und einiger anderer Indianer. Erst 1833 wurden zwischen ihnen und den Ver. Staaten die Verträge abgeschlossen, nach denen sie ihre Ländereien gegen bestimmte Jahresrenten abtraten, und erst im Herbst 1835 wurden sie nach dem ihnen westlich vom Mississippi „zum ewigen Erbe" angewiesenen Lande transportirt. Seitdem sind erst 19 Jahre verflossen und in diesen Zeitraum fällt noch die große allgemeine durch die tollste Speculationswuth herbeigeführte nordamerikanische Geschäftsstockung von 1837, die auch in Illinois alle industrielle Unternehmungen an den Rand des Verderbens brachte und namentlich auch in Chicago viele Geschäftsleute völlig ruinirte, so daß der Anfang der fortschreitenden Blüthe dieses Orts eigentlich erst von 1837 an zu datiren ist, in welchem Jahre derselbe auch durch die Legislatur des Staats als Stadt incorporirt wurde. Von der Zeit an entwickelt sich aber auch die neue Stadt, in welcher der erste Census von 1837 eine Einwohnerzahl von 4170 ergab, in steigender Progression, wie aus der folgenden Uebersicht der Volkszunahme in derselben hervorgeht:

1837	Stadt-Census	4170	Einw.
1840	Census der V. Staaten	4479	„
1843	Stadt-Census	7580	„
1845	„ „	12080	„
1846	„ „	14169	„
1847	„ „	16859	„
1848	„ „	20023	„
1849	„ „	23047	„
1850	Census der V. Staaten	28269	„
1852	Stadt-Census	38733	„
1853	„ „	60662	„

Digitized by Google

Diese letzte im Nov. 1853 vorgenommene officielle Zählung ergab unter den Einwohnern 29404 außerhalb der Ver. Staaten Geborne, woraus hervorgeht, welch außerordentlichen Einfluß die fremde Einwanderung auf die Vermehrung der Bevölkerung gehabt hat.

Die Hauptlebensader für den Verkehr von Chicago bildet jetzt der schon 1834 angefangene, aber erst nach wiederholten, durch Finanzkrisen verursachten Unterbrechungen im J. 1848 eröffnete Illinois- und Michigancanal, der 100 engl. Meilen lang von Chicago nach La Salle am Illinois-Fl. führt und einer der wichtigen Canäle des Westens ist, welche die Canadischen Seen in directe Wasserverbindung mit dem Golf von Mexiko setzen. Dieser Canal, der jetzt unerachtet der Concurrenz zweier Eisenbahnen so einträglich ist, daß vermittelst seiner Einnahmen und derjenigen der ebenfalls auf Kosten des Staats erbaueten Illinois-Central-Bahn die noch 10 Mill. Dollars betragende Staatsschuld von Illinois wahrscheinlich in wenigen Jahren wird abgetragen werden können, hat derartig auf den Handel von Chicago gewirkt, daß derselbe sich jetzt auf mehr als 30 Millionen Dollars Umsatz beläuft, während derselbe vor der Eröffnung des Canals kaum so viele tausend Doll. betrug.

Wichtiger noch, als dieser Canal ist aber seitdem für den Handel Chicago's die vereinte Wirkung der Eisenbahnen geworden, die in Illinois seit 1836 unternommen worden und von denen jetzt 14 Hauptbahnen mit 34 Zweigbahnen in Chicago münden. Von diesen Bahnen, die zusammen eine Länge von 7779 engl. M. haben, und über welche der 2te Abschnitt der vorliegenden Schrift ausführlicher Bericht gibt, sind gegen-

Digitized by Google

wärtig 3000 M. vollendet, auf denen jetzt schon täglich 46 Züge in Chicago ab- und zugehen, und daß dieser Verkehr von nun an noch bedeutend zunehmen werde, ist wohl nach der Eröffnung der Canadischen Häfen für den Verkehr mit den Ver. Staaten durch den neuesten Tractat mit Groß-Britannien mit der größten Sicherheit zu erwarten, da Chicago einer der Häfen der Ver. Staaten sein muß, die aus diesem überhaupt sehr wichtigen Handelstractat, der mit der freien Schifffahrt auf dem St. Lorenz dem Amerikanischen Westen auch den directen Verkehr mit Europa eröffnet, den unmittelbarsten Gewinn ziehen werden. — Zum Schluß des 2ten Abschnittes gibt unsere Schrift auch noch Mittheilungen über die geographische Lage, das Klima, die Presse, verschiedene Institute und andere locale Verhältnisse von Chicago, die jedoch in Bezug auf die Lage und das Klima der Stadt, die uns hier nur näher interessiren könnten, sehr mangelhaft sind, weshalb wir hier nach anderen Quellen nur hinzufügen, daß Chicago auf dem westlichen Ufer des Michigan-Sees unter ungefähr 42° N. Br. und 87° 35′ W. L. von Greenwich an der Mündung des Chicago-Fl. liegt, dessen Hauptstrom sich in der Stadt in zwei Arme theilt, welche beide bei einer Tiefe von 12—17 F. einen bequemen und sehr geräumigen Hafen bilden und daß die Stadt, welche landeinwärts an eine weite schöne fruchtbare, hie und da mit Wald abwechselnde Prairie grenzt, obgleich niedrig gelegen, doch nicht ungesund ist, da keine Sümpfe in der Nähe vorkommen und die Seewinde einen wohlthätigen Einfluß auf die Luft ausüben

Der 3te Abschnitt (S. 48—74) gibt ausführliche Handels-, Gewerbs- und allgemein-statistische

Digitized by Google

Mittheilungen über Chicago, die jedoch zu sehr ins Detail eingehen, um hier eine nähere Besprechung zu gestatten. Wir beschränken uns deshalb auf die folgenden Notizen, die eben so wie die schon angeführte Volksvermehrung die außerordentliche rasche Entwicklung Chicago's beurkunden. Das den directen Taxen unterworfene Eigenthum der Einwohner war nach der Schätzung des Taxen-Ansetzers (Assessors) von 1851—1853 von 9,131,826 auf 22,929,637 Doll. gestiegen; was vorzüglich der außerordentlichen Werthsteigerung der Bauplätze zuzuschreiben ist. Einzelne Bauplätze, die 1833 mit 100 Doll. bezahlt wurden, sind gegenwärtig 70 bis 80,000 Doll. werth. — Die Hauptartikel des Handels von Chicago waren im J. 1853 1) Mehl, von dem 70,984 Faß zum größeren Theil in den Mühlen der Stadt gemahlen, über den See ausgeführt worden, 2) Weizen, Zufuhr ungefähr 1½ Mill. Bushels, von dem ein großer Theil als Mehl vermahlen ausgeführt wurde, 3) Mais 2,869,339 Bushels Einfuhr, 2,700,000 B. Ausfuhr über den See, 4) Roggen 80,594 Bush. Ausfuhr, 5) Gerste 193,090 B. Ein- und 120,000 Bush. Ausfuhr, 6) Grassamen 2,197,987 Bush. Einfuhr, 2 Mill. Bush. Ausfuhr, 7) Butter 800,000 Pfd Ein- und 500,000 Pfd. Ausfuhr, 8) Schweinepackerei; außer 10,500 Schweine zum Consum der Stadt wurden zur Ausfuhr geschlachtet und gepökelt 52,809 Stück Schweine zu einem Gesammtgewicht von 13,138,815 Pfd, 9) Rindfleischpackerei. Dies ist das wichtigste Geschäft in Chicago und beschäftigt dort 9 große Handlungshäuser, die i. J. 1853 zusammen 25,435 Stück Rindvieh schlachteten, die für 603,750 Doll. Fleisch, 141,828 Doll. Talg und 106,381 Doll. Häute lieferten, 10) Holz ist der

Digitized by Google

bedeutendste Handelsartikel von Chicago und das Geschäft darin nimmt von Jahr zu Jahr wie kein anderes zu. 1853 kamen auf den Markt 202,111,088 Fuß Blöcke und Bretter, 93,483,784 Stück Schindeln und 39,133,116 St. Latten. Dieser Artikel geht umgekehrt als die vorhergenannten seewärts ein und wird landwärts ausgeführt, wo die Nachfrage mit der wachsenden Colonisation stets steigt, 11) Wolle: Eingang aus dem Innern 1,030,000 Pfd, welche größtentheils wieder seewärts ausgeführt wurden, 12) Blei, Eingang auf dem Canal und der Galenabahn: 3,145,613 Pfd, welche sämmtlich seewärts wieder exportirt wurden. — Ein Anhang bringt ein Verzeichniß der deutschen Geschäfte in Chicago, aus dem auch die bedeutende Zahl der deutschen Bevölkerung Chicago's hervorgeht. Auffallend ist nach diesem Verzeichniß die große Zahl der Gasthäuser, Bierhallen und „Biersalons", die dort von unseren Landsleuten gehalten werden. Wappäus.

Berlin

Verlag von Julius Springer 1854. Kernlieder der evangelischen Kirche nach ihrer besondern Veranlassung zum Gebrauche für Lehrer und für Freunde des Kirchenliedes dargestellt von August Höhne. 118 S. in Octav.

Diese Schrift stellt die Veranlassung von 38 geistlichen Liedern größtentheils älterer Liederdichter, des Liedes vom h. Bernhard: Sei gegrüßt, o Haupt voll Wunden (salve caput cruentatum), des Liedes von Jacobus de Benedictis: Schaut die Mutter voller Schmerzen (Stabat mater dolorosa), des Liedes: Vom Himmel hoch da komm ich her, von Luther, ingleichen auch von Neuern,

Digitized by Google

wie des Liedes von Gellert: Auf Gott und nicht auf meinen Rath, wobei die interessante Anekdote von der armen Frau und dem reichen Kaufmanne mitgetheilt wird, dar. Damit sind kurze Biographien der Verfasser verbunden. Die Darstellung ist lebendig und innig. Von Paul Gerhardt wird folgende eigene Aeußerung über die Art, wie er seine Lieder dichtete, mitgetheilt: „Nimmt mich irgend ein Leid gefangen, so daß es meine ganze Seele niederdrückt, so flüchte ich mich hinaus in die liebe freie Natur Gottes. Der frische Hauch der Luft, der reine, blaue Himmel, oder selbst die Wolkenheere, die über meinem Haupte hinziehen, sprechen eine Sprache zu mir, die mir sonst unbekannt ist, und die dann wie Engelbotschaft meinen Geist berührt. Und wie mit einem Zauberschlage steht dann ein Wort der h. Schrift vor mir, dessen Sinn mir sonst dunkel, oder auch wohl gleichgültig geblieben war. Nun ist's mit einem Male, als würde mir das Verständniß nach allen Seiten hin geöffnet. Ich sehe eine Lehre, die wie Himmelslicht in die Nacht meines Irrthums fällt, ich fühle einen Trost, einen Frieden, wo ich vorher nur Klagen und Herzeleid empfunden. Und ohne daß ich es suche, reihet sich Wort an Wort, Gedanke an Gedanke, so daß ich Mühe habe, nur schnell und flüchtig niederzuschreiben, was der Geist des Herrn mir zuredet. Wenn ich in solchen Augenblicken ein Lied niedergeschrieben habe und lese es hernach, so ist mir's, als wären es gar nicht meine Worte; und so ist es auch allerdings."

Holzhausen.

(Schluß des Jahrgangs 1854).

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google